

**VOLLSTÄNDIGE
VÖLKER-GALLERIE
IN GETREUEN
ABBILDUNGEN
ALLER NATIONEN...**



3 $\rightarrow 4^\circ$ Geo. U. 138 $\frac{L}{(1,1)}$

F, O

<36622505990015

S

<36622505990015

Bayer. Staatsbibliothek

Vollständige
Völker-Gallerie

in
getreuen Abbildungen
aller Nationen
mit
ausführlicher Beschreibung
derselben.

Verlesen bei F. M. Goedsche.
Verst. bei Otto Wigand.

Bibliothek
des
Prinzen Carl



Arbeitsstand 47457

Bezirks-
bücherei VII
München

A s i e n.

Mit Beschreibung der Nationen Asiens macht die Völkertunde am natürlichsten den Anfang. Asien ist die Wiege des menschlichen Geschlechts; von hier aus wurde der ganze Erdboden bevölkert, hier wurden die ersten Reiche gegründet, hier machte der Kunstfleiß seine ersten Versuche; die drei Hauptreligionen: die jüdische, christliche und mohamedanische, gingen von hier aus, und obgleich die Europäer in späteren Zeiten an Kenntnissen und Ausbildung des Geistes den Bewohnern Asiens weit vorausgeilt sind, so waren doch diese einst die Lehrer Europas.

Wegen der erstaunlichen Größe Asiens, sein Flächeninhalt beträgt gegen 700,000 Quadratmeilen, und der Verschiedenheit seiner Klimate, es erstreckt sich durch alle Erdgürtel, enthält dieser Erdtheil auch eine Menge Nationen von höchst verschiedener Art, Farbe, Bildung, Lebensweise, Sitten und Trachten. Entworfene Völker, Nomaden und rohe Wilde werden unter seinen Bewohnern gefunden. — Zu den civilisirten Völkern Asiens, die an feste Wohnsitze gewöhnt, Ackerbau, Künste und Handwerke treiben, und in einer geordneten Staatsverfassung leben, gehören: die Türken, Armenier, Perser, Hindus, Malaien, Birmanen, Chinesen, Japaner, so wie ein Theil der Tartaren und Araber. Zu den Nomaden, den herumziehenden, bloß mit der Viehzucht sich beschäftigenden Hirtenvölkern, rechnet man: die Mongolen, Kalmücken, Tenguken, die Beduinenaraber, sehr viele Tartaren, und mehrere Nationen Nordasiens, z. B. Samojeden, Ostjaken. Zu den rohen Wilden endlich, die sich größtentheils vom Ertrag der Fischerei und Jagd nähren, allen feineren Künsten entfremdet sind und meist ohne alle politische Verfassung leben, werden die Jakuten, Wogulen, Tschutschen, Korjaken u. s. w. gezählt.

Auf den Wuchs und die Farbe dieser Nationen hat die Verschiedenheit des Klimas den entscheidendsten Einfluß. In den Gegenden Süd- und Hochasiens findet man den größten

und wohlgebildeten Menschenschlag, während in Nordasien mit zunehmender Kälte die Größe abnimmt und Schmutz und Unreinigkeit den Bewohnern der Nordpolgegenden eine eigene Farbe geben. — So groß indessen auch, auf den ersten Anblick, die Verschiedenheit der asiatischen Völker erscheinen mag, so lassen sie doch im Allgemeinen sich auf drei Hauptstämme zurückführen, nämlich:

- 1) den tartarischen, von weißer Farbe, dickem, langem, schlichtem Haar, gerundeter Nase, eirunden Augen, länglichem Gesicht, in Westasien;
- 2) den mongolischen, von gelber Farbe, dünnem, kurzem, krausem Haar, gedrückter Nase, geschlitzten Augentiefern, plattem Gesicht, in Ostasien;
- 3) den malaischen, von brauner Farbe, dickem, kurzem krausem Haar, tiefen Augen, breiter Nase, dickem Gesicht, in Südasien und auf den großen asiatischen Inselgruppen.

Die Gesamtzahl der Einwohner Asiens, mag sich wohl, denn ganz sichere Berechnungen lassen sich nicht machen, gegen 600 Millionen belaufen.

Der mittlere Theil Asiens, der bei Bildung der Erdoberfläche zuerst aus den Fluthen hervorsragte, auf welchem sich daher auch das erste menschliche Leben gestaltete, und von welchem nachher alle Völkerszüge ausgingen, besteht aus einem breiten und hohen Landrücken, um den sich große Gebirge herumziehen. Nord- und Südwärts senkt sich das Land nach dem Meere zu. Hieraus entsteht die natürliche Einteilung in Süd-, Mittel- oder Hoch- und Nordasien. — Dieser von der Natur selbst gebotenen Einteilung folgend, betrachten wir

I.

Die Völker Südasiens.

Zu Südasien rechnet man 1) die asiatische Türkei, 2) Arabien, 3) Persien, 4) Indien, 5) Tibet, 6) China, 7) Japan.

Handwritten notes:
 39
 34
 35
 36
 37
 38
 39
 40
 41
 42
 43
 44
 45
 46
 47
 48
 49
 50
 51
 52
 53
 54
 55
 56
 57
 58
 59
 60
 61
 62
 63
 64
 65
 66
 67
 68
 69
 70
 71
 72
 73
 74
 75
 76
 77
 78
 79
 80
 81
 82
 83
 84
 85
 86
 87
 88
 89
 90
 91
 92
 93
 94
 95
 96
 97
 98
 99
 100

1) Bewohner der asiatischen Türkei.

Die Türken

gehören zu dem Stamm der Tartaren, die ursprünglich zu den schön gebildeten Völkern der Erde zu rechnen sind, aber in den Nordländern oder auf den Steppen verwilderten. Als die Türken daher nur noch in den Steppen, die sich vom Altaigebirge bis zum Caspischen See erstrecken, und in denen heute noch ihre Stammverwandten, Kirgisen, Bucharen, Ulecken, Turkomanen rechnen, zu Hause waren, besaßen sie noch nicht die Wohlgestalt, zu der sie sich nachher als glückliche Ueberwinder und Bewohner weiter Gegenden schön gebildeter Völker veredelten, und die sie sich durch Befolgung der Gebote des Korans, der ihnen häufiges Waschen, Baden, Mäßigkeit anbefahl und behagliche Ruhe und Körperpflege erlaubte, erhielten.

Von den Arabern überwältigt und zur Annahme des Islam gezwungen, kommen sie seit dem 10ten und 12ten Jahrhundert, als Kriegerführten derselben vor, und zeichnen sich bald durch Kriegerthum so aus, daß aus ihrer Mitte die Leibwache der Kalifen und die Anführer des Heeres gewählt werden. Ja, einer ihrer Stämme, die seltschukkischen Türken, unterwarfen sich im 11. Jahrhundert die meisten Länder des arabischen Kalifats und stifteten ein großes Reich, das aber schon im 13ten Jahrhundert der Gewalt der Mongolen weichen mußte. Fast um eben diese Zeit hatte sich ein anderer türkischer Volksstamm, die Osmanen, gebildet, dessen Stifter und Anführer Osman, der Stammherr der noch jetzt regierenden Sultanndynastie, nach mehreren glücklichen Eroberungen, die sich bis herab in die Ebenen Kleinasiens erstreckten, den Titel eines Sultans annahm. Von ihm erhielt das jetzige türkische Reich den Namen des osmanischen oder ottomanischen. Mit reißender Schnelle breitete sich, da Araber und Griechen nur schwachen Widerstand zu leisten vermochten, und mit dem wachsenden Kriegsglück auch der Muth und Fanatismus dieser wilden Horden wuchs, ihre Herrschaft aus, und Osmans nächste Nachfolger schon drangen in die europäischen Länder des griechischen Kaiserthums ein, eroberten 1361 Adriano-
pel, erschloßen 1444 bei dem in der neuesten Ge-

schiechte wieder berühmt gewordenen Varna den entscheidendsten Sieg über ein großes christliches, von Ladislaw VI., Könige von Ungarn und Polen, beschicktes Heer, und der Schrecken ihrer Waffen drang durch ganz Europa. Unter Muhammed II. fiel 1453 endlich Konstantinopel und ward von nun an der Sitz der Osmaniden. Solymann II., der einen Theil Ungarns eroberte, und selbst Wien, wiewohl vergeblich, belagerte, vereinigte 1538 die priesterliche Würde des Kalifats mit dem Großsultanate, und nahm den Titel eines Padischahs oder Kaisers an. Unter ihm stand das türkische Reich auf dem Kulminationspunkte seiner Größe; nach seiner Zeit aber wurden die angrenzenden europäischen Nationen mit der türkischen Art Krieg zu führen immer bekannter, nicht mit entarteten Weichlingen mehr, die sich durch Höflinge, Weiber und Priester regieren ließen, hatten es fortan die Türken zu thun und die fortgeschrittene Kriegskunst neuerer Zeiten, in der sie als Feinde aller Neuerungen und Verächter alles vom Auslande Kommenden zurückblieben, ließ sich durch die ersten, wilden und besüßigen Angriffe türkischer Heere nicht mehr schrecken. Vorzüglich haben im vorigen Jahrhundert die Oestreicher unter Eugen, und in den neuesten Zeiten namentlich die Russen unter Paskewitsch und Diebitsch sich geschickt zum Kampfe mit den Türken und als ihre Besieger gezeigt, auch wohl für immer den Glanz der türkischen Waffen verdunkelt. — Uebrigens ist die Geschichte der Türken mehr eine Erzählung von Kriegen, als von merkwürdigen Begebenheiten und Verbesserungen im innern Zustande des Reichs. Empörungen in Konstantinopel und in den Provinzen, Entthronungen und Erdrosselungen der Kaiser und der ersten Staatsbeamten, gehören zu den nicht seltenen Erscheinungen dieser despotischen Kultur und Indolenz, Glück und Wohlstand der unterworfenen Völker vernichtenden Regierung. Wenn daher so manches unterjochte Land, durch die schätzbaren Erfindungen, durch die Kultur seiner Eroberer für den Verlust der Unabhängigkeit entschädigt wurde, so haben dagegen die Siege der Sultane die unterworfenen Länder jedesmal in Barbarei gepülzt; und wenn die Herreszüge gebildeter Nationen den Keim nützlicher Anstalten oder irgend ein

wichtiges Denkmal zurückließen; so haben dagegen die Ottomanischen Horden sich immer nur durch Verwüstung verewigt. —

Die Religion der Türken

ist der sunnitische Islam *). Ihre Bethäuser, Moskeen oder Medschets, sind fast alle von einerlei Form und zum Theil sehr prachtvolle Gebäude mit gewölbten und mit Blei gedeckten Kuppeln und mehreren hohen und schmalen Thürmen, Minarets, von welchen aus durch eine Glocke das Volk täglich fünfmal zum Gebet, Namaz, gerufen wird. Jeder gute Moslem fällt, sobald er die Glocke hört, sei es auf der Straße, auf dem Felde oder zu Hause, sei der Ort rein oder schmutzig, trocken oder naß, auf seine Kniee, und verrichtet sein Gebet. Innerhalb der Moskeen findet man keine Hierrathen, außer einige Sprüche des Koran, die an die weiße Wand geschrieben sind. Der Fußboden ist gewöhnlich mit prächtigen Teppichen belegt. In einem Winkel gegen Süd-Osten befindet sich eine Art Kanzel, von welcher herab der Im an, sitzend, das Gebet abliest. Nach der Gegend von Mecca, dem Geburtsort des Propheten, zu, ist eine Tafel oder ein Stein, Kibla, an der Wand angebracht, zum Zeichen, daß nach dieser Gegend die Betenden ihre Blicke richten sollen. Gefährlich würde jedem Nichtmuhamedaner der Eintritt in eine Moskee sein; nur dem Gesandten der Republik Venedig wurde ehemals, einem alten Herkommen gemäß, die Sophienmoskee zu Konstantinopel, die prachtvollste von allen, geöffnet. Es war dieselbe früher ein christlicher Tempel, dessen Bau schon von Konstantin dem Großen, dem ersten christlichen Kaiser, begonnen, und von seinen nächsten Nachfolgern vollendet ward. In zwei Volkstümmlen ward er ein Naub der Flammen, stieg aber in der Mitte des 11ten Jahrhunderts durch des Baumeisters Anthonius Genie und des Kaisers Justinian Freigebigkeit, aus seinen Ruinen empor. Porphyrt und Granit, Marmor aus 3 Welttheilen und edlere Metalle und Juwelen mit ungeheurer Verschwendung angebracht, seine mehr

als 100 Marmorsäulen, seine 9 bronzenen Thore, seine künstlich gestellten Kuppeln, sein ganz von Gold und Silber gearbeiteter Altar, verschafften ihm in der prunkvollen Sprache der Griechen die Namen eines irdischen Himmels, eines Wohnorts der Engel und Gottes selbst. Er war so prachtvoll, daß Justinian, als er ihn am Tage der Einweihung zum erstenmal in seinem vollen Glanz erblickte, freudig ausrief: Gott allein die Ehre! Ich habe dich überwunden, Sathemo! In Niew und Nowogorod suchte man ihn nachzuahmen und seine Formen mögen dem Baumeister der heiligen Marcuskirche in Venedig vorgeschwehrt haben. — Am Hauptthore dieses Tempels stieg Muhamed 11. nach der Eroberung Konstantinopels vom Pferde, hieb nach einem raubgierigen Soldaten, der den Fußboden desselben aufbrach, und befahl, diesen Tempel zur Moskee umzuwandeln. Die Wände wurden augenblicklich entblößt, das Sanctuarium niedergeworfen, auf die Kuppeln der halbe Mond gepflanzt, und nun verrichtete der Sultan sein Gebet auf eben der Stelle, auf welcher der letzte griechische Kaiser, Konstantin Paladologus, der römischer gefallen war als die lange Reihe seiner Vorfahren geherrscht hatte, vor wenigen Stunden noch den Gott der Christen um Schutz und Sieg über die Ungläubigen angefleht hatte. —

Das größte religiöse Fest der Türken ist das große Bairamfest, welches drei Tage lang mit der größten Pracht gefeiert wird, und unmittelbar auf den Monat Ramadan, den 11ten Monat im muhamedanischen Jahre, folgt, in welchem der Stifter des Islam, Muhamed, die erste große Offenbarung Gottes, durch den Engel Gabriel, empfangen zu haben vorgab. Mit dem Neumond des Ramadan beginnt das große Fasten, das von jedem Moslem heilig gehalten wird. Bis nach Sonnenuntergang darf weder gegessen noch getrunken werden. Alles hält sich still und eingegeben; die Straßen scheinen verödet, Kaffee- und Speisehäuser stehen leer; aber mit dem sinkenden Abend lebt Alles auf: man sucht für die Entbehrungen des Tages

*) Die Bekenner des Islam, d. h. des rechten Glaubens, theilen sich nämlich in zwei Hauptpartheien, in Sunniten und Schiiten; erstere halten die mündliche Ueberlieferung (Tradition, Sunna) von Muhameds Lehre den schriftlichen Aussprüchen des Koran gleich, und verehren in den Kalifen Omar und Ali man die wahren Nachfolger des Propheten; letztere hingegen verworfen die Sunna und halten den Kalifen Ali, dessen Nachkommen in Bagdad begraben liegen, für Muhameds einzigen und rechtmäßigen Nachfolger.

sich reichlich zu entschädigen, ißt und trinkt oft im Uebermaas, und eine lautere Fröhlichkeit, als man sonst an dem ernstn gravitätischen Türken zu sehen gewohnt ist, folgt nun auf die Ruhe und Stille des Tages. 70 Tage nach dem großen Bairam fällt die zweitägige Feier des Kurban Bairam, d. i. des Opferbairam, an welchem zum Andenken der Rettung Isaaks von Abrahams Opfermesser, jeder Vermögende ein Thier schlachtet und dessen Fleisch unter die Armen vertheilt. — Da die Türken, wie alle Musamedaner, nach Mondjahren zählen, so tritt der Ramadan alle Jahre um 11 Tage früher ein, so daß er innerhalb 33 Jahren alle Jahreszeiten durchläuft. —

Der oberste Geistliche der Türken heißt Großmufti. Als erster Ausleger des Koran, der nicht bloß religiöse Vorschriften, sondern auch bürgerliche Geseze und Regeln zur Entscheidung zweifelhafter Rechtsfälle enthält, ist er dem Range nach der höchste Reichsbeamte nach dem Großvezir. In allen wichtigen Angelegenheiten, besonders in peinlichen Rechtsfällen, muß er zu Rathe gezogen werden, worauf er gewöhnlich seine Meinung schriftlich, ganz kurz, ohne Beifügung der Entscheidungsgründe zu erkennen giebt. Ein solches schriftliches Gutachten des Mufti heißt Fetwah, und endigt gewöhnlich mit den Worten: Gott weiß, was besser ist! — Ungeduldet seiner hohen Würde und des ihm ausschließlich gebührenden Rechtes, des Sultans linke Achsel zu küssen, wird es diesem doch leicht, unter einem schätlichen Vorwande ihn abzusezen und einen andern zu ernennen. — In den größern Städten sind Untermuftis angestellt, die ihre Stellen, nie ohne große Geschenke, vom Großmufti erhalten. Die niedern Geistlichen, welche den Gottesdienst halten, den Koran vorlesen und erklären, den Kranken Beistand leisten, und bei Heirathen den Segen sprechen, heißen Imams. Ihre Besoldung erhalten sie aus den Moskeen, an welchen sie angestellt sind; bei dem Volke stehen sie in großm Ansehen. Ihre Tracht ist von der Tracht der Personen weltlichen Standes bloß durch den Turban verschieden, der bei ihnen etwas höher als gewöhnlich geformt ist. — Die Derwische, d. h. die Armen, sind eben das, was bei den katholischen Christen die Bettelorden

sind. Sie suchen ihren Ruhm im Fasten und Beobachtung strenger religiöser Gebräuche und gottesdienstlicher Handlungen. Theils einzeln, theils in Klöstern zusammenlebend, bilden sie mehr als 30 verschiedene Orden und Bruderschaften. Von dem gemeinen Volke stehen sie noch in dem Rufe großer Heiligkeit, während die Klagen sie im Stillen verachten, ohne es jedoch zu wagen, ihnen den freien Zutritt zu ihren Täfeln zu versagen. Eine spitze Filzmütze und ein schwerer Rosenkranz zeichnet sie aus. — Aus der niedrigsten Stufe stehen die Santons, d. h. Heilige. In dem Geruche ganz besonderer Heiligkeit stehend, werden sie von dem Pöbel um so mehr verehrt, je wahnsinniger sie sich gebarden. Niemand wagt es, sich ihren groben Ausschweifungen, die sie unter der Maske der Selbheit besorgen, zu widersetzen. Mit Haut überzogenen Skeletten gleichend leben sie oft lange Zeit nur von wilden Früchten und schlammigem Wasser, sitzen zum Ekel der Vorübergehenden oft nackt und voll Schmutz ganze Tage in der brennendsten Sonnenhitze und schlafen des Nachts in Grabmätern. Etw auf ihr selbstgewähltes Elend wahren sie über ihre Mitmenschen erhaben, vorzügliche Liebliche Muhammets zu sein.

An der Spitze der Regierung steht der Großsultan (Taf. I.) jetzt Mahmud II., der letzte männliche Nachkomme, Osmans, des StifTERS des türkischen Reichs. Unumschränkt herrscht der türkische Kaiser, der in seiner Person die höchste weltliche, und als Kalif, Nachfolger des Propheten, die höchste geistliche Würde vereinigt. Bei seiner Thronbesteigung wird er nicht gekrönt, sondern bloß, nachdem er auf den Koran die Aufrechthaltung des Islam beschworen hat, mit dem Säbel Osmans umgürtet. — Aus den Weibern seines Harems, Oskanen, deren Zahl mandmal auf 2000 stieg, wählt der Sultan seine Gemahlinnen, deren er 7 nehmen darf. Da seiner freigebornen Fürstin als Oskanin (s. Taf. I.) in den Harem zu treten erlaube ist, so sind es meist geborne Hochadeln oder Geographen, die dem Reich seine Herrscher geben. Die, welche einen Prinzen gewährt, heißt: Chassaki Sultana; die Mutter des regierenden Sultans, die immer in großm Ansehen steht und von bedeutendem Einfluß ist: Sultana

Valide. Der einflussreiche Ausscher des Harems, der auch zugleich über alle geistliche Gebäude gesetzt ist und alle weltliche Stellen an den Moskeen vergiebt, heißt Kiskar-Aga. (Taf. I.) — Alle Prinzen werden in dem Harem erzogen, wo man ihnen nichts als irgend eine mechanische Kunst oder Handwerk lehrt. — Die Thronfolge ist erblich, doch findet kein Erbgeburtsrecht statt, sondern das Volk wählt nach Belieben einen Prinzen aus der Familie Osmane. Die Weiber sind von der Thronfolge ganz ausgeschlossen. Bei einer Thronveränderung wurden in frühern Zeiten, um Empörungen zu verhüten, alle Prinzen, die auf den Thronfolger unerbittlich hingerichtet; jetzt, wo der Stamm Osmane dem Erbscheide nahe ist, bleiben sie im Harem. — Die Prinzessinnen, welche sämtlich den Titel Sultana führen, werden nach einer alten Gewohnheit in frühesten Jugend schon an Beyire, Paschas oder andre Große vermaählt, ihre männlichen Nachkommen aber nach einem Reichthumsgesetz sogleich nach der Geburt getödtet. — Das Reichswappen ist ein grünes Schild mit wachsendem silbernem Kinde; auch die Flagge (Taf. III.) ist grün, mit silbernem Halbmonde. —

Der Stellvertreter des Sultan und die wichtigste Person im Staate ist der Großvezier. Er ist erster Minister und dirigirt die Berathschlagungen des Divan, d. i. des höchsten Reichsrathes, und entscheidet allein. Der, welcher zum Großvezier ernannt wird, erhält ein Siegel, auf welches der Name des Sultan gestochen ist. Immer muß er dieses Siegel auf der Brust tragen, und befehlt, kraft desselben, im Namen des Sultan unumschränkt. Dessen ungeachtet vermag der Glanz seiner Würde ihn nicht gegen Verweisung und Hinrichtung zu schützen, die oft durch Intriguen oder durch das Mißlingen eines von dem Sultan erhaltenen Auftrags veranlaßt werden. Entfernt sich der Großvezier von der Hauptstadt, so ernannt er einen Stellvertreter, Kaimakan. — Andere hohe Staatsbeamte sind: der Kiaja-Beg, Minister des Innern, der Reis-Effendi, (Taf. II.) Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Defterdar-Pascha, Verwalter des Staatsschatzes, Miri der Kapudan-Pascha, oberster

Admiral, der zur See eben so unbeschränkt ist, als der Großvezier zu Lande, von aller Zerbeute ein Drittheil, auch von den Hafenorten starke Einkünfte zieht und in seinem Bereich über Leben und Tod gebietet. Minister der innern ausübenden Gewalt, der Polizei, ist der Chiaus-Pascha, zugleich Befehlshaber der Chiane, der Gerichtspersonen, welche die Partheien vor den Richter fordern, den Sultan stets begleiten und die von diesem verlangten Köpfe der Pascha's holen. Kapidschi-Baschi (s. Taf. I.) heißt der Vorsteher der Kapidgie, der Wächter oder Thorhüter des Serails und der Hofbedienten. Er besitzt großen Einfluß und ist ungefähr das, was unsere Oberkammerherren sind. Gläserne Standsäulen, weil die Hand, welche aus dem Staube sie erhob, sie auch augenblicklich vernichten kann, nennt ein türkisches Sprichwort alle diese hohen Staatsbeamten. — Der Gang der türkischen Regierung ist im Allgemeinen zu unregelmäßig, die Autoritäten, durch die sie wirkt, zu wenig abgemessen, grausame Maasregeln und die faulste Herrschaft militärr Gebräuche, Verwegenheit und Ungestlichkeit, Geradheit und strenge Nettigkeit in der äußern Politik und rücksichtsloser Bruch der wichtigsten Verträge, sobald er dem Reich zu frommen scheint, wechseln zu schnell ab, um von dem Geiste dieser Regierung etwas Bestimmtes sagen zu können. Klagen über die Langsamkeit, mit der die verschiedenen Minister-Bureaux in Konstantinopel (in einigen derselben, z. B. des Defterdar und des Reis-Effendi, wird viel geschrieben,) ihre Ausfertigungen besorgen, sind eben so häufig als gerecht. Bei außerordentlichen Fällen wird inak wohl größere Thätigkeit gewahrt, aber auch dann häufig diese nicht an; hierdurch kommen nicht selten der Ausführung schon nahe Geschäfte in Vergessenheit oder Verwirrung. Diese Erscheinung überrascht nicht in einem Reiche, das in Beziehung auf allgemeine Kultur so weit zurück ist. Der rohe Mensch muß mit Gewalt dem ihm behaglichen Müßigange entzissen werden; plötzlich entzündet sich dann wohl sein Feuer, aber nur um eben so schnell wieder zu verlöschen.

Die Gesandten der auswärtigen europäischen Mächte, die in Pera, einer Vorstadt Konstantinopels, wohnen, und die schönere Jahreszeit

in Busukdere, einem reizend gelegenen Flecken am schwarzen Meere, zubringen, besprechen sich mit den Gliedern der türkischen Regierung nicht unmittelbar, sondern bedienen sich hier ihres Dolmetschers, Dragoman's. Diesem eröffnet der Minister seine Ideen, und macht ihn auf die Gründe aufmerksam, auf denen sie vorzüglich beruhen. Ganz natürlich hängt also das Gelingen seiner Absicht nicht wenig von der Einsicht und Geistesgegenwart des Dolmetschers ab, der mit den Türken selbst sich bespricht, sie überzeugen oder übertreden muß. Dies aber kann bei der Trägheit der Türken, ihren seltsamen Vorstellungen, und der Verachtung, mit der sie zuweilen jeden behandeln, der nicht Moslem ist, nur durch Klugheit und Geduld erreicht werden. Bei einem üblen Erfolge ist die Lage des Dragoman um so mißlicher, da er über die nähern Ursachen desselben, weil in der Regel bloß Worte und seine Schriften gewechselt werden, sich nicht gänzlich zu rechtfertigen vermag. Ein geschickter, mit den orientalischen Sprachen vertrauter, von den türkischen Beamten geschätzter Dolmetscher ist daher die Seele der Gesandtschaft; wenigstens mag es ohne einen solchen auch einem Gesandten von entschiedenem Talente schwer fallen, seinen Unternehmungen den gewünschten Ausgang zu sichern. Wenn die Dolmetscher zu den türkischen Ministern gehen, so ziehen sie orientalische Kleider an, welche die meisten von ihnen, aus Bequemlichkeit, auch außer ihrem amtlichen Wirkungskreise, tragen. Der Dragoman der Pforte, (Taf. II.) dessen sich der Sultan bei Audienzen christlicher Gesandten bedient, ist jederzeit ein vornehmer Erzieher, der nachher häufig zum Hoepodar erhoben wird. —

Das türkische Reich ist in 24 Statthalterschaften, Paschaliks, eingetheilt. Die Pascha's von Rumili, Anatoli und Damas führen den Titel eines Begler-Begs, d. h. eines Fürsten der Fürsten, und lassen drei Rosschweife vor sich hertragen; die übrigen Paschas haben nur zwei Rosschweife. Mittels eines solchen, an einer langen Stange befestigten Schweifes sammelte einst der Schwiegervater des Propheten, Abubeker, die schon zerstreuten und geschlagenen Moslemin von neuem, und führte sie zum Siege. Daher ihre Entstehung. — Die Gewalt eines

Pascha ist sehr groß, und in der Provinz, die ihm unterworfen ist, beinahe unbeschränkt. Zwar wird er von dem Großherrn nach Willkühr ein- und abgesetzt, ist verpflichtet an den Kriegen desselben Theil zu nehmen und die Einkünfte der Provinz bis zu einem gewissen Betrage an den Sultan zu zahlen; aber die ganze innere Verwaltung hängt von ihm allein ab, und zu Bedrückungen aller Art hat er um so freiere Gewalt, da bei dem Verfall des Reichs der Großherr lieber nachsieht als durch strenge Maaßregeln zu Aufruhr und Empörungen Anlaß giebt. Man hat daher Beispiele, daß Pascha's, gegen einen Antheil an der Beute, große Räuberbanden in ihren Provinzen unterstützten, oder ihrem Unwesen eine lange Zeit unthätig zusahen, um dann plötzlich über sie herzufallen, und aus der zweiten Hand zu erhalten, was sie der ersten zu entreißen nicht den Muth hatten. — Der einzige Damm gegen die despotischen Maaßregeln der Regierung und namentlich auch gegen die Bedrückungen der Pascha's in den Provinzen, ist die zahlreiche und angesehene Körperschaft der Rechtsgelehrten, die Ulema's (ein Mitglied derselben s. Taf. II.), welche auch zugleich als Geistliche betrachtet werden, weil das bürgerliche Gesetz der Türken eben sowohl als ihre Religion auf der Auslegung des Koran beruht. Es dürften sich mit ihnen die Schriftgelehrten des frühern jüdischen Staates am bequemsten vergleichen lassen. Die Beschlüsse und das Vorhaben der Regierung haben die Ulema's nach den Aussprüchen des Koran zu prüfen und gut zu heißen, und früher wenigstens mußte der Sultan in allen wichtigen Staatsangelegenheiten die Ulema's und den an ihrer Spitze stehenden Mufti um ihr Gutachten befragen. Ihr Einfluß ist daher sehr groß, obwohl in den neuen Zeiten ihre Opposition gegen die Regierung nicht mehr so unbeugsam sein mag als sonst. Das Vermögen der Ulema's darf nicht confiscirt werden, auch ihre Person gilt im Allgemeinen für unverletzlich. In einem Mörder lebendig zerrissen zu werden, ist die einzige, aber äußerst selten vorkommende Strafe für ihre unwürdigen Vergehungen. Als daher Osman IV. 1755 die hartnäckige Opposition der Ulema's nicht länger dulden wollte, befahl er: die steinernen Mörder, die man früher zu vergleichen

Einrichtungen gebraucht hatte, wieder aufzustelen — und der Widerstand war besiegt! Die nächste Stelle in der Körperschaft der Ulema's nach dem Mufti ist die des Kadis n i e r s. Es giebt deren drei; einen in Afsien, einen in Europa und einen in Aegypten. (Vgl. Taf. II.) Kad i's, d. h. Unterlehrer, in den ihnen untergebenen Theilen des Reichs, stehen unter ihnen und werden von ihnen angestellt. Nur wer früher Kadis lesniet gewesen war, kann Mufti werden. Oberlehrer in den einzelnen Provinzen sind die Molla's. Zur Bildung aller dieser Rechtsgelahrten giebt es eigene Anstalten, in welchen die Schüler erst mehrere untergeordnete Grade erreicht haben müssen, ehe sie, nach sorgfältiger Prüfung, zur Würde eines Ulema erhoben werden. Wenn bei den Arabern die Ulema's wahrhaft gelehrte und in allen Wissenschaften gebildete Leute waren, so sind sie bei den Türken zu Gräblern geworden, die sich eifriger bemühen, spitzfindige Erklärer des Koran zu werden als sich an seinem Geiste zu erheben. — Ist der Sultan der Anhänglichkeit und Hingabe der Ulema's gewiß, und hat er durch Nachsicht und Freigebigkeit die Liebe der Soldateska gewonnen, so kann er nach unbeschränkter despotischer Willkür über die Güter und das Leben aller seiner Unterthanen verfügen. Doch ist die heutige türkische Armee das bei weitem nicht mehr, was sie früher war. Dem jetzigen militärischen Systeme der Türken kann nur ein Blick in die Zeiten einiges Interesse geben, wo Schrecken vor ihren Fahnen herging und beinahe jeder ihrer Streiter von Schwärmerei oder Wuth getrieben war. Nur mit einem solchen Fecre konnten die Sultane vom Euphrat bis zur Donau siegen. Die auf Rath seines Vaters, von Murath I. aus der christlichen Jugend Bulgariens, Serviens, Bosniens und Albaniens gebildeten, zuvor im Islam und in der Kriegeskunst sorgfältig unterrichteten Janitscharen waren früher das geübteste und tapferste Fußvolk und die feste Stütze ottomanischer Größe. 1361 schickte Murath dieses neue Corps zu einem frommen Derwisch (Fadi Bekasch) der es einsegnen sollte. Bei dieser Gelegenheit erhielt es den Namen Jen = Jischieri, d. h. neue Soldaten. Segnend legte der Derwisch einen Kermel seines Filzrockes auf das

Haupt des Anführers, daher die Janitscharen an feierlichen Tagen eine Filzmütze mit einem sehr breiten Stütz, das hinten herunterfiel und die Hälfte des Rückens bedeckte, trugen. (s. Taf. II.) Eigentliche Uniformen hatten sie nicht, über der Stirn aber trugen alle ein lebernes Futteral, in welches die hölzernen Köpfe zum Pilau gesteckt wurden. Später ergänzten sie sich nicht mehr durch zweckmäßig erzogene Christenkinder, sondern oft aus der Hefe des Volks. Um persönliche Ehrlichkeit und Strafflosigkeit bei begangnen groben Verbrechen zu finden, ließen sich viele in die Musterrollen dieses, unter eigener Gerichtsbarkeit, dem Divan der Janitscharen, stehenden Corps einschreiben; so wurde z. B. selbst einmal ein Armenischer Patriarch, um der vom Sultan verhängten Galere Strafe zu entgehen, Janitschar. — Sie waren in 196 Oda's (Kammern) Regimenter von sehr ungleicher Stärke eingetheilt. Jede Oda hatte einen obersten Befehlshaber, Aga, einen Unterbefehlshaber, Oba = Baschi, einen Hauptmann, Schiur = Baschi, und einen Koch, der in großem Ansehn stand und dessen Staatskleidung mit silbernen Köpfeln, Messern, Schüsseln und dergleichen so sehr belastet war, daß er bei feierlichen Auszügen von zwei Personen unterstützt werden mußte, um sich aufrecht zu erhalten. — Die Zahl der eigentlichen im täglichen Solde stehenden Janitscharen erstreckte sich nur auf 40,000 Mann, doch mag sich ihre Gesamtzahl leicht in allen Theilen des Reichs auf 150,000 Mann belaufen haben. Von der ersten Oda war der Großsultan selbst Mitglied und empfing als solcher regelmäßig seinen Sold. In Konstantinopel vertraten sie auch die Stelle der Sprizenleute. Je stärker es brannte, desto mehr erhielten sie vom Sultan, der durch seine Freigebigkeit sich aufzumuntern suchte; daher hüteten sie sich wohl, das Feuer schnell zu löschen. — Die Reformen, welche man mehrmals mit dieser ausgearteten Miliz vornehmen wollte, mißglückten und verursachten mehrere dem Leben der Sultane selbst gefährliche Revolutionen, bis es endlich in den neuesten Zeiten dem jetzigen Großherrn gelang, namentlich mit Hülfe der Topthys durch die gewaltsamsten und blutigsten Maasregeln dieses ganze Corps zu vernichten. — Die Topthys, Artilleristen, haben

durch Hülfe französischer schwedischer und englischer Offiziere seit 20 — 30 Jahren nicht unbedeutende Fortschritte gemacht. Ihre Zahl ist nicht bestimmt; indessen sind auch sie in Oda's Einheitlichkeit und Flehen unter ihrem eigenen General Topchy-Baschi, der eine despotische Gewalt über sie übt. Den Kern der türkischen Reiterei bilden die *Epa'sis*. Sie wurden wie die Janitscharen ebenfalls von Murath I. gestiftet, und ehemals aus kaiserlichen Pagen genommen; waren daher nicht sehr zahlreich; gegenwärtig aber soll sich ihr Corps ungefähr auf 15,000 Mann belaufen. Ihre Waffen sind: Lanze, Schwert, Bogen, Pfeile und Dolche; vorzüglich sieht man die asiatischen *Epa'sis* also bewaffnet, die europäischen tragen Carabiner und Pistolen. Ihr erster Angriff in der Schlacht ist heftig, um die feindlichen Reihen zu trennen, aber, wenn ihnen dieses nach dreimaligem Versuche nicht gelingt, so retiriren sie zerstreut und unaufhaltsam. — Auf europäische Art regulirte türkische Truppen (s. Taf. III.) fand man schon zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts in der Türkei. Sie waren anfangs nur in zwei Regimentern abgetheilt, welche das rothe und das blaue, von der Farbe ihrer Uniformen, genannt werden. Die Uniform besteht aus einer kurzen offenen Jacke, den italienischen Mänteln ähnlich mit Urmeln, einem zugedrückten Kinn und sehr weiten und hohen Beinkleidern, die jedoch nur bis an die Knie oder höchstens bis an die Knöchel reichen. Strümpfe und Halsbinde fehlen gänzlich, was ihnen ein sehr nachlässiges Aussehen giebt. Um den Leib wird ein breiter wollener Gürtel, auf dem Kopfe eine rothe oder blaue weite Mütze, von deren Wirbel eine seidene oder wollene Quaste herabhängt, getragen; ein krummer Säbel und ein Gewehr mit angepflanztem Bajonnet ist ihre Bewaffnung. Die Offiziere tragen einen Halbmond von Silber oder kleinen Brillanten auf der Brust, reite gelblederne Stiefeln und einen großen rothen Mantel, der mit einer silbernen Agraffe am Halse befestigt in weiten Falten bis unter das Knie herabfällt. Schießgewehre, Patrontaschen und Gürtel sind zum größten Theil französisches Fabricat. Das Exercitium ist ganz europäisch. Auf solche Weise organisirte Truppen hat der Sultan bis

jetzt 68 Bataillone, jedes zu 1,000 Mann und 6,000 Mann Garde-Cavalerie (s. Taf. III.) Demographisch zeigt auch der flüchtigste Blick auf den Zustand der Osmanen, daß ihre Soldaten nie den Nationen fürchterlich sein werden; bei welchen physische Kräfte durch die Berechnungen des Weiskandes unterläßt werden und wo die so sehr vervollkommenen Werkzeuge der Zerstörung noch immer der Gegenstand des angestrengtesten Nachdenkens sind. — Außer den angeführten Truppengattungen besteht die türkische Armee noch aus einer überaus großen Menge Lehnssoldaten die aber nur den Sommer über im Felde zu dienen verpflichtet sind. — Die Beförderungen in der Armee geschehen durch Günst und Geld. — Aerzte folgen der Armee gar nicht. — Die Unordnung in den türkischen Lagern, der Uebermuth und Ungehorsam ganzer Corps, die, wenn sie uns zufrieden sind, nach Hause ziehen oder zu andern Heeresabtheilungen sich eigenmächtig begeben, niemals aber zum Feinde übergehen, sind bekannt. — Diese Unordnungen, welche aus Mangel an Disciplin entstehen, werden noch durch die große Menge von unnützen und lästigen Menschen, welche die orientalische Prachtliebe und Eitelkeit im Lager versammeln, vermehrt. Und während man sehr aufmerksam auf alles ist, was auf die äußere Pracht Bezug hat, vernachlässigt man alles, was sich auf die Errichtung von Depots, die Anlegung von Magazinen u. s. w. bezieht. Daher ist es nicht selten der Fall, daß in einem türkischen Lager eine Hungersnoth entsteht — Für gutes Trinkwasser, so wie auch für das zur Reinigung, welche die Religion vorschreibt, nöthige Wasser, hat man bei der türkischen Armee durch Errichtung eines eignen Corps von Wasserträgern, *Sakka's*, die unter den Soldaten den niedrigsten Rang einnehmen, gesorgt. Jeder *Sakka* hat auf seinem Pferde zwei ledernen Schläuche, welche ungefähr 150 Kannen Wasser enthalten. In den heißen Ländern, in welchen die Türken gewöhnlich Krieg führten, ist diese Einrichtung von großem Nutzen. —

Die Natur gab den Türken einen schönen kräftigen Körperbau, gleich fähig Mäßigkeit und Entbehrungen zu ertragen, wie den sinnlicher Genüsse zu empfinden. Hang zur Ge-

müchlichkeit, Unthätigkeit und Einnenlust, obwohl ihre äußern Sitten anständig und streng sind, zeichnet sie aus. Ganze Tage können sie mit über einander geschlagenen Beinen an den Thüren ihrer Wohnungen oder der Kaffeehäuser sitzen, und Tabak schmauchend, gerade vor sich hin sehen, so daß es allerdings einen befremdenden Eindruck auf den munteren Europäer machen muß, Männer mit dertellichen Gliedmaßen und mit wirklich geistreichen Gesichtsbildungen (s. Taf. I. Physiognomie der Türken) wie leblose Klöße liegen zu sehen. Einen Türken zu sehen, der seine Stellung schnell ändert, sehr laut redet, eine hüpfende Bewegung macht oder eine laute Lache ausschlägt, ist etwas sehr Seltenes. Selbst die türkische Sprache — eine tartarische Mundart, die für das Ohr zwar etwas Volltönendes, aber zugleich Rauhes und Trübses hat, daher sie, nach einem türkischen Sprichwort, der Engel, der das erste Aelternpaar aus dem Paradies trieb, geredet haben soll — so sehr sie Metaphern begünstigt, so fähig sie ist, Empfindungen zu schildern und das Gebiet des Verstandes mit den üppigsten Blüten der Phantasie zu regieren; ist für Ausdrücke der Schalkheit und des Doppelsinnes gar nicht geeignet. — Ein auffallender Zug in dem Charakter der Türken ist der schnelle Uebergang von der mutigsten Entschlossenheit zur niedrigsten Feigheit. Bald trozt er dem mächtigsten Widerstande, bald erschreckt ihn ein Schatten und ein ungleich schwächerer Gegner vermag ihn zu besiegen. Dieß läßt sich zum Theil aus dem, allen rohen Völkern gemeinen Mangel der Behutsamkeit und des ruhig forschenden, vergleichenden Blickes, der unerwarteten Vorfällen ihr Schreckliches benimmt, noch mehr aus ihrem Glauben an den unaufhaltbaren Lauf des Schicksals, erklären. Dieser Glaube macht Vorsicht, die einzige Weberscherin des Zufalls, entbehrlich. Was daher in den Augen des Türken das Gepräge der Vorherbestimmung hat, darnach greift seine Hand bald mit aller Bestimmtheit, bald weicht sie zitternd zurück; und er wagt entweder kühn einen entscheidenden Wurf, oder erwartet in Unthätigkeit sein wohlthätiges oder verderbliches Loos. Daher selbst

die in Aegyptens und Aethiopiens düstiger Atmosphäre erzeugte Pest, als unmittelbare Wirkung eben dieses Schicksals, sich dem Moslem frei mittheilen darf und die Spitäler den Kranken nur Nahrung und Bequemlichkeit, nicht ärztliche Pflege gewähren; wo Tod oder Genesung zum voraus unabwendbar bestimmt ist, kann man der Arzneien entbehren! Die Türken, sagt ein scharfsinniger und langjähriger Beobachter derselben, halten das Mittel zwischen wilden und rohen Völkern; ihre Halbbildung hat ihnen nur die äußere Rinde der Natur abgestreift, ohne ihnen das Geschliffene der Kunst zu geben. Ihre Sitten sind ein Gemisch von Stolz und Niederträchtigkeit, von Muth und Unempfindlichkeit. —

Die Kleider der Türken sind fast gar keiner Mode unterworfen. Hemden, den Frauen ehrenden ähnlich, werden über weite leinene Unterhosen, über welche man noch die Schalkschir zieht, schwarzfarbene vielgefaltete Beinkleider, zu denen oft 40 Ellen drei Viertel breites Zeug erforderlich sind, getragen. Außer dem Hemde und Schalkschir trägt man ein Entari, eine mit Seidenwand gefütterte Weste, die bis über die Knie, und darüber den Kastran ober das Oberkleid, das bis zu den Füßen herab reicht. Der Kastran wird um den Leib mit einem Gürtel zusammengezogen und zu beiden Seiten zurückgeschlagen, um freier gehen zu können und den Entari und Schalkschir sehen zu lassen. Seidene und gebäumte Zeuge, Gold- und Silberstoffe werden nur von den Frauen und den Männern des Serails getragen (s. Taf. I. den Kistlar-Aga). Zu Gürteln bedienen sich Männer und Weiber der indischen Shawls, die oft 12 Fuß lang und 4 Fuß breit, doch so fein sind, daß man sie zwischen zwei hohle Hände bringen und durch einen Fingerring ziehen kann. — Die Frauen tragen weite, weiß-gelbe Beinkleider, einen Kastran, gewöhnlich von lebhafter Farbe, mit kurzen Ärmeln, einen Turban und auf demselben kostbare Brillanten und Reipens federn, reichen Halschmuck, Ringe, Armbänder und an den Füßen kleine gelbe Halbstiefeln, und wenn sie ausgehen, Pantoffeln darüber. (s. Taf. III.) — Wie fast alle Moslem in lassen auch die Türken sich den Kopf bis auf

einen Haarbüschel am Scheitel, rasiren und bescheiden sodann denselben mit einer rothen wollenen Wülze, über welche der Turban gefest wird. Auf den Bart wendet er große Sorgfalt, kämmt ihn fleißig, beschneidet ihn mit der Schere, damit er rund bleibe, besprengt ihn mit Rosenwasser und räuchert ihn mit Moschus. Durch fleißiges Kämmen mit einem bleiernen Kamme, oder auch, durch Farbe suchen sie ihn immer schwarz zu erhalten. — Da nur vornehme Leute einen vollkommenen Bart tragen dürfen, so lassen sich die Geringern wenigstens einen Ankelbart wachsen, für den sie ebenfalls große Sorge tragen. Die verschiedene Form des Turbans ist das Unterscheidungszeichen der verschiedenen Stände und die genaue Kenntniß des Turbans wird durch ihre Mannigfaltigkeit überaus schwierig und nur einem geübten Auge möglich. Die nackten Hüfte, die der Haare beraubten und daher alle ihre Umrisse zeigenden Köpfe, auf welchen die bei uns in der Regel bis zur Hälfte bedeckten, hier aber ganz frei stehenden Ohren, einen besondern Ausdruck bekommen; der Bart, der entweder gar nicht geschoren oder als Schurbart mit langen Enden getragen wird, giebt dem türkischen Gesichte ohnstrittig viele Individualität.

Die Nahrungsmittel der Türken sind bei weitem einfacher als die unsern; denn die verfeinerte Pöckelhaftigkeit europäischer Völker kennen sie nicht. Sie brauchen wenig mehr als Reis, Schöpfensfleisch, Scherbet, Kaffee, Opium und Tabak. Die Essenden lagern sich nach orientalischer Sitte mit untergeschlagenen Beinen um einen runden niedrigen Tisch, der gewöhnlich mit einer blechernen ebenfalls runden Platte mit aufgeworfenem Rande bedeckt ist. Ungesäuertes Brot, in Gestalt von flachen Pfannkuchen, liegt vor jedem Gaste und vertreibt die Stelle des Tellers. Holznerne Kessel, deren man sich beim Essen der süßigen Speisen aus der gemeinschaftlichen Schüssel bedient, sind das einzige Tafelgeräth, denn Messer und Gabel hält man für überflüssig. Feste Speisen, die schon klein geschnitten auf die Tafel kommen, langt man mit den Fingern zu. Ihr Haupt- und Lieblingsgericht ist der Pilau aus Reis, braun geschmolgener

Butter, Pfeffer und Rosinen bereitet; Wohlhaben setzen diesem Gemüse Hühner, Enten, Schöpfens- oder Ziegenfleisch bei, Rindfleisch wird fast gar nicht genossen und Schweinefleisch verbietet das Gesetz; doch sind Fleischspeisen nicht eben und am allerwenigsten gebraten, beliebt. Bohnen, Erbsen und andere Gartenfrüchte genießen die Türken nächst dem Pilau am häufigsten. In der Regel trinkt man nur Wasser bei der Mahlzeit; heimlich aber greift der Moslem wohl auch zu der verbotnen Weinflasche; welches um so leichter ist, da er gewöhnlich allein und stets ohne die Gesellschaft der Weiber speist. Die Hauptmahlzeiten der Türken werden eine Stunde nach Sonnenuntergang gehalten, doch frühstückt man zu verschiedenen Malen. — Der einen erquickenden Trank gebende Scherbet hat Aehnlichkeit mit unserm Gefrorenen und besteht in mit Zucker vermischten Tafelchen von Himbeer-, Erdbeer- oder Aprikosensaft, die zum Gebrauch bloß in Wasser aufgelöst werden dürfen. Den, im heißen Badofen gebratenen oder gerösteten Kaffee mahlen oder stampfen sie zum feinen Staube, stellen denselben, ehe sie kochendes Wasser darauf gießen, so lange an gelindes Feuer, bis er einen süßlichen Geruch von sich giebt, und trinken ihn dann ohne Zucker und Milch, meistens ganz dick. — Der Genuß des Opiums, dessen sie sich in der Form kleiner mit Honig versetzter Pillen, Theriak's, bedienen, vertritt die Stelle berauscher Getränke, und ist vielen zum täglichen Bedürfnis geworden. Die Opiumesser, Opioophagen, Theriak's, nehmen anfangs nur ganz kleine Portionen, ohngefähr von der Größe eines Nadelknopfs, allmählig steigen sie bis zur Größe einer Erbse. Bald nach dem Genuße empfinden sie eine angenehme Munterkeit, auf welche eine Art von süßer Betbargie folgt, in welcher die Denkkraft gelähmt, das Empfindungsvermögen aber auf den höchsten Grad gespannt ist. Nach einigen Stunden aber versiegt der Muth, Erschlaffung, Unmuth, Schmerz tritt an die Stelle des Wohlbehagens; eine neue Dosis Opium, die immer größer sein muß, wenn sie dieselbe angenehme Wirkung hervorbringen soll, wird genommen; allein auch immer unentzähliger wird der nachfolgende Zustand der Verdrossenheit und Erschlaffung, die Farbe des Gesichts

verschwindet, das Rückgrat krümmt sich, der Körper magert ab, die Glieder zittern und Mumien ähnlich, deren Knocheln mit der Haut zusammengeleimt und völlig aufgetrocknet scheinen, schwanken sie umher. — Unmittelbar nach der Mahlzeit greift der Türke nach der Pfeife. Die oft 4 Ellen langen Röhre, die zuweilen mit Tuch überzogen und mit einem nassen Schwamme benetzt werden, lassen den Rauch nur kühl zum Munde kommen und mindern das Veräulende des starken türkischen Tabaks. —

Die Wohnungen, selbst reicher und vornehmer Türken, sind weder schön noch dauerhaft. Das Zimmerwerk, meist aus Eichenholz verfertigt, ruht auf einem flachen Fundament von Steinen, die Zwischenräume des Holzes werden mit bloßer Erde, die mit gehacktem Stroh oder Hans durchsetzt wird, ausgefüllt und die Wände mit schlecht zusammengefügten und angestrichenem Brettern bedeckt. Wer in der Türkei ein prächtiges Haus aufführen wollte, würde sich für reich erklären und Excessionen aussetzen. Reiche Türken, die durch Ehrenstellen zu großen Schätzen gelangen, wissen, daß nach ihrem Tode der Sultan ihr Erbe ist und sie also nicht für ihre Nachkommen bauen würden. Sind sie daher auch Freunde von kostbaren Gebäuden, so bauen sie Mosken, öffentliche Brunnen, Karavanferah's u. s. w., wodurch sie zugleich, eine Religionspflicht erfüllend, sich eine Stufe in den Himmel bauen. In den Zimmern findet man wenig Möbeln. Weder Tische noch Stühle gehören zu den Bedürfnissen der Türken; wohl aber findet sich in jedem Zimmer ein ohngefähr 1 Fuß über dem Boden erhabener und 5 — 6 Fuß breiter Platz, auf dieser Erhöhung liegen Matragen mit Zeug oder Leinwand überzogen. Bei den Reichen sind diese Divan's oder Sofa's mit seidnen Zeugen, Tuch, Sammet u. s. w. belegt. Die Matrage, auf welcher der Ottoman am Tage sitzt, ist in der Regel auch sein Bett, auf welches er sich unausgeglichen niedersetzt, und mit durchnähten Decken zudeckt. — Ofen und Kamine sind völlig unbekannt. Man wärmt die Zimmer vermittelst irdener oder kupperner Feuerbecken, die man neben das Sofa stellt. Gläserne Fenster sind auch nicht im Gebrauch, mit Oel getränktes Papier muß ihre

Stelle in den meisten Wohnungen vertreten. — Die Wohnung der Freuen, Harem, ist ein abgesonderter Theil des Hauses, der durch Galerien mit der Wohnung der Männer, Selamlik, zusammenhängt. — Die Absonderung der Geschlechter ist in der Türkei, namentlich in den höheren Ständen, vollkommen. Die nächsten Verwandten, Oheime, Brüder, Schwiegerväter werden nur an den beiden Beiramsfesten, an Hochzeittagen oder bei Beschneidung der Kinder, in den Harem gelassen. Selbst Aerzte dürfen nur in Gegenwart des Mannes und mehrerer Sklavinnen die kranke Türkinn besuchen. In ihren Zimmern, deren Fenster auf den Hof gehen, eingeschlossen, athmen sie kaum freie Luft. Wollen sie ins öffentliche Bad gehen, ihre Verwandtinnen besuchen, spazieren gehen, so müssen sie von anderen Frauen begleitet sein und ein Gefolge von Sklaven hinter sich haben. Damen höheren Ranges erscheinen fast nie öffentlich; auf der Straße sieht man nur gemeine Türkinnen, doch auch diese stets verschleiert. Der höchste Grad von Unanständigkeit würde es sein, wollte ein Mann den Blick auf sie werfen oder sie gar anreden. Keine Frau verkauft Waaren, nur Männer machen die Krämer. Die weiblichen Hausfrauen, welche in die Harem's kommen, sind Griechinnen, Armenierinnen und Jüdinnen. Die Heiligkeit des Harem's geht so weit, daß dem Manne nicht erlaubt ist, in das Zimmer seiner Frau zu treten, wenn eine Freundin bei ihr ist. Erblickt er ein Paar Pantoffeln vor der Thür, das Zeichen, daß Besuch da ist, so erlaubt er sich gewiß nicht dieselbe zu öffnen. Selbst der Sultan kann von dieser Verpflichtung sich nicht freisprechen, vielmehr ist er verbunden, seinem Volke durch strenge Sitten ein gutes Beispiel zu geben. — Ein Moslem darf vier rechtmäßige Frauen haben; doch begnügen sich die Armen und selbst viele vornehme Türken mit einer Frau; halten sich aber mehrere Sklavinnen, die nur zu ihrer Bedienung bestimmt sind, denn die Sklavinnen ihrer Frau dürfen ihnen nichts angehen. Juden und Christen ist der Handel mit Sklaven untersagt, der Moslem aber kann ihrer so viel halten, als er will und die mit Sklavinnen erzeugten Kinder sind frei und nehmen Theil an der Erbschaft des Vaters.

Da die Frauen durchaus eingezogen leben und sich nur vor ihren nächsten Blutsverwandten unverschleiert zeigen dürfen, so kennt der Bräutigam die körperlichen und geistigen Vorgänge seiner künftigen Gattin nur aus den Nachrichten irgend einer Verwandtin, Freundin oder besagter Unterhändlerin; letztere leitet gewöhnlich die nöthigen Verhandlungen ein. Sind die Verwandten einig, so bestimmt man die Summen, welche der Mann seiner Braut geben soll, denn im ganzen Morgenlande werden die Frauen erhandelt. Hierauf versetzt man ein Verzeichniß dessen, was die Frau ihrem Gatten an Möbeln, Kleidern, Geld oder Geldeswerth zubringt und was ihr im Fall der Scheidung, die eben keine Schwierigkeiten macht, wieder zurückgegeben werden muß. Nun gehen der Bräutigam und der Vater der Braut, nebst zwei Zeugen zum Kadi, unterzeichnen den Ehecontract und erhalten eine schriftliche Erlaubniß zu der vorstehenden Heirath. Die Hochzeit kann nur an dem Abende vor dem Freitage, welcher Tag unserm Sonntage entspricht, Statt finden. Die Braut wird möglichst reich gekleidet und gleichsam mit Kleinodien, Perlen, Geldmünzen überschüttet; die Wangen werden roth und weiß geschminkt, seine blaue Aldern auf die Haut gezeichnet und den Augenbraunen und Wimpern mit schwarzer Farbe ein dunkleres Ansehen gegeben. Blumen, Perlen, Edelsteine und Geldmünzen werden künstlich in die Locken, die am Nacken herabhängen, geflochten. So gepußt sitzt die Braut mit niedergeschlagenen Augen auf einem hohen Sopha, während die eingeladenen Frauen unter Gesang und Musik um sie hertanzen. Beim Einbruch der Nacht kommen die Verwandtinnen des Bräutigams mit Backen und Musik, die Braut in die Wohnung des Bräutigams zu führen. Im Hause des Gatten angelangt, wird sie parfümirt und muß auf einem erhabenen für sie eingerichteten Sige Platz nehmen. Der Bräutigam ist indessen in einem andern Zimmer von seinen Verwandten geschmückt und parfümirt worden. Nun begeben sich alle Männer, von Musik begleitet, in die Moschee und nachdem sie hier andächtig gebetet, begleiten sie den Bräutigam bis an die

Thür seines Hauses, in welchem hierauf der Vater oder älteste Verwandte des Bräutigams diesen zu seiner Gattin führt und sich sogleich wieder entfernt. Nur eine ältere Verwandte bleibt da, um den Mann beim Abendessen zu bedienen. Während desselben steht die Braut in einer demüthigen Stellung vor dem Manne, reicht ihm nach dem Essen eine Schüssel mit Wasser und ein Handtuch, dann Kaffee und Pfeife, ist hierauf selbst und bleibt dann erst mit dem Gatten allein. — Alle Frauen, die den Tag vorher Theil an dem Feste nahmen, kommen reich gekleidet wieder, um ihre Glückwünsche zu bringen und sich den ganzen Tag der Freude zu überlassen, an welcher aber die junge Frau, ruhig auf dem Sofa sitzend und in glänzliches Schwelgen vertieft, nicht Theil nehmen darf. — Eine andere Art, sich mit einer oder mehreren Frauen zu verbinden, welche Capin genannt wird, besteht darin, daß man sich bei dem Kadi meldet und sich verbindlich macht, bis auf eine gewisse Zeit, eine Person, deren Einwilligung man erhalten haben muß, zu unterhalten. Der Vater des Mannes nebst zwei Zeugen müssen die bestätigen. Die in solcher Ehe erzeugten Kinder haben mit den andern gleiche Rechte. Doch ist diese Art von Heirath sehr selten. Wohlbeleibtheit oder doch üppiger Wuchs, große schwarze Augen, seine wohlgerundete dunkle Augenbraunen und Wimpern, ein ovales Gesicht und schön gelockte Haare machen die Hauptbestandtheile einer türkischen Schönheit aus. —

Daß jeder Moslem beschnitten sei, ist nicht durchaus nothwendig; doch stehen die unbeschnittenen Läden in keiner sonderlichen Achtung und dürfen vor Gericht kein Zeugniß ablegen; daher Aeltern dafür sorgen, ihre Knaben bescheiden zu lassen. Gewöhnlich geschieht dieß im siebenten Jahre. Diese Ceremonie findet im väterlichen Hause in Gegenwart von Verwandten und Freunden und des Iman's der nächsten Moschee, Statt. — Ihre Namen erhalten die Kinder schon in den ersten 40 Tagen nach der Geburt, wo der Iman einige Gebete zu beiden Ohren des Neugeborenen her-

sagt und darauf dessen von dem Vater bestimmten Namen ausruft:

Nacht sich einem Moslem der Todesengel, Melek ul Mout, so bringt man in das Zimmer des Sterbenden einen kleinen Heerd, auf welchem Rauchwerk angezündet wird, und legt den Kranken, welcher das vom Imen vorgelesene Glaubensbekenntniß still nachsagt, auf den Rücken, die rechte Seite gegen Mekka gewendet; in welcher Lage er auch begraben wird. Der nächste Verwandte drückt dem Verstorbenen, dem man nach dem letzten Athemzuge einen Edel auf den Unterleib legt, die Augen zu, indem er zugleich den Bart an das Kinn fest drückt. Nun wäscht man den Leichnam mit wohlriechendem Wasser, streut über dessen Kopf und Bart duftende Kräuter, und legt ihn, in weißes Leinenzeug gehüllt, in den kunstlosen, mit Wohlgerüchen stark durchdrückten, am Kopfe mit dem Turban des Verstorbenen geschmückten Sarg, welcher, nachdem der Imen einige Gebete über denselben gesprochen hat, von vier Männern in der größten, durch den Koran gebotenen Eile, zur Grabstätte getragen wird. Die männlichen Verwandten nur folgen schweigend und ohne ein Zeichen von Schmerz zu geben. Das mit Rasen bedeckte Grab wird mit Blumen besetzt. Niemand darf sich auf ein Grab setzen, noch weniger sich auf dasselbe stellen; dieß hieße den Leichnam mit Füßen treten. Um den Todten nicht zu drücken, darf das Steinern, gewöhnlich den Sarkophagen der Älten ähnliche, und mit einem Turban, dessen Form genau den Stand des Verstorbenen anzeigt, versehenes Monument, niemals über, sondern neben dem Grabe angebracht werden. Die außerhalb den Städten gelegenen, mit Linden, Platanen, Ulmen, besonders Cypressen, dem Lieblingbaum der Moslem, besetzten, mit sorgfältig unterhaltenen Blumen geschmückten Grabstätten sind die amnuthigsten und besuchtesten Spaziergänge der Türken. Durch die Pracht seiner Monumente, die Schönheit seiner Bäume, und seinen außerordentlichen Umfang zeichnet sich vorzüglich der Begräbnisplatz bei Ektari, Konstantinopel gegenüber, auf der asiatischen Küste aus. Alle vornehme Türken der Hauptstadt lassen sich hier begraben, weil

Ektari in dem Welttheile liegt, auf welchem die heiligen Städte Mekka und Medina sich befinden und weil alle Türken fest überzeugt sind, daß früher oder später ihre europäischen Besitzungen in die Hände der Christen fallen werden und ihnen der Gedanke unerträglich ist, ihre Gräber könnten dann von den Füßen der Ungläubigen betreten werden. — Die Inschrift der Grabmäler, die bei den Frauen statt des Turbans mit einer kleinen Vase geschmückt sind, ist gewöhnlich kurz, und enthält neben dem Namen und Alter des Verstorbenen, einen Spruch aus dem Koran. In dem ersten Jahre nach der Beerdigung kommen die Verwandten an bestimmten Tagen an das Grab der Verstorbenen, um an ihrem Hügel zu trauern.

Einen angenehmen geselligen Umgang kennt man in der Türkei fast gar nicht. Tanz, Musik, Rarren und Würfelspiele verbietet der Koran. Außer dem Schachspiel ist nur das Dscheridwerfen, eine Art Kriegsspiel, gewöhnlich. Im vollen Lauf gegen einander ansprengend und das Pferd in der Runde herumtummelnd werfen die Kämpfer, sobald sie den Rücken des Gegners gewonnen haben, einen langen, dünnen Stab, Dscherid, gegen denselben; fällt dieser Stab auf die Erde, so suchen sie denselben in vollem Rennen, ohne vom Pferde zu steigen, wieder aufzuheben. — Will der Türke sich zerstreuen, so geht er entweder in ein öffentliches Bad oder ein Kaffeehaus. Die Bäder erhalten das nöthige Licht durch eine Oeffnung in der Kuppel, die sie deckt, und bestehen gewöhnlich aus drei großen mit weißem und buntem Marmor gepflasterten Sälen. Im ersten Saale entkleidet man sich bis auf ein Tuch, welches die Mitte des Leibes umhüllt, im zweiten, in welchem die Wärme und die Wohlgerüche stärker sind, gießt man aus feinem Gefäßen sich warmes oder kaltes Wasser über den Leib und läßt sich von den Badewärtern mit Seife und Waltererde schmierern, die hierauf mit, in wohlriechende Essenzen getauchten, Tüchern abgerieben wird; im dritten Saale ruhet man auf bequemem Lager aus, um nicht zu schnell der Lust sich aufzusetzen. Besonders stark werden die Bäder der Frauenzimmer besucht, weil sie die einzigen Orte der Zusammenkünfte

derselben sind, wo sie plündern und die Pracht ihres Schmuckes zeigen können. Außer den öffentlichen Bädern, deren es in Konstantinopel über 130 giebt, hat auch noch jedes vornehme und reiche Haus sein eignes Bad. In den gewöhnlich schmutzigen und nicht eben geräumigen Kaffeehäusern, deren einziger Schmuck in Spiegeln, die überhaupt in der Türkei sehr beliebt sind und größten Theils aus Venedig gebracht werden, besteht, raucht man Tabak, trinkt Kaffee, hört still und geräuschlos Mährchen erzählen zu, oder ergötzt sich an den Tänzen griechischer, wie Mädchen gekleideter, Knaben und der sehr beliebten chinesischen Schattenspieler, die oft die unanständigen Szenen zur Anschauung bringen. — Mit seinen Gästen spricht der Türke wenig; er läßt ihnen Tabak, Kaffee, Scherbet u. dergl. vorsetzen, wohl auch den Bart des Gastes gehdrig mit Salben und Räucherwerk beizen, bekümmert sich dann aber nicht weiter um ihn. Die Sitte erfordert, daß keine Besuche oder selbst geheime Zusammenkünfte Statt finden ohne die Gegenwart von Sklaven oder einer anderen Bedienung. Lausstimmige Sklaven sind daher in der Türkei verzüglich geschätzt.

Außer den beiden Weiramsfesten, deren bereits gedacht wurde, kann als ein öffentliches, theils politisches, theils religiöses Fest die feierliche Aufstellung der Fahne des Propheten, *Sand sches ak-Scherif*, angesehen werden. Diese Fahne, wie der heilige Mantel, sind Reliquien des Muhamed. Nur bei dringender Kriegsnoth wird sie aus der großherrlichen Schatzkammer genommen und unter feierlichen Gebeten, in dem Augenblicke, wo die Sonne im Meridian steht, vor dem Serail aufgespannt. Hierauf opfert man zwölf Schafe und bestreicht den untersten Theil der Fahne mit Blut. Der Anblick derselben weckte sonst ohnschulbar den heftigsten Haß der Türken gegen alle Ungläubigen und setzte sie in solche Wuth, daß sie über die wehrlosen Christen herfielen und sie zur Ehre des Propheten ermordeten. In den neueren Zeiten ist man toleranter geworden. — Die Thronbesteigung eines Sultan's und die Geburt eines kaiserlichen Prinzen geben ebenfalls Gelegenheit zu öffentlichen Festen, bei

deren Feier die Hauptsache darin besteht, daß der Großherr, und in den Provinzen die Pascha's in prachtvollen Aufzügen, die oft einen unermesslichen Reichthum an den Tag legen, und mit zahlreichem Gefolge zu einer Moskee gehen, um ihr Gebet daselbst zu verrichten. —

Dem Ackerbau sind die Türken abgeneigt; in allen Theilen ihres Reiches sieht man daher die fruchtbaren Ländereien unbebaut liegen. Auch der Handel hat unter ihnen nie recht gedeihen wollen. Das wenige Vertrauen, das die Regierung einflößt, die geringe Sicherheit des Privatvermögens; die Gewissheit, sein Geld zu verlieren, wenn der Schuldner entweder im Staatsdienste stirbt, denn alles Eigenthum der Staatsbeamten, nicht aber ihre Schulden, erbt der Sultan, oder wegen ererbter oder wirklicher Vergehungen hingerichtet wird; die Tyranei der großen Gewalthaber, die Bestechung der Gerichtshöfe, verbreiten allgemeines Mißtrauen, erhöhen den Zinssuß und untergraben allen Credit. Die Europäer zahlen in der Regel 10, die Kaufleute aller inwohnenden Nationen 15 bis 20, Staatsdiener 40 bis 50 p. C. und Privatleute können nur gegen ein Unterpfand und 25 bis 30 p. C. Gelder aufnehmen. — Ein fester Münzfuß kann in einem Reiche, wo die Willkür als Gesetz gilt, und die Pascha's in den entfernteren Provinzen den Münzfuß nach Belieben ändern, nicht erwartet werden. Die in der Türkei gangbaren Münzen sind theils solche, die die Sultane, aber nur erst seit 1453, denn früher hatten die Türken keine eigenen Münzen, prägen ließen, theils ausländische, die ausdrücklich für den Handel nach der Levante geschlagen werden. Zum Maasstabe aller türkischen Münzen dient der türkische Piafter (Taf. IV.) oder Grusch, er gilt 40 Paras oder 134 Asper, nach unserem Gelde ohngefähr 12 Gr. An der Ausmünzung jedes Piafers gewinnt der Sultan wenigstens 12 Para's. Die Goldmünzen der Türken heißen, nach der Nationalgoldmünze der ehemaligen Republik Venedig, der beliebtesten Geldsorte in der Türkei, *Zechinen* (Taf. III.) Ihr Werth beläuft sich auf 7 Piafter. Alle andere Geldsorten werden bloß als Waare angesehen und nach Erprobung ihres Korns, nach dem Gewicht verkauft. Größere

Zummen rechnet man nach *Beuten*, einem idealen Maas, das 500 Pfister enthält. Da der Islam Bildnisse von Personen verbietet, so erhalten auch die türkischen Münzen keine Bilder, sondern auf dem Avers oder der Vorderseite nur den *Hogra*, d. h. die Insignien, gewöhnlich Festschreife und die Namensschiffre des Sultans, in verschlungenen Linien, und auf der anderen einen Spruch aus dem Koran, nebst der, nach der *Hedschra* angegebenen Jahrzahl. —

In Künsten und Wissenschaften trafen die Türken zwar treffliche Muster bei den mit ihnen in nahe Verbindung gekommenen Arabern und Griechen an; allein ihre Unfähigkeit, durch Europäer kultivirt zu werden, haben sie hinlänglich bewiesen und in schwachen Ueberresten arabischer Kultur, für die sie früher mehr erwarmt waren als jetzt, besteht ihre Geistesbildung. Daß sie in der Maler- und Bildhauerkunst unerfahren sind, läßt sich durch die Gesetze des Korans entschuldigen, der, um vor Gözen und Bilderdienst die Gläubigen zu sichern, streng verbot: Menschen und alles was Leben hat, durch die bildende Kunst darzustellen. Spuren von schöner Baukunst findet man nur an öffentlichen Gebäuden, Moskeen, Wasserleitungen, Palästen hoher Staatsbeamten und einigen Todtendenkmahlen. Alle große Moskeen sind nach der Sophienkirche in Konstantinopel, also nach griechischem Muster, gebaut. — Obgleich der Koran auch gegen die Musik eifert, so sind die Türken doch große Freunde derselben. Die militärische Musik der Türken darf man nicht für das halten, was wir Janischarenmusik nennen. Nur einige lärmende Instrumente haben wir von den Türken entlehnt, aber unsere Melodien und wohlklingenden Harmonien, von welchen sie nichts wissen, beibehalten; die türkische Feldmusik wird dagegen von Ohrenzeugen als ein lärmendes Ragenconcert von 20 großen Trommeln, eben so viel Schalmeyen, 9 — 10 falschgestimmten Trompeten, welche in Octaven einen Tusch blasen, der mit der Haupt-

musik, nach unserem Gehör, weder im Tacte noch in der Melodie harmonirt, beschrieben. Die Dichtkunst der Türken ist fast eben so wie ihre Musik slavische Nachahmung der persischen. Aus Liebe zur Dichtkunst und den persischen Mustern lernen alle gelehrte Türken die persische Sprache. Auch arabische Gedichte haben sie theils übersezt, theils nachgeahmt. Persische und arabische Wörter sind daher auch ihren Originalgedichten reichlich eingemischt, wie denn überhaupt, da ihre Geisteswerke meist Uebersetzungen oder Nachahmungen des Persischen oder Arabischen sind, alle erhabenen Ausdrücke ihrer Sprache, aus diesen beiden Sprachen entlehnt sind, wodurch sie ein buntschattiges Ansehn erhält. — In der Medresse oder hohen Schulen, den einzigen aber zahlreichen Collegien des Reichs, weil in allen großen Städten die Hauptmoskee ein oder mehrere derselben hat, wird Grammatik, Logik, Moral, Theologie, Philosophie, Rechtswissenschaft gelehrt und der Koran ausgelegt. Ohne diese Schulen besucht zu haben erhält man weder ein geistliches noch ein richterliches Amt. Die Schüler dieser Collegien heißen *Softa*, was einen Gebrannten, Kranken, Schwachen bedeutet, auch *Muid*, d. h. Schüler oder Denkschwand, d. h. Student. Außerdem giebt es noch niedere Schulen, die allen dürftigen Kindern offen stehen, und *Mektebs* heißen. Aber wie elend müssen alle eingerichtet sein, da die unentbehrlichsten Kenntnisse dem gemeinen Volke so fremd und viele der nützlichsten Künste hier noch in ihrer Kindheit sind! Wie soll nicht dicke Finsterniß in den Ländern herrschen, deren Regenten allgemeine Aufklärung scheuen müssen, wo der Mann, der die Buchdruckerei, dieß unschätzbare Hülfsmittel wissenschaftlicher Kultur, verbreiten wollte, als Ketzionsverdächtig angeklagt und sogar seine Gebäude niedergerissen wurden^{*)}, und wo das Klima selbst die Kraft des Denkens abzuspannen scheint. Wenn Temperament und Charakter der Vorfahren auf spätere Generationen wir-

*) Ibrahim Pasha, ein Renegat und geborner Ungar, der unter Achmet III. 1708 Buchdruckereien zu errichten und Setzungen zu verbreiten bemüht war. Wirklich erschienen aus seiner Presse mehrere, namentlich militärische Werke, aber es gelang ihm doch nicht, seine Absicht durchzuführen. Vorurtheil und die Gewinnsucht unzügliger Abschreiber, die dann größtentheils bald verhungern mußten, werden dem Osmanen die großen Vortheile der Buchdruckerei noch länger vorenthalten.

ken, so können die Türken höherer Bildung fast gar nicht empfänglich sein. Aber läßt sich das entscheiden von irgend einem Volke behaupten? Wer kann mit voller Gewißheit sagen, wie es das Volk das ward, was es nun ist? Wer weiß, was noch in der Zeiten Hintergrunde schlummert!

Die Armentier

sind Bewohner eines großen Landes in Asien, das gegenwärtig theils unter türkischer, theils persischer Oberherrschaft steht. Von der ältesten Geschichte dieses Volks ist wenig bekannt, und es scheint meistens als Reute des Siegers abwechselnd unter verschiedenen fremden Herren gefunden zu haben. Der Boden ihres Landes ist wegen der hohen Lage desselben mehr kalt als warm und daher nicht sehr fruchtbar. Schon im Junius fällt in den Gebirgsgegenden Schnee. Wegen der Unfruchtbarkeit ihres Vaterlandes und der fremden Herrscher, die nicht immer mit sanfter Hand daselbst schalteten, haben sich die Armenier, gleich den Juden, weit umher in ganzen Morgenlande, ja des Handels wegen in einigen Ländern Europas gestreut. In den letzten verschaffte ihnen besonders der Umstand, daß sie Christen sind, Eingang. Die Armenier (s. Taf. IV.) sind nach den glaubwürdigsten Nachrichten ein ernstes, mäßiges, dienstfertiges und bescheidenes Volk von sanftem, furchtsamem Charakter. Sie sind meistens sehr bager und von brauner Gesichtsfarbe. Ihr schwarzes Haupt und Barthaar scheeren sie bis auf einen langen aber dünnen Schurbart ab; kleiden sich in lange Röcke, im Sommer mit Treffen, im Winter mit Pelzwerk befest; weite, gewöhnlich purpurfarbene Beinkleider, rothe Halbstiefeln und eine bald spitze bald viereckige Mütze von schwarzen Fämmerrullen, vollendet ihren Anzug. Ihre Frauen (Taf. IV.) halten viel auf kostbaren Schmuck von Gold, Edelsteinen und Perlen. Sie leben fast noch eingegogener und werden strenger bewacht als die Türkinen. Wenn sie ihr Haus verlassen, sind sie in einen langen Mantel gehüllt und ein großer weißer Schleier bedeckt ihr interessantes, gewöhnlich bageres Gesicht (s. Taf. IV. obere Abtheilung.) Uebrigens ist ihr Anzug sehr bequem und anständig; er besteht in langen Kleidern von Tuch

oder leichtem Zeug. Vorn auf der Brust pflegen sie einen Diefentrag zu tragen (s. Taf. IV. Armenierin, untere Abtheilung). — Im 4ten Jahrhundert schon nahmen die Armenier die christliche Religion an, trennten sich 536 von der allgemeinen Kirche und bildeten eine eigene religiöse Sekte. Bei ihren 7 Sacramenten haben sie das Eigenthümliche, daß sie den Taufling drei Mal mit Wasser besprengen und drei Mal untertauchen, beim Abendmahl unvermischten Wein mit gesäuertem Brode brauchen und letzteres in den Wein eingetaucht, herumreichen. Die letzte Delung lassen sie nur den Geistlichen, aber erst gleich nach ihrem Tode, zukommen. An ein Fegfeuer glauben sie nicht; wohl aber verehren sie Heilige und deren Bilder. Sie sprechen zweierlei Sprachen; die eine ist die gemeine, für das Volk überhaupt, und in dieser Sprache werden die Predigten gehalten; die andere ist die gelehrte oder heilige, deren sich die Priester bedienen; sie soll sehr alt und schwer zu erlernen sein, und wird bei der Messe gebraucht. Die höchsten Priester ihrer Sekte sind 4 Patriarchen, deren höchster den Titel Katholikos führt und zu Etschmiatzin, einem Kloster bei Erivan, der Hauptstadt des persischen Armeniens, seinen Wohnsitz hat. Das heilige Salböl, das er verfertigen läßt und um hohe Preise an die Geistlichen verkauft, so wie die häufigen Wallfahrten der Armenier nach seinem Kloster, verschaffen ihm die Mittel, die Kosten seines prächtigen Kulus und seines Seminars für Geistliche zu bestreiten. Alle hohe Geistliche, auch der armenische Patriarch zu Konstantinopel, werden von ihm ordinirt, und von ihm aller drei Jahre in ihren Ämtern bestätigt, oder abgerufen. Die Weltpriester dürfen sich, aber nur einmal, verheirathen. In abergläubischen Gebräuchen und fester Anhänglichkeit an alte Formen in Sachen des religiösen Glaubens, gleichen die Armenier den Griechen, zeichnen sich aber durch bessere und reinere Sitten vor ihnen aus. — Der in Armenien, einzeln in einer weiten Ebene dasichende Berg Ararat wird fast göttlich von den Armeniern verehrt, weil sie glauben, daß hier, als auf dem höchsten Gebirge die Arche Noa's sich niedergelassen und auch bis heute noch, unter

dem ewigen Schnee, der das Ganze hindurch bis zur Hälfte diesen Berg bedeckt, sich erhalten habe. Betend küssen sie die Erde, sobald sie den Ararat erblicken. — Diese achten, zahlreichsten und von der Pforte auch in den neueren Zeiten noch vorzüglich geschätzten Armenier, werden im Gegenfage der katholischen oder unirten, welche den Primat des Papstes anerkennen und in ihren Dogmen mit der katholischen Kirche übereinstimmen, schismatische, d. h. von der allgemeinen Kirche getrennte, genannt. — Als besonders geschickte, kluge und zuverlässige Handelsleute, die meist sehr große Geschäfte treiben, und als Bankiers, Lieferanten, Haushofsmeister u. s. w. sich brauchbar zu machen wissen, sind die Armenier im ganzen Morgenlande geschätzt. —

Die Griechen

in Smyrna der bedeutendsten türkischen Handelsstadt an der Westküste Asiens gehören zu den gebildetsten und reichsten ihres Volks. Die Kleidung der Männer von Stinde, (s. Taf. IV.) besteht gewöhnlich in zwei übereinander gezogenen Westen; von welchen die oberste immer offen steht, kurzen weiten Beinkleidern und einem Turban ähnlich um den Kopf geschlungenen feinen Wustliniende. Die Tracht der Weiber (s. Taf. IV.) ist selten schön. Sie tragen lange Taillen, viele Röcke übereinander und darüber gewöhnlich einen Kasten, über welchen man zuweilen noch ein kurzes, offen stehendes, nur bis an die Knie reichendes Oberteil zieht, das mit einem hohen, oben spitz zulaufenden Capuchon versehen ist. Mit goldenen Ketten, die oft nur aus an einander gereihten Ducaten bestehen, Perlen, Ringen, Kreuzen u. dergl. sind sie gewöhnlich überladen. Die spitzen Hüden oder Turbane, obgleich reich mit Gold durchwirkt, sind selten geschmackvoll. Auffallend ist die Tracht der Weiber auf Chios, einer reichen, meist von Griechen bewohnten Insel an der Westküste Asiens, (s. Taf. IV.) Ehiot. Wenn sie unverschleiert sind, ist der Kopf mit einer anliegenden Haube bedeckt, unter welcher das Haar, bis auf einige an beiden Seiten herabhängende, mit Oel parfümierte Locken, verborgen

ist. Einige tragen gefärbte Schleier von Musselin, die mit Anmuth den Rücken herabsinken. Die Arme sind nur mit dem Hemdarmel bedeckt, der von dünnem Flor und überaus weit und faltig ist. Ueber das Oberkleid tragen sie, unter dem Busen eine farbige Schürze von Flor. Das Oberkleid selbst aber besteht aus buntem, seidnem Zeuge, ist dicht in kleine Falten gelegt, mit Fischein ausgefleckt und wird dicht unter dem Kinn befestigt. Die Pantoffeln sind sehr weit und zuweilen gestickt; die Strümpfe von weißer Seide oder Baumwolle. Die größte Keuschheit erhdht die Zierde dieser Fußbekleidung. —

Die Bewohner Syriens,

eines Landes, an das sich große Erinnerungen knüpfen, das die Wiege der christlichen Religion und der Schauplatz der Thaten eines Ninus, einer Semiramis, eines Alexander und César, eines Gottfried von Bouillon und des größten Helden unsers Jahrhunderts war, sind ein Begriff verschiedener Nationen; Türken, Griechen, Armenier, Juden, Maroniten, Kurden, Drusen, Turkomanen und Araber, die sich hier völlig akklimatisirt haben und zum Theil unter einander verschmolzen sind. Im Durchschnitt genommen, sind die Bewohner Syriens von mittlerer und hagerer Statur. Die Lebensart und übrige Körperbildung richtet sich auch hier, wo man drei Landstriche von verschiedenem Klima und Boden, nämlich einen sehr heißen und dabei feuchten, längs dem Mittelmeere hin; einem bergigen und rauhen, im Innern des Landes; einen ebenfalls sehr heißen, aber dabei trockenen an der Ofgrenze Syriens unterscheiden kann, nach der Luftbeschaffenheit und übrigen mitwirkenden Localumständen. — Wegen ihrer schönen weißen Farbe und zarten feinen Gesichtsbildung werden besonders die Frauen von Damascus, und wegen ihrer schönen Augen fast alle Bewohnerinnen dieses Landes gerühmt. — Die Sitten und Gebräuche der Syriener bewohnenden einzelnen Völkerschaften richten sich gewöhnlich nach denen ihres Hauptstammes; Türken haben türkische, Griechen griechische, Europäer europäische Sitten, aber doch immer

mit orientalischen Gebräuchen gemischt. Unter den Bewohnern Syriens bemerken wir:

Die Maroniten,

ursprünglich eine eigene christliche Religionspartei, von dem Mönch Johannes Maro im 7. Jahrhundert gegründet. Als Keger gedrängt und verfolgt, wuchsen sie in der Gegend des nördlichen Libanon zu einem kriegerischen Bergvolke zusammen, das seine politische wie seine kirchliche Selbstständigkeit gegen die gleich heftigen Angriffe der katholischen Kirche und der Moslems, an welche sie nur einen kleinen Tribut zahlen, tapfer zu verteidigen wußte. Zwar erkennen sie in kirchlichen Dingen seit dem 12. Jahrhundert die Obergewalt des Papstes an, haben aber doch ihren eigenen Patriarchen, der aller 10 Jahre nur dem Papste Reschenschaft von dem Zustande seiner Kirche ablegt. Sie haben verheiratete Geistliche, die zum größten Theil in dem zu Rom gegründeten Maronischen Collegio gebildet, zwar bei dem Volke in großem Ansehen stehen, aber außer den kleinen Geschenken, die sie erhalten und den Einnahmen für das Messlesen, welches in altpalästinensischer Sprache geschieht, während der übrige Gottesdienst in der Landessprache gehalten wird, durch ihrer Hände Arbeit sich ernähren müssen. Das Abendmahl genießen die Maroniten unter beiderlei Gestalt. Die politische Verfassung dieses Volks, das sich auf 115000 Seelen mit 35000 wehrfähigen Männern belaufen mag, ist die eines militärischen Freistaates. Von alien Wohnheitsrechten regiert, gegen Angriffe von Außen durch ihren bekannten Muth und Tapferkeit, wie durch die besetzte Lage ihrer Niederlassungen geschützt, nähren sie sich zwischen ihren Bergen von dem Ertrag ihrer Felder und Felder, die selbst ihre Oberhäupter mit eigener Hand bearbeiten. An Einfachheit und Keuschheit der Sitten, Gemüthsreinheit, Gastfreundschaft und Höflichkeit gleichen sie den alten Arabern, lassen sich aber auch eben so wenig wie diese ungestraft beleidigen, und selbst die Blutrache ist unter ihnen noch gewöhnlich. Ohne Waffen, Säbel und Flinte geht keiner aus, und selbst bei ihren Feldarbeiten sind diese stets in der Nähe. Auffallend mag es übrigens er-

scheinen, daß sie, obwohl Christen, einen grünen Turban tragen, ein Vorrecht, das nur den Emir, den Nachkommen des Propheten, dessen Lieblingsfarbe die grüne war, zugestanden wird. Zum größten Theil leben sie in Dörfern, deren jedes seine eigene Kirche mit einer Glocke und einem Geistlichen hat. — Eine den Maroniten sehr ähnliche Bldterschaft sind

die Drusen,

welche einen Theil der Gebirgsgegenden an dem Libanon, nach dem Mittelmeere zu bewohnen. Ihre Zahl mag sich ohngefähr auf 146000 Seelen, worunter 40,000 wehrfähige Männer, belaufen. Sie behaupten, wiewohl ohne sichere Gründe, von Franken abstammen, die während und nach den Zeiten der Kreuzzüge in die Gebirge sich geflüchtet hätten. Wahrscheinlicher gingen sie um das Jahr 1020 n. Chr. von einer muhamedanischen Secte, den Ismaeliten, aus, die, als Schiiten, den Propheten Ali, den Schwiegersohn Muhameds, als menschgewordenen Gott und den Muhamed als einen Gesandten Gottes und Verfasser des Korans verehren. Sie glauben an eine übernatürliche Mittheilung der Gottheit an ihre Priester, Ismael, denen sie daher auch fast göttliche Ehrfurcht beweisen, und an eine Seelenwanderung, läugnen Paradies und Hölle, und beobachten die Keinigungen und Fasten der rechtgläubigen Muhamedaner nicht, so wie sie auch nicht nach Mekka, sondern zu dem Grabe Ali's, in der Nähe Bagdad's, wallfahren. Ihre Religion, aus welcher sie ein großes Geheimniß machen, ist nichts als ein Gemisch von Meinungen jabbulischer, muhamedanischer und christlicher Religionssecten. Öffentliche Gottesdienste haben sie nicht, besuchen aber mit gleicher Andacht christliche Kirchen und Mosken, lassen sich taufen und beschneiden, glauben an eine Art von Seelenwanderung und sollen in ihren Häusern aus Erz gegossene Kälber aufstellen, vor welchen sie zu gewissen Zeiten Lampen anzünden. — Sie stehen unter Emir's, und diese wiederum unter einem Groß-Emir, sind der Pforte zwar tributbar, aber sonst ganz unabhängig. Feld-, Wein- und Seidenbau wird von ihnen sehr stark getrieben. Durch Arbeit

abgeschäpelt, gesunde und starke, tapfere, gastfreie und gutartige Menschen, sind sie nur dann wild und grausam, wenn man sie zum Zorn reizt. Wie heilig ihnen das Gastrecht sei, kann man aus folgendem abnehmen: Ein vornehmer Türke aus Damaskus schickte vor den Nachstellungen des Pascha zu einem wohlhabenden Druse. Durch den Emir läßt der Pascha die Auslieferung des Fährstüßlings ernstlich fordern. „Wenn hat je ein Druse den Gastfreund verrathen? So lange ich meinen Bart behalte, soll jedes Haar meines Gastfreundes unverletzt bleiben!“ antwortet der unerschrockene Druse. Nun will der Emir Gewalt brauchen, aber der Druse vertreibt Gewalt mit Gewalt. Endlich macht der Emir ein altes Recht geltend, nach welchem er dem Widerspenstigen täglich 50 Maulbeerbäume niederschlagen läßt. Schon sind 1,000 umgehauen, schon droht aber auch eine Empörung gegen den gewaltthätigen Emir loszubrechen, als der Türke, um seinem edlen Schutzherrn nicht noch größeren Schaden zuzufügen, heimlich entflieht.

Die Turkomannen (I. Taf. V.)

richtiger Truchmenen, von denen ohngefähr 30,000 in Syrien wohnen, sind wie die Türken ihre Stammverwandten, mit denen sie auch zuerst in Westasien einwanderten, deren Sprache sie reden und deren Glauben sie theilen, tatarischen Ursprungs. Obgleich durch mehrere Gegenden Asiens verbreitet, haben sie sich doch besonders an den Küsten des Kaspischen Meeres und in den Gegenden des östlichen Kaukasus angesiedelt, wo sie die besten Weideplätze für ihre zahlreichen Heerden von Kamelen, Büffeln, Pferden, Ziegen und besonders Schafen, finden. Sie leben, als nomadisirendes Volk, meistens von Milchspeisen, Butter und Fleisch; nur wenige treiben Ackerbau und Gewerbe, daher sie auch die nöthigen Waffen, Kleidungsstücke, Getraide u. s. w. von benachbarten Völkern, gegen Theile ihrer Heerden, eintauschen müssen. In ihrer Lebensart den Beduinenarabern sehr ähnlich, ohne jedoch so räuberisch wie diese zu sein, sind sie in Horden eingetheilt, deren jede einen Stammeshäupten, der aber nur mit wenig Ansehen und

Gewalt besetzt ist, an der Spitze hat. Ihre Weiber spinnen Wolle und weben Teppiche, deren Gebrauch vor undenklichen Zeiten schon bei ihnen üblich ist. — Die Männer haben in friedlichen Zeiten kein anderes Geschäft, als Tabak rauchend ihr Vieh zu hüten. Fast immer sind sie zu Pferde. Mit der Lanze auf der Achsel, den krummen Säbel an der Seite, die Pistolen im Gürtel sind sie wackere, gewandte Reiter, kraftvolle, unermüdlche, von den Türken gefürchtete Soldaten. Wie die Turkomannen sind auch

die Kurden (I. Taf. V.)

ein lebhaftes, feuriges, aber rohes Volk, das zwar besonders in Kurdistan an der westlichen Grenze Persiens zu Hause ist, aber auch andere Theile Asiens, namentlich Syrien, mit seinen Heerden, nomadisirend, durchzieht. Die Abstammung der Kurden ist ungewiß; ihre Sprache ein Gemisch mehrerer orientalischen Mundarten, kommt der persischen noch am nächsten, ihre Gesamtzahl mag sich auf eine Million belaufen. Zu den schöngebildeten Völkern gehören sie keineswegs. Eine dunkle Hautfarbe, kleine Augen, ein weiter Mund, schwarze zottige Haare und ein höflicher Blick macht ihr Aussehen garstig, ja widerlich. Ihre Kleidung richtet sich bald nach türkischer, bald nach persischer Sitte, ist aber gewöhnlich höchst unsauber und schlecht. Mit der Religion mögen sie es eben nicht sehr genau nehmen. Der größere Theil derselben folgt der Lehre des Mahomed, andere sind nestorianische Christen, und wieder andere sollen sogar den Satan, als das Wesen, um dessen Günst man sich mehr bewerben müsse, als um Gottes Wohlgefallen, der ja ohnedies den Menschen nur Gutes erzeuge, verehren. Zwar treiben sie Viehzucht und ziehen mit ihren Familien, Heerden und Zelten, die durch ein grobes selbstgefertigtes Tuch von Ziegenhaaren gegen den Einfluß der Witterung geschützt sind, auf den Weideplätzen herum; aber ihre liebste Beschäftigung ist der Raub. Truppsweise lauern sie einzelnen Reisenden und ganzen Caravanen auf; glauben sie jedem Widerstande gewachsen zu sein, so fallen sie über die-

selben plündernd und mordend her. Intsch besorgen die Weiber, die gegen alle morgenländische Sitte sich nie verschleiern und von der Eifersucht ihrer Männer nicht geplagt werden, die Heerden, bereiten Käse und Butter und weben meistens aus Ziegenhaaren grobe Tücher zu Kleidern und Zeldecken. Geht der Kurde in den Streit, so ist er, (s. Taf. V.) mit einem kurzen Säbel, einem runden Schilde und einer tüchtigen Keule, die er gewandt und kräftig zu führen weiß, bewaffnet —

Werkwürdig mehr durch das, was es einst war, als was es jetzt ist, ist Palästina, jetzt ein Theil des Pashaliks Damask in Syrien, mit seiner ehemaligen Hauptstadt Jerusalem, die heute noch von den Arabern die heilige Stadt genannt, von den Juden als der Mittelpunkt ihrer verlorenen Heimath und der Sitz ihrer verschwundenen Größe geachtet und eben so den Christen als der Schauplatz der bedeutendsten Auftritte in dem Leben ihres göttlichen Meisters, unvergänglich bleiben wird. Die Gegend um Jerusalem hat mit ihren kahlen Kreidesseln und den Sandbergen, die über steinigem mauerbauten Thälern hervortragen, ein ddes trauriges Ansehen; da ist kein Gras, kein Getreidefeld, kaum hier und da eine einsame Leber, und die Stadt selbst, deren Einwohner Türken, Christen und Juden, fast allein von dem Rufe ihrer Heiligkeit leben, erinnert nur noch durch ihre Ruinen an ihre vormalige Pracht und Größe. Unter den Denkmälern, welche der heiligen Stadt, namentlich unter den Christen, ein allgemeines Interesse geben, zeichnete sich

die Kirche zum heiligen Grabe (s. Taf. V.) vorzüglich aus. Die Mauern dieser Kirche, welche schon von der Mutter Konstantin des Großen, der heiligen Helena, aufgeführt wurden, während der innere Ausbau derselben aus den Zeiten der Kreuzfahrer herrührte, umschlossen alle Stätten, welche aus der Geschichte der Kreuzigung; des Begräbnisses und der Auferstehung Jesu bemerkenswerth geworden waren, und hielten in der Länge 126, in der Breite 70 Schritte. Die Vorderseite war gegen Mittertag gelegen, und äußerst prächtig. Durch zwei

große, durch ein festes Gemäuer, das mit 5 Marmorsäulen verziert war, von einander abgesonderte Thüren ward sie geöffnet. Eine von diesen Thüren wurde, nachdem Jerusalem 1188 wieder in die Gewalt der Mahomedaner gekommen war, vermauert, die andere aber stets verschlossen gehalten und mit dem Siegel des Mosallam oder Stadtwogts, versiegelt. Nur wenn Mönche oder Pilger, deren jeder einzelne dafür 24 Piafter zahlen mußte, hinein wollten, wurde sie geöffnet. Durch eine kleine in dieser Thüre angebrachte Oeffnung erhielten die dienstthuenden Priester und Mönche ihre Nahrungsmittel. Der Glockenthurm war viereckig, mit 4 Reihen Fenster über einander, jedoch ohne Glocken, weil die Türken den Gebrauch derselben in ihrem Reiche nicht gestatten. Diese Kirche, deren Gestalt eirund war, schloß auch das heilige Grab — eine kleine Höhle, die nicht mehr als 3 kniende Menschen fassen kann, weil die Hälfte ihrer Breite, zur rechten Hand beim Eingange von dem Steine eingenommen wird, auf welchem der Leichnam des Erldfers gelegen haben soll — in sich. Geistliche von 8 verschiedenen Nationen und christlichen Religionspartheien hatten sich in den Besitz dieser Kirche getheilt, entrichteten gemeinschaftlich an die türkischen Behörden die sehr ansehnlichen Pachtgelder für diese Kirche, und hielten in eigenen Kapellen ihren Gottesdienst, jeder nach seinem Ritus: Katholiken, Griechen, Kopten, Armenier, Nestorianer, Jacobiten, Georgier, Maroniten und Abyssinier. Werkwürdig war in der Kapelle der letzteren ein Gemälde, welches sowohl unsern Heiland am Kreuze als auch die Maria und den Evangelist Johannes als Neger, den Teufel aber, der unten am Kreuze angeheftet war, als einen weißen Mann abbildete, der nichts Schwarzes an sich hatte als die Augen und die Zähne. — Die dienstthuenden Priester aller Partheien blieben gewöhnlich zwei Monath lang in der Kirche, worauf sie von andern, die sich einzuweilen in ihren Klöstern zu Jerusalem, die von ziemlichem Umfange, — das armenische allein enthält 1,000 Zimmer für Pilger, — und mit gut angebauten Gärten versehen sind, ausgetauscht hatten, abgelöst wurden. 200 Lampen brann-

ten Tag und Nacht in diesem weisläufigen Gebäude. Ehedem standen sich hier die Römer durch die Freigebigkeit, mit welcher die Pilger, deren Zahl in früheren Zeiten sich jährlich gegen 15,000 belief, ihnen die Herberge, Reliquien, Kreuzkreuze und Rosenkränze bezahlten, sehr gut. Der Absatz solcher Dinge war sonst gar nicht unbedeutend; man versendete davon jährlich an 300 Kisten, die gewöhnlich gegen 50,000 Kthl. einbrachten. Doch mag dieser Handel immer mehr abnehmen, so wie auch der Pilger immer weniger werden, besonders, da im Jahre 1808 der größte Theil der Kirche zum heiligen Grabe, mit Ausschluß der Kapelle, in welcher sich die Höhle des heiligen Grabes befindet, abbrannte.

2) Bewohner Arabiens.

Obgleich die arabische Halbinsel, vortheilhaft zwischen 3 Erdtheilen gelegen und auf drei Seiten von Meeren umgeben, auf welchen man von hier aus in alle Theile der Erde schiffen kann, mit ihren unzugänglichen Gebirgen und unwirthbaren Sandwüsten, mehr zum Lande der Freiheit als der Sklavheit von der Natur gebildet wurde, und weder die Wüste noch das Nomadenleben die besten Pflegerinnen der Wohlgehalt sein können; so ist doch das harte und tapfere Volk der Araber zugleich ein wohlgebildetes. Die Araber (s. Taf. VI.) sind im Allgemeinen von mittlerer Größe, starkem Knochenbau, aber durchgehends mager, in den höhern Berggegenden von weißer Farbe, in den heißen Ebenen dagegen braungelb. Schwarze feurige Augen, aus denen ein lebhafter durchdringender Verstand spricht, eine fein gebildete Nase, ein sorgfältig gepflegter schwarzer Bart und ein würdevolles äußeres Betragen zeichnet sie aus. —

Der Zustand Arabiens und die Verfassung seiner Bewohner hat im Ganzen nur geringe Veränderungen erlitten. Auch in den ältesten Zeiten lebte wie heute noch der größte Theil dieses Volkes nomadisch, während nur ein kleiner Theil an feste Wohnsitze sich gewöhnen konnte. Die Sandwüsten und Gebirge Arabiens, der kriegerische Muth seiner Bewohner, und ihr leidenschaftliches Verlangen nach Freiheit

und Unabhängigkeit waren hier von jeher die Schranken, an denen sich die Macht der größten Welteroberer aller Zeiten brach, und Arabien vor den gewaltthätigen Umnäzungen, die benachbarte Völker wiederholt erfahren mußten, schützte. Jeder Stamm, zuweilen auch mehrere, wurde von einem Fürsten, Emir, regiert, niemals aber hatte, vor Muhammed, Arabien einen einzigen, allgemeinen Gebieter gehabt. Den Griechen und Römern war das Volk der Sabäer, (von der Stadt Saba im Lande Yemen) im glücklichen Arabien, das mit Spices, namentlich mit Weisrauch, handelte und dem Sternendienst ergeben war, vorzüglich bekannt. Die Bibel gedenkt einer Königin aus Saba, die Salomos Weisheit an den Hof zu Jerusalem lehrte. Ein anderer arabischer Stamm, die Saracenen, eigentlich Scharrasun, d. h. Morgenländer, die nachher in Nord-Afrika und Spanien eine weit verbreitete Herrschaft gewannen, machte sich schon den Römern, durch häufige Einfälle in ihr Gebiet, fürchtbar. Künste und Wissenschaften mit Ausnahme der Dichtkunst, zu der sie schon ihre Naturanlagen, ihre lebhafteste Empfindung, ihre warme Phantasie und ihr zu Abenteuern geneigter Sinn hinführten, machten bei ihnen wenig Glück. Einer der lieblichsten Fabelschreiber, Lockmann, lebte zu Davids und Salomos Zeiten unter ihnen, und noch im 5. Jahrh. n. Chr. wurden in einer jährlichen Versammlung der arabischen Stämme poetische Wettkämpfe gehalten, und die Gedichte, denen der Preis zuerkannt war, mit goldenen Buchstaben auf ägyptisches Papier, Byssus, geschrieben und in der Kaaba zu Mecca aufgehängt. Man hat noch einige dieser Gedichte übrig. — Erst 600 Jahr n. Chr. singen die Araber an, sich einen weltgeschichtlichen Namen zu machen. In keinem Lande war um diese Zeit ein so buntes Gemisch von Religionen, und doch so wenig Anhalten zu einer gemeinschaftlichen und geschlichen Gottesverehrung, zu einer Bildung des Volkes durch die Religionen, als in Arabien. Viele Araber hatten als Nachkommen von Ismael, Abrahams ältestem Sohne, den Glauben an einen Gott unter sich erhalten; andere gehörten dem damals

in unzählige Secten zerfallenen, von Uberglauben, Irthümern und Mißbräuchen entstellten Christenthum an, und wieder andere huldigten dem Sabbismus, der die Himmelskörper, insbesondere Sonne und Mond, göttlich verehren lehrte und gewöhnlich in dem üppigsten Naturdienste endete. Muhammed, aus dem arabischen Stamme der Koreischiten unweit Mekka um das Jahr 570 von einer jüdischen Mutter geboren, ein wohlgebildeter Mann von einnehmendem Wesen, voll Klingheit und Gewandtheit, voll Festigkeit und Beobachtungsgelbst, voll hinreißender Beredsamkeit und unbegrenzter Ehrbegierde, kam dadurch auf den Gedanken, seinem Volke eine neue Religionsverfassung zu geben und durch einen Glauben, die durch verschiedene religiöse Ansichten getrennten Stämme seiner Landsleute zu vereinigen. Er gab vor, durch höhere Offenbarungen aufgefördert zu sein, die Religion der Patriarchen, namentlich des Jesaël, und zugleich die Lehre Moses und Christi in ihrer ersten Keinheit wieder herzustellen, und nannte sich einen neuen Gesandten Gottes an die Menschheit. Zwar erkannte er Moses und Christum auch als solche Gesandte an, stellte sich aber als höchster Prophet über sie und betrachtete seine Lehre als ein edleres

Relig, das auf den Mosaismus und das Christenthum, das er freilich in seiner einfachen Schönheit und Würde, die ihm Christus verliehen hatte, nicht kannte, gekropft werden mußte. — Der Glaube: es ist nur ein Gott und Muhammed sein höchster Prophet, war die Grundlage seiner ganzen Religion; eben von diesem Glauben, Islam, erhielten seine Anhänger den Namen Moslemin, d. i. Rechtgläubige, woraus nachher der unrichtige Name, Muselmänner, entstand. Damit es seinen Gläubigen auch nicht an äußeren Erweckungen fehlen möchte, nahm Muhammed aus den religiösen Gebräuchen der Christen zwei Dinge auf, die man in der damaligen Zeit für äußerst wichtig hielt: das Fasten und die Wallfahrten. Zu den ersten bestimmte er den Monat Ramadan (vergl. 1 Petr. 3.); als das Ziel der letzteren wurde, um den Stammesitz des Islam für immer zu heiligen und Arabiens politisch-religiöse Bedeutung dauernd zu sichern, Mekka und Medina bestimmt; und noch heute ist es eine unerlässliche Religionspflicht jedes Moslem, wenigstens einmal die Wallfahrt nach Mekka zu unternehmen, oder doch einen Andern, den man die Reise bezahlet, für sich dahin zu senden *). Obgleich Muham-

*) Mekka und Medina, diese beiden dem Moslem heiligen Städte, liegen im petrischen Arabien, in der Landschaft Detscha. Mekka in einer gebirgigen, sehr wasserarmen und im Sommer unerträglich heißen Gegend gelegen, ist eine uralte ganz von Steinen erbaute Stadt, die nicht bloß als Geburtsort des Muhammed, sondern auch hauptsächlich wegen der hier befindlichen Kaaba, d. i. Gotteshaus, die für den ältesten, dem einzigen, höchsten Wesen geweihten Tempel gehalten wird, zum Wallfahrtsort der Gläubigen, bestimmt ward. Die Kaaba, die schon von Abraham, zu einige meinen von Adam erbaut worden sein soll, und zu welcher seit den ältesten Zeiten schon fromme Wallfahrer pilgerten, ist ein kleines, vierdiges, steinernes Gebäude, ohne Fenster. Die Thüre, welche des Jahres nur einmal geöffnet wird, ist so hoch über der Erde erhaben, daß man auf einer Leiter hinaufsteigen muß. Inwendig befindet sich ein Brunnen mit süßem Wasser, eine große Seltenheit in dieser Gegend, und ein schwarzer in Silber gefaßter Stein, den der Engel Gabriel selbst, um den Gläubigen das Kibla zu zeigen, d. h. ihnen die Gegend anzuzeigen, nach welcher sie betend das Gesicht zu richten hätten, vom Himmel brachte. Der diesen Stein, der anfangs freilich weiß war, aber nun aus Trauer über die Sünden der Menschen schwarz geworden ist, nach Eröffnung der Kaaba zuerst rührte, ist unschätbar ein heiliger, und wird nicht selten von der großen Menge herer, die ihm aus Verehrung die Füße stützen wollen, todt getrückt. Um den ganzen Tempel, der in der Mitte eines großen von Schindelnbogen und Gebethäusern für die einzelnen muhammedanischen Secten, umgebenen Platzes steht, ist ein Stück schweren schwarzen Seidenstoffes, ein alljährlich erneuertes Geschenk des türkischen Kaisers, gezogen, in welches Goldäden Sprüche aus dem Koran geknüpft sind. Die Dachrinne der Kaaba, von massivem Gold, wurden, gleich den angehaften Schätzen an Gold, Silber und Edelsteinen, lauter Geschenken frommer Secten, im Fall eines Religionskrieges zum Gebrauch des Sultans bestimmt, von den Babas im Jahr 1803 geraubt. — Die Pilger versenken sich so einzurichten, daß sie gerade zu der Zeit des Ramadan zu Mekka ankommen. Die letzten 8 Tage der Reise gehen die Pilger in Sandalen, dürfen während dieser Zeit das Haar nicht scheeren, kein Ungesiefl tödten, nicht Handel treiben, selbst nichts kaufen, kein böses Wort, auch gegen die Sklaven nicht, sprechen. Zwei Tage vor der Ankunft in Mekka zieht man sich nackt aus und bedeckt bloß Hals und Unterleib mit einem Tuche. Auf dem ganzen Wege ist die Karawane nur mit Singen, Beten und Almosengeben beschäftigt. Wenn man angekommen ist, braucht man 3 Tage, um alle heilige Orte, um Mekka herum, zu besuchen, und an jedem dieser 3 Tage muß man überdies siebenmal einen weiten Weg um die Kaabe herum, unter Aufsicht eines Imams, gemacht haben. — Wertwürdig ist es, daß, wie bei den morgenländischen Christen die-

med bald in seiner Familie und auch außer derselben mehrere Anhänger fand, so war die Zahl und Macht seiner Gegner anfangs doch größer, und er mußte 622 von Mekka nach Medina, welche Stadt damals mit Mekka in Feindschaft lebte, fliehen. Von dieser Flucht, Hégira oder Hedschra, zählen bis an den heutigen Tag die Moslemin ihre Jahre. — Nun beschloß Muhammed, seine Religion mit Gewalt der Waffen einzuführen. Nach mehreren blutigen Gefechten, in welchen der religiöse Fanatismus seiner Anhänger meistens siegte, bemächtigte er sich endlich 629 der heiligen Stadt Mekka und starb 3 Jahre nachher zu Medina, als Herr seines Vaterlandes, Stifter einer neuen Religion und eines neuen Reiches. — Ob diesem außerordentlichen Manne, der die folgenreichste Revolution im Oriente bewirkte, die Benennung eines Betrügers oder Schwärmers gebühre, dürfte schwer zu bestimmen sein. Vielleicht handelte er anfänglich aus reinem Wohlwollen und aus heiligem Eifer, den Aberglauben und den rohen von Menschenopfern selbst nicht ganz freien, Götterdienst einzelner Stämme seines Volkes zu stürzen. Fanatismus und die Wuth seiner Feinde mag ihn zu den ersten Grausamkeiten fortgerissen haben; und wenn die Wichtigkeit seines Zweckes ihn über die Abscheulichkeit seiner Mittel vernahmte, wenn Ehrgeiz ihn zu blutigen Thaten trieb, so findet er in jedem Zeitalter Gefährten seiner Verurtheilung. Seine warme und fortwährende Dankbarkeit gegen seine Wohltäterin und erste Gemahlin, Raschidah, seine großmüthige Schonung der Häupter vom Stamme Koraisch, die aus Mekka ihn vertrieben hatten, und die Verordnung, beim Verkauf der Gefangenen die Mutter nie von den Kindern zu trennen, müssen den Tadel

mäßigen, den Menschlichkeit oder Pöbelgeist ihm zuerkennen mögen. Ueberdies erbot seine Religion die heidnischen Völker, die sich zu ihr bekannten, über den groben Götzendienst der Naturwesen, der himmlischen Gestirne und irdischer Menschen, und machte sie zu eifrigen Anbetern eines Gottes, des Schöpfers, Regierers und Richters der Welt, der mit täglichem Gebet, mit Werken der Barmherzigkeit, mit Reinheit des Körpers und völliger Ergebung in seinen Willen zu ehren sei. Der Völlerei und dem Zank kam sie durch das Verbot des Weins zuvor und wollte Gesundheit und Mäßigkeit durch das Verbot unreiner Speisen befördern. Vergleichen hat sie den Völkern, das gewinnfüchtige Spiel, auch mancherlei Aberglauben unter sagt und mehrere Völker aus einem rohen und verderbten Zustande auf einen mittleren Grad der Kultur erhoben. Dagegen mußte die Lehre von ein unwiderstehlichen Vorherbestimmung, die feste Versicherung, daß der Mensch keine Linie breit von dem Wege abweichen könne, der ihm in der Stunde der Geburt vorgezeichnet sei, die Thakraft bald abspannen, bald zur Unzeit erhöhen und Ursache des fanatischen Eifers, des düstern und melancholischen Charakters, aber auch der unüberwindlichen Beharrlichkeit der Moslemin werden. Der Glaube an einen wolüstigen Himmel und die gesetzlich erlaubte Vielweiberei, ob sie schon, wie die gebotenen häufigen Reinigungen, dem Klima angemessen war, mußte Sinnlichkeit befördern, Fanatismus und übermüthiger Stolz aber, die zur höhern Kultur unentbehrliche Mittheilung mit andern Nationen erschweren, und die Verwörung der Glaubenslehren mit den Vorschriften des bürgerlichen Rechtes, wie die Vereinigung der höchsten

jenigen, welche das heilige Grab besuchten, in schlechtem Ruf zu stehen, auch der Kraber zu sagen pflegt: Hüte dich vor dem, der in Mekka gewesen ist; und ist er einmal dort gewesen, so verkaufe dein Haus, und ziehe von ihm. Allerdings ziehen in heiligen Pilgerkleidern oft Missethäter, die schwere Verbrechen durch eine leichte Wallfahrt verzeihen wollen, ihre Töchter, die Haus und Hof verlassen, den ersten Pflichten ihres Standes und der Menschheit entsagen, um nachher Lebenslang verdorbene Menschen, halbe Wahnsinnige, anmaßende oder ausschweifende Thoren zu bleiben! — Medina, eine viel kleinere Stadt als Mekka, schließt in einer prächtvollen Moschee das einfache, von weißem Marmor gestrichelte Grab, des angeblich noch unverfälschten Namens des Propheten in sich. — War Hochgläubige dürfen den heiligen Boden dieser Städte betreten. Kommt ein Jude oder Christ hierher, so bleibt ihm zur Rettung seines Lebens nichts übrig, als Moslem zu werden.

geistlichen und weltlichen Macht in einer Person, die wichtigsten Untersuchungen hemmen und misleiten und die feste Stütze eines unerbittlichen Despotismus werden. —

Wie der brennende zerstörende Wind der Wüste, verbreitete sich nach Muhameds Tode der Krieg über die angrenzenden Länder, Syrien, Palästina, Persien, Aegypten. Wie zum Gottesdienste, mit Sprüchen aus dem Koran *) und mit Hoffnungen des Paradieses bewaffnet gingen die Araber zur Schlacht. Sie fanden die Reiche der Perser und Griechen so schlecht bestellt, die Secten der Christen unter einander so feindlich, Untreue, Völlust, Eigennutz, Verrätherei allenthalben so herrschend, daß man, wie Herber, sagt, in der schrecklichen Geschichte dieser Kriege die Fabel von einer Löwenherde zu lesen glaubt, die in die Hürden der Schafe und Böcke, in Meiereien voll fetter Kinder, prächtiger Pfauen und wehrloser Hämmer einbricht. Doch war der reißende Strom ihres Kriegsglücks, mit dem sie von dem erobersten Spanien aus durch Frankreich, Deutschland, Ungarn über Konstantinopel hin, ein größeres Reich zu stiften gedachten, als die Römer in vielen Jahrhunderten zusammen gebracht hatten, mit den 30 Jahren ihres ersten Enthusiasmus, da das Haus Muhameds auf dem Stuhle saß, vorüber. Mit den erblichen Omajjaden 661, die Damascus zu ihrem Eise wählten, und mit den Abbassiden 750, die sich Bagdad zur Residenz erbauten und unter denen die Namen Al Mansur und Al Raschid als Beförderer der Gelehrsamkeit und Erhalter der Wissenschaften in jenen Jahrhunderten der Barbarei glänzten, kam statt der vorigen Einfachheit, Pracht und Luxus an den Hof; die Eroberungen gingen, bei vielen innern Trennungen, nur mit langsamem, oft eingehaltenem Schritte vorwärts, und die tausendmal auf Erden gespielte Scene, daß Ueppigkeit Erschlaffung hervorbringt und am Ende dem rohen Starken der verfeinerte Schwache unterliegt,

wiederholte sich auch hier. Da die Taten die Leibwache der Kalifen ausmachten und Führer der Heere waren, (vergl. Heft. 1 S. 2.) so saß im Herzen der Monarchie das Uebel, das bald den ganzen Körper überwältigen konnte. Aus Wesiren und Soldnern wurden Gebieter und Despoten. Schon 300 Jahre nach Muhamed verlor sich das glänzende Reich der Araber mit Ausnahme Spaniens, wo es sich noch 200 Jahre länger erhielt. Jetzt ist ihre Herrschaft wieder auf ihr altes Vaterland beschränkt, wo sie meistens zu ihrer ursprünglichen Lebensart und Verfassung zurückgekehrt sind. Nur die Lehre ihres Propheten hat sich in ihren vormaligen Besitzungen, in der Barbarei, Aegypten, Persien und Indien erhalten und ist von den Türken und vielen andern asiatischen und afrikanischen Völkern angenommen worden, so daß heute noch die Zahl der Moslemin größer ist, als die Zahl der Christen, obschon auch sie, wie die letzteren, in mehrere Religionspartheien, man zählt deren 72, z. B. Schiiten, Ismaeliten, 1000 n. Chr. Wahabiten oder Wechabiten in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts entstanden, zerfallen sind. —

Die Bewohner Arabiens, deren Gesamtzahl man auf 10 bis 12 Millionen schätzt, sind nach ihrer Lebensweise in zwei Hauptclassen zu theilen, nämlich in ansässige, die Städte und Dörfer bewohnen und durch Ackerbau, Handel und Gewerbe ihren Unterhalt finden, und in Beduinen, nomadische Wüstenbewohner, die von dem Ertrag ihrer Heerden und vom Raube leben.

Der moralische Charakter der Araber ist gutartig, ja sogar edel und menschenfreundlich. Ihre Sitten sind sehr einfach und ziemlich patriarchalisch, im Ganzen wohl mit den Sitten und Gebräuchen der übrigen muhamedanischen Orientalen übereinstimmend, nur noch unverdorbener und reiner. Auf Wohlstandigkeit und Höflichkeit halten sie viel, obwohl sie keine Freunde von leeren Komplimenten, im gesellschaftlichen Um-

*) Der Koran, eigentlich Kur'ann, d. i. nöthig zu lesen, ist eine von dem Schwiegervater und Nachfolger des Propheten Abubeker veranstaltete Sammlung von theils mündlich aufbewahrten, theils bei Lebzeiten des Propheten noch nachgeschriebenen Reden, Befehlntnissen, Lobpreisungen Gottes, Ermahnungen zum Gutes, Füssen, Almosen u. s. w. Widersprüchen gegen Götzendiener und Christen und Erzählungen von Wissen und Wundern Muhameds, ohne Plan und Ordnung an einander gerichtet, und in einer oft prächtigen, aber schwülzigen Sprache verfaßt.

gange vielmehr offen, herzlich und zuvorkommend sind. Feuerig und leicht zu erzürnen sind sie, aber auch leicht zu besänftigen und überhaupt nicht jankfüchtig. „Denket an Gott und seinen Propheten!“ darf nur mahnend ein Besonnener rufen, und der lodernde Zorn der Streitenden ist gedämpft. Der gewöhnliche Gruß, ist der bei allen Muhamedanern und bei Juden seit den ältesten Zeiten gebräuchliche: *Salam Aleikom*, d. i. Friede sei mit Euch, und der Gegengruß lautet: *Aleikom Essalam!* d. h. mit Euch sei Friede! Man legt beim Grüßen die rechte Hand auf die Brust. — Wenn gute Freunde oder Bekannte zusammen kommen, so erweisen sie einander die herzlichste Höflichkeit, reichen einander wohl zehnmal traulich die Hand und küssen sich Haupt, Hand und Schulter. Jüngere bezeigen gegen Ältere und Geringe gegen Vornehme große Ehrerbietung und küssen ihnen Füße und Kleider. Auch gegen Fremde sind die Araber meist sehr artig, machen ihnen auf dem Wege zuvorkommend Platz und erweisen ihnen uneigennützig tausend Gefälligkeiten. — Der Bart steht bei ihnen in hohem Ansehn; er ist die heilige Zierde, die Gott dem Mann zum Unterschied von dem weiblichen Geschlecht gegeben. Ein geschornen Bart ist Zeichen der Knechtschaft. Lebige Leute tragen bloß einen Knebelbart, so wie sie aber Heirathen, lassen sie den ganzen Bart wachsen. Einem andern auf den Bart zu spucken gilt für die größte Beschimpfung, und die pöbelhafteste Schimpfrede ist: Koth auf deinen Bart! Weiber und Kinder küssen den Bart, wenn sie den Vatern und Brüdern grüßen. — Gastfreundschaft gehört zu den größten und allgemeinsten Tugenden der Araber. Wer einmal mit ihnen Salz und Brod gegessen, einmal ihre Wohnung betreten hat, ist ihr Gastfreund. Der Beduine setzt sich sogar mit seiner Wahlzeit an den Eingang seines Zeltes, um jeden Vorübergehenden, welcher Nation er auch angehört, einzuladen, das oft lärgliche Mahl mit ihm zu theilen, und weit entfernt, dieß sich zum Verdienst anzurechnen, betrachtet er es nur als

seine Schuldigkeit. Einige Stämme haben die Sitte, daß, wenn eine Mahlzeit bereitet ist, einer von ihnen auf den nächsten Hügel geht und mit lauter Stimme jedermann zu Gaste bittet. Ueberhaupt wird jeder Fremdling zuvorkommend aufgenommen; der Hausherr bringe Wasser, die Füße zu waschen, eine Sitte, die da, wo man barfuß oder nur mit Sohlen unter den bloßen Füßen bekleidet, zu reisen gewohnt ist, seit den ältesten Zeiten eingeführt und äußerst wohlthätig ist; das Beste wird aufgetragen und alle mögliche Ehre und Aufmerksamkeit dem Gaste bewiesen. Ein herzliches: vergelt es Gott! ist die einzige Belohnung, die der Reisende für die sorgfältigste Bewirthung beim Abschiede giebt. —

Die politische Verfassung der Araber ist sehr einfach. Sie stehen unter bald größern, bald kleinern Fürsten, die den Titel: Groß-Emir, Emir, Schah führen, und auf ihren Adel, d. h. auf ihre unvermischte Abstammung von Familien, die schon in uralten Zeiten regierten, sehr stolz sind. Zu dem höchsten Adel werden natürlich Muhameds Abkömmlinge, die man *Scherif* auch *Seid's*, bei den Türken Emiren nennt, und die sich vorzüglich durch das Tragen grüner Turbane auszeichnen und unter mehreren Vorrechten auch das genießen, daß jedem, der sie beschimpft oder schlägt, die Hand abgehauen wird, gerechnet *). Keiner ihrer Fürsten hat das Recht, den Unterthan am Leben zu strafen, wie denn überhaupt ihre Freiheitsliebe eine despotische Regierung nicht aufkommen läßt. Ihre Kadis oder Richter entscheiden in der Regel mit strenger Lieblichkeit, nach vorhergegangener kurzer mündlicher Verhandlung, nach den Aussprüchen des Koran, die vorkommenden Rechtsfälle. Abschneiden des Bartes und Stockschläge auf die Fußsohlen, Bastonnade, sind die gewöhnlichsten Strafen.

Dem Araber glauben sind die Araber, wie fast alle Orientalen, sehr ergeben. Ueberrath vermuthen sie Geister und Zauberei, und die Kunst, Talismane oder Amulette, die in Leder genäht auf verschiedenen Theilen des Leibes, je nachdem sie diesem oder jenem Uebel abhelfen

*) Die Türken wissen dieses Vorrecht dadurch unnuß zu machen, daß sie, wenn sie mit einem Emir Streit haben, ihm ehrsüchtig den grünen Turban abnehmen, ihn dann tüchtig durchprügeln, und sich zuletzt damit entschuldigen, ihren Gegner nicht erkannt zu haben.

oder vorbeugen sollen, getragen werden, zu setzen, steht in großem Ansehen. Aus seinem und seiner Mutter Namen die zukünftigen Schicksale eines Menschen zu entziffern, durch allerlei Zauberkünste die Neigung eines spröden Mädchens zu erzwingen oder seinen Feinden nachdrücklich zu schaden, dünkt ihnen gar nichts Seltsames. Das Bild einer offenen Hand an dem Halse getragen verhütet gewiß die nachtheiligen Folgen der Mißgunst, und die Zahl fünf ist unbezweifelt eine böse und unglückliche. —

Im Essen und Trinken sind sie, wie auch ihr heißes Klima erfordert, überaus mäßig. Die gewöhnlichste Speise des gemeinen Volks ist flaches, lufchenförmiges Brot von Durra, einer Art Hirse mit Kameelmilch, Butter, Del oder einer andern Fettigkeit durchknetet. Da es sich nicht lange hält, wird es alle Tage frisch gebacken. In den Städten backt man auch Weizenbrot, aber auch nur in Gestalt von Kuchen, die nicht die Consistenz unseres Brotes haben, sondern sehr talgig und schlüffig, auch in der Regel ohne Sauerteig sind. Die übrigen Speisen sind: Milch, Butter, die aber selten schmachtast ist, Honig, Reis, woraus sie Pilau (vergl. Heft 1 S. 10) machen, Hülsenfrüchte, die mit Del gekocht werden und allerlei Obst. Die Art der Kraber zu essen, gleicht der der Türken. Sie haben keine Tische, sondern essen an einem Tuch oder Leder, das man auf die Erde ausbreitet und auf dessen Mitte man einen Schimmel, auf welchen die Speisen gesetzt werden, stellt. Dieses Tischtuch, gewöhnlich von Leder, ist am Rande mit Ringen besetzt, durch welche ein Strick geht, um nach der Mahlzeit die Ueberbleibsel, wie in einen Sack, zusammenschnüren zu können; Messer und Gabel kennt man nicht; ihre Stelle vertreten die vor und nach der Mahlzeit sorgfältig gereinigten Hände. Vor jeder Mahlzeit betet der Kraber laut: Im Namen Gottes

des Barmherzigen und Gnädigen! und nach Tische spricht er: Gelobt sei Gott! Während der Mahlzeit zu trinken ist nicht gebräuchlich. Fleischspeisen genießt man selten. — Das gewöhnlichste Getränk ist Wasser, welches nur Reiche, den Tag vorher, über Aprikosen oder anderes Obst gießen lassen. Wein und Branntwein wird nur heimlich und selten getrunken; desto häufiger bereitet man aus bürren Rosinen, die mit einer Portion Wasser in einen irdenen Topf gethan, eine Zeit lang unter der Erde gähren müssen, ein weinartiges Getränk. Das Nationalgetränk aber ist der Kaffee, der hier in seinem Vaterlande von der besten Qualität ist, und früh und nach der Mittagemaßigkeit, wie im ganzen Oriente, schwarz und ohne Zucker genossen wird. Ohne Kaffee und Tabak, dessen sich auch das weibliche Geschlecht eben so stark wie das männliche bedient, kann man nicht leben. Um sich zu berauschen, essen oder rauchen die gemeinen Leute eine Art Hanfblätter, (Hachisch^{*)}), deren unmäßiger Genuß den stärksten, oft bis zur tollen Wuth gesteigerten Rausch hervorbringt. —

Die Kleidung der Kraber ist ganz im orientalischen Geschmack. Sie tragen gewöhnlich lange weite Beinkleider von weißer Leinwand, und über denselben ein weißes oder weiß und blaugestreiftes Hemde mit langen und weiten Ärmeln; über dem Hemde einen Entari oder Rock, der ohne Ärmel, aus leichtem Zeuge gemacht, mit Leinwand gefüttert wird, und bis an die Knie reicht. Ueber dem Entari trägt man einen breiten, meistens ledernen Gürtel, der gestickt oder mit Silber beschlagen ist, und in demselben ein breites, krümmes und spitzes Messer, dessen Griff mit Gold, Silber und Steinen verziert wird, durch einen Rosenkranz, den man mehr zum Staat als zum Beten braucht, ist es an den Gürtel befestigt. Ueber dem Entari wird der Kastaan

) Von diesem Worte will man auch den Namen der Assassinen ableiten, eines Ismaelitischen Stammes und einer muhamedanischen Religionssecte, welche 1090 unter dem Imam Hassan, der, wie seine Nachfolger unter dem Namen: des Alten vom Berge, weil er seinen Sitz auf der Bergfeste Werfabe in Ercila hatte, bekannt ist — ein dem ganzen Oriente durch den tollen Muth seiner Krieger, die sich durch den Genuß des Arantes Hachisch^{)} berauschten, fürchtbar werdendes, erst im 12. Jahrhunderte durch die Mongolen zerstörtes Reich stiftete. Richtiger aber selbst man den Namen Assassinen von dem arabischen Worte: Hach, welches auslawern, heimlich morden bedeutet, her; denn durch Raub und Mordthaten machte sich jenes Volk so berühmt, daß noch heute Mordthaten Assassinen genannt werden.

getragen, der fast bis auf die Füße herabreicht (Taf. VI. Vornehmer Araber aus Yemen). An den Füßen trägt man feine Socken und über diesen Pantoffeln, die man beim Reiten mit leichten Stiefeln aus dünnem Leder vertauscht. Unbequem ist der Kopffuß des vornehmen Arabers; denn um seinen höhern Rang anzudeuten trägt er oft 10 bis 12 Mützen über einander, von welchen die oberste zuweilen mit einem kostbar in Gold gestickten Spruch aus dem Koran oder dem Glaubensbekenntniß des Moslem: „es ist nur ein Gott und Muhammed sein Prophet!“ versehen ist. Um alle diese Mützen wird noch ein Stück feinen Musfelins gewunden, das an beiden Enden schöne seidene, wohl auch goldne Franzen hat. Zu Hause oder bei guten Freunden nimmt man größeren Theil dieser zahlreichen Mützen ab. Die gemeinen Araber (Taf. VI.) tragen nur ein bis zwei dergleichen Kopfbedeckungen, aber auch mit Musselin oder einem langen Tuch umwickelt, dessen größerer Theil über die Schulter geschlagen oder über dem Arm getragen wird, und bei Regen oder starkem Sonnenschein zum Schutze dient. Einige tragen auch nur Beinkleider und ein Hemde, andere wickeln bloß (Taf. VI. Beduine) ein bis an die Knöchel herabhängendes Tuch um den Leib, befestigen dasselbe um die Lenden mit einem Gürtel, in welchem vorn ein krummer Säbel oder ein breites Messer hängt, schlagen ein anderes großes Tuch, das ebenfalls durch den Gürtel befestigt wird, über die Schultern, und gehen im Uebrigen völlig nackt. — Die arabischen Frauen kleiden sich meist wie die Männer; die weniger vornehmen begnügen sich mit weiten Beinkleidern und einem weiten weiß und blau gestreiften leinwandenen, um die Hüften durch einen Gürtel zusammengehaltenen Hemde, auf dessen Mitte sie häufig in Leder eingesetzte Amulette oder einen in Silber gefaßten Stein tragen. Im Sommer gehen sie meist barfuß. Nach Abgabe ihres Vermögens und Standes tragen sie eine Menge Ringe um Arme und Finger, auch in Ohren, ja zuweilen in der Nase; um den Hals haben sie Perlenketten. Die Kopfbedeckung verziert man mit lebendigen Blumen oder Perlen und Gold

und wickelt außerdem nach Binden darum, deren herabhängende Zipfel mit Gold oder Silbermünzen besetzt sind. — (Taf. VI.) Augenlider und Augenbraunen färbt man schwarz, die Nägel blutroth, die Hände und Füße braungelb und im Gesicht bringt man schwarze Schminkeplättchen an. Gemeine Leute, die fast nackt gehen, färben sich den ganzen Leib mit dem Saft der Al Henna, eines orientalischen Färbkrautes, braungelb.

Die Wohnungen der Araber sind nach der Verschledenheit der Lebensart ihrer Bewohner sehr verschieden. Beduinen wohnen bloß in Zelten, die aus Ziegen- und Kameelhaaren gemacht sind. Das grobe Haartuch ist über mehrere Stangen ausgespannt und fünf bis sechs Fuß hoch. Ein Vorhang, welcher das Zelt in zwei Theile theilt, sondert die Männer von den Weibern ab, denn die Absonderung der Geschlechter waltet auch hier, wiewohl der Araber darin bei weitem nicht so streng ist, als der Türke. — Die Hadessi, d. i. Städter, bewohnen meist steinerne Häuser mit flachen Dächern; die Fellahs, d. h. Bauern, Lehmhütten mit runden bald mit Gras, bald Strohmatte, bald Zweigen von der Dattelpalme versehenen Dächern. Die Fußböden aller Häuser und Hütten sind mit Strohmatte, oder mit Teppichen, in welchen, besonders in den Zimmern der vornehmen Weiber, großer Luxus getrieben wird, belegt. —

Obwohl der Araber vier rechtmäßige Weiber, und so viel Sclavinnen, als er kaufen und ernähren kann, haben darf, so begnügt sich doch die meisten, selbst aus den mittleren und höhern Ständen, mit einer Frau. Die Ehen werden unter wenig Ceremonien geschlossen. Vor dem Kadi wird der Ehecontract unterzeichnet, und in demselben zugleich bestimmt, wie viel der Bräutigam folglich seiner Braut zur Brautsteuer geben und wie viel er ihr bezahlen muß, im Fall er sie verstoßen sollte. Doch sind Ehescheidungen, die auch vor dem Kadi geschehen müssen, nicht sehr häufig, indem der Araber einen ziemlich friedlichen Ehestand führt. Die Aussteuer, die eine Tochter von ihrem Vater erhält, ist und bleibt ihr unantastbares Eigenthum; daher haben es besonders die reichen

Weiber sehr gut, weil hinsichtlich des Vermögens die Männer von ihnen oft abhängig sind. Auch der Frau steht es frei, wenn der Mann sie mißhandelt, sich gerichtlich von ihm scheiden zu lassen. Der Ehebruch darf an verbrecherischen Frauen nicht von ihren Männern, wohl aber von einem ihrer Verwandten, zur Rächung der Familien, nher mit dem Tode bestraft werden. —

Wie alle Morgenländer, ist auch der Araber von Natur zu ernsthaft, als daß er großen Hang zur Lustigkeit haben sollte, doch bemerkt man an ihm die übertriebene Gravität des Türken nicht; und obgleich vieles Lachen auch ihm als ein Zeichen des Schwachsinnes, und Lenz und Muth als ein anstößiges Vergnügen gilt, so liebt er doch eine heitere Geselligkeit. Das Dscheridwerfen, s. Heft 1 S. 13, das Damenbret und Schachspiel, dienen zu seiner gewöhnlichen Unterhaltung. Die Vergnügungen des weiblichen Geschlechtes bestehen in gesellschaftlichen Besuchen, bei welchen Kaffee getrunken, Tabak geraucht, Märchen, Heldens- und Liebesgeschichten erzählt werden. — Bei ihren gesellschaftlichen Zusammenkünften in Privat- und öffentlichen Häusern beobachtet man viel Wohlstand und Höflichkeit, und selbst die geringern wird man selten mit einander zanken, oder in rohes Schreien und Lärmen ausbrechen hören.

Den Ackerbau treiben die ansässigen Araber mit bewundernswürdigem Fleiß. Da alles darauf ankommt, die Felder in diesen wasserarmen, brennend heißen Gegenden gehörig feucht zu erhalten; so macht man Dämme um die Felder, damit das auf dieselben geleitete Wasser lange genug darauf verweile, unterstügt die an Bergen gelegenen Felder terrassenartig mit Mauern; leitet mit unsäglichem Fleiße Quellen, Bäche und Regenflüssen auf die Fluren, fängt, wo dieß nicht angeht, während der Regenzeit, in großen gemauerten Eiskernen das Wasser auf und läßt es dann von einem Acker auf den andern laufen. Beim Säen ist man darauf bedacht, daß so wenig Samen als möglich verloren gehe und legt daher oft die Getreidekörner einzeln nach der Linie. Bei der Ernte wird das Getreide nicht geschnit-

ten, sondern mit der Wurzel ausgerauft und nachher durch zwei Ochsen, die einen großen, vorn abgerundeten Stein über die mit den Aehren gegen einander gelegten Garben schleppen, ausgedroschen.

Wissenschaften und Künste, die im 8. Jahrhundert bei den Arabern in der schönsten Blüthe standen, und in welchen sie vornehmlich von Spanien aus, Vorgänger und Lehrer des damals in tiefer Finsterniß schlummernden Europas wurden, sind jetzt äußerst vernachlässigt, und selbst von der schönen Baukunst, in der sie sonst Meister waren, und die nach griechischen Mustern gebildet, durch das reinste Ebenmaaß der einzelnen Theile, durch phantastische Leichtigkeit, durch reiche und prächtige Verzierungen sich auszeichnete, sind in ihrem Vaterlande nur wenige in den von ihnen eroberten und beherrschten Ländern, aber z. B. in Spanien, wo der von ihren Kalifen erbaute Pallast in Granada, jetzt das rothe Haus genannt, mehr einem Zauberpallast als einem Werke von Menschenhänden gleicht, und in Indien (s. Taf. VII. Begräbniß der Sultane in Mysore und Gebäude in Madura) reichere Spuren zurückgelassen. —

Der Handel, der meist von den Städten bewohnern, die auch einen großen Theil der Waaren Indiens und Persiens in Karavanen an den arabischen Meerbusen und zu den Hafenstädten des Mittelmeeres führen, getrieben wird, ist nicht unbedeutend. Die vorzüglichsten Ausfuhrartikel Arabiens selbst sind: Kaffee, Weihrauch, Myrrhen, Balsam. Der erstere, von welchem jährlich 12 bis 13 Millionen Pfd. ausgeführt werden, ist der beste, den wir und zwar unter dem Namen des levantischen kennen, da ihn die Europäer zuerst in Kleinasien, der Levante, wohin ihn Karavanen gebracht hatten, fanden. Von ihm stammt aller Kaffee ab, der jetzt seit 1650 in Ost- und seit 1720 in West-Indien gebaut wird. Nächst dem Kaffee führt man auch Weihrauch, ein Harz, das von einer Art Wacholderbäumen gewonnen schon zu Moses Zeiten als ein kostbares Räucherwerk bekannt war, Myrrhen ebenfalls, ein Gummi von einem uns noch wenig bekannten Baume,

und Balsam von Mekka oder von Gilead, ein Saft, der aus der gerichteten Rinde des nur in der Gegend von Mekka gehenden Balsamstranthes äußerst sparsam tröpfelt, aus. —

Die Beduinen = Araber, eigentlich Bederi, d. i. Söhne der Wüste, die in kleine, nicht selten in unveröhnlicher Feindschaft lebende Stämme abgetheilt, unter Schicks oder Emirern stehen, unterscheiden sich von den assyrischen Arabern, mit denen sie in ihren übrigen Sitten und Gebräuchen meist übereinstimmen, nur durch ihre nomadische und räuberische Lebensart. Man findet Beduinen von der persischen Grenze an bis nach Marecco in Afrika. Syrien, Aegypten, Palästina durchstreifen sie mit ihren Herden. Sie wohnen in Zelten von groben, aus Ziegenhaaren von ihren Weibern gewebten und wasserdichten Zeugen. Die während der Nacht von einer Menge gut abgerichteter Hunde sorgfältig bewachten Lager sind immer von runder Gestalt; in der Mitte steht das Zelt des Emirs nebst dem, statt des Wirths- und Rathhauses dienenden Herbergsstelte oder Mouil, in welchem die Angerlegenheiten mit den Nachbarn, die entstehenden Klagen und Streitigkeiten verhandelt, und Fremde, die man nicht in den übrigen Zelten unterbringen kann, verpflegt werden. Der größte Reichtum des Beduinen besteht in Herden, und eine seiner Hauptnahrungsquellen ist die Pferdezucht. Mit größter Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit führt man förmliche Geschlechtsregister der Pferde, die durch ihren schönen Bau, durch ihre Ausdauer und Schnelligkeit besonders berühmt, selten unter 7 bis 800 Kthlr. das Stück, verkauft werden. Ein Emir hatte einst eine Stute, die ihn, durch einen ununterbrochenen Lauf von 3 Tagen und 3 Nächten, ohne zu fressen und zu saufen, der Verfolgung seiner Feinde entzog. Mehr als einmal wurden ihm 5000 Kthlr. vergebens für dieses Thier geboten. In den neueren Zeiten kaufte ein Ungarischer Graf einen arabischen Hengst, Namens Tejar, für 1,500 Dukat. — Die Pferde sind in Familien, deren Geburtsregister oft auf viele Jahrhunderte zurückreichen, und deren jedes seinen Namen hat, abgetheilt, der Herr geht freundlich mit seinen Pferden

um, schlägt sie nie, strapazirt es nur im höchsten Nothfall und braucht es nie zum Zuge. Den ganzen Tag über werden die Pferde nur zwei oder dreimal geränkt, erhalten jedoch kein Futter, Abends aber giebt man ihnen in einem Sack, der um ihren Hals gebunden wird, reine Gerste zu fressen. Gesättigt und gezäumt stehen sie den Tag über vor dem Zelte, an die in die Erde gesteckte Lanze gebunden und nur bei sehr schlechtem Wetter nimmt man sie mit unter das Zelt. —

Die liebste Beschäftigung der Beduinen ist der Raub, den sie für einen rechtmäßigen Erwerb und völlig erlaubt halten, da man ihnen als Abstammungen Ismaëls allen Antheil an Abrahams Nachlasse widerrechtlich entzogen habe. Die Reisenden morden sie aber nur dann, wenn sie Widerstand finden, behandeln aber den, der sich willig von ihnen ausplündern läßt, sanft und menschlich. Der Räuber steigt dabei nicht vom Pferde; der Unglückliche, der in seine Hände fiel, muß sich selbst entkleiden und alles hergeben, was er hat. Doch ist der außerhalb seines Lagers so raubgierige Beduine innerhalb desselben der großmüthigste, freigebigste Wirth. — Auch ihre Fürsten leben nach der einfachen Sitte uralter Zeit; besorgen, satteln und zäumen ihre Pferde selbst, holen eigenhändig ein Lamm von ihrer Herde und schlachten es, während die Fürstin die Küche besorgt, Brod bäckt, Kaffee kocht und ihre Töchter zur Quelle gehen, und in Krügen, die auf dem Kopfe getragen werden, Wasser holen. — Findet sich an einem Orte keine Weide mehr für ihr Vieh, so werden die Zelte schnell abgebrochen, in weniger als 2 Stunden mit den übrigen Habseligkeiten und geringem Hausgeräthe eingepackt und von den Weibern auf die Kameele geladen, während die Männer zu Pferde steigen, und immer schlagfertig die Vorhut bilden. So lebt der Beduine. Mit seiner Wüste ist seine einfache Kleidung, seine Lebensweise, seine Sitten, sein Charakter harmonisch und nach Jahrtausenden noch erhält sein Gezeil die Weise seiner Väter. Viehhäber der Freiheit, verachten sie Reichthümer und feste Wohnsitze, sind leicht im Lauf, fertig auf ihren Rossen, die sie wie ihres Gleichen pflegen

und eben so fertig die Lanze zu schwingen. Ihre Gestalt ist hager und nervicht; ihre Fäße bestehen fast aus lauter Sehnen ohne Waden; Brust und Bauch sind kaum von einander zu unterscheiden. Die meisten genießen des Tages nicht mehr als 12 Loth an Gewicht. Ihre Farbe ist braun, ihre Knochen stark, ihr Haupthaar oft wülig wie das krause Haar der Neger. Unermüßlich Beschwerden zu ertragen und durch die Wüste zusammen geknüpft, stehen sie alle für Einen; kühn und unternehmend, treu ihrem Worte, gastfrei und edel. Die gefährvolle Lebensart hat sie zur Behutsamkeit und zum scheuen Argwohn, die einsame Wüste zum Gefühl der Rache, der Freundschaft, des Enthusiasmus und des Stolzes gebildet.

3) Bewohner Persien's.

Die alten Perser waren ursprünglich ein häßliches Gebirgsvolk, wie noch ihre Reste, die Sebern, zeigen. Da aber schwerlich ein Land in Asien so vielen Einbrüchen ausgesetzt war als Persien, und gerade in der Nähe wohlgebildeter Völker lag, so hat sich hier eine Bildung sammelt, die, bei dem edleren Perser Würde und Schönheit verbindet. — Die Perser sind ohnästretig das sinnreichste und vielleicht auch thätigste Volk unter den Morgenländern. Ihr leichter und durchdringender Verstand; ihre fruchtbare und lebhafteste Einbildungskraft; ihr biegsames, höfliches Wesen; ihr Hang zur Eitelkeit, zur Pracht und zur Freude, hat ihnen, nicht ganz miß Unrecht, den Namen: der Franzosen des Orients verschafft. — Der Perser ist groß und wohlgebildet und gewöhnlich auch wohl beleibt; seine Gesichtsfarbe ist bräunlich, und bei den höhern Ständen nur, die der Sonne nicht so ausgesetzt sind, weiß, wie die des Europäers. Schwarze Augen, welche man häufig neben den blauen trifft, und eine Nasenrinne, beleben und veredeln das meist volle Gesicht.

Schon in den frühesten Zeiten machten die Perser ein eigenes Volk aus, zuweilen unabhängig, meistens jedoch fremden Fürsten unterthan. Ihre Geschichte aber fängt erst mit

Cyrus, 600 v. Chr., an merkwürdig zu werden, der Persen und die benachbarten Länder vereinigte und Stifter der ersten großen persischen Monarchie wurde, die vom mittelländischen Meere bis nahe zum Indus sich erstreckte. Sein Sohn, Kambyses, setzte des Vaters Eroberungen fort, bis in die afrikanischen Sandwüsten hinein, die den Stolz der Ägypter zwangen. Die nächsten Könige, Darius I. Hyaspes und Xerxes, fanden ihr großes Reich noch immer nicht groß genug; sind aber durch ihre unruhlichen Kriege mit dem kleinen Volk der Griechen nur zu bekannt geworden. Der letztere zog mit einem Heere, das hinreichend schien, die ganze Welt zu erobern, von Asien nach Europa, Griechenland zu unterjochen, und kehrte als Flüchtling auf einem Fischernach nach Asien zurück. Die große Monarchie wurde mit der Zeit durch schlechte Verwaltung, durch die Schwäche seiner Fürsten, durch die ausschweifende Ueppigkeit seiner Großen und durch die beständigen Empörungen der Statthalter in den entlegenen Provinzen, in sich selbst zerfallen sein, wenn nicht ein fremder Eroberer, Alexander der Große, König von Macedonien, diesen Zeitpunkt noch früher herbeigeführt, und in wenigen Schlachten dem von innen unbefestigten Reiche ein Ende gemacht hätte. Mit Darius Codomannus, einem guten, friedliebenden Herrscher, der auf der Flucht durch die verrätherische Hand eines seiner Statthalter, fiel, ging 330 v. Chr. die erste persische Monarchie zu Grunde. — Nach mancherlei Veränderungen, die seit Alexanders Eroberungen in diesen Gegenden Asiens vorgefallen waren, machten sich die Perser 200 J. n. Chr. wieder unabhängig. Artaxerxes II. wurde der Stifter eines zweiten persischen Reichs, das nach manchen harten Kämpfen endlich 651 der Macht der Araber unterlag. Als nach ein paar hundert Jahren dieses arabische Reich durch die Empörungen übermächtiger Statthalter erschüttert wurde, rissen theils persische, theils türkische Fürsten einzelne Provinzen an sich, und so blieb Persien getrennt, bis es um das Jahr 1500 dem Ismael Soffi, der

seine Abkunft von Muhamed herleitete, gelang, der Stifter eines dritten persischen Reichs zu werden. Er nahm den Namen eines Schahs an, und führte die Secte Ali (Schiliten) in den eroberten Ländern ein. Seine Nachfolger führten blutige und unglückliche Kriege mit den Türken. Da gab der Schah Abbas der Große dem Reiche durch seine Siege wieder eine ungewöhnliche Festigkeit. Den Beinamen des Großen würde er eher verdient haben, wenn er mehr menschliches Gefühl gezeigt hätte; aber selbst seine Handlungen der Gerechtigkeit arteten in furchtbare Grausamkeit aus. Einen Bedier, der den Armen kein Brot verkaufen wollte, ließ er lebendig in den glühenden Backofen werfen; einen Koch, der zu leichtes Gewicht hatte, an seinem eigenen Spieße braten. Grausam wie er, aber ohne seine bessern Regenteneigenschaften zu besitzen, herrschten seine Nachfolger. Mit dem Jahre 1722 verlor das Geschlecht der Sofiden persischen Thron wieder: Zwar erhob 1736 der Schah Nadir, durch Waffenglück und strenge Regierung Persien zu seinem vorzigen Ansehen, fiel in Hindostan ein und nöthigte den Großmogul, ihm einige Provinzen am Indus und seine meisten Schätze zu überlassen; aber 1747 wurde Nadir von den Anführern seiner Leibwache ermordet, und sein Tod stürzte das Reich, das nun in vier verschiedene Reiche zerfiel, in neue Zerrüttung. Georgien unterwarf sich Rußland. In Osten wurde durch Abdallah das Reich der Afgauern gegründet, mit der Residenz Kabul. Die westlichen Provinzen unterwarf sich, nach langen Kämpfen, Aga Muhamed, ein Mann von altem Geschlecht und großen Eigenschaften, der diese Provinzen seit 1796 seinem Vessen, den Fethi Ali-Schah, der zu Teheran seine Residenz hat, und in den neuesten Zeiten durch seine unglücklichen Kriege mit den Russen bekannt geworden ist, hinterließ. —

Die Bewohner Persiens, die sich auf 16

bis 18 Millionen belaufen mögen, bekennen sich zur muhamedanischen Religion, und zwar zu der Secte des Ali, oder den Schiliten, den Todfeinden der Sunniten, zu welchen die Türken gehören. Ihr geistliches Oberhaupt führt den Titel: Schah el Selam, und ist bloß auf geistliche Angelegenheiten beschränkt. — Die Staatsverfassung ist despotisch und an der Spitze des Reichs steht ein unbeschränkt gebietender Schah, jetzt Fethi Ali. Die Thronfolge ist, und zwar allein in männlicher Linie, erblich, aber nicht gerade nach dem Rechte der Erstgeburt, sondern nach der willkürlichen Bestimmung des Königs, der, ohne auf den Erstgeborenen Rücksicht nehmen zu müssen, aus seiner Familie zum Thronerben erwählen kann, wen er will. So hat der jetzige Schah den berühmten Abbas Mirza *), seinen dritten Sohn, der mit den Sitten und der Culture Europas vertraut, das bildsamen Künste, Wissenschaften und Kunstgewerbe liebende Volk vielleicht in kurzer Zeit auf eine höhere Stufe der Bildung führen wird, zu seinem Nachfolger ernennt. — Der erste Minister des Königs und sein Stellvertreter ist der Groß-Wesir; unter ihm stehen noch fünf andere Minister. Jede Provinz hat ihren Statthalter, Khan, jeder Ort seinen Obervorsteher, Daroga, und seinen Richter, Kadi, nebst verschiedenen Unterbeamten. Zu den Leibstrafen, besonders der Bernschmern, gehört das Augenausstreifen. Die gewöhnliche Todesstrafe ist Kopfschlagen. Bei geringern Vergehen wird die Bastonnade ertheilt; auch sind Geldstrafen nicht ungewöhnlich. Der Perser zeichnet sich durch Sanftmuth des Charakters, Menschlichkeit, Höflichkeit und herrliche Züthaltigkeit aus. Für Gelehrsamkeit und alles höhere Wissen hat er hohe Achtung und läßt sich willig von jedem unterrichten, der an Erfahrung und Kenntnissen ihm überlegen ist. Wenn schon abergläubisch, ist er doch nicht fanatisch wie der Türke; jeder darf ihre Meere betreten und der größten

*) Das Wort Mirza, das im Morgenlande häufig als Zunamen vorkommt, ist zusammengesetzt aus: Emir Bade, d. h. Sohn des Fürsten, und bezeichnet, wenn es hinter dem Namen steht, einen Prinzen; steht es vor dem Namen, ist es ein bloßer Ehrentitel eines wegen seiner Verdienste um den Staat ausgezeichneten Mannes.

Dulzung haben die Befenner der verschiedensten Religionen sich zu erfreuen.

Die Kleidung der Perser ist nach der allgemeinen orientalischen Sitte, weit und lang; doch nicht in dem Grade wie bei den Türken, auch nicht so unbequem und überladen. Man trägt etwas weite seidne oder kattune Beinkleider, die bis auf die Knöchel herabgehen, über denselben ein Hemde von dichten, gewöhnlich rothem Seidenzeuge, auf der rechten Seite, wo es über dem Arme mit einem Knepf befestigt wird, offen. Der Hals bleibt immer unbedeckt. Ueber das Hemde zieht man eine bis über das Knie herabreichende Weste, und über diese wieder einen offenen Rock, der bis an die Knie herabgeht und in der Mitte durch einen lebernen Gürtel, an dessen Stelle Reiche einen Shawl aus Kaschmir tragen, zusammen gehalten wird. In dem Gürtel tragen Vornehme und Soldaten einen kurzen Dsch, Geschäftsleute ein Schreibzeug. Die Männer lassen ihr Kopfhaar fleißig scheeren und bedecken den kahlen Scheitel mit einer turbanähnlichen Mütze von schwarzen Lämmerfellen, die sich oben in einem Köppchen von schönem rothem, blauen oder weißen Leder endigt. Reiche und Vornehme umwickeln diese Kopfbedeckung noch mit einem festbaren Shawl (s. Taf. 8 Physiognomie d. Perser). Die Fußbekleidung besteht in einer Art Pantoffeln, die inwendig über der Sohle mit einer dünnen, eisenbeinernen, metallnen oder auch hölzernen Platte belegt sind. Im Winter trägt man, meist grüne, Schuhe mit hohen, spitzen und mit Eisen beschlagenen Absätzen, auch wohl Stiefeln, deren Absätze bei vornehmen Offizieren so hoch und spitz sind, daß sie darin gar nicht gehen können und dieselben daher, sobald sie vom Pferde steigen, mit Pantoffeln vertauschen. — Die weibliche Tracht ist ungleich reicher und kostbarer als die männliche. Die weiten Beinkleider sind so stark mit Watte gefüllt und abgenäht, daß sie weit von den Beinen abstehen (s. Taf. VIII.). Das seidne oder kattune Hemde wird unter dem Halse zugeknüpft, und steht vorn ganz offen. Das Oberkleid reicht meistens nur bis auf die Kniee herab

und wird durch eine Menge seidner, silberner oder goldner Schlingen und Schleifen über der Brust zugeknüpft. Der Gürtel ist entweder ein feiner Shawl oder ein mit Tuch oder Seidenzeug überzogenes, gesticktes und vorn mit einem goldenen oder silbernen, wohl auch mit Edelsteinen besetzten Schilde, versehenes Leder. Der Kopfschmuck besteht in meist hintwärts herabfallenden oder in Zöpfe geflochtenen Haaren, in Kopfbinden, Diademen und Mützen von verschiedener Gestalt und mancherlei Stoffen. Die Schawls, deren sich persische Damen häufig als Kopfschmuck bedienen, fallen entweder auf den Rücken oder die Schultern herab, oder die Enden derselben, gewöhnlich mit Fransen besetzt, werden um den Hals geschlungen, oder um den Kopf gewickelt und auf dem Scheitel zusammengeknüpft. An den Fingern trägt man eine Menge von Ringen, um den Hals silberne oder goldene bis auf die Brust herabhängende Ketten, verziert Füße und Arme mit kostbaren Binden und Spangen, und verbrämt alle Ränder der Staatskleider mit Goldmünzen oder Gold und Silberstickerei. In Rücksicht der Farben herrscht in der Kleidung bunte Mannigfaltigkeit; die grellen Farben liebt man am meisten, während die schwarze verabscheuet wird.

Die Nahrungsmittel der Perser sind sehr einfach, obwohl sie, wenn es darauf ankommt, eine Menge verschiedener, selbst dem Gaumen eines Europäers zusagende Speisen bereiten können. Nächst dem kuchenähnlichen, nicht über einen halben Zoll dicken, meist aus Weizenmehl ohne Zumischung von Sauerteig und täglich frisch gebackenen Brote, ist Reis die gewöhnlichste Speise. In der Zucker- und Kuchenbäckerei sind die Perser Meister, und mehr als ein Reisender mußte bezeugen, daß er nie besseres Backwerk und Konfekt genossen habe, als hier. Der Genuß des Weins, früher bei Todesstrafe verboten, ist von der jetzigen Regierung frei gegeben, doch ist man darin in der Regel sehr mäßig, so wie man auch dem Opium durch Beimischung vieler Gewürze die berauschende und narkotische Kraft zu benehmen sucht. Kaffee wird nicht so häufig getrunken als in der Türkei.

Man hält täglich zwei Hauptmahlzeiten, die eine früh gegen 11 Uhr, wo nur Milchspeisen, Baumfrüchte, Backwerk, die andere, bei Sonnenuntergang, wo stärkere Speisen, Pilau, Fleisch und Zugemüse genossen werden. —

bedienten geführt, dürfen einem vornehmen Perser nicht fehlen; ja auch minder Vornehme reiten nie aus, ohne ein Gefolge von mehreren Bedienten, theils zu Fuß, theils eben so gut beritten wie ihr Herr, um und neben sich zu haben.

Nach jeder Mahlzeit thut man einige Sätze Tabak, nicht aus langen Pfeifen, wie die Türken, sondern aus einem, zur Hälfte mit Wasser angefüllten metallenen oder kristallinen Gefäße, Marghil genannt. Auf dieses Gefäß setzt man einen hohlen, in einen kleinen metallenen mit Tabak versehenen Becher endigenden Cylinder. An dem obern Theil des Marghil ist ein Rohr mit Rundstück angebracht, und durch das, anfangs sehr anstrengende, Anziehen der Luft wird der Tabakrauch gezwungen, durch den Cylinder und durch das ihn abkühlende und reinigende Wasser in die Röhre zu steigen, aus welcher er in den Mund kommt und die ganze Brust anfüllt. Schwachbedürftige Personen können nur wenige Sätze hinter einander thun, da überbies der persische Tabak, von welchem die beste Sorte im Lande selbst das Pfd. 16 bis 20 gr. kostet, sehr scharf ist. —

Den größten Luxus treibt der Perser mit Diamantenschmuck *), mit Waffen, Pferden und Dienerschaft. Dolche und Säbel für 10 bis 12000 Thlr. eine große Zahl schöner Pferde mit prächtigem, von Gold und Silber, feinen Perlen, Edelsteinen und Stickereien festgenähtem Geschirr, von reich bekleideten Stalls

Die Wohnungen der Perser sind in einem Lande, in welchem es so sehr an Holz fehlt, daß man sich selbst beim Brodbacken und Kochen viereckiger Kuchen, die aus gehacktem Stroh, mit dem Mist von Ochsen, Pferden, Eseln und Kamelen gemischt, geformt sind, bedienen muß, meistens aus Lehm oder gebrannten Ziegeln, die einen Ueberzug von grüngefärbtem Kalk erhalten, aufzuführen. Im Winter hat man Fenster von göldtem Papier, im Sommer an deren Stelle hölzerne Gitter. Alle Häuser haben nur ein Erdgeschos; das Dach bildet eine flache Terrasse, auf welcher man im Sommer auf Matratzen liegend (Federbetten kennt man gar nicht) übernachtet. Gewöhnlich bestehen die Wohnungen aus mehreren Gebäuden, die mit einem Garten, oder doch mit einem mit Bäumen bepflanzten Hof, um welchen ringsherum Säulengänge führen, umgeben sind. Nur die anscheinlich wichtigsten Gebäude sind, zum Theil wenigstens, aus Steinen erbaut, und geben, auf der Außenseite mit Porzellanplatten, die mit bunten Arabesken bemalt sind, verkleidet, im Sonnenschein besonders, ein prächtiges Ansehn. Das Innere der persischen Wohnungen ist mit Tapeten, Malereien, Teppichen, auf welchen silberne Spucknapfe

*) Wenn sich der Schah von Persien, erzählt der Engländer Kerr-Poetter, der sich im Jahre 1818 an dem Hofe zu Teheran aufhielt, bei stierlichen Gelegenheiten zeigt, so erblidt man ihn, mit die Augen blenden den Edelsteinen und Perlen, ganz bedeckt. Vorzüglich nur und Rubin, d. h. Hyacinth, Berg des Lichts, heißen an seinem Kleide die prachtvollsten unter den Edelsteinen, welche seinen Reizen im Lichte der gewaltig vermehren. Die hohe Krone auf dem Kopfe besteht aus dicht gefassten Diamanten, Perlen, Rubinen und Smaragden, die so geordnet sind, daß sie eine Mischung von den schönsten Farben im glänzendsten Lichte bilden. Die Weste ist von Goldstoff, mit einer ähnlichen Anordnung von Edelsteinen überzogen, und über die Schulter gehen zwei schwarze Perlen, welche wahrscheinlich die größten der Erde sind. In Glas aber überstreifen alles die breiten Bänder um seine Arme, und der Gürtel, der ihm um den Leib geht. Sie glänzen, wenn die Sonnenstrahlen darauf fallen, wie helles Feuer. Die mit Juwelen besetzte Hand am rechten Arme heißt der Lichtberg, und am linken das Lichtmeer. — Diese prächtigen Diamanten sind durch Nadir Schah nach Persien gekommen. Auch besitzte Zeth Ali einen berühmten Thron, den man auf 70 Millionen Thaler geschätzt hat, den Pfauenthron, der früher dem mongolischen Kaiser am Ganges gehörte und durch ganz Asien geprüfend und bewundert wurde. Dieser Thron, der von Diamanten herrt, stützt einen Pfau mit offenem, von Edelsteinen gebildetem, Schwefel vor, und Nadir Schah ruhete nicht eher, als bis er 1739 als Sieger über den Urfürsten, (Hist 2. S. 31) sich in den Besitz desselben gesetzt hatte.

stehen, niedrigen Divans, die rings an den Wänden hinlaufen, gewöhnlich reich verziert.

Bei Verheirathungen gelten alle Sitten der Morgenländer, namentlich der Türken (s. Heft 1. S. 12), auch unter den Persern. Hat ein Perser mehrere rechtmäßige Weiber, (über 4 darf er als Moslem nicht haben) so soll, einem freilich oft übertrittenen Gesetz zufolge, die zuerst geheirathete den Vorzug vor den übrigen haben, und von allen schweren Arbeiten befreit, nur die Aufsicht über die Wirtschaft führen. Bei dem Einguge der Braut werden derselben die Geschenke des Bräutigams in offenen, mit rothseidenen Decken ausgelegten Kästen liegend, vorgetragen. Sie selbst folgt in einem rothen Schleier gehüllt, auf einem von dem Bräutigam ihr gesendeten Pferde, während eine ihrer Dienersinnen ihr auf dem ganzen Wege einen Spiegel, der unter den Brautgeschenken nie fehlen darf, vorhält.

Liegt ein Perser im Sterben, so zündet man ein Feuer auf dem Hause an, damit jeder Vorübergehende für den Sterbenden bete. Nach dem letzten Athemzuge wird der Leichnam sogleich sorgfältig abgewaschen; ist es ein männlicher Leichnam, so geschieht dies an dem nächsten Flusse oder Brunnen, während ein weiblicher zu Hause abgewaschen wird. Hierauf legt man den Todten, nachdem man ihn zuvor in ein, mit Stellen aus dem Koran beschriebenes Tuch gewickelt, in den mit Speereien, Kalk und Salz angefüllten Sarg. Den Sarg setzt man so, daß das Gesicht gegen Mittag, die Füße gegen Norden zu liegen kommen, in eine ausgemauerte, mit einer Treppe versehene, unter der Erde angebrachte Höhle, über welche Reiche und Vornehme oft sehr kostbare Denkmäler erbauen. Auch stellt man in den ersten Tagen nach der Beerdigung einige Lebensmittel auf das Grab. Nach uralter Sitte zerreißen am Todestage die nächsten Anverwandten ihre Kleider, und streuen Staub auf ihre Häupter. Um den Todten trauert man in alten abgetragenen Kleidern, doch nie länger als 40 Tage.

Von heiterer Geselligkeit sind die Perser große Freunde. Sie besuchen sich bei frohen und schmerzlichen häuslichen Ereignissen sehr fleißig, wobei sie sich mit Tabak, Kaffee und Confect bewirtheten. Besonders erwarten die Großen bei jedem einigermaßen feierlichen Anlasse die Besuche ihrer Untergebenen, die sich sodann auch nie, ohne bald mehr bald minder beträchtliche Geschenke nähern. — Zu gedankenloser Verschwendung geneigt, ist weise Sparsamkeit dem Perser meist fremd. Uebertrieben in seinen Höflichkeitsbezeugungen, weiß er mit den ausgelachtesten, schmeichelhaftesten Worten denen zu begegnen, denen er wohl will, besitz aber auch eine eben so große Geschäftlichkeit, im übersprudelnden Redefluß, dem Gegner die derbsten und rohesten Grobheiten zu sagen. Zu Schlägereien kommt es bei ihren Streitigkeiten selten, indem man sich in der Regel damit begnügt, sich gegenseitig mit den schmutzigsten Schimpfwörtern, an denen ihre Sprache sehr reich ist, zu belecken. In den Kaffeehäusern, die sehr fleißig besucht werden, unterhält man sich durch lebhaftes Gespräch, oder läßt sich durch Märchen- und Erzähler, öffentliche Tänzerinnen und Musiker, Gaukler und Taschenspieler, die Zeit vertreiben. Alle Glücksspiele sind verboten. Besonders beliebt ist das Schachspiel, das Bogenschießen nach dem Ziele, das Dschermidwerfen, die Jagd mit Hunden und abgerichteten Hasbichten, das Ballspiel und andere Leibesübungen. — Die öffentlichen Bäder, im Allgemeinen wie die türkischen (s. Heft 1. S. 13) eingerichtet, werden in den Morgenstunden nur von den Männern, Nachmittags von den Weibern besucht. Auf einen Marmortisch hingestreckt, läßt der Badende sich von dem Badewärter mit Wasser überschütten; sodann mit wollenem Zeuge abreiben, hierauf die Nägel an Händen und Füßen beschneiden, die Knochen reiben, dehnen, erschüttern, und die Muskeln kneten. Durch alles dies wird den ermüdeten Gliedern am sichersten Erquickung und Wohlbehagen und den erschlafften Muskeln ihre Elastizität wiedergegeben. — Außer dem großen und kleinen Bairamsfest feiern die Perser

ser, zum Andenken Hossains *), vierzehn Tage hindurch ein lärmendes, an die Ausschweifungen und Tollheiten der früheren christlichen Carnesvalzeiten erinnerndes Fest. Die Geschichte des Todes des unglücklichen Hossain wird auf den Straßen dramatisch dargestellt, und in den Moskeen abschnittweise die Erzählung von seiner Ermordung vorgetragen. Projektionen ziehen mit Fahnen, Loblieder auf Hossain singend, und die entblößte Brust, zum Zeichen ihrer Trauer, mit Häufen schlagend, durch die Straßen. Selbst die Weiber, während der Dauer dieses Festes ihre Eingezogenheit verlassend, nehmen singend und tanzend an diesen Umzügen Theil, und selten geht ein solches Fest, ohne grausame Ermordung mehrerer Sunniten, gegen welche sich bei dieser Gelegenheit der tief gewurzelte Haß bis zur tollsten Wuth zu steigern pflegt, vorüber. —

Nur durch künstliche Bewässerung konnte das wasserarme Land der Perser zum Ackerbau geschikt gemacht werden, und nur der angestrengtesten Thätigkeit und ununterbrochenen Aufmerksamkeit seiner fleißigen Bewohner es gelingen, durch eine Anzahl gegrabener Brunnen, Wasserleitungen und Dämme den größern Theil des Bodens urbar zu machen. Das von den Bergen im Frühjahr herabstehende Schneewasser wird in Kanälen aufgefangen, die wie alle Bäche, unter Aufsicht eines eigenen Beamten, Emir-Ab, d. h. Fürst der Wässer, stehen. Dieser sorgt dafür, daß das zur Bewässerung der Fluren nöthige Wasser unter die Feldbesitzer, nach Maassgabe ihres Bedürfnisses und der Summe, die sie dafür zahlen, vertheilt werde.

Unter den Handwerkern zeichnen sich die Färber, die den Stoffen außerordentlich lebhafte und solide Farben zu geben, und die Gerber, die mehrere Arten vortreffliches Leder

zu bereiten verstehen, vorzüglich aus. Die Opferarbeiten der Perser sind nicht minder schön, und ihr Porzellan übertrifft an Dauerhaftigkeit das chinesische. Zu den vorzüglichsten Fabrikaten Persiens gehören ohnfreitig auch die Seidenwaaren, die aus der im Lande selbst sehr sorgfältig und mit dem glücklichsten Erfolg gebauten Seide gefertigt werden. Weniger gut sind die hier fabrizirten Baumwollenwaaren, da die persische Baumwolle zu grob ist, um feine Waaren daraus zu bereiten. —

Der Handel der Perser ist größtentheils Landhandel, durch Karavanen, mit Indien. Den Seehandel mit eigenen Schiffen zu betreiben hat bei dem Mangel an schiffbaren Flüssen und an gutem Schiffbauholz, ihnen noch nicht recht gelingen wollen. Ihre Flagge, drei silberne Halbmonde im gelben Felde, (s. Taf. IX.) erblickt man daher selten auf offenem Meere, und der nicht unbedeutende Seehandel ist in den Händen der Fremden. — Die in Persien kursirenden Geldsorten sind meist ausländische, besonders türkische Münzen. Goldmünzen, (Taf. IX.) mit dem Rhogra (s. Heft 1. S. 15) des Schahs werden nur selten geschlagen. Die gewöhnlichsten Silbermünzen heißen Schorie oder Schahih, an Werth ohngefähr 2 Gr. Von den größern Silberstücken, Abassih genannt, gehen 32 auf eine feine Mark.

Achtung für Künste und Wissenschaften ist unter den Persern allgemein, und jeder sucht seine Kenntnisse so viel als möglich zu erweitern. Die öffentlichen, nach Art unserer Gymnasien eingerichteten höheren Schulen sind zahlreich und fleißig besucht. Vorzüglich lohnend ist das Studium der Rechtsgelchrsamkeit, das bei allen Moslemin mit dem Studio der Theologie eng verbunden ist, denn

*) Hossain war der Enkel Nabametz, und Sohn des Ali, des vierten Kalifen, der von den Schliten als der erste rechtmäßige Kalif, den Abulker, Emor und Semann, welche in der Beherrschung der Gidudigen dem Propheten zunächst folgten, widerrechtlich verdrängt hatten, verehrt wird. Nach der Ermordung Ali's suchten namentlich die Perser seinem Sohne Hossain, der aber von seinen Gegnern meuchlings getödtet ward, ehe er noch zur Herrschaft gelangen konnte, die Regierung zu sichern.

es führt zu den höchsten geistlichen und richterlichen Stellen. Mitglieder dieser Klasse von Gelehrten sind die *Mollas*, die sich, auch wenn sie kein öffentliches Amt bekleiden, doch sehr wohl befinden, indem eine Menge milder Stiftungen vorhanden sind, aus welchen sie Jahrgelalte bekommen, wofür sie nur jeden Freitag in die Moskee zu gehen, hier die schwersten Stellen aus dem Koran zu erklären und jedem, der sich an sie wendet, unentgeltlich, ihren Rath und Gutachten hinsichtlich juristischer und religiöser Gegenstände mitzutheilen haben. — Die Arzneikunst, die noch nicht Gegenstand des öffentlichen Unterrichtes ist, sondern handwerksmäßig erlernt werden muß, steht hier, wie fast im ganzen Morgenlande, auf einer sehr niedrigen Stufe. Der Arzt ist zugleich Apotheker, und häufiger noch als zu ihm, nimmt man in Krankheiten zu abglaubwürdigen Mitteln seine Zuflucht. Durch *Alisimane*, durch Stellen aus dem Koran oder durch Sprüche des Propheten *Ali*, die auf Papier geschrieben, oder in silberne Platten gegraben auf den leidenden Theil gebunden werden, glaubt man Krankheiten, die zum großen Theil den Saubereien des Satans und der Dämonen, d. i. böser Geister, die, Unheil anrichtend, überall umherstreifen, zugerechnet werden, am sichersten zu heilen. — Von dem Aberglauben der Perser zeugt auch das Aseken, in welchem bei ihnen die *Astrologie* steht. Ohne einen Sterndeuter um Rath zu fragen unternimmt man nichts Wichtiges, und jeder Vornehme hat einen oder mehrere gut bezahlte Astrologen in seinem Solde. — Der glänzende Theil der persischen Litteratur, die sich zu heben begann, als die arabische, die durch die Eroberungen der Kalifen sich Eingang in Persien verschafft hatte, schon im Sinken war, ist ohnstreitig die Poesie. *Ferdusi*, ein epischer Dichter zu

Anfang des 11ten Jahrhunderts*, der in einem Epos von 60,000 Versen *): Buch der *Könige* betitelt, die Thaten der alten Perserkönige besang; *Saadi* im 12. und 13. Jahrhundert, der als Greis von 116 Jahren starb, und eine, in mehrere Sprachen übersehte Sammlung, *Divan*, sonettischer Gedichte, ferner eine Sammlung von Sittensprüchen und mehrere moralische Werke aus Prosa und Versen gemischt, herausgab; *Hafiz* im 14. Jahrhundert, als Odenbichter hochberühmt, sind Namen, die noch heute am Himmel der Dichtkunst hell glänzen. Die prächtigen Grabmäler der beiden letzteren, in der Nähe der Stadt *Schiras*, werden jetzt noch fleißig besucht, um an ihren Gräbern erstem Nachdenken sich zu überlassen und in stiller Andacht ihre Gedichte zu lesen, von denen stets ein Exemplar auf ihren marmornen, mit Stellen aus ihren Gedichten verzierten Sarkophagen liegt. — Auch der jetzige König *Feth Ali* beschäftigt sich gern und glücklich mit der Dichtkunst; man hat von ihm einige recht gute, auch in das Englische und Französische übersehte Oden. — Weniger hoch steht die *Tonkunst* der Perser, ob sie schon die türkische weit übertrifft, und dieser als *Musiker* dient. Pauken, große und kleine Trommeln, Waldhörner, Hoboen, Fiedeln, Harfen und Geigen, die mit Saiten von Metall oder Seide bezogen sind, da der Islam Darmsaiten verbietet, sind die gewöhnlichsten musikalischen Instrumente. — Wie alle Moslemsin, (vergl. Hest 1, S. 15.) haben es auch die Perser in der Maler- und Bildhauerkunst noch nicht weit bringen können. Von correcter Zeichnung, Perspective, richtiger Vertheilung des Lichtes und Schattens, hat man keine Idee. Wohl findet man in einigen Palästen, namentlich in dem Lustschlosse des Abbas Mirza, *Udgani*, mehrere hübsche Gemälde, z. B. gute

*) Für jeden einzelnen Vers ward ihm vom Sultan *Mahmud* ein Goldstück versprochen; aber von *Berlams* wegen gegen den Dichter, der von geringem Verkommen war, eingenommen, ließ er ihm nachher nur 60,000 Silbermünzen auszahlen. *Ferdusi* verwehrt, im gerechten Unwillen, folgte diese noch immer bedeutende Summe, vertilgt aus seinem Gedicht eine Menge Verse, die er zum Lobe des Sultans in dasselbe verwebt hatte, rächt sich außerdem noch durch eine bittere Satire, und lebt, zur Nacht genöthigt, in *Thus*, seiner Vaterstadt, in dürftiger Verborgenheit. Zwar bereute späterhin *Mahmud* seine Ungerechtigkeit, und sendete, als er den Aufenthaltort *Ferdusi* erfuhr, zwölf Kamelle mit reichen Geschenken an ihn ab; allein als die reichen säklichen Geschenke an die Thore von *Thus* kamen, begegnete sie dem einfachen Leichenzuge des armen Dichters!

Portraits von dem russischen Kaiser Alexander und von Napoleon, nebst einigen historischen Stücken, allein diese rühren von europäischen Malern her. Nur in der Kunst, Gold gut anzulegen, treffliche Firnisse und lebhaftes Farben zu bereiten, sind die Perser Meister, wie denn die kostbarste und theuerste Malerfarbe, das Ultramarin, die aus dem Lapis Lazuli gewonnen wird, dessen deutscher Name Lasur persischen Ursprungs ist und blau bedeutet, von ihnen erfunden ward. — In der Baukunst haben die Perser es weiter gebracht. Zimmerdecken und Dome von ausgefuchtem Geschmack und großer Kostbarkeit sind nicht selten. Der Mangel an Holz lehrte die hier weit vorgeschrittene Kunst, Gewölbe zu bauen. Die Kuppeln und Minaret's, d. h. Thürme der Moskeen, so wie mehrere Palläste und öffentliche Gebäude, sind von Außen mit Platten von gemalter Porzence überzogen, wodurch sie nicht nur gegen die Einwirkung der Witterung geschützt werden, sondern auch ein äußerst nettes Ansehen erhalten. —

Die Militärmacht Persiens anlangend, so wird das stehende Heer nur durch die zahlreichen Leibgarben des Königs und der Khane, die vereint sich auf 80,000 Mann belaufen, gebildet. Bei Ausbruch eines Krieges kann aber, durch allgemeines Aufgebot, ein Heer von 120,000 Mann Kavallerie und 60,000 Mann Infanterie sehr leicht herbeigeschafft werden. Eine gute und zahlreiche Kavallerie bilden die in Persien lebenden Stämme der Kurden, Turcomanen, Usbeken, Afghanen, die von ihren Stammesoberhäuptern geführt, verschiedene abgetheilte Corps bilden. Die Infanterie, sonst ungleich weniger geachtet als die Kavallerie, bestand ehemals meistens aus Bauern, die außer ihren Waffen auch Schilde trugen. Auf die Artillerie legte man früher auch wenig Werth. Statt sie in Winterquartiere zu verlegen, schickte man die irregulären Truppen, bei Annäherung der rauhen Jahreszeit, nach Hause. Der von dem König ernannte Oberbefehlshaber der persischen Truppen heißt Sardar. Unter ihm stehen die Khane, d. h. die Statthalter der ein-

zelnen Provinzen, und die Stammesoberhäupter der einzelnen tributären Völkerschaften. Die gewöhnlichsten Waffen waren sonst Bogen und Pfeile, Lanzen, Streifkolben, Säbel und Dolche, auch Flinten, die auf eine, vermittelst eines Scharniers am Laufe befestigte Gabel gelegt, durch Punten abgefeuert wurden. In den neuesten Zeiten ist durch Abbas Mirza, dem englische Officiere an die Hand gingen, die Kriegsmacht, besonders die Infanterie, bedeutend verbessert, und reguläre Truppen mit europäischer Disciplin und Exercitio gebildet worden. Die Uniformen der Infanterie sind nach englischem Schnitt und von englischem Tuche, entweder blau mit weißen Aufschlägen oder roth mit blauem Aufschlag. An die weißen weissen Beinkleider schließen sich hohe, bis an die Knie reichende schwarze Stiefeln an. Weiße Epauletts zieren die Schultern und Müützen von schwarzem Schaaffell, aus welchen oben ein rothtuchener Deckel hervortragt, besetzen den Kopf. Flinten aus englischen Fabriken, deren lange Bajonette auch als Seitengewehre dienen, sind die Waffen. Die Uniform der Artillerie (s. Taf. IX.) besteht in blauen Jacken, die bei den Gemeinen mit weissen baumwollenen, bei den Offizieren, die außerdem noch rothseidene Feldbinden tragen, mit silbernen und goldenen Schnuren besetzt sind. Wie das Fußvolk tragen auch die Artilleristen weisse Beinkleider, hohe schwarze Stiefeln und spitze, rothe, mit schwarzem Pelz verbrämte Mützen. Die kleineren Feldstücke der reitenden Artillerie werden von Kameelen getragen (s. Taf. IX.) und sind so leicht, daß ein starker Mann sie allenthalben auf dem Rücken fortzuschaffen könnte; beim Abschießen derselben, das salbenweise erfolgt, wird wenig gezielt. — Die schwere persische Reiterei trägt Panzerhemden, Armschienen und Helme, die mit so viel rothen Federn geziert sind, als der Krieger erschlagene Feinde zählt. Das Musikchor ist bunt gekleidet und trägt spitze Mützen von rothem Tuche. Die gewöhnliche Bewaffnung besteht in Lanzen, Karabinern, Pistolen, krummen Säbeln und an den Sattelknopf befestigten schweren Keulen. — Eine Seemacht haben die Perser nicht.

Die ältesten Einwohner Persiens sind

die Gubern (s. Taf. IX.)

auch Gubern, Gauern, d. h. Unzählige, weil sie den Glauben und die Sitten der Moslemin verabscheuen, in Indien Parsis genannt. Sie selbst nennen sich Bependie, d. i. Anhänger des wahren Glaubens, weil sie der Religion ihrer Stammväter treu geblieben sind. Als den Stifter ihres Glaubens und ihrer Anbetungsweise verehren sie den Zoroaster oder Zerduscht, der 530 vor Christo in Persien lebte und von dem König Darius Hystaspis unterstützt, die Volkreligion der alten Perser, die wie alle wüsten, insbesondere Bergnationen, Verehrer der lebendigen Weltlemente waren, veredelte, und in einem neuen Religionshuche, Zende-Avesta, d. h. lebendiges Wort, genannt, die ihm durch das höchste Wesen erteilten Offenbarungen niederlegte. Dieses Buch, das gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts durch den Franzosen Anquetil du Perron allgemein bekannt wurde, trägt aber so offenbare Merkmale einer Vermischung mit den Meinungen der spätern Braminen und Christen an sich, daß sich aus ihm nur der Grund des Zoroasterischen Lehrgewandes mit Sicherheit erkennen läßt. Das höchste gute Lichtwesen, Der-

muzd, so lehrte Zoroaster, kämpft immerdar, unterstützt von allen Guten, gegen den Fürsten der Finsterniß und den Urgrund alles Bösen, Ahriman, an, wird ihn endlich besiegen, und Gutes und Böses zuletzt also verschlungen werden, daß Alles sich in ein seliges Lichtreich endet. Die sittlichen Gebote Zoroasters beziehen sich auf Reinigkeit des Körpers und des Geistes, auf Eintracht in den Familien und wechselseitigen Dienstfeier. Sie empfehlen den Ackerbau und die Pflanzung nützlicher Bäume; die Ausrottung des Ungeziefers, das, ein Heer böser Dämonen in leiblicher Gestalt, die Menschen plagt; die weise und fromme Erziehung der Kinder; die Verehrung des Königs, der gleich dem Feuer ein sichtbares Bild des unsichtbaren Ormuzd göttlich verehrt werden muß, und dem man ohne Geschenke sich nicht nähern darf; die Liebe zum Vaterlande, und die Anbetung des höchsten Wesens unter dem Bilde des Feuers, die, bei den Naphthaquellen am kaspischen Meere gewiß ein uralter Gottesdienst war, der durch Errichtung der Zertempel nach Zoroasters Weise und durch die weit sich verbreitenden Siegeszüge der Perser nur allgemeiner ward. An den Naphthaquellen bei Baku*) hatten die alten Perser mehrere kleine steinerne Tempel erbaut, von welchen aber

*) Bei der Stadt Baku am kaspischen Meere, am Fuße des Kaukasus, finden sich unerhöfliche Naphthaquellen. Die Naphtha ist ein süßiges Erdharz oder Bergöl, das bald von wasser, welches die vorzüglichere Art ist, bald von schwarzer Asche aus der Erde hervorkommt. Reicher als Wasser schwimmt es auf der Oberfläche desselben und entzündet sich, wegen seiner feinen Ausdehnung, schon in einiger Entfernung vom Ufer. Die Erde, durch welche, namentlich bei Baku, die Naphtha steigt, ist ein unedler Kiesel von weißlicher oder grauer Farbe, der von diesem Erdharz ganz durchdrungen wird. Sobald man die Erde, nachdem man sie einige Zoll tief aufgewühlt hat, mit einer glühenden Kohle berührt, fängt sie an zu brennen, und giebt eine bläulichgelbe Flamme, die sich bei stillem Wetter oder günstigem Winde oft einige Fuß hoch erhebt, und von selbst nie wieder auslöscht. Der davon aufsteigende Rauch riecht höchst unangenehm. Die Flamme verbrennt die Erde nicht, sondern erhebt sie nur ungemein. Stellt man eine Röhre in die Erde und hält eine Kohle an die Oeffnung, so erhält man ein sehr gutes Licht, das so lange brennt, bis man die Flamme mit Gewalt dämpft. Die Einwohner des nügen dieses nützliche Feuer, kochen dabei und brauchen es zum Kalkbrennen. Auch hat man Brunnen gegraben, in welchen die Naphtha tropfenweise hervorquillt, gesammelt, und in ledernen Eddern verführt wird. Diese Brunnen sind Eigenthum des Landesherren und bringen jährlich gegen 50,000 Rthl. ein. Besonders gelobt ist die weiße Naphtha, deren Flamme feiner und reiner und deren Dampf nicht unangenehm ist; auch entzündet sie sich viel geschwinder als die schwarze, und wird zu äußern Arzneimitteln gebraucht, während letztere nur zum Verbrennen gleich dem Ei in den Lampen verwendet wird. Ein der Naphtha sehr ähnliches, aber bei weitem seltneres Erzeugniß oder Asphalt, ist die mineralische Naphtha, die ebenfalls in Persien in der Nähe von Schiras quillt, und daher Naphtha von Schiras genannt wird. Sie soll die schwächsten Knochenbrüche in 24 Stunden heilen, und wird darum außerordentlich theuer bezahlt, mit Gold aufgewogen, ja temlichen noch vorgezogen. — Auch in einigen Gegenden Europas, z. B. in Italien, bei Modena und Parma, in Frankreich, im Elßas und Vohringen, quillt die grobere Naphtha aus Berg- und Felsenrissen. Man brennt sie auch hier in den Lampen, verwendet sie zu Firnissen, und da sie die Eigenschaft besitzt, auf dem Wasser zu brennen, sehr häufig auch zu Wasserfeuerwerken.

nur noch einer gebraucht wird. In diesen Feuer-
tempeln geht, nahe bei dem Altar, eine drei
Fuß hohe Röhre aus der Erde hervor, aus wel-
cher, sobald man sich ihr mit einem brennenden
Holze nähert, eine schöne blos mit Roth ver-
mischte Flamme aufsteigt, die nicht den gering-
sten Geruch von sich giebt. Durch das Auf-
steigen eines wollenen Lappens oder Filzes auf
die Mündung der Röhre wird die Flamme
sogleich gedämpft. Bei diesem Tempel halten
sich beständig drei fromme Parsen als Priester
auf, und von ihren Glaubensgenossen wird, um
ihre Andacht bei diesem heiligen, ewigen, und
wie sie meinen, von ihrem Propheten Zoroaster
schon vor 4000 Jahren entzündeten Feuer zu
verrichten, häufig, sogar von Indien her ge-
wollfahrtet. — Als das große persische Reich
von innen zerrüttet, unter Alexanders Glücke
schlich dahinsank, sank auch dieser Kultus. Von
den Griechen zwar gebildet, von den Mosle-
min aber mit unfaglicher Härte verfolgt, zer-
streute sich der traurige Rest seiner Anhänger,
deren Zahl in Indien und Persien sich etwa
auf 50,000 Seelen belaufen mag. Eine Trüm-
mer der Vorwelt, setzen sie ihren Glauben und
Aberglauben, der sich, ohne daß sie es vielleicht
selbst wissen, mit den Meinungen der Völker,
unter welche sie das Schicksal warf, vermehrt
hat, fort. Uebrigens sind die Parsen oder Ge-
bern ruhige, einträchtige, fleißige Menschen, die
fast nur Ackerbau und Gärtnerei, selten Han-
del treiben. Das Schmiedehandwerk, wie alle
Arbeiten in Feuer, verabscheuen sie. Sie ste-
hen unter ihren eigenen Obrigkeiten, genießen,
wodurch sie den Moslemin und Hindus natür-
lich sehr anstößig werden, unbedenklich Wein
und alle Fleischspeisen, leben aber dabei
streng und mäßig, auch begnügen sie sich mit
einer Frau, und nur wenn diese in den ersten
neun Jahren der Ehe keine Kinder gebiert, neh-
men sie neben derselben noch eine zweite; Ehe-
scheidung aber verbietet ihre Religion gänzlich,
oder läßt sie doch nur unter großen Beschrän-
kungen zu. — Das höchste unsichtbare Wes-
sen, das sie den ewigen Geist oder Verd nen-
nen, verehren sie unter dem Bilde des Feuers,
Opferthalen mit brennender Naphtha füllend,

(s. Taf. IX.) bringen sie Blumen und Früchte
dem höchsten Wesen dar, und lauern oder stehen,
oft stundenlang, mit andächtig gefalteten Hän-
den in heiliger Verzückung vor diesem Enns-
bol der durch Licht und Wärme Alles segnen-
den Gottheit. Hähne und Hunde stehen
bei ihnen in so annehmender Achtung, daß
eine Verordnung des Statthalters in Bombai,
die lehteren, die die Giebern in großer Anzahl
halten und sehr gut füttern, aus Furcht vor
deren Tödtwerden zu erschlagen, diese sonst so
sanften und friedlichen Menschen in offene Em-
pörung setzte, die nur durch Zurücknahme jener
Verordnung gestillt werden konnte. — Obgleich
wegen ihrer Religion verachtet, werden sie doch
wegen ihrer musterhaften Redlichkeit gebildet.
Ihre Todten begraben sie nicht in die Erde,
sondern legen dieselben auf ein ohngefähr zehn
Fuß hohes, inwendig hohles Gemäuer, da-
mit dieselben von den Vögeln verzehrt wer-
den, wobei sie genau Acht geben, welche Theile
des Körpers diese Thiere zuerst fressen, indem
sie hieraus auf das Schicksal der Verstorbenen
schließen. Die Knochen der Leichname fallen
nachher von selbst in die Höhlung des Gemäu-
ers und machen neu angekommenen Körpern
Platz.

Die Afsanen,

die nach Schah Nadir's Tode 1747, in Ost-
persien, auch Kandahar oder Afsanistan genannt,
sich fest setzten, und unter Ahmed Abdallah
(daher man sie auch Abdallen nennt) ihren
frühern Anführer bei den Siegeszügen Nadir's
ein eigenes Reich, mit der Residenz Kabul,
bildeten (s. Heft 2. S. 31), sind ein dem
Namen nach seit Jahrhunderten schon bekann-
tes Volk, obgleich ihre Abstammung (einige
geben sie für Nachkommen der alten Meder
aus, andere sehen in ihnen, wahrscheinlich rich-
tiger, einen kaukasischen Völkersstamm) noch
ungewiß ist. Von jeher waren die Afsanen,
die in Indien Padonen oder Padanen ge-
nannt werden, als kühne Männer berüch-
tigt. Ein wohlgebauter harter Menschenstamm, sind
sie stolz und übermüthig, und von langer Zeit
her, nur an Krieg und Raubereien gewöhnt,

aller feineren Bildung entfremdet. Ihre Religion ist der sunnitische Islam, doch sind sie in Beobachtung der Vorschriften derselben nicht eben gewissenhaft. Der Grundverfassung nach ist ihr Reich, dessen Größe zu 250 Meilen in die Länge und 100 Meilen in die Breite angegeben wird, zwar eine despotische Monarchie, wie Persien; allein in Wahrheit mehr eine Aristokratie. Die 27 Provinzen des Reichs nämlich sind unter die Großen und Vornehmen erblich vertheilt. Diese beherrschen als unumschränkte Herren, doch da der Freiheit liebende Afغانe immer zur Empörung bereit ist, mit ziemlicher Mäßigung, die ihnen untergebenen Provinzen, und sind ihrem gemeinschaftlichen Oberherrn, dem Könige von Kandahar, der 100,000 Mann Soldaten und ohngefähr 27 Millionen Einkünfte, die aus den Steuern der Grundeigenthümer fließen, hat, nur in so weit unterwürfig, als sie seine Uebermacht zu fürchten haben und das allgemeine Beste es zu erheischen scheint. Die Kriegsmacht, die auf 300,000 Mann gebracht werden kann, besteht vorzüglich in gut bewaffneter und bewaffneter Kavallerie, die minder zahlreiche Infanterie, mit ihren Liniensinfanten, taugt wenig; die Artillerie ist noch viel schlechter. Die Nahrungsmittel der Afغانen sind sehr einfach und bestehen meist nur in Brot, Milch und Wasser. Die Kleidung ist, gegen den orientalischen Geschmack, eng. Lange enge Beinkleider, ein Hemd, das über dieselben herabfällt, eine Weste, die bis auf den halben Schenkel herabreicht und eine spitze Mütze von grobem Tuch; sind ihre gewöhnlichen Kleidungsstücke. Im Ganzen genommen sind ihre Sitten denen ihrer Nachbarn, den Westpersern, welchen sie früher unterworfen waren, sehr ähnlich, nur roher. Auch sind sie minder eifersüchtig und wollüstig als jene. Ihre Sprache soll dem alten Chaldäischen nahe verwandt sein.

Unter der Herrschaft des Afغانen stehen jetzt:

Die Kaschmiren,

Bewohner der ehemaligen hindostanischen Provinz Kaschemir, des Paradieses von Indien

und vielleicht des anmuthigsten Landes der Erde. Fruchtbare Hügel sind mit höhern und höhern Bergen umgeben, deren letzte sich, mit ewigem Schnee bedeckt, zu den Wolken erheben, und so ein großes, 20 geographische Meilen langes und 9 Meilen breites Thal bilden. Hier rinnen schöne Bäche und Ströme, das Erdreich schmückt sich mit gesunden Kräutern und Früchten; Wiesen und Gärten stehen im erquickenden Grün, mit wohlgenährten Viehherden, hauptsächlich mit sehr feinwolligen Schafen, sind die äppigsten Triften bedeckt, giftige und wilde Thiere scheinen aus diesem Paradiese, in welchem ein ewiger Frühling blüht, verbannt zu sein. Die Bewohner dieses Landes sind Hindus und in physischer und moralischer Hinsicht, der Schönheit ihres Himmelsstriches, der Reize der Natur und der Reichthümer, womit diese sie beschenkt, nicht unwürdig. An Schönheit der Gesichtszüge, an feiner, aber dabei kräftiger Körperbildung übertreffen sie fast alle Nationen Asiens. Ihre Farbe ist mehr weiß als braun, ihre Mienen sprechend und einnehmend. Ihre Frauen, oft Muster der Schönheit, sind meistens brünett, auf ihren Wangen blüht das zarteste Roth und über ihre ganze zarte und doch kräftige Gestalt ist ein wahrhaft zaubrischer Reiz ausgegossen. Dabei genießen beide Geschlechter in der Regel einer dauerhaften Gesundheit. Die geistreichsten und wissigsten Hindus sind die Kaschmiren zu Poesie und Wissenschaft, zu Handthierung und Künsten gleich geschickt. Bei ihrem lebhaften und munteren Temperamente haben sie einen, freilich oft unmäßigen Hang zu allen sinnlichen Genüssen, namentlich zur Wollust. Uebrigens unterscheiden sie sich, rückichtlich ihrer Lebensweise, wenig von den übrigen Orientalen. Unter den Kunstwerken dieses fleißigen Volksens schlägt man besonders die feinen, aus einheimischer und tibetanischer Wolle und Ziegenhaaren verfertigten, Shawls, die besonders in den neuern Zeiten ein großer Gegenstand des höchsten Luxus geworden sind und nirgends in der Welt so schön verfertigt werden als hier. Ein echter, in Kaschemir verfertigter Shawl kommt daher, nach Maasgabe

der Größe, Feinheit und Farbe, oft auf 100 bis 300 Dukaten zu stehen. Diese Shawle machen den Haupthandelsartikel des Landes aus und werden auch als Tribut an den Hof des Königs von Afganistan geliefert. Außerdem werden in Kaschmir die feinsten Papiere im ganzen Morgenlande, ganz vorzügliches Lack und kostbares Rosenöl, das man aus den hier ungemein schönen und mit besonderer Sorgfalt in den Gärten gepflegten Rosen zieht, gefertigt.

Die Beludschien oder Beluchen und Brahuts sind die Bewohner Beludschistan's, einer großen, sonst zu Ostpersien gerechneten, erst seit 1810 durch die Engländer etwas näher bekannt gewordenen, südpersischen Landschaft, die, den neuesten Nachrichten zufolge, sich über 8000 geographische M. ausdehnt und von 3 Millionen Menschen bewohnt wird. Zwei Völkerschaften, sowohl durch ihr äußeres Ansehen, als auch durch ihre Gebräuche von einander unterschieden, und wieder in eine Menge Nebensämme zerfallend, aber doch unter einem gemeinschaftlichen Khan stehend, dem sie einen gewissen Tribut zahlen und im Kriege ein Truppencontingent stellen müssen, theilen sich in den Besitz dieses Landes, die Beludschien und die Brahuts.

Erstere, vielleicht ein arabischer Völkers Stamm, sind schlank, wohlgebildet und thätig, aber von verhältnißmäßig geringer Körperkraft. Ihre Farbe ist dunkel, ihr Haar schwarz. Alle haben einen unverilgbaren Hang zum Rauben, halten das kühne Plündern einer fremden Gegend für ehrenvoll, fürchten keine Gefahr, und sind tapfer im Gefecht. Ihre Lebensweise ist, mit Ausnahme der Stadtbewohner, die ansehnliche Schifffahrt und Handel treiben, ein patriarchalisches Hirtenleben. Ihre Wohnungen sind Zelte oder Hütten.

Die Brahuts, wahrscheinlich tartarischen Ursprungs, sind von kurzem stämmigem Wuchs, haben runde Gesichter und flache Züge; Haupthaar und Bart sind gewöhnlich braun. Sie

leben als eigentlich nirgends angelegene Nomaden, welche der Weideplage wegen ihre Wohnung in jeder Jahreszeit ändern. Frei von räuberischem Unternehmungsgeiste sind sie ein braves, ruhiges und betriebsames Volk. —

Beludschien und Brahuts sind Muhamedaner; halten ihr gegebenes Wort unverbrüchlich, und üben die uneigennützigste Gastfreundschaft. Die jährlichen Einkünfte ihres gemeinschaftlichen Khans, der zu Kelat oder Kolat residirt, betragen sich etwa auf 250,000 Thlr. und seine Kriegsmacht auf 60 — 100,000 Mann, meistens Reiterei, belaufen.

3) Bewohner Ost-Indiens.

Die große Länderstrecke Süd-Asiens, die in Westen von Persien, gegen Norden von der freien Tartarei und Tibet, gegen Osten von China, gegen Süden vom Indischen Ocean begrenzt wird, nannte man bis zur Entdeckung Amerikas Indien. Nachdem aber Kolumbus 1492 auf seiner, Indien in westlicher Richtung von Europa suchenden, Fahrt die zwischen Nord- und Süd-Amerika gelegenen Inseln, die man noch lange Zeit nach Kolumbus für einen Theil von Indien hielt, und daher West-Indien nannte, entdeckt hatte; so erhielten nun, zur Unterscheidung, die beiden Halb-Inseln, von welchen man die westliche, weil der Ganges sich zwischen beiden in den Bufen von Bengalen ergießt, die Halb-Insel disselt des Ganges (nämlich von Europa aus) oder Vorder-Indien, die östliche aber: Halb-Insel jenseit des Ganges oder Hinter-Indien nannte, und die vielen Inseln am südöstlichen Asien, die man bisher einzig Indien genannt hatte, den Namen Ost-Indien. — Das weite Gebiet Ost-Indiens zerfällt demnach 1) in Vorder-Indien, 2) Hinter-Indien, und 3) den ostindischen Archipel.

Bewohner Vorder-Indiens oder der Halb-Insel disselt des Ganges.

Die ältesten Einwohner Vorder-Indiens, welche noch jetzt den größten Theil, man schätz

ihn nach den neuesten Berechnungen auf 114 Millionen, der Bevölkerung ansmachen, sind die Hindus, deren Alter, wenn man ihrer eigenen, höchst fabelhaften Zeitrechnung folgen wollte, sich auf Millionen von Jahren belaufen würde, dessen obgachtet aber, wie aus ihrer Sprache, Literatur und Bildung hervorgeht, noch immer ansehnlich genug ist. — Zwar waren die Erzeugnisse Indiens, die köstlichen Spezereien und Gewürze, Zimint wird schon in den Büchern Moses genannt, die edeln Metalle; die kostbaren Edelsteine und Perlen, die jetzt noch nicht von der Habsucht der Europäer erschöpft sind, und das im Alterthume höher noch als von uns geschätzte Elfenbein, schon in den frühesten Zeiten den Aegyptern, Phöniziern, Juden und Griechen bekannt, und Wunderdinge erzählte man sich von einem Lande, das so unvergleichliche Waaren lieferte; allein das Land selbst kannte man nur seinem Namen, Indien, nach, und nannte es, weil es allen diesen Völkern gegen Osten lag, vorzugsweise auch das Morgenland. — Zwar drang, nach Persiens Unterjochung, Alexander der Große auch in Indien ein; kam aber nur 326 v. Chr. bis jenseit des Indus zu einem Flusse Hyphasis, jetzt Bejah, denn seine Soldaten von den Beschwerden des weiten Zuges, der durch die eingeatmete Regenzeit noch mühseliger wurde, erschöpft, weigeren sich beharrlich weiter zu gehen. Alexander fand das Land am Ostufer des Indus unter mehreren Fürsten getheilt, denen ein Bund weiser Männer, Braminen genannt, die als Pfleger und Bewahrer aller politischen und religiösen Weisheit hoch verehrt wurden, zur Seite stand. Auch Alexanders Achtung mußten jene Männer im hohen Grade sich zu erwerben; einer derselben begleitete den Eroberer auf seinem unfreiwilligen Rückzuge, und ließ sich, als er in Persien krank wurde, nach der Sitte seines Standes, felerlich verbrennen. Als nach Alexanders Tode seine Feldherren in die gemachten Eroberungen sich theilten, erhielt Seleukus, außer Persien, auch die eroberten Indischen Länder, aber nach seinem Tode ging alles wieder verloren. Derjenige Theil von Indien der dem Seleukus unterworfen gewesen war,

fiel dem Monarchen von Bactriana, in Norden Indiens, in die Hände, der hier ein ziemlich glänzendes Reich stiftete. Indessen ward dieses Reich schon nach 150 Jahren durch die Eroberungen der Parther, und die Einfälle nördlicher Barbaren, zertrümmert, und dadurch die Nordseite Indiens dem Antrane der Völkerzüge geöffnet. Scythen und Parther beherrschten den Lauf des Indus; demselben Weg nahmen die Eroberungszüge der weißen Hunnen und anderer mongolischer Stämme, und seit jener Zeit beweist der weiche Hindu seine angeflammte Seelenkraft mehr durch Bewahren seiner edleren Statur und Sitte, als durch kriegerisches Abwehren roher Völkerstämme. — Im 10ten Jahrhundert brach Mahmud, der Sultan von Ghajna, dem alten Bactriana, ein Völkchen, der die unglücklichen Hindus, aus Fanatismus, hart drückte und, so weit er kam, alle ihre Tempel zerstörte, in Indien ein, eroberte einen großen Theil desselben und gründete daselbst eine mahamedanische Herrschaft, die bis an das Ende des 12ten Jahrhunderts dauerte, wo die Afghanen oder Djonon (s. S. 39) eine, oft durch die Mongolen, namentlich durch Tamerlans verheerende Siegeszüge gestörte Herrschaft gründeten, die endlich 1525 durch den Tamerlan abstaumenden mongolischen Fürsten Babur, gänzlich vernichtet ward. — Babur nannte das eroberte, von seinen Nachfolgern immer mehr vergrößerte Reich, das in seiner schönsten Blüte unter der 50jährigen glorreichen Regierung Akbar's auf 70,000 □ Meilen 40 Millionen Einwohner zählte, ein Heer von 900,000 Mann unterhielt und 225 Millionen Rithr. Einkünfte brachte, Mogolistan, d. h. das Reich der Mongolen. Daher erhielt nachmals der Beherrscher dieses Reiches, der im Morgenlande Sultan el Hind d. i. Kaiser von Indien, genannt wurde, bei uns den sonderbaren Namen des großen Mogul's, der noch heute zum Bilde unaberschwinglichen Reichthums und dummthuenden Geldsolgeseiner Dieß große, von der Natur mit unermesslichen Reichthümern gesegnete Reich, bestand theils in unmittelbaren, von Statthaltern, Nabob

beherrschten, theils mittelbaren eingebornen Fürsten, Raja's, unterworfenen Provinzen, die nach den Urgefehen des Landes regiert wurden und dem Beherrscher von Regelsatz nur einen ansehnlichen Tribut zahlten. Noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts behauptete es seinen großen Glanz unter seinem Kaiser Aurung-Zeb, der, gewiß ein seltener Fall, aus einem heuchlerischen Bösewicht, der seinen Vater vom Throne stieß und alle seine Brüder ermordete, während seiner 30jährigen Regierung, ein weiser und mächtiger Fürst wurde und 1707 als 90jähriger Greis starb. Unter seinen schwachen Nachfolgern zerfiel das Reich. Binnen 50 Jahren herrschten 12 Kaiser, und nur drei starben eines natürlichen Todes. Unarchie und Empörung waren an der Tagesordnung. Die Nabobs, auch Subas genannt, machten sich größtentheils zu unabhängigen Fürsten, große Volksstämme, worunter die Maratten, Sikhs, Dschaitens, setzten sich in Freiheit, und so wurde es dem (S. 31) Schah Nadir oder Kuli Khan möglich, als Sieger Indiens aufzutreten, die Hauptstadt Delhi zu erobern, und unermessliche Schätze davon zu tragen. Dem Groß-Mogul blieb zuletzt nur noch ein Schatten seiner ehemaligen Größe, bis mit Schah Alam, dem letzten Indischen Kaiser, den der bekannte Hyder-Ally, Raja von Mysore, nöthigte, sich den Engländern in die Arme zu werfen, auch dieser verschwand. So bewährte sich auch hier die alte Erfahrung: eine Monarchie durch fremde Eroberer gegründet, die an die Denkart der Unterjochten sich nicht anschließen, mit ihren uralten Sitten sich nicht befreunden oder durch überwiegende geistige, sitzliche und religiöse Bildung, nicht einen neuen und bessern Geist ihnen einzuhauchen wissen, kann nicht von langer Dauer sein; sie zerfällt und untergeht, bis sie selbst zerstört wird. Die Einnahme der Hauptstadt, oft der Tod eines Königs allein, endet die ganze Räuberscene. Der Baum möge bis an den Himmel reichen und ganze Welttheile überschatten, hat er keine tiefen Wurzeln in der Erde, so vertilgt ihn oft ein Lustigloß; et

fällt durch die Aet eines kühnen Nabobs. Die alte und neue asiatische Geschichte ist voll dieser Revolutionen. Despoten werden vom Throne gestoßen und Despoten darauf gesetzt; das Reich hängt allein an der Person des Monarchen, oder des Anführers einer überwindenden Räuberbande. Drei Schlachten anders machen dem ungeeigneten Perseerreich ein völliges Ende. Nebuladnegar ist dem ganzen Vorder-Asien fürchterlich, und unter seinem zweiten Erben liegt sein unbefestigtes Reich im Staube! —

Während der Umwälzungen in der öbern nördlichen Hälfte Indiens war es den Europäern gelungen, im Süden der Halbinsel festen Fuß zu fassen. Denn als Vasco de Gama 1498 den neuen Weg um die Südspitze Afrikas nach Indien entdeckt hatte, behaupteten die Portugiesen fast 100 Jahre lang den ostindischen Kleinhandel und theilten des Landes Herrschaft mit den Mongolen. Ihnen folgten von 1595 unter Cornelius Houtmann die Holländer, dann die Engländer, Franzosen und Dänen. Die Holländisch-ostindische Compagnie ward 1602, die englische 1698 errichtet. Immer zahlreicher fanden nun Europäer in diesem gelobten Lande sich ein, um an den Reichthümern desselben Theil zu nehmen, und sich auf Kosten der duldsamen Eingebornen zu bereichern. In Haufen zogen europäische Abenteurer von allen Wüsten, Stränden und Lebensaltären herbei, überschwebten das reiche Land wie ein Heuschreckenschwarm, und brachten wie diese, den armen Hindus nichts als Verberben, Elend und Tod. An den Küsten Indiens legten sie nun, um die Dauer ihrer Niederlassungen zu sichern, feste Plätze an, und fraßen von da, krebsartig, immer weiter um sich. Indem sie in die innern Angelegenheiten der Landesfürsten sich mischten, die Schwäche oder Zwietracht derselben benutzten, sie wohl auch gegen einander absichtlich aufhetzten, brachten sie außerordentliches Unglück über dieses schöne Land, von dem sie eine Provinz nach der andern an sich zogen, so fast

alle Königreiche und Fürstenthümer umstürzten ähnl. Wenn daher die europäische Cultur und namentlich auch die Naturforschungen zum vollen Süden Indiens ausgehend nach den Fälle des großen Moguls^{*)} wurden. — Der nördlichen Gegende des Landes sich hinaufmeiste Vorwurf trifft ohnstrittig die Britten, zog, so war der Gang der früheren Cultur Indiens gerade ein entgegengesetzter. Immer welche nach glücklich beendigten Kämpfen mit Hyder Ali 1767 bis 1782, nach Besiegung Tipu Sahib 1799, des Raja von Nepal 1815, und der Birmanen 1826, beinahe eine vollkommene Souverainität in allen Indischen Provinzen disseit des Ganges und einen Flächenraum gewonnen haben, der vielleicht viermal so groß als ihre europäischen Besitzungen ist. — So unterlagen in und auswärtigen Kriegen die Indier, bis sie zuletzt die Europäer unter das Joch brachten, unter dem sie jetzt mit ihrer letzten Kraft dulden. —

Das ganze Indische Volk zerfällt in zwei Hauptstämme. Der dunkelfarbige Volksstamm, eine den Malaien verwandte Race, bildete, allen geschichtlichen Nachrichten zufolge, das Urvolk Indiens, während der weiße Volksstamm, von tartarischer oder kaukasischer Race, von den Hochgebirgen Mittel-Asiens herabziehend, durch die Macht der Religion und des Schwertes, jene Ureinwohner sich unterwerfend machte. Helle Farbe, ovale Gesichtsbildung, eigenthümliche und charakteristische Physiognomien, (s. Taf. 10). zeichnen ihn aus. Der Körperbau ist besonders zart, fein, gelenk, behend und zugleich ausdauernd, aber bei weitem weniger robust als der europäische. Schlank, leichte Gestalten von schöner Bildung. — Schon Herodot, der Vater der Geschichte, 844 v. Chr. unterschied in Indien einen südlichen Volksstamm von schwarzer Farbe, an Bildung der Aethiopiern ähnlich, von einem nördlichen Gebirgsvolke, welches den Aegyptern

*) Ueberhaupt führen manche historische Spuren, z. B. Ähnlichkeit der Sculptur, Architectur und der Religionsideen, auf einen früheren Zusammenhang Aegyptens und Indiens, und die alte Nachricht: es sei in frühester Zeit vom Indus her eine Colonie nach Aegypten eingewandert, wird durch die Bilder und Figuren an den altägyptischen Ruinen und manche andere Ähnlichkeit beider Völker, auffallend bestätigt. Farbe der Haut, Tracht baumwollener Kleider, die geschornen Köpfe, die Heiligkeit des Flusses, die Prozeßionen längs seinen Ufern, die Verehrung des Silene, die Lehre von einer Seelenwanderung, die Verehrung eines Priesterhaates (Theotratie), Unterschied reiner und unreiner Kasten — alles dies fand sich bei den alten Aegyptern, wie es sich heute noch bei den Sادات findet.

schenden Kasten (Kaste ist ein portugiesisches Wort und bedeutet so viel als: Geschlecht, Zunft, die Hinduer selbst nennen diese Zünfte: Dschadi oder Bama) deren Unterschied schon im Gesezbuche *Men u's* *) auf das genaueste bestimmt wird, werden durch den edleren Stamm, der von Norden her einwanderte, gebildet. Nach den heiligen Büchern der Hindu's stammen diese einzelnen Kasten unmittelbar von Brahma ab. Aus dem Kopfe des Brahmas entsprangen die Braminen; aus den Schultern oder Armen die Tschettries; aus dem Leibe oder den Schenkeln die Waischis. Aus Brahma's Füßen ging noch eine vierte Kaste, die Suders hervor. Diese Zunft, die zahlreichste von allen, bildet der dunkelfarbige Volksstamm. Die Mitglieder derselben sind von der Lesung der heiligen Bücher ausgeschlossen, und an die übrigen Kasten, mit denen sie sich eigentlich nie ehelich verbinden dürfen, als an ihre Oberherren hingewiesen. Die Suders bestehen aus Handwerkern und Künstlern aller Art; selbst die Gaukler, Zauberer, Wahrsager gehören dazu. Jedes Gewerbe bildet seine besondere Zunft, deren keine sich mit den Berichtigungen der andern befaßt, so daß man zu seiner Verrichtung immer eine Menge Leute braucht, deren Dienstleistung eben dadurch sehr kostspielig ist. So muß ein vornehmer Mann, der in Ost-Indien mit Anstand leben will, wohl an 200 Dienstleute haben, welche freilich schlechter als unsere Dienstboten bezahlt werden, denn der Rockausklopfer will keine Messer puhen, das Kindermädchen, welches die Kleinen spazieren führt, will sie nicht anziehen u. s. w. — Die ganze Kaste der Suders zerfällt wieder in zwei Hauptabtheilungen, deren Entstehung aber nicht bekannt ist: in die Abtheilung der rechten und linken Hand. Jede dieser Abtheilungen hat besondere Vorrechte, was zu manchen Sonderbarkeiten und wohl auch zu gegenseitiger Erbitterung

häufiger Anlaß giebt. Die zu der einen Hand Gehörigen dürfen zwar mit bloßen Füßen, nie aber mit Fußwerk, mit Leichenzügen oder Pantoffeln die Straßen der andern Hand betreten. Jede Hand hat ihre besondern Ausdrücke, und nur die rechte Hand bei ihren Fußzügen weiße Fahren, weiße Sonnenschirme u. dergl. Zur Kaste der Suders gehören auch die öffentlichen Tänzerinnen, Bajaderen, die Schuster, welche zugleich Gerber sind, und die Fleischer, welche das Amt der Henker mit versehen müssen. —

Die vornehmste aller Kasten, in der sich der edlere Stamm am reinsten erhalten hat, ist die der Braminen, früher auch Brachmanen genannt, worunter man jedoch richtiger im Allgemeinen alle Bekenner der Bramareligion versteht. Sie sind Indiens Theologen und ihre eigentliche Bestimmung ist Aufbeahrung und Erklärung der Vedas, der ältesten und heiligsten Religionschriften der Nation. Alle Priester sind Braminen, aber nicht alle Braminen Priester, denn einige dürfen auch Landeigenthum besitzen, Krieg führen, Handel treiben. In den Ländern, wo Hinduische Fürsten regieren, sind sie die Räte der Regenten und fast die einzigen Regierungsbeamten. Mit dem Priestertum ist also auch hier das Richteramt, und damit noch eine, meist auf Uberglauben beruhende, Arzneikunde verbunden. Es giebt unter ihnen mehrere Sekten, deren Zahl sich auf 18 belaufen soll, und wovon einige für ketzerisch gehalten werden. Auch bestehen unter ihnen vier verschiedene Orden, an welchen die ganze Kaste, je nachdem der einzelne an Alter und Weisheit vorrückt, Theil nimmt. Auf der untersten Stufe der Würde und des Ansehns stehen die Bramatschari, junge Braminen von ihrem 7. bis 12. Jahre, die in den ersten Graden der Enthaltbarkeit geübt werden, und verschiedene Prüfungen bestanden haben müssen, ehe

*) Wenn wir von den Indiern als der älteste und heiligste Gesetzgeber verehrt. Seinem in der Sanskrit- Sprache geschriebenen, durch den Engländer Jones 1794 zuerst ins Englische und seit 1797 durch Hüttners auch ins Deutsche übersehtes Gesetzbuch muß man wenigstens ein Alter von 3,000 Jahren zuschreiben. Es ist dieses Hindu Gesetzbuch, dessen Hauptthema die Bestimmungen über die Würden, Rechte, Pflichten, wechselseitige Verbindungen u. s. w., der verschiedenen Kasten sind, die Grundlage der noch heute geltenden Indischen Verfassung und Gesetzgebung.

sie die zweite Stufe erreichen und in den Orden der Grada'sta's, die sich dem Mönchs- und Einsiedlerleben widmet, aufgenommen werden. In dem Orden der Sana'prasta's, aus welchem die Samadris oder Opferpriester und die Guru's, d. i. Religionslehrer, gewählt werden, kann der Bramin erst mit seinem 40. oder 50. Jahre eintreten. Um aber ein Mitglied des vierten Ordens, der Sania'ssi oder Sanjasi, zu werden, muß man 72 Jahr alt sein und 22 Jahr in gänzlicher Abgeschlossenheit von der Welt, unter den strengsten Büßungen, und in beständiger Betrachtung des göttlichen Wesens zugebracht haben. Die Seele eines Sania'ssi fährt dafür aber auch, ohne eine weitere Verwandlung zu erleiden, unmittelbar in den Himmel, und vereinigt sich mit dem höchsten Gott. Doch unternehmen es bei weitem nicht alle Braminen, diese verschiedenen Grade, deren jeder wieder seine Abtönungen, Eigenheiten und Vorrechte hat, durchzugehen. — Die Braminen unterscheiden sich von andern Kasten durch eine eigene gefestigte Kleidertracht, besonders durch eine aus 27 kleineren Schnüren zusammengekehrte baumwollene Schnur, Zenar genannt, die sie selbst verfertigen müssen und die ihnen, wie ein Degengehänge, über die Schulter quer über Brust und Rücken fällt. Sie leben von den Geschenken der unteren Kasten, die sie das Recht haben einzufordern, frei von Abgaben und Lebensstrafen. Wer einen Braminen tödtet, muß zur Abbüßung dieses Verbrechens 12 Jahr lang pilgern, und darf nur aus der Hirnschale des Getroffenen essen und trinken. Selbst der Fürst, in dessen Diensten sie stehen, darf sie nicht anrühren, ohne sie zu verunreinigen; eben so wenig darf ein Bramin mit einem Mitglied einer andern Kaste unter einem Dache, oder in der nächsten Nachbarschaft desselben wohnen, noch weniger mit ihm essen und trinken, oder Nahrungsmittel zu sich nehmen, die ein Nichtbramin bereitet hat. Strenge Enthaltsamkeit und Vermeidung aller Fleischspeisen ist unerlässliche Pflicht. Ihr ganzes Leben ist durch die strengsten Gesetze geregelt und der ängstlichsten Beobachtung unzähliger Vorschriften, deren geringste Vernach-

lässigung durch mühevollen Busübungen bestraft wird, gewidmet. — Ehemals waren die Braminen obherrschaftig im Besitz großer und seltener Gelehrsamkeit, und genossen selbst von den Königen der tiefsten Verehrung; jetzt aber ist diese Kaste sehr gesunken, und nur die Bekehrten Pandet's oder Pundit's, von Benares, ohngefähr 8000 Braminen, deren jeder hier ein eigenes Haus mit einem Garten hat, stehen noch im Rufe hoher Gelehrsamkeit, und sind die Lehrer der zu Benares befindlichen Hochschule der Hindus. Dagegen vernachlässigen die meisten übrigen, im Bewußtsein ihrer Heiligkeit und Unverletzlichkeit, alle Geistesbildung und Sittlichkeit, und keine Kaste trifft jetzt der Vorwurf der Unwissenheit und Ausschweifungen mehr, als die der Braminen.

Die aus den Schultern und Armen Bramas' entsprungene Kaste der Ischetriess behauptet, nächst den Braminen, den höchsten Rang. Sie ist die Kaste der Krieger, aus der die Raja's, d. i. Fürsten, gewählt werden. Ein anderes als das Kriegshandwerk, Großhandel ausgenommen, ist keinem Gliede dieses Stammes zu treiben erlaubt. Der Abtheilung der Radschaputra's, d. h. Fürstenthiere, woraus der jetzt gewöhnliche Name Radsuten entstanden ist, wird in den Schulen der Braminen erzogen, und darf, obgleich sie Elbsinnen halten kann, so viel sie will, doch keine rechtmäßigen ehelichen Verbindungen eingehen. Die Vedas dürfen Ischetriess zwar nicht selbst lesen, doch besitzen sie das Vorrecht, sich dieselben von den Braminen vorlesen zu lassen. Ein uralter Kampf zwischen ihnen und den Braminen wird in indischen Sagen öfter erwähnt. Ihre Hauptpflicht war Beschützung des Volks und Freigebigkeit gegen die erste Kaste. Jetzt sind sie durch mongolische, mohamedanische und vor allen durch europäische Eroberungen am meisten beeinträchtigt und fast vertilgt. Merkwürdig ist ein Gesetzbuch Menu's, die Erwähnung verwilderter Ischetriess, welche von den Braminen in den früheren Kämpfen ganz abgefallen, und dadurch Barbaren geworden seien; man findet unter ihnen berühmte Namen:

Pahlavas, d. i. Meder, Chinas, d. i. Chinesen, Javanna's, d. i. Griechen. — Unter den zu dieser Klasse gehörenden Nationen auf der malabarischen Küste herrscht die forderbare Sitte, daß eine Frau mehrere Männer haben darf.

Die dritte Klasse, deren Glieder Waischi's heißen, ist die Klasse der Gewerbetreibenden, der Kaufleute, Banianen genannt, der Landwirthe, Hirten, im Allgemeinen des Nährstandes, der bedeutenden Abgaben unterworfen ist, und wenigstens $\frac{1}{4}$, oft $\frac{1}{2}$ vom Ertrage seines Fleisches abgeben muß. Wegen ihres Gewerfleisches, ihrer vorzüglich im Umgange mit den Europäern gewonnenen Geistesbildung und Einnlichkeit ist sie jetzt die achtungswertheste aller Hindukasten. —

Außer der, aus dem dunkel'erbigem Volksthum hervorgegangenen und schon erwähnten vierten Klasse, den Suders, sind durch Weiberathen und andere Umstände im Laufe der Zeit aus diesen genannten, vier ursprünglichen edlen Kasten, mehrere Neben- und Mittel-Kasten entstanden, so wie sich in den vier Hauptkasten selbst eine große Menge Unterabtheilungen gebildet haben. Wechselt heirathen unter den drei ersten Kasten sind zwar erlaubt; aber nur Kinder von Aeltern aus derselben Klasse behalten die Würde ihres Geschlechts, alle anderen bilden Mittelkasten, deren Rang und Rechte in dem Hindugesetzbuch des Menu auf das Genaueste bestimmt sind. Als gemeinschaftlich für alle Kasten und Abtheilungen gelten folgende Gesetze: nur ein Gott darf als höchstes Wesen anerkannt werden; diesen Gott muß man unter den 3 Elementen der Erde, des Feuers und des Wassers verehren; an künftige Belohnung oder Bestrafung muß jeder glauben; keiner darf durch Erdeirathung oder Berufswechsel aus seiner Klasse heraus und in eine andere treten.

Auffallend ist die Verachtung, mit welcher die vier edleren Kasten den Stamm der Pa-

ria's, der nicht zu den Kasten gerechnet und nur für einen Auswurf der vier obern Kasten gehalten wird, behandeln. Nicht nur zu den schlechtesten Verrichtungen ist er verdammt, und von dem Umgange aller übrigen Stämme auf ewig gesondert; er ist sogar der Menschenrechte und der Religion beraubt. Niemand darf einen Paria berühren, ohne sich zu verunreinigen, sein Anblick entweihet den Braminen; er ist daher von allen religiösen Versammlungen ausgeschlossen und darf keinen Tempel betreten. Ob man gleich mancherlei Ursachen dieser Erniedrigung, unter andern auch die angegeben hat, daß die Parias eine unterjochte Nation sein müßten; so ist doch keine derselben durch die Geschichte genugsam bewährt, wenigstens unterscheiden sie sich von den übrigen Hindus nicht an äußerer Bildung. Also kommt es, wie bei so vielen Dingen alter Einrichtung, auch hier auf die erste harte Stiftung an, nach der vielleicht sehr Arme, oder Missethäter und Verworfene, um sie zu strafen, zu einer Erniedrigung bestimmt wurden, der sich die ungeschuldeten zahlreichen Nachkommen derselben, bis zur Verwunderung, willig unterwerfen. Bei der Vertheilung der Lebensarten unter erbliche Stämme, die eine vorzüglichere Heiligkeit und Reinigkeit sich anmaßten, mußte doch eine Klasse von Menschen gebildet werden, welche das niedrigste Loos des Lebens trügen und zu den Verrichtungen sich hergäben, die jenen zu schmutzig oder ekelhaft dünkten. Was war nun natürlicher, als daß man in der Folgezeit es als Strafe des Himmels ansah, ein Paria geboren zu sein und nach der Lehre der Seelenwanderung, durch Verbrechen eines vorigen Lebens diese Geburt vom Etschsal verdient zu haben glaubte? — Die Zahl der Parias ist überaus groß, so daß sie leicht das schmachvolle Joch der Knechtschaft abwerfen und in eine bessere Lage sich versetzen könnten, wenn sie genug innere Kraft dazu in sich fänden. Ihr wildes Aeußere entspricht dem Zustande der Entwürdigung, in welchem sie leben, und schon das Indische Epos, der Ramajan, das leicht an das Jahr 1000 v. Chr. hinaufreichen mag,

schildert den Paria, auch Chandaſa genannt, als ein ungeſtaltetes, Geſchöpf, mit entzündeten kupferfarbenen Augen, von einem ſcheußlichen Affenbraun. Ihre Wohnungen, die in abgeſonderten Gegenden ſich befinden, damit der Wind nicht ihre für unrein gehaltenen Ausdünſtungen den Wohnhöhlen anderer Kaſten zuführe, ſind armſelige Hütten, in die ein aufrecht gehender Mann kaum eintreten kann. Die elenden kleinen Dörfer, welche dieſe Hütten bilden, nennt man Pareſcheris. Die Bewohner derſelben dürfen kein Waſſer aus den Brunnen der andern Kaſten ſchöpfen, ſondern müſſen ihre eigenen Brunnen halten, die, damit kein Reiner daraus trinke, mit Thierknochen eingefaßt ſind. Sehen ſie zufällig einen Braminen, ſo müſſen ſie ſchon in weiter Entfernung von ihm fliehen; werden ſie von einem Gliede der höhern Kaſten angeredet, ſo müſſen ſie bei der Antwort die Hand vor den Mund halten, damit ihr verunreinigender Athem den Frager nicht berühre, und begegnen ſie ihm ſonſt auf der Straße, ihn den Rücken zuwenden, bis er vorüber iſt. Durch die gewöhnliche Thür darf ein Paria nie in das Haus eines andern Hindu eintreten, und da ſie zu mancherlei niedrigen Verrichtungen unentbehrlich ſind, ſo hat man in den Häuſern eigene Thüren für ſie, durch die ſie aber nicht anders als mit niedergeſchlagenen Augen ein- und ausgehen; denn hätten ſie ihre Blicke etwa auf das Küchengefäß, oder andere zum täglichen Gebrauch beſtimmte Gegenſtände geworfen, ſo müßten alle dieſe dadurch entweihten Dinge zerſchlagen werden. — Eine beſondere Klaſſe der Varias ſind die Pulia's an der Weſtküſte Vorder-Indiens. Sie leben in einem ſaſt noch unglücklicheren Zuſtande, als erſtere. Entfernt von allen übrigen Menſchen, in ſumpfigen, waldigen oder gebirgigen Schlupfwinkeln ſich aufhaltend, ſind ſie mehr Thieren als Menſchen ähnlich, aber noch elender als das Thier. Sollte ein Pulia, aus Verſehen, einen andern Hindu berühren; ſo hat dieſer das Recht, ihn auf der Stelle zu tödten. Ueberhaupt ſind dieſe Unglücklichen ſo verabs-

ſchuet, daß kein Hindu, dem es doch Religionspflicht iſt, das ſchlechteſte Thier zu retten, einem in Lebensgefahr ſchwebenden Paria die helfende Hand reichen würde. Die glücklichſten unter ihnen ſind noch die, welche von andern Hindus als Hirten und Ackerknechte, von den Europäern als Dienſtboten, Laſtträger und Soldaten in Dienſt genommen werden.

Die Religion der Indier, (Bramaniſmus) und wie ſie nach und nach durch eine zügelloſe Phantaſie von der alten Reinheit und Einfachheit in eine aufſchweifende Mythologie angeartet iſt, bedarf noch der größten Forſchung. Ihr Grundzug iſt Pantheismus, nach welchem Eines in Allen und Alles in Einem, Gott in der Welt, und die Welt in Gott iſt. Es iſt nur ein allerhöchſtes, unbegreifliches, alle Denkkraft der Menſchen überſteigendes Weſen, welches Parabrama oder Paramatma heißt, aber außerdem noch viele andere Namen führt, die ſich auf beſondere Eigenſchaften oder Verhältniſſe deſſelben beziehen, z. B. Iſhur, d. h. großer Wille, Serwaſar, d. h. Herr des Weltalls, Ekmuſaſha, d. h. der Einzige, Eſchiräbi, d. h. der Unſterbliche u. ſ. w. Vor der Schöpfung ruhete es ſchweigſam verſunken in ſich ſelbſt. Die Schöpfung war ein Hervorgehen (Emaniren) aller andern Weſen und Dinge aus dem höchſten Weſen, in das zuletzt Alles wieder zurückkehren wird. Aus ſeinem Weſen ließ Parabrama, zuerſt die Devanī, die Göttin der Natur, hervorgehen und zeugte mit ihr die drei Obergötter: Bramā, Viſṇu und Shiwa, welche als die drei Stellvertreter oder oberſten Beamten des höchſten Gottes, zuſammen auch die Trimurti, d. i. die Dreigeſtalt, genannt werden. Außerdem ließ Parabrama 1180 Millionen Geiſter, welche anfangs alle gut und glücklich waren, aus ſeinem Weſen hervorgehen. Aber bald empörten ſich mehrere 100 Millionen, unter Anführung des Moiſaſur, gegen das höchſte Weſen, und wurden zur Strafe durch Shiwa in den Podakkam, Abgrund, Hölle, geſtürzt.

Drama schuf hierauf die Körperwelt, und die verlesenen Geister wurden verurtheilt, irdische Hüllen anzunehmen und so die organischen Wesen zu bilden. Auf der Leiter derselben sollten sie von niedrigen zu immer höhern Stufen emporsteigen, aus unvollkommenen Organismen in immer vollkommnere übergehen, sich so allmählig reinigen, dadurch würdig werden, in das Reich höherer und vollkommner Geister endlich einzugehen und zuletzt in das höchste Wesen, von dem sie ausgegangen, zurückzukehren. Ist auf irgend einer Stufe die Reinigung nicht vollbracht, so muß der Geist wieder zu einer tiefern Stufe herabsteigen. Diese Seelenwanderung, Metempsychose, diese Geschichte nie endender Vergessung und Vertölpelung, mitten im Kampf des Guten und des Bösen, des Lichtes und der Finsterniß, in Allen zuletzt nur Ein Wesen und Alle das Eine, ist Grundschule des Bramanismus, der in seinen stillosen Geboten mit den Vorschriften des Christenthums manches gemein hat, indem er Menschensliebe, freilich nicht über die Kaste hinaus, Wohlthätigkeit, Gebuld im Leiden, Abscheu vor Lügen, Mäßigkeit, Keuschheit, Verschwiegenheit und Redlichkeit seinen Befehlern zur Pflicht macht. — Die Sünden werden von den Braminen in 7 Klassen eingetheilt. Zur ersten Klasse gehört: Ermordung eines Braminen; das Trinken starker Getränke, Genuß des Kuhfleisches von Seiten eines Braminen; zur zweiten: das Vorgeben, zu einer höhern Kaste zu gehören, als wirklich der Fall ist; das Schlagen des Lehrmeisters; vorsätzlicher Mord; falscher Eid; Menschenverderb; Verkauf einer Person aus der eignen Familie in die Sklaverei u. s. w. — Almosen, Fasten, Gebete, Abwaschungen, Abgeschiedenheit von der Welt und Kasteiungen sind Mittel, die Sünden zu tilgen. Da nach den Religionsansichten der Hindus die Materie böse, und der Körper das harte Gefängniß ist, in welches, um frühere Verirrungen abzubüßen, der zu läuternde Geist gebannt wurde; so giebt es in Indien eine Anzahl von Einsiedlern, Wüthen und Büßern, die in Erstickung des Fleisches das Heil des Geistes suchen, und auf Kosten des

geschäftigen nützlichen Fleißes, ja auf Kosten der Wünsche und Triebe der menschlichen Natur, nach dem sehr zweideutigen Ruhme übermenschlicher Heiligkeit streben. — Einsiedler, Barmherzig, d. h. gefesselter Leib, kann nur ein Mitglied der drie obersten Kasten werden. Man entschließt sich zu diesem Leben oft erst dann, wenn man ein hohes Alter erreicht hat. Dem ältesten Sohn übergiebt man nun, ohne das Geringste für sich selbst zu behalten, sein ganzes Vermögen, erbaut sich in einem Walde, Gebirge oder in einer andern einsamen Gegend eine Strohütte, entsagt von nun an allen Vergnügen der Welt, widmet seine ganze Zeit Andachtsübungen, und führt unter schmerzlichen Kasteiungen seines Leibes ein hartes, rohes und elendes Leben. Kräftigt der Einsiedler sein Ende herannahen, so geht er entweder nach Norden oder nach Osten in einem Zuge fort, ohne innerhalb 24 Stunden mehr als dreimal ausruhen zu dürfen, bis er endlich vor Mattigkeit niederfällt und seinen Geist aufgibt. Auch steht es solchen Einsiedlern frei, ihr elendes Leben gewaltsam zu endigen, und die heiligen Bücher der Hindus gebieten ihnen für diesen Fall die Wahl zwischen fünf verschiedenen Arten des Selbstmordes. Entweder können sie sich zu Tode hungern, oder sich selbst in Kuhmist lebendig verbrennen, oder sich in den höchsten nördlichen Gebirgen in den Schnee vergraben, oder sich in einem von den Mündungsäcanalen des Ganges vor einem Krokodill verschlingen lassen oder endlich sich in diesem heiligen Flusse ertränken. —

Die indischen Mönche sind in viele Orden getheilt, deren Mehrzahl die Gelübde der Armuth, Keuschheit und Nüchternheit ablegt. Zu ihnen gehören die schon oben erwähnten Saniaßi, die beinahe ganz nackt, nur mit einem Stück blauer Leinwand, das über den Rücken herabfällt, bekleidet, mit geschornem Kopfe einhergehen, von Almosen leben, und nur so viel genießen, als zur Erhaltung des Lebens unumgänglich nöthig ist; die Pandarou's, die Gesicht, Brust und Arme mit Kuhmistasche bedecken, sich in gelbe Lein-

wand kleiden, und denen, welche ihnen Almosen reichen, dagegen Fische von Kuhmist und Sankelholz geben, die sie von heiligen Orten herbeigebracht zu haben versichern. Unter ihnen giebt es mehrere, die gleich den Trappisten das unverbrüchliche Gelübde des Schweigens sich aufgelegt haben, und wieder andre, die in Gesellschaften von 10 bis 20 Mann ihres Ordens, nach Benares wallfahrten, um daselbst heiliges Wasser aus dem Ganges zu holen, das sie in thönernen Gefäßen, deren Hals mit Kalk und Thon zugestopft und mit dem Siegel des Oberpriesters zu Benares, der noch überdies jedem Pilger eine schriftliche Bescheinigung giebt, daß das Wasser echtes Gangeswasser, an der gebührten Stelle und mit den vorgeschriebenen Cerimonien geschöpft sei, versehen sind. Mehrere solche Mönche (Taf. 13.) treiben einen ansehnlichen Handel mit diesem sehr theuern Wasser, dem der Uberglaube der Indier wunderbare Kräfte zuschreibt. Man gießt etwas davon Todtkranken und Sterbenden in den Mund und auf den Kopf, reicht es wohl auch bei den glänzendsten Gastmälern, als das kostbarste Getränk, in kleinen Schälchen den Gästen dar. — Ein anderer Mönchsorden ist der der Tadias, die tanzend und singend von Haus zu Haus ziehen und milde Gaben sammeln. Um die Knöchel der Füße tragen sie hohle, kupferne, mit Kieselsteinen angefüllte Ringe, deren Geklapper zur Begleitung ihres Tanzes und Gesanges dient. Ihr Körper ist mit einem gelben Tuch, ihr Kopf mit einer einem Hütchen ähnlichen Mütze bedeckt. Das Oberhaupt, unter dem sie stehen, wenn sie irgendwo zusammen wohnen, unterscheidet sich bloß durch eine große rothe Mütze, deren vortwärts gebogener Zipfel sich in einem Vogelkopf endet. — Einen eigenen Stamm geborner Mönche, in deren Orden kein anderer Hindu aufgenommen wird, bilden die Satadewen. Sie heirathen, und zeugen wieder Mönche, die in Familien beisammen leben und durch

ein sich ernähren. — Die Schonie sind eine niedrige Art von Bettelmönchen, aus den untersten Abtheilungen der Schunders. Sie haben ein Oberhaupt und bestimmte Regeln, vermöge deren sie z. B. kein Almosen oder Geschenk fordern dürfen, ohne sich dasselbst durch irgend ein Kunststück oder eine seltene Fertigkeit verdient zu haben. So sah ein europäischer Reisender einen Schonie, der auf zwei kleinen, anderthalb Spannen langen Pfeischen, deren Mundstücke er in die Nasenlöcher steckte, ganz artig, und zwar auf jedem dieser Pfeischen zu gleicher Zeit, eine andere Melodie blies. —

Unter den Büßern, die sich entweder selbst diese oder jene schwere Buße aufgelegt haben, um ihre Sünden zu tilgen, oder denen eine solche von den Braminen auferlegt worden ist, zeichnen sich die den Fakirs zwar ähnlichen, aber von diesen, die Muhamedaner sind, wohl zu unterscheidenden Joghi's aus. Diese Menschen affectiren eine Eitel erregende Schamlosigkeit, gehen meist, eine nachlässige Bedeckung um die Hüften ausgenommen, ganz unbekleidet einher, und suchen ein Verdienst darin, sich wie Wahnsinnige zu gebärden, fürchterlich zu brüllen, Gesicht, Arme und Beine absichtlich zu verwunden, in dieser Gestalt das Land zu durchziehen und Almosen zu sammeln, die gewöhnlich, da das Volk sie mit besonderer Verehrung behandelt, sehr reichlich ausfallen. Wer sich in die oft unerschrämten Forderungen dieser frommen Tagelöhne nicht fügen will, auf den rufen sie nicht nur die Rache der Götter herab, sondern er wird auch von ihnen persönlich beleidiget, beschimpft, angespuckt u. s. w. Die Zahl dieser Taugenichtse, die als eine wahre Pest und Landplage anzusehen sind, ist in Vorder-Indien überaus groß. Eine besondere Abtheilung derselben führt den Namen Jopitch=Joghies, die nachdenkende Fromme*), welche sich an einsamer Stelle, ohne

*) Sie haben viel Aehnliches mit den im 5ten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung hiesig vorkommenden, christlichen Säulensittigen. Das erste Beispiel dieser unglücklichen Thorheit unter den Christen gab ein syrischer Schächer, Simon. Nicht weit von Antiochien erbaute er sich auf einem

Gefühl für Kälte und Frost anhaltend mit dem Nachdenken über die 1000 Namen des Paradräma beschäftigen, — und dabei stets auf die Nasenspitze sehen. — Am eersudsansten in der Kunst, den Leib zu kastren und denselben den peinlichsten Martern und dem härtesten Zwange zu unterwerfen, ist der Orden der Tabessi. Einige dieses Ordens bringen ihre ganze Lebenszeit in einem engen eisernen Käfig zu; andere beladen sich mit schweren Ketten; wieder andere ballen die Füße zusammen, und machen sie nie wieder auf, so daß ihnen die Nageel in das Innere des Handtellers hinein wachsen. Einige heben beide Arme in die Höhe, fassen einen Baumzweig und bleiben so lange in dieser Stellung, bis sie unbeweglich und steif werden. Andere stehen immerwährend auf einem Beine, und lehnen sich nur des Nachts an ein ausgepannates Seil, so daß ihnen die Füße fürchterlich anschwellen. Einer von diesen religiösen Schwärmern hatte den Einsatz, stets bis an den Hals im Ganges zu stehen; ein zweiter, Lebenslang auf einem mit spitzen Stiften besetzten Drete oder auf einer mit Dornen durchflochtenen Matte zu liegen; ein dritter (s. Taf. XV.) rollte sich, fast ganz nackt, auf einer Strecke von 30 deutschen Meilen, von einer Pagode zur andern; ein vierter maß mit seinem Körper einen Weg von vielen Meilen, indem er sich der Länge nach auf die Erde warf, dann wieder aufstand, um sich abermals niederzuwerfen, womit er fortfuhr, bis er sein Ziel erreicht hatte. Ein berühmter Delambari (s. Taf. XV.) aus der Landschaft Datta in Bengalen, sagte, nachdem er sich am ganzen Leibe mit einem Dolche die Haut aufgerissen hatte, eine glühende Kohlenplanne mit der einen Hand, während er unter dem andern Arme die Enden seines Schwanzes mit gefälligem Anstand trug; ein anderer endlich ließ sich (s. Taf. XV.), vermittelt eines eisernen durch den Rücken gesteckten Halsens,

an einem zu diesem Ende aufgerichteten Wippgalgen befestigen, und sodann zur großen Erbauung der andächtigen Menge auf und ab schnellen. — Bei solchen und ähnlichen Ritten, denen nicht immer religiöser Fanatismus, sondern oft auch die Absicht, ehrfurchtsvolles Staunen zu erregen und Geld zu gewinnen, zum Grunde liegt, mögen freilich auch manche Betrügereien mit unterlaufen. So erzählt z. B. ein glaubwürdiger Augenzeuge: ein Böhmer, von mehreren seiner Anhänger in einem fest verschlossenen Palant in herumgetragen, kam auch nach Pondichery, an der Küste von Coromandel. Die leichtgläubigen und wunderstüchtigen Hindus, denen die Begleiter jenes Böhmers versicherten: ihr Herr und Meister bediene sich weder des Lichtes, noch der Luft, noch der Nahrung, brachten für dieselben Almosen in Menge herbei. Der europäische Bekehrer jener Stadt aber ließ den Palant, in welchen der vermeinte Heilige eingeschlossen war, streng, Tag und Nacht, mit dem Befehl bewachen, keinen Menschen in die Nähe desselben kommen zu lassen. Mehrere Tage hielt der Betrüger sich ruhig, zuletzt aber überwältigte ihn der Hunger; er öffnete ein kleines Thüchchen, dessen Schlüssel er bei sich führte, und bat flehentlich um Nahrungsmittel. Diese, aber auch eine tüchtige Tracht wohlverdienter Schläge, wurden ihm und seinen betrügerischen Begleitern zu Theil. Ein anderer Betrüger wollte sich lebendig begraben lassen und 200 Meilen von dem Ort seines Begräbnisses wieder auferstehen; allein dicht neben der von ihm selbst dazu ausersehenen Stelle seines Grabes, entdeckte man eine bisher verborgene Föhle. Das über den frechen Betrüger empöbte Volk nahm natürlich gleich blinde Vertrauen auf seine Kurzsichtigkeit sehr übel auf, und zerriß den Unglücklichen nebst vielen andern seines Geschichters. —

Nach den heiligen Schriften der Hindus

Berge eine Säule von 9 Fuß, die er allmählig bis auf 50 Fuß erhöhte. Auf der Spitze dieser Säule brachte er, ohne jemals herabzu steigen, 30 Jahre unter freiem Himmel zu, wo Hitze und Frost ihm das Gehirn noch mehr zertrümmten. Die Leute aus der Nachbarschaft brachten ihm Speise und beteten ihn an. Er starb zuletzt auf seiner Säule.

verlieh das höchste Wesen dem Brama die Macht, alles zu schaffen; dem Wischnu die Macht, alles Erschaffene zu erhalten, und dem Schiwa die Macht, die erschaffenen Dinge zu zerstören, oder vielmehr, die Form ihres Seins zu verändern. — Brama, das erste unter den drei erzeugten göttlichen Wesen, die Personification der schaffenden Allmacht, ist der Schöpfer der Erde. Er wird mit vier Köpfen und eben so viel Armen gewöhnlich in sitzender Stellung abgebildet (s. Taf. XIII.) Aus seinen vier Mäulern gingen gleich nach Erschaffung der Welt die vier Vedas, die vornehmsten in der Sanskritsprache, die heute selbst gelehrte Braminen nur mit Mühe verstehen, geschriebenen heiligen Bücher hervor. Das erste Buch enthält die Lehre von der Bildung der Welt, das zweite die Pflichtenlehre und das dritte Vorschriften, welche sich auf den Cultus, auf Feste, Reinigungen, Viskungen, Wallfahrten, Opfer und Gebete beziehen. Das vierte, wahrscheinlich jüngern Ursprungs, auch in einer neuern Sprache abgefaßt, ist nur eine Auslegung der vorhergehenden. Diese heiligen Bücher, von welchen man auch in Europa jetzt Abschriften hat, sind aber in so erhabener und dunkler Schreibart abgefaßt, daß die Braminen schon in den frühesten Zeiten, vor etwa 4500 Jahren, sich genöthigt sahen, zur Erläuterung derselben Commentare zu schreiben, welche aber eben auch für heilig geachtet werden, wie bei den Juden der Talmud. Die vornehmsten dieser Ergänzungen und Erläuterungen führen den Namen Schastras, d. h. heilige Schriften, und Puranas, d. i. heilige Gesänge; sie bestehen zum Theil selbst wieder aus Mythen und Fabeln, in denen aber doch manche tiefe Wahrheit verborgen liegt, und deren Weisheit so fein und lieblich ist, daß man ihren Erfindern, auch im Ungeheuern und Unentwerlichen, nicht ganz den Unsinn zutrauen kann, den wahrscheinlich nur die Zeitfolge im Munde des Pöbels darauf gehäuft hat. —

Seit der Welterschöpfung durch Brama sind drei Millionen Jahre verflossen, die in vier Weltalter (Yogs) eingetheilt werden. Das

erste Weltalter, in welchem alles unter der Herrschaft der Braminen stand, Glüd und Tugend auf Erden wohnten und die Menschen 100,000 Jahr alt wurden, umfaßte 1,728,000 Sonnenjahre. Im zweiten Weltalter herrschten die Tschettiris. Nur drei Vierteltheile Tugend, mit einem Vierteltheile Laster gemischt, blieben übrig; die Menschen wurden nur 60,000 Jahr alt, und der ganze Zeitraum dauerte 1,296,000 Jahre. Im dritten Weltalter hatten die Waischis die Oberhand, Tugend und Laster waren gleich, das Lebensalter der Menschen betrug nur 1000 und der ganze Zeitraum nur 864,000 Jahre. Gegenwärtig leben wir im vierten Weltalter, welches vor 431 Jahren, also ohngefähr um die Zeit, in welche die letzte große Ueberschwemmung der Erde gefallen ist, begann, und noch 427,064 Jahre dauern wird. Die Schu ders haben das Uebergewicht; die Menschen werden, bei drei Vierteltheilen Laster und einem Vierteltheile Tugend nur noch 100 Jahr alt. Am Ende dieses Zeitraumes wird auch das letzte Viertel Tugend, und mit ihm das Menschenge schlecht, in einer neuen Wassersuth untergehen. Die Welt wird wieder in ihr Chaos stürzen, aus welchem zuletzt das goldene Zeitalter sich entwickeln und ein neuer Himmel und eine neue Erde sich gestalten wird. — Der Zeitraum aller vier Weltalter ist für Brama nur ein Tag. 360 solche Tage machen ein Jahr des Brama aus, und nach 100 solchen Jahren wird er in das Wesen Pramatma, von dem er ausgegangen, zurückfließen. — Wohl feiert man zu Ehren Bramas, besonders unter der Kaske der Braminen, mehrere Feste, aber eigene Tempel und Altäre hat man ihm eben so wenig als dem Pramatma, den man nur unter dem Symbole einer feinernten Kugel verehrt, gewidmet. —

Wischnu, (s. Taf. XIII.) die erhaltende Vorsehung, hat die meisten Verehrer. Er wird unter verschiedenen Gestalten, welche sämmtlich auf seine zehn vornehmsten Verwandlungen oder Verkörperungen, deren jede immer einen das Heil der Welt fördernden Zweck

hatte, sich beziehen. Von diesen Verwandlungen sind erst neun vorüber; die zehnte wird am Ende des gegenwärtigen Weltalters eintreten. Seine Gemahlin Lakshmi, die als Göttin der Fruchtbarkeit, der Schönheit und des Reichthums verehrt wird, hat sich ebenfalls auf verschiedene Weise verwandelt, und ihrem Gatten stets Gesellschaft geleistet.

Schiva, (s. Taf. XIII.) der Zerstörer, Personification der vergehenden Gerechtigkeit, hat noch viele andere Namen, von denen Rudra und Mahadeva, d. i. der große Gott, am gewöhnlichsten sind. Er ist der Richter über alle Handlungen der Menschen und bestimmt ihren Lohn wie ihre Strafe. Werkzeuge der Verurtheilung sind eine Menge Dämonen in Menschen- und Thiergestalt, Hunde mit 3 Köpfen, dem griechischen Hölleuhunde Cerberus ähnlich, Greier u. s. w. welche die Verurtheilten unablässig quälen. Auf die 1008 Verwandlungen Schivas beziehen sich die mancherlei Gestalten, unter denen er abgebildet wird. Von seiner Mähe, auf welcher ein Affenkopf angebracht ist, hängen gewöhnlich Schmäure von Todtentöpfen herab (s. Taf. XIII.). Ein Sohn des Schiva ist Ganesa, der Gott der Weisheit, der mit sehr dickem Leibe, einem Elephantenkopf und mit untergeschlagenen Beinen auf einer großen Maus sitzend, abgebildet wird. Bei wichtigen Unternehmungen rufen ihn die Hindus um Beistand an, und beginnen alle ihre schriftlichen Verhandlungen: „Lob, Preis und Anbetung dem Ganesa!“ Andere Söhne Schivas sind: Kartika, der Kriegsgott, Harir, der Gott der Jäger, u. a. m.

Außer diesen drei Obergottheiten hat der Hindu noch eine Menge Untergottheiten, wohn die als Götter oder Göttinnen verehrt werden. Sie besitzen Eigenschaften der Menschen, Tugenden und Laster, die Schutzgottheiten der einzelnen Wissenschaften und Künste, eine Unzahl Dämonen und Genien, die bei den höhern Gottheiten die Stelle der Gesellschaften, Räte, Beamten und Diener vertreten, zu rechnen sind. Diese Dämonen, die in zwei Classen

getheilt mit dem allgemeinen Namen Dewa oder Deuta und Deitti bezeichnet werden, sind beinahe immer im Kriege mit einander begriffen. Die Dewas sind gute, die Deitti böseartige Wesen. Alle diese Geister können, so oft es ihnen beliebt, allerlei Gestalten von Menschen, Riesen, Zwergen, Thieren u. s. w. annehmen. Unter den Thieren ist dem Hindu die Kuh und der Ochse, die, obgleich zu Feldarbeiten gebraucht, niemals geschlachtet werden, der Sperber mit der weißen Brust, der große weißhaarige Affe, die Brillenschlange und der Schwanz; unter den Pflanzen: der Letos, die Banane und der Mango; unter den Mineralien eine Art verfeinerter Ammonshöner heilig, ohne daß man sie jedoch zu Gegenständen göttlicher Verehrung macht.

Die Hindus verehren ihre Götter, den Parabrama und Brama ausgenommen, denen man keine Tempel errichtet, in größeren oder kleineren Tempeln, Pagoden genannt, die zum Theil uralt und als Prachtgebäude und Muster altindischer Baukunst höchst merkwürdig sind. Berühmtere Pagoden (s. Taf. XV.) sind gewöhnlich mit sehr hohen und dicken Mauern und Pallisaden umgeben, auch mit pyramidenförmigen mit Götterbildern, die immer von Stein, Kupfer oder Gold, nie von einem andern Metalle oder Stoffe sein dürfen, verzierten Thürmen versehen. Diese Thürme haben mehrere Stockwerke mit Fenstern, die an festlichen Tagen alle erleuchtet werden, während zu andern Zeiten nur in das oberste Fenster eine brennende Lampe gestellt wird. Innerhalb der Mauern einer großen Pagode findet man Schulklassen, Herbergen für Fremde, oder statt derselben bloße Säulengänge von ungemeiner Größe, auch kleine Gemächer in Menge, in denen die Götterbilder aufgestellt sind, so wie Wohnungen für die den Tempeldienst besorgenden Braminen und Dewadaschis. In der Nähe jedes bedeutenden Tempels, oder auch innerhalb der Mauern desselben, ist ein Badeteich, (s. Taf. XV.) anzutreffen, dessen, von den Braminen gewei-

hetes Wasser die darin Badenben entschuldiget. Jede Pagode hat zwei Bildsäulen derselben Gottheit; die eine steht außerhalb derselben und ihr bringt das Volk unmittelbar seine Opfer selbst dar, der andern, welche im Innern sich befindet, dürfen nur die Braminen sich nähern und die Gaben der Andächtigen darbringen. — Jeder großen Pagode steht ein Hoherpriester vor, der, bei Erbauung derselben erwählt, seine Würde auf seine Familie fortpflanzte, und die Pagode nie verlassen darf. Nur ein Mal des Jahres zeigt er sich öffentlich, sitzend in der Mitte des Allerheiligsten. Das Volk bleibt niedergeworfen auf die Erde vor ihm liegen, bis er sich wieder unbemerkt entfernt hat. Zu seinen Gehäusen im Tempeldienst erwählt er sich so viel Braminen, als er von seinem sehr ansehnlichen, aus steuerfreiem Grundeigenthum stießenden Einkommen ernähren kann. Für allgemeines, das Land treffendes Unglück ist er gewissermaßen verantwortlich; denn wenn Gebete, Opfer, Fasten und Kasteiungen dem Unglück, großer Dürre, allgemeiner Hungersnoth u. s. w. kein Ende machen, so ist er gezwungen sich selbst, zum Opfer für die erlöhrte Gottheit, von der Spitze der Pagode herab zu stürzen.

Die äußere Verehrung der Götter besteht hauptsächlich darin, daß ihre Bilder in den Tempeln in Wasser und Milch gebadet, mit Butter und wohlriechenden Ölen gesalbt, kränkelert und dann mit kostbaren, von Edeln steinen starrenden Kleidern, die man, wenn die Pagode reich genug ist, täglich wechselt, bekleidet werden. Auch brennt man Lampen vor den Götterbildern an, schmückt und bewirft sie mit Blumen, während die Dewadaschis, Loblieder singend, heilige Tänze aufführen. Indem ein Theil der Braminen mit kostbaren Wetzeln die Fliegen von den Bildern abhält, legt der andere, die von den andächtigen Hindus herbeigebachten Geschenke, die meist in Butter, Reis, Obst, Blumen, Kampfer, Speerrien und Geld bestehen, dem Gotte dar. Eine andere gottesdienstliche Ceremonie besteht darin, daß, während die Tempelknaben lobsingend

um das Götzenbild herumtanzen, und ein Bramine, mit einer Schelle klingelnd, eine kupferne Lampe um dasselbe herumträgt, das in Andacht versunkene Volk seine stehenden Wünsche an den Gott richtet; worauf der Bramine die Blumentränke, mit welchen das Bild geschmückt war, zerstreut und die Blumen an die Anwesenden austheilt, die hierauf ihre Opfergaben darreichen. Auch für Verstorbene feiert man eine Art von Gottesdienst, der darin besteht, daß ein Bramine einem der nächsten Verwandten des Verstorbenen Wasser in die hohle Hand gießt, Blätter von einem heiligen Kraute darauf streut, und dazu für das Seelenheil des Todten, den er namentlich nennt, zum Schiva betet. —

Außer den Opfern, mit welchen mancherlei Gebete, Gelübde, Almosen und andere gute Werke verbunden sind, haben die Hindus auch gewisse Fasten zu beobachten, Wallfahrten und Abwaschungen zu verrichten. — Die Wallfahrtsorte sind theils gewisse Städte und Tempel an den Ufern der heiligen Flüsse, besonders des Ganges, theils einzelne für heilig gehaltene Berge. Ganze Heere von Menschen aus allen Gegenden, worunter Alte und Kranke, von welchen oft viele um so schonungsloser im Gethümmel erdrückt werden, je glücklicher der Aberglaube der Indier den auf solche Weise und bei solcher Gelegenheit gefundenen Tod preist, wallen zu gewissen Zeiten an solche Orte. Man nimmt Wasser aus diesen Flüssen, und Erde von diesen Bergen mit nach Hause, überreicht es Freunden oder Bekannten, Angesehenen oder Fürsten zum stets willkommenen Geschenk; denn wer es nur vermag, trägt immer eine Flasche des kostbaren Gangeswassers bei sich und bei einem damit gefüllten Gefäß wird geschworen. Die religiösen Abwaschungen werden nicht bloß in den heiligen Flüssen verrichtet, sondern müssen auch zu Hause, regelmäßig, und zwar jeden Tag wenigstens drei Mal vorgenommen werden. Am häufigsten müssen sich die höhern Kasten, namentlich die Braminen, durch solche Waschungen reinigen, da der Gelegenheiten, wo sie mit Leuten der

niedern Kasten oder mit Nichthindus in Verbindung kommen, so viele sind, und sie jedes Mal dadurch verunreinigt werden. —

Die Feste der Hindureligion sind sehr zahlreich; man zählt deren gegen hundert und kannte jeder Gott hat sein eigenes, das alljährlich zur bestimmten Zeit gefeiert wird. An solchen festlichen Tagen werden die Pagoden äußerlich mit Guirlanden, Musketintüchern und kostbaren Stoffen verziert. Das herbeiströmende Volk wirft sich betend vor der Bildsäule des Gottes nieder, steigt zum Theil in den heiligen Reich des Tempels, und spricht, bis an den Gürtel im Wasser stehend, Gebete und Loblieder. Eines der wichtigsten Feste ist das Tirunal oder Wagenfest (s. Taf. XII.), welches alljährlich zum Andenken der Weihe jeder großen Pagode zehn Tage lang gefeiert wird, und unsern Kirchweihfesten entspricht. Aus der Nähe und Ferne kommen bei dieser Gelegenheit, je nachdem nun die Pagode mehr oder minder berühmt ist, Wallfahrer herbei. Zahlreiche Musikbänder ziehen am Vorabend des Festes lärmend durch die Straßen und Gegenden, durch welche an den folgenden Tagen die Prozession ihren Weg nehmen wird. Am ersten Tage beschränkt sich die Prozession auf die innern Räume der Pagode; am zweiten bis sechsten Tage wird das Bild der Gottheit, welcher die Pagode geweiht ist, in feierlichem, durch Musik belebtem Aufzuge, durch die Straßen getragen, am siebenten aber in das oberste Fenster des Tempelthurmes gestellt, worauf Alles herbeiströmt, um in die Hände der Braminen reiche Opfer für die Gottheit zu legen. Am achten und neunten Tage tragen die Braminen selbst das Götterbild innerhalb des Tempels herum, worauf denn endlich am zehnten Tage dieses Fest mit einer vorzüglich feierlichen Prozession beschlossen wird. Das Hämmern auf ein sehr dickes kupfernes Becken, Kanonenschüsse und Pulverschläge zeigen dem Volke die Stunde an, in welcher der feierliche Umgang beginnt, und erinnern dasselbe, sich in Ordnung zu stellen. Den Anfang des Zuges bilden, mit lärmenden Instrumenten ver-

sehen, eine Menge Musikanten, von denen ein Theil eine besonders verdienstliche Geschicklichkeit dadurch an den Tag zu legen sucht, daß er auf dem Rücken forttrappend mit dem ausgerichtet einhergehenden gleichen Schritt und gleichen Takt hält. Hierauf folgen viele Tausend Andächtige, in zwei Reihen gestellt, mit bunten Fahnen, Sonnenschirmen, Standarten und einem drei Fuß langen Stock, an dessen einem Ende, da dergleichen Prozessionen gewöhnlich erst mit einbrechender Dunkelheit ihren Anfang nehmen, eine brennende Oellampe befestigt ist. Nun kommt, oft von 30 bis 40 Mann getragen, die Bilderblende, Ter genannt, in Gestalt eines Tempelchens mit Säulen, worin das mit kostbaren Kleinoden geschmückte Götzenbild sich befindet. Gewöhnlich, und namentlich am Tirunal, wird dieses tragbare Kapellchen auf einen ungeheuern, auf vier Rädern ruhenden, mannichfach verzierten und mit einem bunten Baldachin und vielen Flaggen (s. Taf. XII.) versehenen Wagen, der von einer unzählbaren Menge Menschen gezogen wird, gesetzt. Um das Götzenbild und dessen Wagen führen die Demobaschin ihre heiligen Tänze auf. Hinter dem Wagen gehen übertrieben gepuhte Jünglinge, und den Schluß des Zuges bilden die bürgerlichen Oberhäupter und andere reiche, angesehene und in Ämtern stehende Männer. Von Zeit zu Zeit hält die Prozession bei kleinen, zu diesem Zweck aufgerichteten Kapellen, in welche das vom Wagen gehobene Götterbild auf kurze Zeit gestellt wird, still. Sogleich schweben, zur besondern Erbauung der Andächtigen, eine Menge kleine Marietten, an seidenen Schnüren, aus dem oberen Theil dieser Kapellen herab, der Gottheit gleichsam ihre Aufwartung machend und um ihr Bild herumtanzend und springend. — Bei Gelegenheit dieser feierlichen Umzüge geht der fromme Wahnsinn des Volkes oft so weit, daß einzelne Personen, entweder um ihre Sünden schnell abzulösen, oder sich durch die Selbstopferung die künftige Seligkeit um so gewisser zu erwerben, sich in das Fahrgeleis des ungeheuren Götterwagens legen, um sich von der Last desselben zermalmen zu lassen. Die Klas-

gethne der Sterbenden, wenn sie ja dergleichen ausstossen, werden von der rauschenden Musik und dem Geräusche der dahersiehenden Volksmenge erstickt. — Andere wichtige Feste (jeder Monat hat deren eins) sind: das Neujahrsfest (Pongol), welches den eilften April gefeiert wird, und an welchem man den Göttern Reis mit Milch opfert, der bei einem Feuer von geröcknetem Kuhmist gekocht werden muß; das Fest des Feuers; das Fest der glühenden Kohlen, wo Männer mit bloßen Füßen über glühende Kohlen laufen; das Waffenfest, an welchem Waffen und andere Geräthschaften von den Braminen geweiht werden; das Fest der Lakschi, der Götin des Glückes und des Reichthums. Ein Engländer hatte 1804 Gelegenheit, diesem Feste beizuwohnen und sagt darüber Folgendes: Man glaubt, daß die Lakschi in dieser Nacht vom Himmel zur Erde komme und in die zu ihrem Empfange offen gelassenen Häuser gehe. Die Hausflur wird daher rein und wohlgeputzt und viele Lampen die ganze Nacht hindurch zu Ehren der Götin angezündet. Kein Hindu ist so arm, daß er nicht in dieser Nacht sein Haus erleuchte und nach Kräften schmücke. Glücksspiele sind an diesem Feste erlaubt; und wer zu andern Zeiten sich sorgfältig davor hütet, versucht an diesem Tage sein Glück mit voller Zuversicht. Aber oft werden solche Summen verspielt, daß, um vor ähnlichem Mißgeschick sich zu hüten, die unglücklichen Spieler sich eidlich verbindlich machen, nie wieder zu spielen. Dieser Eid wird auch streng gehalten, bis das nächste Lakschifest ihnen neue Hoffnungen erweckt, und sie abermals täuscht. Zwei Tage an diesem festlichen Tage gefunden, werden von allen Hindus als dem, der sie findet, Glück bringend angesehen; nämlich die Blüte des Gulus, eines Baumes, der eine runde, rothe Frucht, aber nie Blüten trägt, und — eine Schlangenseele! Die Schlange soll nämlich zuweilen während dieses Festes ihre Seele in den Schatten eines sich weit ausbreitenden Baumes niederlegen, und ohne dieselbe herumkriechen.

Die den Göttern dargebrachten Opfer bestehen größtentheils in leblosen Dingen. Bluttige Opfer sind selten. In einigen Gegenden wird, was an den Cultus der alten Griechen und Römer erinnert, um eine ergiebige Aernie zu erhalten, von den Feldbesigern ein Schöpf geopfert. Man führt denselben um die Flur herum, schlachtet ihn dann zu Ehren der Götter und theilt sein Fleisch unter die Anwesenden. — Merkwürdig ist das der Sonne und den 9 Planeten gewidmete Brandopfer, Jaguer genannt. Man bringt es dar, um das heilige Feuer zu erhalten, womit die Scheiterhaufen entseelter Braminen, die dann aller weiteren Bänkungen und Wanderungen nach dem Tode überhoben, unmittelbar aus der Asche in Bramas Herrlichkeit eingehen, angezündet werden. Es erfordert große Anstalten. Hundert Braminen suchen einen Platz, der durch Gebete und Weihwasser geheiligt wird. In der Mitte desselben wird ein großes Zelt errichtet, rings umher mehrere kleine. Im großen Zelte wird ein viereckiger Herd oder Altar, aus dessen Mitte sich eine hölzerne Säule erhebt, aufgebaut. Neun besondere heilige Holzarten, wovon auch die Priester ein Stück in der Hand halten, liegen umher. Dann wird Arasholz gerieben, bis sich Feuer fängt; hierauf ein fehlerloser Voch oder Widder in den Kreis geführt, über ihm gebetet und ihm allerlei Kräfte worte ins Ohr geflüstert, dann wird er erstickt, seine Leber wird herausgenommen, mit Milch gewaschen, mit Butter bestrichen, an der Sonne und am Feuer gebraten, das Opfethier selbst aber verbrannt. Die Leber wird unter die Braminen vertheilt und gegessen. Der Oberpriester trägt von dem heiligen Feuer mit sich nach Hause. —

Ein anderes Opfer heißt vorzugsweise das heilige Opfer, Dewasagna, und wird bei allen wichtigen Unternehmungen dem Feuer ergott Agri, dargebracht. Ein weiß gekleideter Bramin (s. Taf. XIII) setzt sich auf einen Schemel und sagt einige Gebete her. Vor ihm liegt eine Schelle, eine brennende Fackel und ein Gefäß mit flüssiger Butter oder Cocusnußöl;

zu den Seiten große Bananenblätter, auf welchen die zu opfernden Sachen, z. B. Kampfer, Mustaten, Sandel- und Gupal-Holz, ausgebreitet sind. Dieses Holz wird nun angezündet, darüber geschüttet, Butir oder Oel ins Feuer gegossen, und unter anhaltendem Gebet Reis, Blumen u. s. w. in die hell ausflodernde Flamme geworfen. — Auch Freundschaftsbündnisse pflegt man durch gewisse Opfer zu heiligen. Indem nämlich im Hofe des Hauses das Bild der gemeinschaftlichen Gottheit aufgestellt, und unter Gebeten von beiden Freunden, die nacheinander die Füße waschen, mit Blumen bespreuet wird, verbindet man sich zu gegenseitiger unwandelbarer Liebe und Treue. — Diese zusammengedrückte Darstellung der Religionslehren und des Cultus der Hindus schliesen wir mit der wohlbegründeten Bemerkung eines gelehrten und gelehrten Kenners indischer Mythologie und Religion. „Nur daß die göttliche Begebenheit einen hohen idealen Sinn gehabt und ihn verloren hat, und dann von der Sage die bloßen äußeren Gestalten zu einem Mythos zusammengereihet sind — nur dieß hat jenen Unsinn hervorgebracht, der schon dadurch, daß er ein so großer war, hätte auf die Vermuthung bringen sollen, daß er wohl einen großen und tiefen Sinn ursprünglich gehabt haben müßte.“ Sonderbar tief ist übrigens die Einwirkung des Bramanismus, Jahrtausende hin, auf die Gemüther seiner Völker gewesen, da nicht nur, trotz des so lange getragenen Mongolischen und Muhametanischen Joches, und der alles in Bewegung setzenden Befreiungssucht europäischer Missionäre, sein Ansehen und seine Lehre noch unerschüttert steht, sondern auch in der Lenkung der Hindus eine Kraft äußert, die schwerlich eine andere Religion in dem Maße erwiesen hat. Der Charakter, die Lebensart, die Sitten des Volkes bis auf die kleinsten Berrichtungen, ja bis auf die Gedanken und Worte, ist sein Werk, und obgleich viele Städte der Bramareligion, man denke an den Kastennunterschied, Büßungen, Wallfahrten, Fasten, Speisegeetze u. a. m., äußerst drückend und beschwerlich sind, so bleiben sie doch auch den niedrigsten Stämmen, wie

Naturgesetze Gottes, heilig. Nur Mißthäter und Verworfene finds meistens, die eine fremde Religion annehmen, oder es sind arme verlassene Kinder. Auch ist die vornehme Denkart mit der der Indier, mitten unter seinem Druck, unter einer oft idbrenden Dürftigkeit den Europäer ansieht, dem er dient, Bürge genug dafür, daß sich sein Volk, so lange es da ist, nie mit einem andern vermischen werde. Ohne Zweifel lag dieser nach Umfang, Tiefe und Dauer fast beispiellosen Einwirkung sowohl das Clima als der Charakter der Nation zum Grunde: denn kein Volk übertrifft den Hindu an gebuldiger Ruhe und sanfter Folgsamkeit der Seele. Daß er aber in Lehren und Gebräuchen nicht jedem Fremden folgt, kommt offenbar daher, daß die Einrichtung der Braminen so ganz schon seine Seele, so ganz sein Leben eingenommen hat, um keiner andern mehr Platz zu geben. Daher so viele Gebräuche und Feste, so viel Götter und Nährungs, so viel heilige Orte und verdienstliche Werke, damit von Kindheit auf die ganze Einbildungskraft beschäftigt und beinahe in jedem Augenblick des Lebens der Hindu an das erinnert wird, was er ist. Alle europäischen Einrichtungen sind gegen diese Seelenbeherrschung nur auf der Oberfläche geblieben. Uebrigens verfolgen die Hindus nicht; sie gönnen jedem seine Religion, Lebensart und Weisheit und machen nie Proselyten! —

Die Anhänger des Bramanismus zerfallen in mehrere Secten, von denen jetzt die zahlreichsten die der Schivaiten (Anhänger des Schiva) und der Wischnuiten (Berehrer des Wischnu) sind. Frühzeitig schon standen die Braminen mit den Buddhisten in heftigem Streite. Die Buddhisten verehren einen Gott Buddha, (Weisheit) als die Weltseele, verworfen den Kastennunterschied, und sind abgesagte Feinde der oben erwähnten indischen Trimurti. Auch der Stifter ihrer Secte, ein Reformator des Bramanismus, 1000 v. Chr. wird Buddha genannt, und nach Kaschmir verlegt. Seine Anhänger wurden von den Braminen, nach langen und heftigen Kämpfen aus den Gangesländern und der Halbinsel vertrieben; noch herrscht aber sein Einfluß in Si-

bet, auf Ceylon, und als Religion des Fohi, in China. — Eine jüngere, seit 1469 nach Christo durch einen gewissen Nanek entstandene, den Buddhisten sehr ähnliche Secte, sind die Seil's oder Sich's. Dem britischen General Malcolm, der 1805 Gelegenheit hatte sie näher kennen zu lernen, verdanken wir die interessantesten Nachrichten über dieselbe. Nanek, ein Hindu aus der Kaste der Aschetris, durch eine lebhaftere Phantasie und heiße, auf religiöse Gegenstände gerichtete Wißbegierde ausgezeichnet, durchwanderte, die heiligen Wallfahrtsorte der Muhamedaner und Hindus besuchend, ganz Hindostan, Persien und Arabien. Allen weltlichen Geschäften entsagend, begehrte er sich für die erhabene und menschenfreundliche Idee: durch eine einfache Glaubens- und gereinigte Sittenlehre, eine Vereinigung zwischen den Hindus und Muhamedanern zu bewirken. Er behandelte daher beider Religionen mit Achtung, suchte sie nur von den Auswüchsen einer jügellosen Phantasie und offensbaren Widersprüchen zu befreien und sie zu einer thätigen Religion, zur reinen Gottesverehrung und Menschenliebe zu veredeln. Daher hielt er zwar den Glauben der Hindus an einen einzigen höchsten unsichtbaren Gott (Parabrama) fest, verworf dagegen den Glauben an die vielen Untergötter und Halbgötter seines Volks; auch die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und deren Wanderung und die sittlichen Vorschriften des Bramanismus, die religiösen Abwaschungen, Fasten, Almosengebenge u. s. w. behielt er bei, behauptete den göttlichen Ursprung der Wedas und des Korans, und gründete für die Verehrung des unsichtbaren Gottes einfache Tempel ohne Bilder und glänzenden Cultus. „Hunderttausend Muhameds, sprach er, eine Million Bramas und Wischnus, stehen am Throne des Allerhöchsten; sie sterben alle, Gott allein ist unsterblich. Der allein ist ein guter Hindu, der gerecht, der allein ein guter Moslem, dessen Leben rein ist!“ So erhaben, wie die von ihm gestiftete Religion, so menschenfreundlich wie seine Lehren, so rein war sein ganzes Leben. Weit entfernt, einem Muhamed gleich, durch trügerische Wunder Glauben

erzwingen zu wollen, antwortete er den Joghies, die einer durch Selbsteinigung über die Naturkräfte erworbenen Herrschaft und eines prophetischen Geistes sich rühmten, und auch von ihm Wunder zu sehen verlangten: ich besitze solche Wunderkraft nicht! Ein Lehrer des Heiligen hat nichts zu seiner Verteidigung, als die Reinheit seiner Lehre! Die Welt kann sich ändern; aber ihr Schöpfer ist unwandelbar! — Während seines Lebens übte er als Priester und Herr, die geistliche und weltliche Herrschaft über seine Anhänger, die sich Seil's, d. i. Schüler, nannten, und vererbte sie, sterbend, nicht auf seine Ehne, sondern auf seinen Lieblingsjünger. Einer seiner Nachfolger sammelte Naneks Schriften, sie zu einem heiligen Buche vereinigend, und gab dadurch der neugestifteten Religion zuerst Festigkeit, erregte aber dadurch auch zuerst die Aufmerksamkeit und Eifersucht der muhamedanischen Regierung, die nun über die Seil's die blutigsten Verfolgungen ergehen ließ. Ein anderer Nachfolger Naneks, der Guru, d. i. Lehrer, Gowind, sah sich dadurch genöthigt, diese friedliebenden Gläubigen in tapfere Soldaten zu verwandeln, und sie noch enger unter einander zu verbinden. Dieser Gowind, gleich groß als Krieger wie als Gesetzgeber, gründete in dem nordwestlichen Hindostan, den noch jetzt bestehenden Staat der Seil's die von nun an wegen ihrer Tapferkeit in den endlosen Kriegen mit ihrem Unterdrücken, und wegen des Heldenthums, mit dem sie, ihn oft mehr suchend als fliehend, den Tod der Märtyrer unter den grausamsten Martern, ohne je ihren Glauben zu verläugern erduldeten, die Beinamen der Sich's d. h. der Löwen, erhielten. Zur steten Auszeichnung vor den Muhamedanern und Hindus befaß Gowind seinen Anhängern, stets lange weite Weinkleider von blauer Farbe, einen farbigen Mantel und einfachen Turban zu tragen, das Haar wachsen zu lassen und stets bewaffnet zu sein. Um seine religiösen Einrichtungen noch mehr zu befestigen, stiftete er einen geistlichen Orden, die Akalis, d. h. Unsterbliche, denen er die Stadt Amretsir zum

Wohnsitz und zur Vertheidigung gegen feindliche Angriffe übergab. Diefem Orden übertrug er die Belehrung und die mit gewissen Freierlichkeiten verbundene Aufnahme neuer Seil's, und in ihren Händen ruht noch heute die oberste Leitung aller religiösen und bürgerlichen Angelegenheiten des Landes. Gomwind war das zehnte und letzte Oberhaupt der Seil's, denn da eine heilige Sage die Zahl dieser Oberhäupter auf 10 beschränkte; so sagte er sterbend zu den Seinen: ich übergebe das Reich Gott, der nie stirbt! Von nun an ward die Regierungsform dieses Staates eine theokratisch-republikanische. Da aller Unterschied der Kasten unter den Seil's, deren Zahl sich jetzt etwa auf 4½ Millionen belaufen mag, aufgehoben ist, so herrscht eine ziemliche Gleichheit der Rechte und des Ansehens zwischen den Unterthanen. Die Regierung ist mild, und die allgemeinen Staatsgeschäfte werden alljährlich von einer Volksversammlung, Guru Mela; d. i. Landtag, zu Amritsar, unter Leitung der Kassis und mit Anziehung der sehr zahlreichen kleinen Fürsten der Seil's, ihrer Bundesgenossen und der Repräsentanten der aus 250,000 Mann größtentheils Reiterei sich belaufenden Armee, berathen, und das Volk glaubt, es werde diese Versammlung unmittelbar von dem höchsten Gott erleuchtet, und fasse ihre Beschlüsse nur auf höhere Eingebung. — Uebrigens weichen die Seil's auch in Abicht ihrer Lebensweise beträchtlich von den übrigen Hindu's ab. Sie leben meist von Brod und Hülsenfrüchten, verschmähen den Rauchtabak, verschmähnen aber reißige Getränke nicht.

Ueber Staatsverfassung, Rechtspflege und Militärwesen Indiens, läßt

sich im Allgemeinen nicht viel angeben, da dieses große Land jetzt in so vielerlei, theils unabhängige, theils abhängige, theils größere, theils kleinere Staaten von verschiedener Verfassung zerstückelt ist. — Unter den vier unabhängigen Staaten, aus denen Vorderindien jetzt besteht, nämlich: dem Staate der Maratten, der Seil's, (Lahor) Nepaul, und der brittisch-ostindischen Compagnie, der nach den neuesten wohl übertriebenen Nachrichten, 120 Millionen Einwohner zählt, ohnstrittig der größte. Die Compagnie besitzt die zu diesem Staatsgebiete gehörenden Länder theils als souveräne, nur unter brittischer Oberhoheit stehende, Beherrscherin, theils als Schutzmacht mehrerer eingeborener Fürsten, die als zinspflichtige Vasallen oder als Schutzwandte, zwar das Innere ihrer Staaten nach eignen Befehlen und Einrichtungen regieren, im Uebrigen aber mehr oder weniger von der Compagnie abhängig sind und z. B. in Kriegszeiten Truppen stellen, in ihre Festungen brittische Besatzungen aufnehmen müssen und mit keiner fremden Macht in Verbindung treten dürfen. — Der Gesellschaft der nach Ost-Indien handelnden Londoner Kaufleute bewilligte zuerst im Jahre 1600 die Königin Elisabeth, auf 15 Jahr das ausschließliche Privilegium des Handels mit allen Ländern vom Cap der guten Hoffnung ostwärts bis zur Magellanischen Straße, diejenigen ausgenommen, die im factischen Besitze befreundeter christlicher Mächte wären *). Dieses Monopol, immer von einer gewissen Reihe von Jahren zu andern verlängert, wurde zwar schon einmal unter Cromwells Protectorat 1654, zu welcher Zeit in England die Begriffe politischer Freiheit sich so

*) Nicht unmittelbar von Seiten des Staates, wie die Spanischen und Portugiesischen, wurden die Kolonien der Engländer, früher auch der Holländer, in Ost-Indien gegründet; sondern durch Handels-Compagnien als Mittelmächten, denen hierzu nur Befugniß und zugleich ausschließendes Handelsrecht, von Seiten der Staatsgewalt erteilt ward. Das Princip der Monopollen, woraus solche Gesellschaften beruhten, ward allerdings oft aus Kürzlichkeit der Regierung oder aus Finanzspeculation übertrieben und dadurch dem Gedelben des Handels eine enger Grenze gesetzt. Doch schlen, da die Regierung weder Kraft noch Lust zu selbstiger Gründung entfernter Kolonien hatte, und noch weniger die Kraft einzelner Unterthanen zu solchen Unternehmungen hinreichen konnte, die Regalungung gesellschaftlicher Wer eine das hierzu allein noch übrige Mittel; aber nicht leicht würden sich Associationen mit hinreichenden Fonds gebildet haben, wenn nicht durch ausschließende Privilegien die Aussicht auf sichern Gewinn ihnen wäre geöffnet worden.

weit ausdehnten, daß ein Monopol irgend einer Art vor ihnen nicht mehr bestehen zu können schien, aufgehoben, und auch nachher kam die große Streitfrage: ob der Handel durch ein königliches Privilegium beschränkt werden könne, und ob der Landesherren die Majestätsrechte, welche er selbst nur bedingungsweise besäße, einer von ihm privilegierten Gesellschaft, ohne Zustimmung des Parlaments übertragen könne, die auch die zuerst 1698 erfolgte parlamentarische Patentirung der Compagnie nach sich zog, ernsthaft zur Sprache; allein im Kampfe mit der hartnäckigsten Opposition, die der Compagnie nicht ohne Grund den Vorwurf machte, daß es keinen Herrn, Fürsten oder Staat in Indien gebe, den sie berührt und den sie nicht verkauft hätte; keinen Tractat, den sie nicht gebrochen; keinen Fürsten und keinen Staat, der sich ihr anvertraut und den sie nicht gänzlich zu Grunde gerichtet habe, und die ihr nachwies, daß ihre Beamten, obgleich des strengen Verbotes, Geschenke Indischer Fürsten anzunehmen, allein von der Familie des Nabob's von Bengalen 6 Millionen Pfd. Sterling öffentliche Geschenke empfangen hätten, wußte die Compagnie ihr Privilegium bis heute zu bewahren, und ob es mit dem Jahre 1834, wo es wieder abgelassen ist, ganz erloschen, Großbritannien die völlige Souveränität Border-Indiens an sich ziehen und somit daselbst dem brittischen Reiche einverleiben werde, dürfte schwer zu entscheiden sein. — Das Anlagecapital der Compagnie, gegenwärtig 6 Millionen Pfd. St., die bis 1755 nie mehr als 8, eine kurze Zeit 10 und neuerlich nur 6 pCent. Dividende trugen, wurde durch Actien zusammengebracht. Eine Actie von 1000 Pfd. St. giebt, in der Generalversammlung der Compagnie, dem Inhaber Anrecht auf eine, 3000 Pfd. auf zwei, 6000 Pfd. auf drei, 10,000 Pfd. auf vier Stimmen. Unter den Besitzern von vier solchen Actien, also von 4,000 Pfd. St., werden die 24 Directoren gewählt, welche den zu London befindlichen Gerichtshof der Directoren, von dem alle übrigen höhere und niedrigere Behörden in Ost-Indien abhängen, bilden. Dieser Gerichtshof steht seit

seits wieder unter der Kontrolle eines, dem Britischen Ministerio einverleibten, Bureau der obern Aufsicht (Board of Control) über die Indischen Angelegenheiten, welches über die Civil-, Militärregierung und die Finanzen der Compagnie die oberste Aufsicht führen und die Ausfertigungen der Directoren contrasigniren muß. Die Macht ist demnach in den Händen des Ministeriums und nur die Details der Regierung sind der unterworfenen Compagnie geblieben. — Der mit fast königlicher Gewalt begabte, nur den Directoren in London verantwortliche Generalgouverneur, der wie überhaupt alle obersten Behörden zu Calcutta residirt, besetzt alle wichtigen Stellen durch den ganzen Staat, dessen gesammte Verwaltung der des Mutterlandes nachgebildet ist. Auch die beiden Gouverneure der Präsidenschaften Madras und Bombay sind von ihm abhängig. — Von der Verwaltung ist die, leider sehr despotische, Rechtspflege getrennt. Selbst Britische Unterthanen verlieren in Ost-Indien viel Rechte, die sie in der Heimath besäßen; z. B. das Recht der Pressfreiheit und alle die Rechte, welche seit 1697 dem Briten die Habeas-corpus-Acte gewährt, jene kostbare Schutzwehr bürgerlicher Freiheit, die allen willkürlichen Gefangenemungen steuert, indem, nach derselben, jeder verhaftete Britte binnen 24 Stunden die Ursache seiner Haft erfahren, und auf geleistete Bürgschaft bei geringen Vergehen losgegeben werden muß, u. dergl. m. Man verwaltet die Justiz je nach den verschiedenen Volkseigenthümlichkeiten und Religionsystemen, zu denen sich die Einwohner bekennen und in Gemäßheit eigener Gesetzbücher, die seit 1793 mit Zustimmung hinduischer und mohamedanischer Gelehrten abgefaßt sind. Die obersten Gerichtshöfe sind in Calcutta, Madras und Bombay. Gewisse Fälle müssen nach London an den Gerichtshof der Directoren (Court of Directors) berichtet, auch wohl dem Parlamente und dem Könige vorgelegt werden. Freilich brauchen diese Berichte 6 bis 9 Monate, ehe sie an die oberste Behörde gelangen, und eben so viel Zeit verfließt, ehe die Entscheidung darauf, auch wenn

man in London die Sache sogleich erlebte, zurückgelangen kann. Die Mitglieder der einheimischen Gerichtshöfe sind nicht bloß Briten, sondern auch, nach Maßgabe der Provinz, Hindus, Muhamedaner u. s. w. Die Unterbeamten, die wie fast alle Beamten der Compagnie, nur wenige Jahre der männlichen Kraft ihrem Dienste widmen, und dabei selten einen andern Zweck haben als Reichthümer zu erwerben, sind im hohen Grade bestechlich und die Schwierigkeit für den Armen, sich Recht zu verschaffen, wächst, je weiter er von dem Sitze der Oberbehörden entfernt ist, ohngeachtet alle halbe Jahre eigene Visitationsbeamte in den Districten herumreisen, an die man appelliren kann. — Bis auf die neuesten Zeiten war die Finanzverwaltung der Compagnie sehr schlecht, so daß durch die verkehrte Erhebungsart ein großer Theil der Einnahmen theils in Rußland blieb, theils unterschlagen wurde. Nachdem in den letzten Jahren ein besseres System eingeführt worden, beliefen sich, nach den letzten, im Jahre 1827 dem Parlamente vorgelegten Rechnungen die jährlichen Gesamteinkünfte auf 21 Millionen Pfd. St., weit über das Doppelte der Einkünfte des ganzen russischen Reichs, die Schuldenlast der Compagnie aber auf ohngefähr 35 Millionen Pfd. St. und der Werth ihres untheilbaren und ihres fliegenden Eigenthums auf 30 Millionen Pfd. St. Ist es eine sonderbare Erscheinung, daß eine Compagnie englischer Unterthanen, in Indien ein bei weitem größeres Reich besitzt, als das Mutterland ist, so ist es doch in der That eine noch sonderbarere Erscheinung, daß diese Compagnie bei solchen Erwerbungen verarmte, und das fruchtbarste, glücklichste Land, zugleich erschöpft und unglücklich wurde. Die Habgucht der Beamten suchte nur sich zu bereichern, die Regierung der Compagnie verschwendete, im Vertrauen auf deren Uner schöplichkeit, die indischen Reichthümer, und die fortwährenden zerstörenden Kriege mit den Landesfürsten, (die Kosten des letzten mit den Birmanen geführten Krieges werden auf 10 bis 12 Millionen Pfd. St. angeschlagen,) fraßen die reichen Schätze auf, welche der Handel einbrachte. — Die

Militärmacht der Compagnie, welche in die drei Armeen von Bengalen, Madras und Bombay abgetheilt ist, mag sich auf 213,000 Mann belaufen. Der größte Theil dieser Truppen besteht aus Eingebornen, den sogenannten Scapoy's (sprich Sijpeus,) die nach europäischen Weise bewaffnet, als Krieger wegen ihrer Ausdauer geachtet sind. Die Scapons, meist Infanterie, werden gut bezahlt, sie bekommen monatlich ohngefähr 5 Thlr. Sold, im Kriege aber die Hälfte mehr. Ihre Kleidung ist sehr leicht und bequem, denn sie besteht bloß in einer rothen Tuchjacke, deren Aufschläge bei jedem Regiment, (man zählt deren 69, die 150,000 Mann ausmachen, anders sind,) einer Weste von weißem Kattun, Beinkleibern, die nur die halben Lenden bedecken und einem Paar Pantoffeln mit vorn gekrümmten Spizen; Strümpfe haben sie nicht, und den Kopf deckt eine Art von leichtem Turban. Sie sind zwar nicht so tapfer und geschickt als die europäischen Truppen, aber als Avantgarde zum kleinen Kriege und überhaupt zu gefährlichen Unternehmungen verwendet, leisten sie sehr gute Dienste. — Obschon man überall den Gebrauch der Flinten und des größern Geschüßes bei den indischen Kriegsherrn kennt, so bedienen sich doch die Eingebornen, wosern sie nicht im Dienste der Compagnie stehen, lieber der alten Waffen ihrer Voreltern, der Bogen und Pfeile, Spieße, Schilde, Schwerter, Säbel und Streitärte (s. Taf. XVI. erste Figur rechter Hand). Mit den europäischen Gewehren wissen sie nicht recht umzugehen, so wie auch der brittische Soldat die Säbel und Schwerter der Vorder-Indier nicht so gut zu handhaben versteht, wie sie. Besonders gut ist die Reiterei der Maratten und Sikhs. Von den Elephanten, auf welche ehemals im Kriege so großer Werth gelegt wurde, macht man da, wo das Feuergewehr entscheidet, jetzt fast gar keinen Gebrauch. Zu den merkwürdigsten Waffen der Indier gehören die eisernen Feuerpfelle; schwere Stangen von 8 — 10 Fuß Länge und ohngefähr 3 Zoll dick. An dem einen Ende befindet sich ein eiserner Köcher mit Pulver gefüllt, welches durch ein kleines Loch angezündet wird.

Die von kraftvoller Hand in die Höhe geschleuderte Stange fliegt mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit davon, dreht sich immer im Kreise herum, und kann oft da, wo sie niedersfällt, 5 bis 6 Menschen tödten. (s. Taf. XVI. Mythische Soldaten, mittlere Figur). Bei vielen Indischen Fürsten sind die Truppen, besonders das Fußvolk, auf europäische Art eingerichtet. Sie tragen den nämlichen Schnitt der Uniform, wie die Scaposs, und werden auch so exercirt, zu welchem Ende europäische, besonders englische Offiziere, in Sold genommen, gut bezahlt, und zum Theil bis zu den höchsten Befehlshabern erhoben werden. Auch ist der Sold der Truppen nicht unansehnlich, obgleich in der Auszahlung desselben zuweilen große Unordnungen herrschen, und in Folge der allgemeinen Gewissenlosigkeit, die überall in despotischen Staaten gefunden wird, vieler Unerschleif stattfindet. Die Truppen sind daher sehr leicht zum Ungehorsam aufzureizen, besonders in Zeiten der Gefahr. Man beschwichtigt sie dann durch die Erlaubnis ungestrast zu brandschagen und zu plündern. Im Kriege selbst, und besonders am Tage der Schlacht, stehen die Heere der Indischen Fürsten gegen die Europäer, vorzüglich durch den Mangel an Einordination, so wie überhaupt an durchgängiger Einheit und allgemeinem Zusammenwirken, im Nachtheil, und ihre größten Heere sind oft von unverhältnißmäßig kleineren Armeen der Briten geschlagen worden. Was der Gewöhnung der Eingebornen, denen man persönliche Tapferkeit nicht absprechen kann, an die europäische Kriegsweise große Hindernisse in den Weg legt, sind ihre Kasten und andere religiöse Vorurtheile. Die Verpflichtung, sich gewisser Speisen zu enthalten, nichts aus den Händen eines Unreinen zu empfangen und eine Menge fleischlicher Getränke zu brockachen, verträgt sich nicht mit dem Berufe des Kriegers. Besonders gut verstehen sich die indischen Truppen auf den Vertheidigungskrieg, auf die Errichtung und unterbringender Verhau und Weerpflanzungen aus Bambusschlämmen und die Erbauung starker Festungen, welche sie mit der äußersten Hartnäckigkeit und Ausdauer, selbst

gegen die geübtesten europäischen Armeen, zu vertheidigen wissen. So hat sich in den neuesten Zeiten die Festung Bhurtpur, Residenz eines von den Briten abhängigen Rajah's, welcher sich 1825 emporrührte, durch ihre heldenmüthige Vertheidigung berühmt gemacht. Als das britische Heer, nach langer Anstrengung, die Mauern zerstört und erstürmt hatte, fand es sich, daß von den Belagerten während dieser Zeit ganz neue Werke hinter den alten angelegt worden waren. Nur durch Minen konnte zuletzt der Platz erobert werden.

In den von der Compagnie unabhängigen Indischen Staaten wird die Rechtspflege gemeinlich durch die Pandchait oder die Gerichtshöfe der einzelnen Städte, selbst der Dörfer, verwaltet. Sie bestehen aus einem gelehrten Braminen, dem ersten Beamten des Ortes (Kittwal) und drei andern der angesehensten Einwohner, deren keiner, sobald er dazu aufgefodert wird, sich anschießen darf, und versammeln sich, so oft es nöthig ist, auf einen besondern Befehl des Rajah's, in einem dazu bestimmten, nach allen Seiten offenen Gebäude, so daß Jedermann zuhören kann. Als Gesetze gelten die Aussprüche der Weas und andere heilige Ueberlieferungen. In zweifelhaften Fällen nimmt man auch wohl seine Zuflucht zu einer Art von Gottesurtheilen. Diese Pandchait sind von dreierlei Art, für kleinere Rechtsfälle, Schuldsachen und peinliche Untersuchungen. Es finden keine Anwälte oder Vertheidiger statt, doch kann der Verurtheilte an den Rajah appelliren, und die Richter müssen sich dann rechtfertigen. Nicht selten sind die Aussprüche dieser Richter sehr sinnreich. Ein Reisender wohnte einem solchen Pandchait bei, wo ein der Zauberei beschuldigtes Weib vor die Richter gebracht und mit großem Lärm und Geschrei sogleich ihre Bestrafung verlangt wurde. Unter andern Beweisen führte man an, daß man sie ins Wasser geworfen habe, ohne daß sie untergesunken sei. Der Ortsbeamte, ein angeklärter Mann, sagte, man werde sie sogleich bestrafen, nur müsse die Sache bewiesen sein. Im Falle nämlich die Zau-

rin im Wasser nicht unterfinke, so folge daraus, daß jeder andere Mensch, der kein Zauberer sei, wirklich unterfinken müsse, wenn er ins Wasser falle. Er wolle daher sowohl Kläger als Beklagte in einen Teich werfen lassen, um zu sehen, ob sich die Sache so verhalte. Sollte vielleicht einer oder der andere von den Anklägern selbst nicht unterfinken, so müsse er ihn in diesem Falle auch als Zauberer behandeln, und ihm die Nase abschneiden lassen! Niemand hatte Lust, es auf diese Probe ankommen zu lassen, und die Angeklagte ging ruhig wieder nach Hause. —

Bei Beurtheilung der geistigen Eigenschaften und des moralischen Charakters der Hindus darf man nicht unbrachet lassen, daß das ganze Volk in zwei Hauptstämme (S. 44.), einen hellern und dunkel-farbigern, einen bevorrechteten und einen fast rechtlosen zerfällt, und die den Geist in Fesseln schlagende Kasteneintheilung und Bramareligion hat redlich dafür gesorgt, daß selbst Jahrtausende hierin wenig zu ändern vermochten. — Daß die Hindus schon in den frühesten Zeiten auf einer hohen Stufe der Cultur standen und daß in ihrem gesegneten Lande die Wiege aller Wissenschaften und Künste zu suchen ist, ist anerkannt, und wird durch die noch vorhandenen architektonischen Denkmäler, deren Uebersetzung sich in die dunkelsten Zeiten der Vorwelt verliert, so wie durch ihr uraltes Religions-system mit seinen heiligen Büchern hinlänglich bekundet. Freilich sind sie auf der Stufe der Cultur, welche sie seit Jahrtausenden schon erreicht hatten, stehen geblieben, ja eher zurück als vorwärts gegangen; allein ein guter natürlicher Verstand und Geistesfähigkeiten, die nur der Entwicklung bedürfen, um Vorzügliches zu leisten, sind ihnen auch heute noch nicht abzusprechen. Die Amdtheit wird milde erzeugt, und doch fehlt es ihnen nicht an Kenntnissen, noch minder an stillern Fleiße und fein nachahmenden Künsten. Selbst die niedrigern Kasten lernen lesen, schreiben und rechnen. — Der sittliche Charakter der Hindus wird im Allgemeinen vom unpartheiischen Europäern sehr gerühmt, und es ist unseugbar,

daß die Braminen ihrem Volke eine Sanftmuth, Höflichkeit, Mäßigung und Keuschheit angeblühet, oder es wenigstens in diesen Tugenden so bekräftigt haben, daß die Europäer ihnen dagegen oft als Unreine, Trunkene und Rasende erscheinen müssen. Ungezwungen zierlich sind Gebärden und Sprache der Hindus, rein ihr Körper, einfach und harmlos ihre Lebensweise; ein sanftes Gefühl und eine stille Tiefe der Seele bezeichnet ihre Arbeit und ihren Genuß. Die schlechten Seiten ihres Charakters, jene slavische Feigheit, jene hinterlistige Lügenhaftigkeit, jene schmutzige Habsucht, jene stolze Anmaßung gegen Niedere und Schwächere, die ihnen oft zum Vorwurf gemacht werden, sind theils Folge des Klima's und des Kastengeistes, theils und hauptsächlich des tausendjährigen Despotismus, unter welchem sie bis diese Stunde schmachten. Gedankenlos, der Nothwendigkeit unter nur leisem Seufzern sich fügend, einen bessern Zustand wohl nicht einmal ahnend, trugen die Hindus Jahrhunderte hindurch und tragen noch alle Bürde und alle Schmach der Tyrannei, ähnlich den Thiergeschlechtern, welche zufrieden oder dankbar das farge Futter aus der Hand des Herrn nehmen, dem sie angehdren, der nach Gefallen sie benutzt, schlägt, verzehrt. Jene stille Ergebung in ihr hartes Loos war von jeher ein Hauptzug in ihrem Charakter. Mit Ergebung erwartet der Hindu sein Schicksal, wenn in der ärgsten Hungernoth seinen abgezehrten Körper schon der Hund verfolgt, dem er sinkend zur Speise werden wird; er stützt sich an, damit er stehend sterbe, und geduldig wartend sieht ihm der Hund in das blasse Todtenantlitz. Eine Resignation, von der wir freilich keinen Begriff haben, die aber eben nebst mancherlei Erleichterungen der Lebensart und des Klimas das mildernde Gegengift gegen so viele Uebel einer Verfassung ist, unter der er lebt, und die uns unerträglich dünket. Lebten wir dort, mit unserm Sinn und Muth würden wir die böse Verfassung ändern, oder wir erschlaften auch, und ertrügen die Uebel wie jene Indier gebulbig! — Haafner, in seiner Landreise längs der Küste Koromandel,

wird nicht müde, den guten Charakter der Hindus zu loben, und sein Lob mit beweisenden Beispielen zu belegen, und Joun, der mehrere Jahre in Indien lebte, sagte in seiner Schrift über die Hinduer, ihre Sitten und Meinungen: „Ich kann nicht bestimmen, in wie weit die Eindrücke der Jugend noch im reifen Alter Gewicht haben können; aber wenn die Erinnerung an die acht Jahre, die ich in Indien verlebt habe, nicht mein Herz und meinen Kopf irre führt, so sind die Bewohner dieses Landes, ich spreche jedoch nur von den Hindus, dasjenige Volk, dessen Tugenden dem Menschengeschlechte die meiste Ehre bringen. In einer dürren, von der Sonne durchglüheten Ebene, auf der Küste Koromandel, erquicht den verschmachteten Reisenden der Schatten einer herrlichen Baumgruppe und in einen einfachen Stein eingegraben, liest er folgende Worte: „Saadhwat-Rathesam war in Gefahr, vor Ermattung und Hitze umzukommen, als er diese Ebene durchwanderte. Um andern die Leiden zu ersparen, die er selbst erdulden mußte, hat er diese Bäume pflanzen lassen.“ — In der Landschaft Kattel liest man auf einem Pfahle, mitten in einem ungeheuern Sumpfe, durch welchen jetzt eine schmale Dammstraße führt, folgende merkwürdige Worte: „Diese Dammstraße ist von Darmira-Koti erbaut worden, welcher seine Kameele in diesem Sumpfe verloren hat!“ — Die Prachttrümmer in Aegypten und Palmyra verkündigen bloß die Macht der Regenten; die Denkmäler in Indien zeugen für die Tugend eines Volks. — Die Höflichkeit ist noch immer eine von den Tugenden, in welcher die Hindus ihres Gleichen nicht haben; denn der gebildete Europäer ist höflich, weil er weiß, daß dieses ihm nicht nur Ehre bringt, sondern ihn auch beliebt macht; der Hindu aber ist höflich, weil er die Höflichkeit für eine Pflicht hält. Er ist demnach höflich, weil er Andere ehrt; der Europäer aber, weil er sich selbst ehrt!“

Eine Folge des Kastengeistes, so wie der uralten Religion, ist jene starre Unveränder-

lichkeit der Lebensweise, Sitten und Gebräuche, welche die Hindus gleich den Chinesen und Japanern so merkwürdig macht. — Die Nahrungsmittel der Hindus sind einfach, und bestehen, obschon nicht allen Kasten das Fleischessen verboten ist, (den Tichettaris und Waischis ist der Genuß der Fische und des Geflügels erlaubt, die Suders dürfen Ziegen- und Schafsfleisch genießen,) größtentheils in Pflanzenkost. Obst, Hülsenfrüchte, Gemüse, und vor allem Reis, der auf verschiedene Art zubereitet wird, und ihnen eben so unentbehrlich ist, als uns das Brod, sind die gewöhnlichen Speisen. Ein Lieblingsgericht ist das selbst Europäern mundende Karri, eine Brühe mit Fischen, verschiedenen Kächentkräutern, Safran und Gewürznelken. Was von der Gefräßigkeit der Hindus erzählt wird: daß bei großen Gastmahlen sich nicht selten einige zu Tode äßen, ja daß man gerade danach die Größe eines Gastgebotes berechne, wie viele in Folge des unmäßigen Genusses der vorgesetzten Speisen gestorben, daß man auf einen Bissen über Nacht hinunter gewürgt, einen bestimmten Preis, der mit dem zweiten, dritten u. s. w. Bissen immer höher steige, setze, scheint übertrieben, oder doch nur auf die niedrigsten Kasten anwendbar zu sein. Beim Essen sitzt man niedergekauert auf Teppichen, Kissen oder Matten, und bedient sich dabei weder der Messer, Gabeln und Löffel, noch der Servietten, sondern der bloßen Finger, die man aber vor und nach der Mahlzeit sorgfältig reinigt. Statt der Schüsseln und Teller dienen gewöhnlich große Baumblätter, besonders von Bananen. — Das gewöhnliche Getränk ist Wasser, doch genießt der Wohlhabendere auch Thee und Kaffee, und selbst mancherlei geistige Getränke. Nach der Mahlzeit trinkt man gewöhnlich Reiswasser (Kanschi) oder sauren Cocussaft, (Tobdn,) welche aus kleinen Gefäßen zum Munde geführt werden, ohne daß jedoch das Gefäß den Mund berühren darf. Unter den Nahrungsmitteln oder vielmehr Leckereien der Hindus nimmt der Betel eine wichtige Stelle ein. Das saftige, dem Epheu ähnliche Blatt, des rankenartigen, dem Weinstock gleichenden

Betelstrauch, wird, weil sein bitterer zusammenziehender Saft den Nihem rein erhalten, das Zahnfleisch befestigen, den Schleim verdünnen, den Magen stärken, den Schlaf beschränken soll, und die Lippen schön roth färbt, beinahe unablässig von Leuten jedes Geschlechtes, Alters und Standes gekauet. Immer trägt man, wie bei uns den Tabak, dergleichen Blätter in goldenen, silbernen, elfenbeinernen, oder hölzernen Büchsen oder Beuteln, mit sich, jedem Bekannten davon anbietend. Vornehme vermischen die Betelblätter mit mancherlei Gewürzen, vorzüglich mit Nüssen der *Ureka* oder *Katchupalme*. Diese Nüsse haben die Gestalt eines Hühneriees und werden zum Kauen vorher präparirt, indem man sie sehr dünne schnidet, etwas Gewürznelken, Kardamomen, Muschelkalk, Umbra u. dergl. hinzufügt, und dann dieses Gemenge in Betelblätter einschlägt. Weit schwerer als wir den Tabak würde der Hindu den Betel entbehren, der daher auch in großen Pflanzungen sorgfältig an Stangen gezogen wird. Die länglichen, schuppigen, einem Eidechsenchwanz ähnlichen Früchte, achtet man wenig. — Der Gebrauch des im Morgenlande so gewöhnlichen *Opiums* *) s. S. 10 als Berausungsmittel, beschränkt sich hier in der Regel darauf, daß man einige Körner davon unter den Tabak mischt, den man aus kleinen Pfeifen, und auch nur selten, raucht.

Das Hausgeräthe ist bei den Vornehmern und Reichern selbst höchst einfach. Unser

einigen köpfernen Kochgeschäßen, kupfernen und messingenen Schüsseln und Näpfen, einigen Kisten, in denen sie ihre Kleider, Geld und sonstige Habseligkeiten aufbewahren, und Decken oder Matten, welche auf den Boden gestreut als Betten dienen, findet man in ihren Häusern keine Möbeln.

Einfach wie das Hausgeräthe sind auch die Wohnungen der Hindu. Lehmhütten mit Stroh und Palmblättern gedeckt, sind die gewöhnliche Wohnung der Armen. Reiche bauen ihre Häuser von an der Sonne getrockneten Backsteinen, mit platten Dächern, um Abends da zu essen, zu trinken, Gesellschaft anzunehmen und zu schlafen. Alle etwas beträchtlichere Gebäude haben rings umher bedeckte Säulengänge oder offene Hallen, *Wanda* genannt. Häuser von einem Stockwerke haben gar keine Fenster, aber die von zwei Stockwerken haben Jalousien von Holz oder Rohr, und ein Vorfaal in dem untersten Stockwerke vertritt die Stelle des Gesellschaftszimmers; im obersten Stock studirt und schäft man. Aus den alten und ältesten Zeiten findet man Gebäude, die zwei, drei und mehrere Stockwerke hoch sind, ja es giebt sogar fürstliche Schloßer und Paläste, die bis sieben Stockwerke hoch sind mit den schönsten Gemächern versehen sind. Solche ansehnlichere Wohnhäuser sind gewöhnlich, nach orientalischer Sitte, ins Quadrat aufgeführt, mit einem Hof oder

*) Seit langen Zeiten hat man im Morgenlande den Mohbau mit großem Fleiß betrieben, aber nicht sowohl, wie dies namentlich in Südamerika der Fall ist, um Coanen und daraus Del zu gewinnen, sondern das bekannte *Opium*, d. i. den milchichten Saft, der aus der Pflanze, zumal den saftreichen Coanenstapeln, fließt, wenn man sie reißt. Unter der Gunk des heißen Klimas erreicht die Wohnpflanze (*papaver orientale*) in Arabien, Persien und Sindhian oft die unglaubliche Höhe von 30—40 Fuß und trägt Köpfe von der Größe eines mäßigen Kinderkopfes, deren einer zwischen 2 Pfd. Reiser fassen kann. Man pflanzt den *Opiummohn* sehr weit aus einander, und schneidet vor der Reife alle Köpfe, bis auf einen, ab. Im Sommer reißt man den Kopf mit einem eignen Messer von 5 Rillingen, um 5 Einschnitte auf einmal zu machen, zuerst an der einen Seite. Der hervorgeringene und an der Luft verdickte Saft wird an dem folgenden Tage mit dem Messer abgehakt und gesammelt, und sodann die andere Seite des Kopfes ebenfalls eingeschnitten. Das auf diese Weise gewonnene *Opium* wird am höchsten geschätzt. Durch das Auslösen der Köpfe erhalt man eine geringere Ernte, durch das Auslösen der Stengel und Blätter aber die schlechteste (*Meconion*), deren man sich in Indien nur zur Einheilung der besseren Sorten bedient. Auch von unserem Mohn könnte man *Opium* erhalten, aber so gering an Menge und Kraft, daß es sich nicht der Mühe lohnen würde, es zu sammeln. Es wichtiger das *Opium* als Arzneimittel wegen seiner schmerzstillenden, erregenden und dann auch wieder bedeutenden Kraft ist, desto Gewinn bringender ist auch der Handel damit, den sich in den englisch-indischen Besitztungen die Compagnie ausschließend vorbehalten hat. Sie verkauft das *Opium* stückweise zu 300 Pfd. und zwar 200 Pfd. von der ersten und 100 Pfd. von der zweiten Gatte, und mag jährlich wohl für mehr als 3 Millionen Pfd. St. Geschäfte in diesem einzigen Artikel machen.

Garten in der Mitte. Ein besonders schöner und dauerhafter, aber theurer Gypsüberzug, *Tschunam* genannt, giebt den weißen Gebäuden der Reichen ein sehr gefälliges Ansehen, dagegen die dem Regen ausgesetzte Seite geringerer Häuser in kurzer Zeit mit einem schwärzlich grünen Moose überzogen wird, während die andere von den scharfen, den Kalt zerfressenden Seewinden leidet, und so ein immerwährendes Ausbessern und Upuzen nöthig wird. Ein sonderbarer, in den religiösen Ansichten der Hindus gegründeter Gebrauch ist die Ueberstreichung des Fußbodens und der Wände mit in Wasser eingerührtem Kuhmist, welcher bald so fest wie Kitt wird. —

Die Kleidung der Hindus ist ganz dem warmen Klima angemessen, nämlich weit und leicht. Der gewöhnlichste Kleidungsstoff ist Kattun von mancherlei Sorten und Seidenzeuge. Die Lieblingsfarbe zu den Kleidern ist weiß und roth. Den Wechsel der Mode kennt man nicht, und wie uralte die gewöhnliche Tracht der Hindus sei, sieht man an den alten Bildnissen der Götter und Göttinnen, die eben so gekleidet und geschmückt sind, wie noch heute die Vornehmen beiderlei Geschlechts sich kleiden und schmücken. — Der gemeine Mann schlingt um die Hüften und zwischen die Schenkel hindurch ein großes Tuch, und bedeckt den übrigen Körper entweder gar nicht, oder bloß nachlässig mit einem Stück leichten Zeuges (s. Taf. XVI. *Indianer von Koromandel*). In manchen Landschaften trägt man auch weite Pantalons und Westen, oder kurze bis an die Knie reichende Ueberwürfe von Kattun. Vornehme tragen weite, bis auf die Knöchel herabreichende, am Halse zugebundene, und in der Mitte durch einen Gürtel oder *Shawl* zusammengehaltene Ueberdröcke von feinen baumwollenen oder leinenen Zeugen (s. Taf. X.) und darunter lange Weinkleider. Das Haupthaar wird bei den Männern fast allgemein abgeschoren, nur die Braminen lassen am Hinterhaupte, und einige andere Kastenabtheilungen auf dem Wirbel, einen Büschel stehen. Die Frauen winden das mit wohlriechenden

Ölen gefärbte Haar entweder kunstlos in ein Nest zusammen, oder flechten es in Zöpfe. Nur Wittwen in der Trauer und Verbrecherinnen gehen mit geschorenem Haupte. Um den Kopf wird von Männern und Frauen ein feines Tuch turbandähnlich gewunden. Bei Regenwetter vertauscht man dieses Tuch mit einer Art von großem breitrandigem Hute aus Kokos- oder Bananenblättern, der dann die Stelle des Regenschirmes vertritt. Die Frauen tragen in der Regel lange enge Weinkleider, eine kurze Ärmelweste und ein seidenes oder muschelinelles gold- und silbergesticktes Oberkleid mit langen, engen Ärmeln. — Der größte Theil der Hindus geht barfuß, der übrige trägt Sandalen oder eine Art Pantoffeln mit vorn gekrümmten Spigen (s. Taf. XVI.). Strümpfe braucht Niemand. Die Sandalen sind bei einigen aus zwei schmalen Bretchen mit hölzernen Absätzen, die vermittelt eines kurzen Holzes, gleich einem Knopfe, zwischen den beiden ersten Zehen gehalten werden. Häufiger trägt man Sandalen von schwarzem Leder ohne Absätze und mit Nieten auf die Mitte des Fußes befestigt (s. Taf. XVI.). Die höhern Kasten haben rothes und gelbes Leder und einen, wie wohl kaum merkllichen Absatz. Der Fuß ist solid und besteht theils in goldenen und silbernen Ringen an den Armen, Füßen, in den Ohren, und selbst an den Fußgehßen, theils in Diamantringen an den Fingern, in Perlen-schnuren, die um den Hals gewunden über die Brust herabfallen, (s. Taf. X. *Indischer Nabob*) oder die Kopfbedeckung, an der man auch kostbare Nigretten anbringt (s. Taf. X. *Physiognomie der Hindus*), schmücken. — Das Ätztulren oder Punctiren und Bemahlen mehrer Theile des Körpers ist bei vielen, besonders in den höhern Kasten und unter den Priestern, üblich, die sich auf die Arme, Brust (s. Taf. XIII. erster Bramin linker Hand) und Stirn gewisse Zeichen machen, aus deren Gestalt und Lage man zugleich die verschiedenen Religionssecten erkennt, zu denen sie gehören. Hierher möchte auch die Sitte vorzüglich fremder Hindus, mit pulverisirtem Kuhmist sich gewisse Zeichen auf die Stirn zu malen, zu rech-

nen sein. Von Zeit zu Zeit salben sich die Hindus den Leib, besonders den Kopf, mit Oel. Dieß und die durch religiöse Vorschriften täglich gebotenen Bäder erhält bei der großen Hitze sie gesund und munter. — Alle Hindus machen sich um die Wangen eine schwarze Kreislinie und färben das Innere der Hände mit *Athenna* roth. Fast alle Männer tragen kleine Knebelbärte; den Bart am Kinn aber lassen nicht alle wachsen. Die Hautfarbe der vornehmen Hindus, die den Sonnenstrahlen sich entziehen und fast nur in Palmenhainen wohnen, kommt an Weiße der der südlichen Europäer ganz nahe, die der Mittelstäncke ist olivenfarben, die der Fischer, Handwerker, Uckerleute und aller derrer, welche die meiste Zeit im Freien zubringen, oft ganz schwarz. —

Alle Hindus betrachten die Ehe als einen heiligen Stand, in den jeder treten müsse, der seine ganze Menschenpflicht erfüllen wolle; auf dem ehelosen Stande haftet daher in Hindostan eine gewisse Verachtung, und die Verheirathung junger Leute wird auf alle mögliche Weise von Verwandten und Freunden gefördert. Mehrere Frauen zu nehmen ist zwar erlaubt; allein nur Reiche und Vornehme machen von dieser Erlaubniß Gebrauch. Auch wird nur eine Frau als die rechtmäßige betrachtet und die Kinder der Nebenweiber gehören sämmtlich zur vierten Kaste, und haben kein Recht auf die Erbschaft des Vaters. Ehescheidungen, besonders wenn die Ehe kinderlos ist, was als ein auf ihr ruhender Fluch betrachtet wird, machen keine Schwierigkeiten; den unter den Hindus seltenen Ehebruch aber kann der Mann ohne Weiteres mit Verflöhung der Schuldigen, ja sogar mit ihrem Tode bestrafen. Das Mädchen, das man heirathet, muß in der Regel nicht nur von gleicher Kaste, sondern möglichst auch von derselben Familie mit dem Bräutigam sein, sonst entsteht eine *Nikheirath*. — Es giebt zweierlei Arten von Ehestiftungen: eine durch den *Pariam*, die andere durch den *Kanigadana*. *Pariam* nennt man die Summe von 35 — 40 *Thren*, welche der Vater des Bräutigams einige Tage, oder auch

unmittelbar vor der Hochzeit, als den Kaufpreis für die Tochter, dem Brautvater zahlt. Ist der Vater der Braut wohlhabend, so schenkt er seiner Tochter diese Summe, oder giebt ihr allerlei Schmuck dafür. — *Kanigadana*, d. h. Geschenk einer Jungfrau, wird die Handlung genannt, wenn ein reicher Sünder entweder einem armen Braminen eine hinreichende Summe giebt, um sich verheirathen zu können, oder einem armen Verwandten, der nicht im Stande ist, den *Pariam* zu zahlen, seine Tochter unentgeltlich als Gattin überläßt. Dafür muß aber der Empfänger die sämmtlichen Sünden des freigebigen Wohlthäters, der also seine Seele löst, übernehmen, und dieser Umstand macht bei den abergläubischen Hindus solche Eheverträge sehr selten. Wer aber einen dergleichen eingeht, wird von seiner väterlichen Erbschaft ausgeschlossen; dagegen können aber auch seine Verwandten von väterlicher Seite nichts von ihm erben, und stirbt er ohne Kinder, so fällt sein ganzes Vermögen auf die Wittwe. Andere Erbschaftsrechte gelten unter den durch den *Pariam* verbundenen Eheleuten. Stirbt nämlich hier der Mann ohne männliche Leibeserben, so fällt die ganze Verlassenschaft auf die Verwandten von väterlicher Seite. Wittve und Tochter erhalten nichts; doch sind die wirklichen Erben verpflichtet, für deren Unterhalt zu sorgen. Hat der Verstorbene auch nichts hinterlassen, so fällt die Sorge für Wittve und Tochter doch auf die natürlichen Erben, die auch, wenn nicht das väterliche Erbgut schon völlig getheilt ist, verpflichtet sind, die Schulden des Verbliebenen zu bezahlen. Hat aber ein Mann das väterliche Erbgut mit seinen Brüdern völlig getheilt und hinterläßt nur Tochter, so erben diese allein seine Verlassenschaft. Doch tritt dieser Fall sehr selten ein, weil Familienväter, die keine männlichen Erben haben, gewöhnlich einen Knaben aus ihrer Familie an Kindes Statt annehmen und zum Erben einsetzen. —

Der Abschließung des Ehevertrages gehen eine Menge, zum Theil abergläubische, Sittenlichkeiten voraus. Sterndeuter und Wahrsage

bestimmen den Tag und die Stunde, in welcher der Vater des Bräutigams sich von dem Brautvater das Jawort erbitten kann. Er muß auf diesem Wege zum wenigsten von einer verheiratheten Frau, von einem seiner Verwandten und von einem Braminen begleitet sein, der im Stande ist, die günstigen oder ungünstigen Vorbedeutungen zu erklären. Begegnen ihnen Unglück verkündende Geschöpfe, z. B. ein Oelhändler, ein Hund, der die Ohren schüttele, ein Kabe, der über sie hinfliegt u. s. w., so wird der Besuch gewiß auf einen andern Tag verschoben. — Am Vermählungstage versammeln sich die eingeladenen Verwandten und Freunde im Hause des Bräutigams, und ziehen von hier, unter Vortretung einer Anzahl Packträger, die in besonders geformten, aus spanischem Rohre geflochtenen, und mit kostbaren Tüchern bedeckten Körben (Potagons) die für die Braut bestimmten Hochzeitsgeschenke tragen, ins Brauthaus. Je länger die Reihe der Träger solcher Körbe ist, desto mehr Ehre macht es dem Bräutigam und seinem Vater; deshalb tragen zum Prunk auch mehrere von den dazu angestellten Leuten nur leere Körbe, die man aber natürlich mit doppelter Voricht zudeckt. Araksa und Kokoßnüsse, Betel, Bananen und Pfirsangfrüchte sind die gewöhnlichsten Geschenke. In einem der Körbe befindet sich das Parikure oder die Leibbinde, die auch bei den ärmsten Leuten von Seide sein muß, und bloß zum Schmuck der Braut am Hochzeitstage bestimmt ist. An der Stelle des Parikams geben Vornehme einen kostbaren Turkel oder einen reichen Schmuck, der auf das Parikure gelegt wird. Der Korb mit diesen letztgenannten Gegenständen wird, sobald man im Hause der Braut angekommen ist, in Gegenwart der ganzen Versammlung aufgedeckt, das Parikam dann von Seiten des Vaters des Bräutigams dem Brautvater mit den Worten überreicht: „das Geld ist dein, und die Tochter ist mein!“ worauf dieser antwortet: „das Geld ist mein, und die Tochter ist dein!“ Hierauf bestärkt der Bramin unter frommen Glückwünschen die geschlossene Verbindung. Die Stelle unserer Trauung vertritt der Tasi, eine kleine goldne

Figur, oft ein in Gold gefaßter Tigerzahn, welche bei der Trauung von dem Braminen geweiht und dann dem Bräutigam übergeben wird, der sie der Braut, nach der Uebergabe des Parikams, um den Hals hängt. — Bei der Vermählung Reicher und Vornehmer werden noch mancherlei andere Ceremonien beobachtet. Man erbaut eine prächtig verzierte Hütte oder Zelt, in welcher sich Bräutigam und Braut einander gegenüber setzen. Krüge stehen im Kreise herum und angezündete Kerzen. Der Bramin bittet die großen und kleinen Götter, in die großen und kleinen Krüge segnend herabzufliegen; zündet dann ein kleines Feuer an, in welches er betend wohlriechendes Holz und Butter wirft. Der Brautvater legt hierauf in die Hand der Tochter Betel, Bananenpflanzung und ein Goldstück. Die Tochter giebt dieß alles dem Bräutigam; die Brautmutter schüttet einiges Wasser über die vereinigten Hände des Paares, und der Vater giebt nun, indem er alle Götter zu Zeugen nimmt, feierlich die Brautleute zusammen.“ Hierauf nimmt der Bramin den Tasi, reicht ihn zuerst den Göttern in den Krügen, dann den Verwandten, die segnend ihre Hände darauf legen, und ruft: „Sie werden Gold, Getreide, Räder und viel Kinder bekommen!“ Der Bräutigam empfängt nun den Tasi aus der Hand des Braminen, reicht ihn der Braut, und nachdem er den Eid der Treue bei dem Feuer geschworen und die Braut von dem Braminen in gewissenhafter Erfüllung der Pflichten ihres neuen Standes ermahnt worden ist, wird die Ehe als geschlossen betrachtet. Der Bramin und alle Anwesende werfen Reis und Safran glückwünschend über die Schultern des Paares, das nun etwas von der Milch mit Palmzucker und Bananen kocht, welche die Weiber bringen, worauf die nie fehlenden oft 15 — 20 Tage dauernden Schmausereien beginnen. — Reiche und Vornehme lassen sich auch bei ihrer Vermählung mehrere Tage hindurch in Begleitung ihrer Verwandten, Freunde, Bedienten, umgeben von zahlreichen Spielleuten und Tänzerinnen, auf dem Palatin, auf welchem sie einander gegenüber sitzen, durch die Hauptstraßen tragen (s. Taf. X.).

Alles dieß soll oft, mit Einschluß der Geschenke an die Braminen, die bei solchen Gelegenheiten fast 20 Stunden im Umkreis herbeiströmen, dem Vater des Bräutigams, dem die Ausrichtung der Hochzeit allein zur Last fällt, einen Aufwand von vielen Tausenden verursachen. — Da man es in Hindostan überall für eine Schande hält, lange unverheirathet zu sein, so vermählt man nicht selten schon Kinder mit einander, und wiederholt, wenn sie das mannbare Alter erreicht haben, ohngefähr dieselben, jetzt beschriebenen Ceremonien, die allerdings nach den einzelnen Kasten und Ständen der Hindus sehr von einander verschieden sind. — Die junge Frau bleibt in der Regel so lange im Hause der Eltern, bis sie Hoffnung hat, Mutter zu werden, worauf sie das *Zenanon* oder *Zenana*, d. h. das Frauengemach, in ihres Gatten Hause bezieht.

Die Geburt eines Kindes wird mit lautem Jubel und Dankfugungen begangen. Nach der Niederkunft wird das ganze Haus gereinigt und mit Wasser besprengt. Die Mutter und alle andere im Hause müssen sich baden und die Wöchnerin sodann einige besondere Getränke einnehmen. — Am zehnten Tage nach der Geburt wird dem Kinde in einer Versammlung der Verwandten feierlich der, gewöhnlich von einer Gottheit entlehnte, Name gegeben. Sind an diesem Tage die Gestirne nicht günstig, und das hängt von dem Ausspruch des Braminen ab, so werden, um alles Unheil abzuwenden, dem *Yamen*, dem Gott des Todes, und nach ihm den 9 Planeten Opfer gebracht und das in der Opferschaale gebliebene Wasser durch ein Sieb dem Kinde und dessen Eltern über den Kopf gegossen, worauf sich letztere weiß ankleiden. Nun erst werden die Namen der Eltern in ein Becken mit Weismehl geschrieben, und das Kind empfängt seinen Namen. Schmausereien und andere Lustbarkeiten beschließen das Fest. Sechs Monate darauf werden die Verwandten wiederum eingeladen, um Zeugen der Ceremonien zu sein, die man dann beobachtet, wenn das Kind zum ersten Mal Reis mit Milch und Zucker zubereitet erhält. —

Das häusliche Leben der Hindus ist im Allgemeinen, bei der sanften, verträglichen und menschenfreundlichen Gemüthsart derselben, ein sehr friedliches. Weisens liebt die Ehefrau ihren Gatten auf das Innigste und behandelt und versorgt ihn aufs Beste. Die Weiber der niedern Kasten theilen willig die mühseligsten Arbeiten mit ihren fleißigen Männern. —

Die Begräbnißfeierlichkeiten der Hindus richten sich nach der Verschiedenheit der Kasten. Die Todten werden entweder verbrannt oder in einen heiligen Strom, besonders in den Ganges, geworfen, oder auch, namentlich bei den geringern Kasten, begraben. Da man die Todten für unrein hält, so schafft man sie sobald als möglich fort und zwar nicht durch die gewöhnliche Hausthüre, sondern durch eine besondere, schon S. 48 erwähnte Oeffnung, durch welche man sie durch die *Paras* in sitgender Stellung bringen läßt. Auch trägt man Sterbende nicht selten in feierlicher Procession an einen nahen Fluß, begießt sie mit Wasser oder läßt sie das schlammige Flußwasser, an welchem sie dann gewöhnlich vollends erstickten, trinken. — Sobald ein Hindu verstorben, werden sogleich seine Verwandten davon benachrichtigt, die sich hierauf sogleich in das Trauerhaus begeben. Die ganze Nachbarschaft wiederholt von Klagedönen und Trauergesängen; die Weiber zerraffen das Haar, zerschlagen die Brust und wälzen sich wie Unsinne auf der Erde herum. Der Bramin ordnet nun die heiligen Gebräuche, badet sich, besetzt dem Verstorbenen um den Goldfinger einen Ring von dem für heilig gehaltenen Krante *Herbeh* (eine Art Hundszahn, *Erythronium*) betet, opfert, räuchert, damit der Entsetzte ins Paradies komme, und erhält für seine Bemühungen in der Regel sehr ansehnliche Geschenke, gewöhnlich eine schön verzierte Kuh und Geld, mit der flehenlichen Bitte, sich des Verstorbenen anzunehmen und ihn der Gunst der Götter zu empfehlen. Vier *Paras* tragen hierauf, in einem mit rothem Tuch überzogenen und mit Blumen ausgeschmückten Palantin den Leichnam, den sie zuvor gewaschen, dem sie Nägel und Haare

verschnitten, Butter, Reis und geronnene Milch in Mund, Hände und Ohren gesteckt und das Zeichen seiner Kaste auf die Stirn gemacht haben, unter den dumpfen Tönen langer Trauerposaunen und kleiner Trommeln, zu dem vorher aufs Sorgfältigste gereinigten Verbrennungsplatz. Hinterdrein gehen lautweinend die Verwandten und gedungene Klageweiber. Von den nächsten Verwandten wird der Tote auf den Scheiterhaufen, den Reiche von Mangozweigen, wohl auch Sandelholz, Aermere nur von gemeinem Reisholz und gedrücktem Kuhmist errichten, gesetzt. Hat man den Leichnam nochmals mit Wasser und Oel besprengt und in die Nase gewickelt, vielleicht um zu versuchen, ob noch Leben in ihm sei, so zündet das Oberhaupt der Familie, mit abgewandtem Gesicht, den Holzstoß an, die andern folgen, während die Musikanten das laute Geheul aller Anwesenden mit ihren uralten Instrumenten zu überländen suchen, s. Taf. XI. Die Asche und übrig gebliebenen Knochen werden sorgfältig gesammelt und in Töpfen aufbewahrt, bis man Gelegenheit findet, sie in einen heiligen Fluß zu werfen. — Wenn man die Toten begräbt, pflegt man eine Zeit lang auf das Grab allerlei Speisen, Gewürze und Spezereien zu stellen.

Die seit undenklichen Zeiten bei den Hindus herrschende Sitte, daß sich die Wittwen zugleich mit dem Leichnam des Gatten lebendig verbrennen lassen, wird zwar heut zu Tage in den indischen Provinzen, welche unter der Oberherrschaft mohamedanischer Fürsten und der englisch-ostindischen Compagnie stehen, seltener gebüdet, wenigstens kann die Erlaubniß dazu nur durch sehr ansehnliche Summen erkaufte werden; in den Ländern hinduischer Fürsten aber ist sie noch ganz in der Regel, ja nach den neuesten englischen Zeitungen haben die Hindus vor kurzem durch ihren Sachwalter eine dringende Verstellung an das Parlament gelangen lassen, in der sie um Wiedererlangung der Frauenverbrennung und des Kindermordes bitten! Welche Ursachen auch die erste Einführung dieser barbarischen Sitte gehabt

habe, da sie entweder als Nachseiferung großer Seelen, oder als Strafe, oder als Mittel, das Leben des Mannes dem Weibe theuer zu machen, indem sie nun auch im Tode untrennbar von ihm ward und ohne Schmach nicht zurückbleiben konnte, in Gebrauch kam, so hat doch unstreitig die Lehre der Braminen von jener Welt diesen unnatürlichen Gebrauch zu vereiteln gesucht und die armen Schlachtopfer mit der lebendigen Schilderung der in den heiligen Büchern ihnen verheißenen unbeschreiblichen Seligkeiten, über die Qualen des Flammentodes zu erheben gestrebt. Auch ist schon im Allgemeinen die Lebensverachtung der Hindus, besonders wenn es sich um religiöse Angelegenheiten handelt, unglaublich groß. Es giebt z. B. Fälle, wo Jemand sich in einen Brunnen stürzt, Gifte nimmt u. dergl., bloß in Folge eines Jankes mit einem andern und in der Absicht, daß sein Blut über das Haupt seines Gegners komme. Beispiele von Selbstmord aus Fanatismus, um Sünden abzulösen und sich den Göttern wohlgefällig zu machen, sind schon oben bei der Schilderung der Religionsgebräuche der Hindus aufgeführt worden. Gewöhnlich gehen daher solche unglückliche Wittwen, Suttis genannt, ihrem Tode muthig entgegen. Zwar sucht man sie in ihrem Entschlusse wankend zu machen, allein wehe der, die sich wankend machen ließe; sie wird entweder von den eigenen Verwandten gewaltsam ins Feuer geworfen, oder in eine niedrigere Kaste, selbst unter die Varias, verstoßen, und dem größten Elend preisgegeben; doch gilt dieß nur von den Wittwen der beiden obersten Kasten und von denen, die keine völlig unergogene Kinder haben. Stirbt ein Mann auf der Reise oder sonst von seiner Gattin entfernt, so ist diese gleichwohl verpflichtet, sich auf die Nachricht von seinem Tode sogleich lebendig zu verbrennen. In Ermangelung des Leichnams muß ein Stück von der Kleidung des Verstorbenen, oder irgend ein Werkzeug, eine Waffe u. s. w., die ihm angehörte, dessen Stelle vertreten und mit verbrannt werden. Daß dieser Gebrauch allerdings von schlechten Menschen benutzt werden könne, um durch erdichtete Nach-

richten von dem Tode eines abwesenden Ehemannes dessen Gattin zu dieser Selbstopferung zu verleiten; hat auch nach den Berichten der neuesten Reisenden die Erfahrung bestätigt. — Wir theilen hier aus den schon oben S. 64 angeführten trefflichen Reisebeschreibungen Haafners und Jones zwei höchst merkwürdige Berichte von Augenzeugen jener barbarischen Sitte, die Wittwen zugleich mit dem Leichnam des Gatten zu verbrennen, mit. Haafner erzählt:

„Am 3 Uhr kam ich in dem Dorfe Belur (an der Küste von Koromandel) an, und fand bald das Haus der Person, welche die Hauptrolle in diesem Trauerspiel übernehmen sollte. Sie saß vor ihrer Haushür unter einer Art von Thronhimmel, umringt von einigen Frauenzimmern und Mannspersonen (wahrscheinlich ihren Verwandten), unter welche sie von Zeit zu Zeit Betel ausheilte, während sie unterdessen, ohne ein Wort zu sprechen, immerfort die Lippen bewegte, wie eine Person, welche betet. In ihrem ganzen Wesen war nicht die mindeste Spur von Angst oder Furcht zu bemerken, sie schien im Gegentheil ganz ruhig und gefaßt zu sein. Es war Jammerschade um die hübsche Frau! Meiner Schätzung nach war sie nicht viel über zwanzig Jahr und hatte eine liebenswürdige sanfte Gesichtsbildung bei einer wohlgebauten Leibesgestalt. — Innig gerührt verließ ich sie, um mit Bequemlichkeit die Grube zu besetzen, in welche sie sich stützen sollte. Hinduer von der obersten Kaste rührten keine Leiche an, weil sie sich dadurch unreinigen würden; darum giebt sich auch nur die verachtete Kaste der Paria mit der Begrabung oder Verbrennung der Todten ab; wenn aber eine Frau sich mit ihrem verstorbenen Gatten verbrennen läßt, so ist die Sache ganz anders, dieß ist ein heiliges Werk, bei welchem mit Hand anzulegen auch dem

„Vornehmsten Ehre bringt! Aus den niedern Volksschassen wird bei solchen Gelegenheiten niemand zugelassen. — Ich fand die Grube eine Viertelstunde weit von dem Dorfe in einer Ebene: sie war nach meiner Schätzung zehn Fuß lang, acht Fuß breit und eben so tief. Man war eifrig damit beschäftigt, Holz hineinzuwerfen, um die schreckliche Kohlglut zu vermehren und zu unterhalten. — Nicht lange nachher hörte ich das Getöse der Musik, welche die Annäherung des Schlachtopfers verkündigte; dieselben Personen, welche bei ihr vor der Thür gesessen hatten, begleiteten sie auf diesem Zuge. Sie trug eine mit Gewürznelken besetzte Lomonie in der Hand, welche bei den Frauen der Hindu die Dienste der wohlthätenden Wasser versieht, und woran sie zuweilen roch. Der ganze Zug begab sich nun mit ihr zu dem nahen Teiche. Ehe sie zu demselben kam, legte sie allen ihren Schmuck und ihr Geschmeide ab, vertheilte es unter einige ihrer Begleiterinnen, und nachdem sie sich gebadet, hüllte sie sich in ein weißes lattenenes Kleid, das in Curcuma *) getaucht war, und näherte sich mit feierlichem Gange, mit erhabenem Haupte, gleichsam im Triumph, unter dem Schalle der Musik, begleitet von einigen Braminen, die ihr in heiligen Liedern Muth einsprachen, der Feuergrube, die man unterdeß mit hohen Matten umgeben hatte, damit die sich Opfernnde nicht erschrecken sollte, wenn sie zu frühe die Glut erblickte. Am Rande der Grube lag der Leichnam des Gatten auf einer Bahre. Die Wittwe blieb eine Weile vor demselben stehen, blickte mit einer Miene voll der bittersten Wehmuth die Leiche an, schlug sich vor die Brust und weinte laut; endlich machte sie eine Verbengung vor derselben und ging dreimal um die Grube herum, indem sie jedesmal, wenn sie an dem Leichnam vorbeikam, die Hände vor den Kopf hielt und sich tief verbogte. Dann

*) Gilburt, eine fast hohe stiellose Fächerpflanze mit schiffartigen Blättern und ährenförmigen, röhrlischen Blüten. Die Wurzel ist innerlich roth, außenwärtig aber gränlich gelb. Man bedient sich in Indien derselben, um Reis und andern Speisen eine gelbe Farbe und einen gewürzigen Geschmack zu geben. Wei und wird sie zwar argwöhnlich als ein färbendes Mittel gebrauch, mehr aber noch als ein Mittel, gelb zu färben und selbst Metallen eine goldgelbe Farbe zu geben, wie auch die Holz- und Dreckswasser damit zu befeuchten, die vergolbet werden sollen.

„blieb sie dicht bei ihm stehen, wandte sich an ihre Freunde und Verwandte und nahm, so viel ich bemerken konnte, ganz ruhig Abschied, von denselben. Man überreichte ihr hierauf einen Topf mit Del, wovon sie zuerst einen Theil auf die Leiche goß. Nachher nahm sie den Topf auf den Kopf, indem sie dreimal mit lauter Stimme *M a r i n a !* (ein Name des Wischnu) ausrief. Nun wurde schnell die Matte von der Grube weggenommen, die Leiche hineingeworfen und furchtlos sprang die Wittwe, ihr nach in den glühenden Feuerpfuhl, unter einem fürchterlichen Geschrei der anwesenden Weiber und dem betäubenden Geräusche der Musik, während jeder von den Umstehenden den Feuerbrand, den er zu diesem Ende in der Hand hielt, ihr nachwarf, so daß sie in dem Augenblicke davon bedeckt war.“ —

Noch schrecklicher ist die Schilderung, welche uns J o u y von einer solchen in Bengalen unter seinen Augen stattgefundenen Verbrennung giebt:

„Wir begaben uns Morgens 8 Uhr auf eine Ebene am Ufer des Ganges. Eine ungeheure Menge von Hindus drängte sich in einem Halbkreis an das Ufer, an welchem die Leiche des Verstorbenen, von Mannspersonen aus seiner Familie und von einigen betenden Braminen umgeben, lag. Einer der letzteren hatte einen Zweig in der Hand, den er in das Wasser des Ganges tauchte, womit er unaussprechlich den Todten und die Umstehenden besprengte. In einiger Entfernung erhob sich ein sehr großer Scheiterhaufen, den die Weiber in Prozeßion bestiegen, um ihn mit Del zu begießen, während andere sich damit beschäftigten, die Lücken zwischen den Holzscheiten mit Berg auszustopfen. — Gegen 10 Uhr kündigte der Schall der Instrumente die Ankunft der jungen Wittve an, welche von ihren Verwandten und laut weinenden Sclaven begleitet war. In reichen Kleidern saß sie in einem offenen Palankin, und ihr Gesicht schien Freude und Vergnügen auszu-

drücken, als ob sie zu einem Feste zöge; aber als ich sie genauer betrachtete, bemerkte ich einige convulsivische Zuckungen in ihren Gesichtszügen, worin ich die Wirkungen eines berauschenden Getränkes zu erkennen glaubte, das sie für ihren Zustand süßlos machte. Als der Zug nahe am Ganges angelangt war, stieg sie, unter dem lauten Zurufen der versammelten Menge, aus dem Palankin und setzte sich auf die Matte, auf welcher die Leiche ihres Vaters lag. Auf das Zeichen, das der Schall einer Trompete gab, erhob sie sich von der Erde, löste den Schmuck ab, mit welchem Kopf, Arme und Füße geziert waren, theilte ihn unter ihre Begleiterinnen und befaß sodann, die Leiche auf den Scheiterhaufen zu tragen. Als dieß geschehen war, näherte sich ein Bramine der Wittve, band ihr ein Band, an welchem eine korallene Figur hing, um den Hals und reichte ihr einen Strauß von rothen Blumen; sogleich trat das junge Schlachtopfer an den Fluß, tauchte Füße und Hände in denselben und ging dann mit festem Schritte durch eine Reihe von Braminen, die ihr den Weg bahnten, dem Scheiterhaufen zu. Das tiefste Stillschweigen herrschte unter der zahllosen Menge, welche die Ebene bedeckte. Ohne Worte hülfte stieg jetzt die Wittve den Scheiterhaufen hinauf, goß sich Del auf den Kopf, legte sich an die Seite ihres Vaters, hüllte sich mit dem einen Arm umschlang und mit dem andern faßte sie eine Fackel, die ein Bramine ihr reichte und zündete mit ihr, so weit sie dieselben erreichen konnte, die Brennmaterialien an. — Ich will hier nicht von den quälenden Empfindungen sprechen, die uns bei diesem schrecklichen Anblicke durchbesten, noch unferner eben so verwegenen als vergeblichen Versuche, gedanken, dieses Trauerpiel ein Ende zu machen, sondern nur einfach erzählen, was wir sahen. Auf das Zeichen, das die heldenmuthige Sutti gab, wurden Bambusdröhte quer über sie hergeworfen, die auf den Seiten von starken Männern gehalten wurden, so daß die Unglückliche auf ihrem Schmerzensbette gleichsam angeheftet war und die Braminen stec-

ten nun den Schalterhaufen an allen Ecken an. — Das Rasseln einer großen Menge Trommeln, das Geräusch von tausend gellenden Instrumenten und das Geschrei des versammelten Volkes vermochten es kaum, die Klageröhre des Schlachtopfers zu überstimmen, das zweimal vergeblich mit gewaltfamer Anstrengung sich aus den Flammen erhob und leider zu spät einem so schmerzlichen Tode zu entfliehen suchte; beide Male wurde sie von den Unmenschen wieder in das Feuer zurückgestoßen, das die Verdauungswürdige endlich verzehrte.“ —

In Kalkutta ließen sich im Jahr 1812 in Zeit von zwei Monaten nicht weniger als 70 Wittwen, die 184 Waisen hinterließen, mit den Leichen ihrer Gatten verbrennen, und in dem nämlichen Jahre wurden 52 Frauen, die zwei reichen Braminen geheiratet hatten, dem Flammentode geweiht! —

Die Vergnügungen der Hindus sind mancherlei Art. Sie spielen gern Schach*) oder sehen den Tänzerinnen und Gauklern zu, welche letztere an Geschicklichkeit alles überbieten, was man in dieser Art in Europa zu sehen Gelegenheit hat. Besonders geübt sind sie in der Kunst des Balanzirens. So sehen sie z. B. eine Menge kleiner und dünner Stäbe mit dem einen Ende auf die Nase oder die Stirn, verbinden dieselben durch andere Stäbe, die sie auf die obern Enden legen, zu allerlei Figuren und drehen, während die Hände diesen künstlichen Bau verrichten, mit den Füßen einen

Ring oder Reifen unaufhörlich im Kreise herum. Andere balanziren, auf dem Rücken liegend, einen eigens dazu abgerichteten, vermittelt einer hölzernen Säule auf ihrem Unterleibe stehenden jungen Büffel, s. Taf. XVI; andere zähmen die giftigsten Schlangen und lehren sie nach den Melodien ihrer Instrumente tanzen, s. Taf. XVI; wieder andere stoßen sich ein Schwert bis an den Griff durch den Schlund in den Magen hinab, ohne sich zu verletzen, werfen 3 — 4 Kugeln oder Messer mit unglaublicher Geschwindigkeit in die Luft und fangen sie abwechselnd wieder auf. — Da die Pferde in Indien selten und zum Ziehen und Lasttragen zu zart sind, so bedienen sich die Vornehmer beiderlei Geschlechts bei ihren Vergnügungen oder Geschäftsfahrten meist des Palankins. Die Palankins sind tragbare bedeckte Ruhebetten, ohngefähr 3 Fuß breit und 6 Fuß lang, inwendig mit Polstern und Teppichen belegt, auf welchen man sich bequem ausstrecken oder auch aufgerichtet sitzen kann. Die Decke oder das Dach besteht in der guten Jahreszeit aus einem Stück Zeug, das über Bogen von Bambusrohr gespannt ist, in der Regenzeit aber aus einem Ueberzuge von doppeltem Wachstuch, damit der Regen nicht hindurchdringe. Auf dieser Decke liegt ein anderes Stück Zeug zusammengerollt, das man bei schlimmem Wetter gleich einem Vorhange über die beiden offenen Seiten herabfallen läßt, s. dergleichen Taf. XI und Taf. XV. Zu jedem Palankin gehören 8 Träger (Kulis), deren vier abwechselnd denselben an einer oben hindurch gehenden Stange auf den Achseln tragen. Die vier Andern ge-

*) Es ist jetzt wohl ziemlich gewiß, daß dieses geistvollste aller Spiele indischen Ursprungs ist. Der Erfinder desselben war ein Bramin, Namens Kassir, welcher es in der Absicht ausgeheckt haben soll, dem jungen Prinzen Behub, der sein Volk auf Grausamkeit behandelte, die Grundzüge einer vernünftigen Regierung beizubringen und diese Absicht auch in so hohem Grade erreichte, daß ihm Behub die Erlaubniß gab, sich eine beliebige Belohnung auszubitten. Auch hierbei zeigte der Bramin eine, den Folgen Persischer tief beschämende Beisheit, indem er, wie bekannt, nur so viel Beizenkörner verlangte, als auf die 64 Felder des Schachbrettes gehen, wenn man auf das erste 1 Korn, auf das zweite 2 Körner, auf das dritte 4 u. s. f. auf jedes folgende doppelt so viel legt, als das vorhergehende enthält. Es fand sich bald, daß diese auf den ersten Anschein so unbedeutende Belohnung allen Reizenvorrath überstieg, der im Lande vorhanden war, indem die Zahl der Körner über 18 Trillionen betrug. — Der König wußte nichts Besseres zu thun, als den weisen Braminen zum ersten Minister zu machen. — Im 6ten Jahrhundert kam das Schachspiel aus Indien nach Persien, und von da durch die Araber und die Kreuzzüge über die ganze alte Welt. — Die Chinesen wollen es schon 200 Jahr v. Chr. gekannt haben.

hen nebenher und lösen ihre Kameraden zu bestimmten Zeiten ab. Es machen diese Träger eine eigene Kunst von der Kaste der Sudras aus, haben einen eigenen Vorgesetzten und werden zu diesem Dienst von Kindheit auf gebildet. Auch verstehen sie denselben mit bewundernswerther Geschicklichkeit und laufen fast immer munter und singend einen scharfen Trab. — Zur Entspannung des in Indien überhaupt seltenen Fuhrwerks bedient man sich einer besondern Art von Büffeln, die unsern Kutschpferden an Größe oft nichts nachgeben und einen starken Schritt gehen. Man spannt sie vor das Kalkeri, Taf. XII., das gangbarste Fuhrwerk Indiens. Es ist dick ein überall offener, aber mit Vorhängen versehener Kasten, der wie eine Sänfte auf einem Karren mit zwei Rädern ruht. Der Fuhrmann sitzt auf der Deichsel dicht vor dem Kasten. Die Hörner der vorgespannten Büffel, auf denen hier und da zuweilen Damen mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen auch reiten, läßt man oft mit Gold oder Silber beschlagen. —

Die im ganzen Morgenlande übliche Sitte, durch Tänzerinnen sich unterhalten zu lassen, ist auch in Indien allgemein. Diese Tänzerinnen, (nur Frauen dürfen sich mit der Tanzkunst beschäftigen), welche wir unter dem portugiesischen Namen, Bajaderen oder Balaridaren, d. h. Tänzerinnen, kennen, haben in Indien, nach den verschiedenen Klassen, die sie bilden, verschiedene Namen. Die vornehmste Klasse, welche man Dewadaschis, d. h. Sclavinnen der Gottheit, nennt, stehen im Dienste irgend eines Tempels und widmen ihre Kunst allein der darin verehrten Gottheit, indem sie die Feier der öffentlichen Feste durch ihre Tänze verherrlichen, die Processionen, das Lob und die Thaten des Gottes, dem sie dienen, besingend, begleiten, für die Reinlichkeit des Tempels und der Priesterzellen, für den Schmuck der Götterbilder und dergleichen sorgen müssen. Sie wohnen im Umfange des Tempels, zu welchem sie gehören, und in dem sie von jarter Jugend an erzogen, in Musik, Tanz und Gesang unterrichtet werden, auch was Frauenzimmer

von Privatstände in der Regel verboten ist, lesen und schreiben lernen. Ohne bestimmte Erlaubniß des Oberpriesters dürfen die Dewadaschis vom ersten Range nie anders als bei Processionen die Ringmauern des Tempels verlassen. In mancher Pagode giebt es 4 bis 500 solcher Mädchen. Die Dewadaschis der zweiten Klasse, die im Dienste der untern Götter stehen und dafür eine Vergütung an Reis und Geld erhalten, wohnen nicht innerhalb der Pagoden, und können an den Tagen, wo sie keinen Tempeldienst haben, mit ihren Fertigkeiten erfreuen, wenn sie wollen, und nur der Umgang mit Männern aus den unreinen Kasten, mit Europäern, Muhamedanern u. s. w. ist ihnen verboten. Als Tänzerinnen und Sänzerinnen werden sie zu allen Festen der Vornehmsten und Reichen berufen. Bei großen Gesellschaften empfangen sie die Ankommenden mit Tanz, überreichen ihnen im Namen des Wirthes Betel und Urta auf einem silbernen Teller, dergleichen Rosenwasser, Erfrischungen, ja sogar Geschenke, die der Wirth zuweilen den Gästen verehrt. Dafür erhalten sie ansehnliche Vergütungen an Geld, Kleidern und Kostbarkeiten, so daß manches Mädchen dieser Art ein sehr ansehnliches Vermögen besitzt und oft für 15000 Thaler Juwelen an ihrem Leibe tragen soll. — Die geringste Klasse der Tänzerinnen sind die bei keinem Tempel angestellten Sutradaris oder Kantchenis, welche die Europäer vorzugsweise Bajaderen nennen. Man trifft sie in allen Gegenden Indiens an, und es wird kein häusliches oder öffentliches Fest gefeiert, das sie nicht durch ihren Gesang und Tanz verherrlichten. Bei den Hofslagern regierender Herren müssen sie jeden Abend Schauspiele aufführen und bei jeder Festlichkeit zugegen sein. Bei feierlichen Gesandtschaften sind sie, singend und tanzend, mit im Aufzuge. Große Städte halten, wie bei uns Schauspieler, so hier eine Truppe Bajaderen. Dergleichen Truppen stehen unter der Direction einer Matrone, Dasa genannt, haben in ihrem Gefolge mehrere Musikanten und einen Ballet- und Kapellmeister, der von dem Schelimbic, einem lärmenden In-

strumente, das aus zwei kleinen Becken, das eine von Stahl, das andere von Kupfer besteht, *Schelimbiar* genannt wird. Die meisten Tänze der *Bajadere*n sind Pantomimen. Mit großer Genauigkeit wissen sie, während sie singen und tanzen, durch Gebarden und Stellungengn irgend einen Gegenstand, eine interessante Scene aus dem häuslichen oder öffentlichen Leben, Gefechte und dergl. darzustellen. In der Kunst, Leidenschaften durch Mienen und Gebarden auszudrücken, haben sie es, nach dem einstimmigen Zeugnisse aller Reisenden, so weit gebracht, daß die geschicktesten europäischen Ballett-Tänzerinnen nur als steife Marionetten neben ihnen figuriren würden. — Ehe der Tanz beginnt stehen die *Bajadere*n mit verschleiertem Gesicht in einer Gruppe. Nun fangen die musikalischen Instrumente an, eines nach dem andern zu spielen. Die gelenken Glieder der Tänzerinnen regen und dehnen sich in sanften Wellen, der *Schelimbiar* tritt endlich mit seinen runden Becken hinter sie; auf dieß Zeichen fallen die Schleier, die Mädchen treten vorwärts und bilden sich in zierliche Reihen, wirbeln hierauf mit einer bewunderungswürdigen Kunst unter einander herum oder tanzen Paarweise, und bewegen dabei ihre Augen, Arme, Hände, ja alle ihre Glieder mit unbeschreiblicher Geschicklichkeit und sprechendem Ausdruck. — Der Anzug dieser Tänzerinnen ist in der Regel ungemein reizend. Ihr rabenschwarzes, glänzendes, von wohlriechenden Oelen duftendes Haar fällt in einem langen dicken Popf, an dessen Ende eine goldne Quaste befestigt wird, geflochten bis auf die Hüften herab. Oben auf dem Hinterkopf glänzt die *Aschorenta*, eine goldne, handbreite Scheibe. Das Haar ist auf der Stirne zu beiden Seiten gleich abgetheilt und von der Stirne aus laufen an den Schläfen hinter die Ohren hin einige sehr feine goldne Ketten, die nebst mehreren runden Goldplättchen in den Pöpf mit verflochten sind. In den Ohren, sowohl in den Lappchen als in den Mändern derselben, tragen sie mehrere Ringelchen und andern dergleichen oft kostbaren Schmuck, und selbst mit dem dünnen goldnen Ringe in der Nase dieser Mädchen, und

den um ihre Augen gezogenen, anfangs wohl abschreckenden schwarzen Kreisen, schämt sich der Europäer bald aus. Das Gesicht und alle entblößte Theile des Körpers färben sie mit *Curcuma* gelb, schminken aber ihre sehr blaffen Wangen nur selten roth. Um den Hals, s. Taf. XIII. tragen sie mehrere goldne Ketten; auch Arme und Beine, Finger und Fußzehen sind mit einer Menge goldner und silberner Ketten geschmückt. Den Busen, auf dessen Erhaltung sie die größte Sorgfalt wenden, deckt ein Leibchen mit kurzen Ärmeln. Beinkleider von gestreiftem Seidenzeuge, ein kurzer musellinener Rock, um die Hüften mit einem silbernen Gürtel befestigt, und ein feiner durchsichtiger Schleier, der über den Kopf fällt, vollenden ihren geschmackvollen Anzug. — Ihr äußerliches Betragen ist sehr sitzsam und ehrbar.

Außer den Tänzerinnen dienen auch öffentliche dramatische Vorstellungen, die unter freiem Himmel aufgeführt werden, zur Unterhaltung der *Hindus*. Der Inhalt dieser Schauspiele bezieht sich gewöhnlich auf ihre alte Geschichte und Mythologie, und die Stücke sind oft so lang, daß sie mehrere Tage hinter einander gespielt werden. In der Nähe der im offenen Felde errichteten Schaubühnen sind einige Zelte aufgeschlagen, in welchen sich die ihre Rollen gewöhnlich trefflich durchführenden und meist mit den kostbarsten und angemessensten Costüms, versehenen Schauspieler (*Kalikoren*) umkleiden und nach gespielter Rolle zurückziehen. Die Vorstellung beginnt erst mit eintretender Nacht, und der Schauplatz wird durch eine große Menge Lampen erleuchtet. Die in der Regel sehr zahlreichen Zuschauer beiderlei Geschlechts lagern sich in einiger Entfernung von der Bühne auf jeder ihnen beliebigen Stelle. — Die dramatischen Dichtungen der *Hindus*, (*Natats*) sind von großer Vollendung und ausgezeichnete Schönheit, und schon 900 Jahr vor Chr. besaßen sie in dem Dichter *Kalidas* einen Dramatiker, den man mit dem größten Recht den indischen *Shakespeare* genannt hat. Von seinem vorzüglichsten Drama: *Sakuntala* oder der

Schicksalering, das Jones ins Englische, Fort-
 setzer ins Deutsche übersezt, urtheilt Herder,
 ein gewiß kompetenter Richter: „Mit Blumen-
 fetten sind darin alle Scenen gebunden; jede
 entspringt aus der Sache selbst, wie ein schö-
 nes Gewächs, natürlich. Eine Menge erhaben-
 er sowohl als zarter Vorstellungen finden sich
 hier, die man bei einem Griechen vergebens su-
 chen würde, denn der indische Welt- und Men-
 schengeist selbst hat sie der Gegend, der Nation,
 dem Dichter eingehaucht!“ Von demselben Ka-
 lidas hat man: *Ouvrassi Vikrama*, Urra-
 sis Heldenmuth, ein Drama in 5 Akten, *Me-
 gha-Duta*, die Botschaftswolke, *Shasi-ara-
 nava*, das Spottmeer, ein satyrisches Drama
 u. s. w. Durch die Engländer, welche in Cal-
 cutta eine orientalische Druckerei angelegt ha-
 ben, mehrt sich fast jährlich der uns bekannt
 werdende Schatz der indischen Literatur, und
 noch ganz kürzlich sind wieder durch den Eng-
 länder Wilson mehrere indische Gedichte auf
 europäischen Boden verpflanzt und bereits davon
 Einige, was auch von der Zartheit der lyris-
 schen Poësie; der Hindus zeugt, in deut-
 scher Uebersetzung mitgetheilt worden. Als Pro-
 be stehe hier ein kurzes, aber gewiß sehr lieb-
 liches Gedicht eines Liebenden an sein Mädchen,
 während einer Mondfinsterniß:

Schnell hinaus! o wolle nicht!
 Fieh! verschleiere dein Gesicht!
 Dieses Mal entkam der Mond,
 Blick von seinem Felad verschont.
 Du, die fiedensofer ist,
 Schre' des Mäch't'gen Mitterst!
 Sch' er dich — er liebe gern
 Vom milder reinen Monte fern! —

Dagegen befindet sich die Tonkunst der
 Hindus, ob sie gleich eine sehr große Anzahl
 musikalischer Instrumente besitzen, deren Ton
 aber, besonders für ein europäisches Ohr, viel zu
 lärmend und rauh ist, noch auf einer sehr nie-
 dern Stufe. Die Tonweisen und Gesänge sind
 einförmig, ohne Geist, Leben und Harmonie.

Die Maler Hindostans beweisen nur in
 Ansehung des Colorits ihrer Arbeiten und der
 Bereitung ungemein schöner und lebhafter Far-

ben große Geschicklichkeit, aber von Schatten,
 Licht und Perspective wissen sie wenig.

In der Bildhauerkunst hat man grö-
 ßere Fortschritte gemacht, besonders bewundern
 muß man hier oft die Feinheit der Ausarbei-
 tung in den kleinsten Theilen, worin sich, wie
 bei den Manufacturarbeiten der Hindus, eben-
 falls ihr hervorstechendes Talent zu allem, was
 mühsamen Fleiß und unerschöpfliche Geduld for-
 dert, bewährt.

Am weitesten haben es die Hindus in
 den ältesten Zeiten schon in der Baukunst ge-
 bracht. Ihren Denkmälen alter Architectur sie-
 hen an kolossaler Pracht und ausgedehntem Um-
 fang selbst die der Aegyptier, weit nach, und in
 Absicht auf Ehrfurcht gebietende Größe, uners-
 chütterliche Festigkeit und blendende Pracht, ob-
 schon sie die edle Einfachheit, den Geschmack
 und die Zierlichkeit altgriechischer, römischer und
 arabischer Bauwerke vermissen lassen, ist ihnen
 kein anderes Bauwerk der Erde vergleichbar. —
 In den lebendigen Felsen gehauen, finden sich
 hier unterirdische Fellentempel, Höhlenpaläste,
 Grottenwohnungen für Tausende von Priestern
 und Pilgern, ausgeschmückt mit Säulengängen,
 Vorhöfen, Kapellen, freien Plätzen, innern Zei-
 len, Brücken, Treppen, Teichen, Wasserbehäl-
 tern, Pfeilern, Obeliskn, Basreliefs, mannig-
 fachen Zierathen, Kolossalstatuen von hohen
 und niedern Göttern, Elephanten und andern
 geweihten Thieren. Alles ist aus hartem Thon-
 porphyr gehauen; ganze Säulen sind mit Per-
 len und Edelsteinen überzogen; kolossale Größe
 und prachtvolle Ausführung zweifeln bis ins
 Einzelne. Hauptpunkte, auf welchen solche Nie-
 senwerke sich finden, sind die kleinen Inseln
 Elephanta und Salsette unweit Bombay.
 Auf ersterer, die ihren Namen von einem un-
 geheuern Elephanten, zu welchem ein schwarzer
 Fels umgeformt worden ist, erhalten hat, befin-
 det sich ein unterirdischer, 130 Fuß langer, 123
 Fuß breiter, auf 26 Säulen und 16 Pfeilern
 ruhender Haupttempel des Schiva mit vielen
 Nebengebäuden, ohne Inschriften zwar, aber mit

sehr erhabenen Reliefs ausgeziert; s. Taf. XIV. — Auf der hohen Felseninsel Salsette sind mehrere Pagoden, die selbst in Stockwerken übereinander in Stein gehöhlt sind, mit Inschriften in einem verloren gegangenen Alphabet. Die Pagoden von Ellora befinden sich in einem Felsengebirge, das mit aller Pracht der Baukunst amphitheatralisch ausgehauen ist. In diesen Tempelgrotten sind oft Felsenmassen stehen geblieben und daraus wieder innere Tempelgearbeitet, deren prachtvoller Bau und reiche Verzierung alle Beschreibung übertrifft. „Man mag diese Kunstwerke,“ sagt ein Reisender, „in Hinsicht der Anlage oder Ausführung betrachten, so muß man auf jeden Fall darüber erstaunen, wie Menschen auf den Gedanken kommen konnten, ein so großes Gebirge zu Gebäuden umzuschaffen, die für die Ewigkeit bestimmt zu sein scheinen!“ Diese Höhlen sind eigentlich ein brahmanisches Pantheon. Alle Gottheiten der Hindus vom ersten und zweiten Range haben hier ihre Pagoden, Shiva deren 20, und selbst dem Brahma, der doch sonst nirgends einen Tempel hat, ist hier eine Pagode gewidmet. Die berühmte Pagode in Tanjore (Tanjore) s. Taf. XIV. ist ohnstrittig das schönste Muster eines pyramidalen Tempels. Im Innern befindet sich ein kolossaler Stier von schwarzem Granit, der für eines der schönsten Denkmäler altindischer Bildhauerkunst gehalten wird. Jetzt sind alle diese Tempel, deren Entstehung noch in die Zeit fällt, wo Vorder-Indien von eigenen Fürsten regiert wurde, und deren Alter wohl auf mehr als ein Jahrtausend sich belaufen mag, wenigstens nach der Außenseite hin verfallen und zum Theil durch die wilde Wuth muhamedanischer Eroberer in Schutt und Trümmern begraben. Der englische Bischof Hebron, der in den Jahren 1824 und 1825 eine allgemeine Inspectionreise zu den, seinem Sprengel, Calcutta, unterworfenen christlichen Kirchen und Schulen unternahm, und deren Resultate neuerlich bekannt machte, versichert, daß die jetzigen Baumeister und Bildhauer Ostindiens, wie die in neuern Zeiten erbauten Tempel bewiesen, noch dieselben Geschicklichkeiten zu dergleichen Unternehmungen besäßen; aber

die reichen Fürsten sind nicht mehr vorhanden, welche solche Bauwerke errichten lassen könnten.

In der *Astronomie* besäßen die Bramanen ziemlich genaue, aus den frühesten Zeiten herkommende und in ihren heiligen Büchern schriftlich niedergelegte Kenntnisse. Mit der größten Geschicklichkeit wissen sie Sonnen- und Mondfinsternisse zu berechnen, von dem Umlauf der Erde um die Sonne aber scheinen sie wenig oder nichts zu wissen. Das Jahr wird von ihnen in 12 Monate und in Wochen zu 7 Tagen eingetheilt. Die Monate sind von verschiedener Länge, und werden nach den vornehmsten in jedem Monat blühenden Gewächsen benannt, wie bei uns z. B. Februmonath, statt Juli, Weinmonath, statt October. In ihren Kalendern (*Panchangams*) sind die schlimmen und guten Monate, Tage und Stunden durch bestimmte Zeichen angegeben, deren Auslegung aber nur die Bramanen richtig verstehen. Ein Bramin, *Panchamkar* genannt, pflegt daher jeden Monat in die Häuser seiner Kunden zu gehen, und ihnen, gegen eine Vergütung, die Kalenderzeichen zu erklären. Ueberhaupt ist die *Astronomie* der heutigen Hindus, wie überall in Asien, zur Dienerin der *Astrologie* herabgesunken, und immer bringt das gemeine Volk die Erscheinungen am Himmel in Verbindung mit seiner Götterlehre. Der Mond z. B. ist nach einigen Mythen eine mit Göttertrank gefüllte Schale. Vom Vollmond bis zum Neumond trinken die Götter daraus, und daher nimmt der Mond ab, vom Neumond an wird sie nach und nach wieder gefüllt. Eine Sonnen- oder Mondfinsternis entsteht durch das Ungeheuer *Rahu*, welches diese glänzenden Himmelskörper verschlingen möchte, worauf sich auch das oben mitgetheilte kurze Gedicht bezieht. Man macht daher, wie bei den Chinesen, einen furchtbaren Lärm mit Trommeln, Trompeten u. s. w. Während einer solchen Finsternis ist es die Pflicht jedes frommen Hindu, Almosen auszutheilen, und jedes Stück Geld zu dieser Zeit verschenkt, hat mehr Verdienst als 100 an jedem andern Tage. Bei Gelegenheit solcher Verfinsternungen fällt

sich daher die Wohnorte der Hindu's mit Bettlern aller Art.

In der Rechenkunst sind die Hindu's, die auch die Erfinder des Bekehrstems, der Delabill, gewesen sein sollen, und unter ihnen besonders die Rasse der Vanianen, überaus erfahren. Letztere lösen mit einer Bewundernswerthen Leichtigkeit durch Kopfrechnen in kurzer Zeit die schwersten arithmetischen Probleme.

Die Arzneikunde mag bei den Indiern in frühern Zeiten wohl auf einer höhern Stufe gestanden haben als jetzt, wo sie fast nicht viel mehr als Quacksalberei ist; wenigstens kommen in ihrer Literatur mehrere in der Sanskritsprache geschriebene Bücher vor, die vortreffliche Recepte, namentlich ein Mittel gegen den Diphtherie, das auch dann noch rettet, wenn die Wasserscheu bereits ausgebrochen ist; ein Pflaster gegen den kalten Brand u. a. enthalten sollen. Ein Haupthinderniß des Fortschreitens in dieser Wissenschaft ist der gänzliche Mangel an anatomischen Kenntnissen, indem der Hindu, aus religiösen Vorurtheilen, vor der Bergliederung todtter Menschen oder Thiere einen unüberwindlichen Abscheu hat. Die indischen Aerzte gehören zu der Rasse der Schuders und betreiben ihre Kunst handwerksmäßig, nach Anleitung eines, gewöhnlich in Versen geschriebenen Receptbuches, welches sie von ihren Vorfahren, die auch Aerzte waren, erben. Aus Mangel an Kenntniß des Sanskrit können sie die oben erwähnten medizinischen Bücher nicht studiren. Die Arzneien bereiten sie, da es in Indien, wie im ganzen Morgenlande keine Apo-

theken giebt, selbst. Wenn daher der Hindu von einer äußerlichen oder innerlichen gefährlichen Krankheit geheilt wird, so haben gewiß seine einfache mäßige Lebensweise, seine gute Leibesbeschaffenheit, das Klima und die sorgfältige Pflege mehr Antheil daran, als die Kräuterküfte, Pflaster und abergläubischen Ceremonien seines Arztes. Ueberhaupt aber genießt der Hindu einer sehr dauerhaften Gesundheit, und es ist etwas Seltenes, wenn junge Leute in der Blüthe des Lebens anders, als durch Unglücksfälle hinweggerafft werden. Hundertjährige und noch ältere Greise, die noch im vollen Genuße aller ihrer Körper- und Geisteskräfte sind, gehören nicht unter die Seltenheiten. Man kennt in Indien nur wenige Fieber, beinahe gar keine Gicht, keine Rheumatismen, keine Katarrhe, keinen einseitigen Kopfschmerz und dergleichen; wenigstens bleiben die Eingebornen von diesen Krankheiten frei, und nur die Europäer, die durch Unvorsichtigkeit, Unmäßigkeit und andere Ausschweifungen sich dieselben zuzogen, seufzen unter ihrer Geißel. — Eine diesem Lande eigenthümliche Krankheit ist der Ausfuß (Lepra, Elephantiasis), welcher den Körper mit schwarzen Flecken überzieht, so daß die Oberfläche desselben einem Damenbrete ähnelt, und durch trübende Augen, Ausfallen der Haare, Verdickung und Unempfindlichkeit der Haut sich zu erkennen giebt. Er ist selten heilbar, dauert 10 — 20 Jahre, und scheint sich zu vererben, ohne jedoch für andere Personen, selbst für die nächsten Umgebungen, ansteckend zu sein *).

Nichts zeugt für die Geistesgröße eines Volkes besser als seine Sprache und deren künst-

*) Eine andere Krankheit, als deren Vaterland wohl nicht ganz mit Recht Indien genannt wird, und die jetzt zum Schrecken des Tages geworden ist, hat besonders seit dem Jahr 1817 hier große Verheerungen angerichtet, und von hier aus über ganz Persien, Arabien, Syrien, Aethiopien u. s. w. fast bis zu uns sich verbreitet, die sogenannte Cholera morbus oder Brechruhr. Schon im 14. Jahrhundert von 1348 bis 1350 durchzog diese Krankheit, unter dem Namen des schwarzen Todes fast ganz Europa. Die Erscheinungen und Folgen dieser Krankheit haben Aehnlichkeit mit den Wirkungen der Gifte. Wo sie am heftigsten wüthet, bräutet sie den Menschen augenblicklich, ohne daß er sich vorher merklich abel befunden hätte. Es treten gewaltige Erbrechen ein, welche mit einem heftigen Durchfall und unerträglichen Schmerzen im Unterleibe verbunden sind, und gewöhnlich innerhalb weniger Stunden mit dem Tode endigen. Beim ersten Ausbruch der Seuche ist alle menschliche Hülfe fast vergeblich. Erst wenn sie weniger heftig zu wüthen anfängt, kann der eine oder der andere gerettet werden. Sowieilen ist aber auch die Krankheit gleich im Anfange so gutartig, daß man in keiner großen Gefahr schwebt,

lerische Ausbildung. Daß das uralte und jetzt unter die todtten Sprachen gehörende Sanskrit eine hochgebildete und für alle Gattungen prosaischer und poetischer Rede, insbesondere für Philosophie und theologische Dichtung gleich calcitrirte Sprache gewesen sei, versichern alle, die es kennen. Sein Vaterland ist Nordindien. Jetzt ist es nur im Besiz der bramantischen Gelehrten (Pundits). Die Sanskritsprache hat eine bewundernswürdige Ausbildung, Regelmäßigkeit und Schönheit, und bei allem Wortreichthum dennoch einen hohen Grad von Einfachheit, so daß sie leichter zu erlernen ist als viele andere morgenländische und todtte Sprachen. Die Schriftzeichen des Sanskrit (wofür sie in einem spätern Hefte mit) bestehen aus 52 Buchstaben, welche von der Linken zur Rechten geschrieben werden. — Die Volkssprache der Hindus theilt sich in eine fast unübersehbare Menge von Mundarten. Die gemeinste ist die mongolischhindostanische. Das Persische ist die Sprache der Höfe, der Diplomatie und der Vornehmen, wie in Europa das Französische. — Man schreibt in Indien mittelst eines Griffels auf die langen schmalen Blätter (Ollas) der Fächerpalme (Borassus flabellifer), die man auf den Handteller der linken Hand legt, während man mit der rechten Hand den Griffel führt. Die Ollas werden auf beiden Seiten beschrieben und dann die eingetra-

gen Buchstaben, um sie herauszuheben, mit einer schwarzen Farbe überzogen. Aus solchen regelmäßig über einander gelegten, in den obern Enden durchbohrten, und sodann durch einen Faden oder ein Band zusammengehefteten Ollas bestehen die Bücher der Hindus. —

Die Hindus haben regelmäßige Schulen. Zum ersten Unterricht im Lesen und Schreiben versammelt der Lehrer die Knaben unter dem Schatten einer Palme oder Baniane. Lehrer und Schüler zeichnen die zu erlernenden Buchstaben in den Sand. Die Unterrichtsmethode soll mit der Wells-Pancasterschen übereinstimmen, und diese letztere ursprünglich eine Nachahmung der indischen sein. Aus der Elementarschule geht der Knabe in eine höhere über, in welcher Unterricht im Rechnen, in der Sprachlehre und Dichtkunst erteilt wird. Die Lehrer (Guru's) sind Braminen. Dann erfolgt für die Söhne der Braminen der Uebertritt in die Akademien, auf denen Geschichte, Astronomie, Philosophie und Theologie vorgetragen werden. Die vornehmste dieser Akademien befindet sich (s. S. 46) zu Benares. Die Kinder der übrigen Kasten werden überdies noch zu Hause in allen den Kenntnissen unterrichtet, welche zu ihrem künftigen Berufe erforderlich sind. — Auch die Engländer haben in Hindostan Schulen angelegt, in welche arme Hindukinder

sondern nur von wiederholten Anfällen Aufreißung der Kräfte zu befragen hat. Es sind dagegen aber auch Fälle vorgekommen, wo Menschen, ohne daß sich ein Symptom der Krankheit vorhergezeigt hätte, plötzlich mitten auf dem Wege, dem Felde, bei ihrer Arbeit im Hause u. s. w. niederfielen und starben. Der große, ein englischer Arzt, der die Brechruhr im Sommer 1822 in Indien zu beobachten Gelegenheit hatte, erzählt von 20 jungen und starken Arabern, welche auf dem Felde, wo sie arbeiteten, plötzlich und alle zugleich, unter dem Ausruf: Daa bi! Daa bi! (meine Eingeweide!) von der Erde angefallen wurden und nach 3 Stunden sämmtlich todt waren. Nach den Untersuchungen der in Indien angehenden brittischen Aerzte waren Unerregbarkeit der Nitterung, besonders allzuwichtige Regengüsse, in Verbindung mit großer Hitze, die ersten Ursachen des Ausbruchs dieser Seuche gewesen. Als nächste Ursache betrachtete man das Kesselformenwohnen vieler Menschen, besonders an schlamigten Flussufern, und eine schlechte, besonders dies aus Pflanzenstößen bestehende Nahrung. Daher brach diese pestartige Krankheit gewöhnlich zuerst in großen Städten, namentlich in stark besetzten Wollfabrikstädten, oder auch in den Feldlagern der Kriegsheere aus, und Leute, die viel Fleisch aßen, z. B. Mahomedaner und Europäer, litten weniger davon als die Hindus. Als das fräftigste Mittel bewährte sich in Indien wenigstens den brittischen Aerzten Opiumtinctur oder Laudanum. Auch Fußbäder, kaltes Aderlassen an beiden Armen, Abkochen von Weizenblättern oder Winthe (Mentha) in Essig, und häufiges Trinken von Granatenrost, soll sich als heilsam bewiesen haben. Als Verwahrungsmittel wird eine fräftige Nahrung und Warmhaltung des Körpers, besonders des Unterleibes, sehr empfohlen. Ob Veräurum allum (Germar), in dessen Wurzel sich, wie in der der Seilsolen, ein mit Gallussäure verbundenes Kalk, Perarrine genannt, befindet, sich als seigliches Heilmittel der Cholera bewähren werde, steht noch zu erwarten. —

unentgeltlich aufgenommen werden, ohne daß man jedoch unmittelbar darauf ausgeht, sie zu bekehren. In der Regel kommen die meisten Kinder, wenn sie erwachsen sind, von selbst, und bitten, daß man sie taufen möge. Die Zahl aller von christlichen Missionärs in der Präsidentschaft Madras gegründeten Schulen soll sich weit über 300 belaufen. Unstreitig ist von besserer Jugendbildung noch das Meiste für die bis jetzt noch wenig gelungene Einführung des Christenthums zu erwarten.

Da sich mit den mechanischen Künsten und den Handwerken nur eine einzelne Kaste, die Schuders, beschäftigt, und auch diese wieder in zahllose Unterabtheilungen zerfällt, deren jede eine besondere Kunst oder Handwerk treibt, mit dem sich Niemand aus einer andern Abtheilung befassen darf; so begreift es sich leicht, wie auch in dieser Hinsicht bei den Hindus heut zu Tage alles noch so betrieben wird, wie vor undenklichen Zeiten, und wie schwer jede Verbesserung halte. Was aus dem Hindier hinsichtlich des Gewerbsleißes werden könnte, wenn er der europäischen Kultur zugänglicher wäre, beweist die Vollkommenheit, zu welcher er es in einzelnen Zweigen seit uralter Zeit schon gebracht hat. — Die Weberei stand schon im höchsten Alterthume über allen Handwerken und mechanischen Künsten; daher thun sie es auch in Ansehung ihrer Baumwollen- und Seidenzeuge noch jetzt allen andern Völkern zuvor. Es ist nicht möglich, etwas Schöneres und Feineres zu fertigen. Ein zerrissenes Stück Nesteltuch (so nennt man ein aus Nestelzwirn, dem Baute der Ur-tien dioica verfertigtes Tuch und dann überhaupt das künstliche Gewebe des feinsten Musselins) können sie so geschickt wieder ganz machen, daß auch das schärfste Auge den Riß nicht mehr wahrzunehmen vermag. Man findet Stücken von 20 und mehr Ellen, die in eine mittelmäßige Tabaksdose gehen, oder durch einen Fingerring gezogen werden können und fast so durchsichtig sind als die Luft selbst. Die Spinnerin unterscheidet im rehen Seidencocon wohl an zwanzig verschiedene Grade der Feinheit, bloß

durch das Gefühl ihrer Fingerspitzen. Eben so bewunderungswürdig sind die Arbeiten ihrer Juweller, Goldarbeiter, Steinschneider, Sticker und anderer Handwerker. Was aber diese Geschicklichkeit noch staunenswerther macht, ist die geringe Zahl, Einfachheit und selbst Plumpheit ihrer Werkzeuge und Vorrichtungen. — Der Zimmermann kennt kein anderes Werkzeug als eine Art Art, die Säge, den Hammer, den Bohrer, Meißel und Hobel. Er arbeitet ohne Unterlage auf bloßer Erde; braucht aber auch einen Monat Zeit zu der Arbeit, die ein Europäer in 3 Tagen macht. — Der Holzfäger steckt sein Stück Holz zwischen zwei in die Erde gesteckte Balken, setzt sich ganz nachlässig auf eine kleine Bank und zieht die Säge, mit welcher er in 3 Tagen ohngesähr so viel zuwege bringt, als ein europäischer Arbeiter in einer Stunde. — Der Schmied schleppt sein Handwerkzeug, seinen steinernen Ambos, seinen Ofen, seine Blasebälge mit sich herum. Wer ihm Arbeit geben will, ruft ihn zu sich, und vor dessen Hause schlägt er nun seine Werkstätte auf, und arbeitet vor dem Ambos mit eingeschränkten Beinen sitzend. Auch die Goldarbeiter gehen zu den Leuten, die sie brauchen, ins Haus, ihre wenigen Werkzeuge mit sich führend. — Der Schuster, ohnehin zu der verachteten Klasse der Schuders gehörend, weil er Kuhlleder verarbeitet, läßt sich, wenn man bei ihm ein Paar Schuh bestellt, etwas Geld voraus bezahlen, kauft dann eine Ziege oder einen Hund, zieht ihm das Fell ab, gerbt es selbst, und macht nun daraus ein recht bequemes und nettes, freilich aber nicht sonderlich dauerhaftes Stück Arbeit.

Der Ackerbau, nächst der Weberei, das ehrenvollste Gewerbe in Indien, könnte bei der ungemeinen Fruchtbarkeit des Bodens in höchster Blüthe stehen und gewiß dreimal soviel Menschen ernähren, als das Land gegenwärtig Einwohner hat. Aber die fehlerhaften politischen Einrichtungen sind hauptsächlich schuld, daß die meisten, welche sich mit dem Landbau beschäftigen, im größten Elend leben, und daß von Zeit zu Zeit nicht bloß Theuerung der Lebensmittel, son-

dem auch theilweise die schrecklichste Hungersnoth entsteht. Grund und Boden sind überall Eigenthum des Staates, dem von den Bauern fast ein Drittel des Ertrags abgegeben werden muß. — In den brittischen Besitzungen ist die Erhebung dieser Abgabe an die sogenannten Zemindars, die unsern Rittergutsbesitzern, Vasallen, entsprechen, verpachtet. Diese Zemindars haben sich nach und nach zu Erbpächtern erhoben, und sind somit wirkliche Eigenthümer des Bodens geworden. Sie verpachten die Grundstücke wieder an Unterpächter, wodurch die Bauern von Jahr zu Jahr immer mehr gedrückt werden. Auch sind die Erbschaftsgesetze der Hindus und Mongolen, vermöge deren das Grundeigenthum unter die Erben des Besizers getheilt werden muß, Ursache, daß immer kleinere Wirtschaften entstehen, von deren Ertrage der Eigenthümer nicht mehr leben kann. Die Hauptfeldfrucht ist der Reis, der hier wegen des sorgfältigen Anbaues nicht nur sehr schmackhaft und gesund, sondern auch äußerst ergiebig ist, indem er, im Durchschnitt, in jeder Aernte, und auf zwei, ja in manchen Gegenden auf vier Reisarnten kann man mit ziemlicher Sicherheit rechnen, einen sechshundertfältigen Ertrag giebt, während der Weizen, auch in dem besten Boden, nie mehr als das vierhundertste Korn trägt. Ehe die Hindus den Acker bestellen, brennen sie zuvörderst alles Unkraut von demselben ab,

dängen aber denselben nie oder nur selten, und dann mit Salz, oder, wenn sie es haben können, mit Meerwasser. Der Acker wird nur einmal, vermittelt eines sehr einfachen mit Büffeln bespannten Pfluges, und nur 4 — 5 Zoll tief gepflügt; das Saatkorn aber, ehe man es ausstreut, in karkes Salzwasser eingeweicht. — Auch Baumwolle, von der man hier sieben Abarten hat, welche theils weiße, theils röthliche, theils gelbe Wolle liefern, Pfeffer, besonders schwarzer, Wohn, Zucker, Tabak, werden reichlich in Vorder-Indien gebaut.

Mit der Fischerei beschäftigt sich, obwohl sie Jedermann erlaubt ist, nur eine besondere Klasse der Schuders. Von großer Bedeutung für Ostindien ist die Perlenfischerei, welche vorzüglich an den Küsten von Coromandel und der Insel Ceylon betrieben wird, und von der brittischen Regierung an gewisse Unternehmer verpachtet ist, was ihr seit den letzten Jahren bis auf 150,000 Pfd. St. jährlich einbrachte. Die Perlenfischerei findet immer im April statt, weil zu dieser Zeit das Meer am ruhigsten ist. An den Orten des Fanges kommen bei dieser Gelegenheit oft bis auf 150,000 Menschen zusammen, welche unter Bambushütten wohnen und einen ungeheuren Markt bilden, auf dem die gewonnenen Perlen sogleich verkauft werden *). Im Allgemeinen erhalten in Asien die gelblichen Perlen den Vor-

*) Die Perlen sind ein Erzeugniß der Perlemuttermuschel, welche in den ost- und westindischen Gewässern und in andern Meeresgegenden der warmen Erde lebt. Man findet sie in einigen Gegenden an den Felsen in der Meerestiefe, wie die Austern, in großer Menge beisammen. Solche Orte heißen Perlenbänke. Von der Natur und Lebensweise des Thieres, das diese Muscheln bewohnt, wissen wir, wie von allen übrigen Muschelthieren, nur wenig. Eben so ungewiß ist man darüber, was die Perlen, die man sowohl im Thiere selbst, als inwendig an der Schale trifft, eigentlich sind, und wie sie entstehen. Man hat bemerkt, daß diejenigen Muscheln, welche Perlen haben, an der Schale mehr oder weniger verlegt waren, und daß die Perlen gerade da saßen, wo von außen her Löcher eingebohrt waren. Es sollen vorzüglich die Pholaden, Bohrmuscheln, deren es 12 Arten giebt, sein, welche sich einbohren, um zu dem in der Muschel lebenden Thiere selbst zu gelangen und es anzufressen. Dieses dagegen überzieht die Öffnung mit einer kalkartigen Materie, die sich endlich eben so verhärtet wie die Schale selbst, und dieß ist die Perle, welche an der Schale sitzt. Die Perlen, welche sich im Leibe des Thieres befinden, mögen einen ähnlichen Ursprung haben. Wenn nämlich ein ediges, scharfes Sandkörnchen oder sonst ein fremder Körper an den Leib des Thieres kommt und sich in das weiche Fleisch eindrückt, so mag ihm das empfindlich sein; es überzieht daher den fremdartigen Körper mit seiner Kalkmaterie und so entsteht die Perle. In mehreren Gegenden Asiens sucht man die Muscheln zur Erzeugung der Perlen zu zwingen, indem man behutsam die Schalen öffnet, künstlich gearbeitete Körperchen hineinbringt und sie dann wieder ins Wasser legt. Nach einiger Zeit sind letztere dann mit der Perlmaterie so viel überzogen, daß sie dem Nichtkenner für wirkliche Perlen gelten und oft dafür verkauft werden. Wie es mit dem oft gerühmten Geheimnisse des großen Kinné, Perlen mittelst der gemeinen Flußmuscheln künstlich zu erzeugen, steht, (ein Geheimniß, das zur Zeit noch schriftlich in den schwedischen Archiven aufbewahrt werden soll) möchte sich wohl daraus zum Theil errathen lassen, daß es noch niemals benutzt

zug vor den übrigen. Für den europäischen Handel haben die weißen den größten Werth.

Die Jagd wird als Beschäftigung und um sich Lebensunterhalt dadurch zu verschaffen, nur von den wilden Bergvölkern Vorder-Indiens getrieben; dem eigentlichen Hinderu verbietet schon seine Religion, die die größte Milde und Schonung gegen die Thiere ihm zur Pflicht macht, dieß Gewerbe, doch zieht er gegen die wilden und reißenden Thiere auch zu Felde und bekannt sind besonders die Tigerheken des berühmten Hyder-Ali, dessen Jagdgesellschaften das Ansehen kleiner Armeen hatten und dessen Treibjagen oft viele Wochen dauerten. Zu den Tigerheken bedient man sich entweder der Elephanten oder noch häufiger eines dem Fuchse ähnlichen, hier einheimischen Thieres, Siaigost, d. h. Schwarzjohr, genannt. Der Siaigost, dessen die gewöhnlichen Naturgeschichten nicht gedenken, den wir aber aus der Schilderung eines Franzosen, der Augenzeuge der Tigerjagden Hyder-Ali's war, näher kennen, ist gewöhn-

lich 14 — 16 Zoll hoch, hat einen Balg mit langen seidenartigen Haaren, dem des Fobels ähnlich; seine behenden lebhaften Bewegungen und starken Muskeln zeigen seine innere Kraft an, und seine großen feurigen Augen deuten auf seine List und Verschmittheit. Er ist ein geschworener Feind der Tiger und Bälse und überhaupt aller fleischfressenden viersfüßigen Raubthiere, die er häufig aufsucht, mit Wuth anfällt und mit höchster Erbitterung bekämpft. Sanft und gutartig gegen die Menschen ist er rasend und wild gegen Raubthiere und fürchtet die größten und stärksten derselben nicht; Tiger und Hyänen fordert er lähn heraus. Dem furchtbaren Tiger, der mit höchster Wuth, lautbrüllend, mit einigen Sprüngen auf seinen tollkühnen kleinen Feind loszieht, geht der flinke, behende Siaigost unerschrocken entgegen. Ohne einen Schritt zu weichen, legt er sich der Länge nach gestreckt mit dem Bauche auf die Erde hin, so daß der Tiger, wenn er einmal den Anlauf genommen hat, durchaus über ihn wegspringen muß. Der Siaigost benützt diesen Augenblick, um sich

worden ist. Andere halten die Perlen für unbefruchtete Eier der Muscheln; noch andere endlich für verhärteten Schalenast, woraus die Muschel jährlich ihr Gehäuse vergrößert. — Das Geschäft, die Perlenmuttermuschel aus der Tiefe heraufzuholen, ist eine der schwersten und gefährlichsten, welche Menschen je übernommen haben. Es wird durch Taucher betrieben, welche von Jugend auf dazu gewöhnt werden. — Graf Noé beschreibt als Augenzeuge die Perlenfischerei in Ceylon auf folgende Weise: „Da die Bänke mehrere Meilen vom Ufer entfernt sind, so wird das Zeichnen zur Abfahrt allezeit um Mitternacht gegeben, und die Kähne kommen mit Andruch des Tages dort an. Man beginnt der Gänge, wozu das Zeichnen durch einen Kanonenschuß am Ufer gegeben wird. Die Bänke, an denen gefischt werden soll, sind durch Schwammträger bezeichnet, und die Wachtkähne der Regierung erlauben Niemanden, außer diesen angegebenen Stellen zu fischen. Jeder Kahn enthält außer dem Eigenthümer und Steuermann zwanzig Mann, unter denen sich 10 Taucher befinden, wovon immer 5 zu gleicher Zeit im Wasser sind. Um schnell hinunter zu kommen, setzen die Taucher den Fuß in einen vermittelst eines Stricks an den Kahn befestigten Steigbügel, an welchen ein 20 bis 30 Pfd. schwerer Stein gebunden ist. Um den nackten Leib wird ein Seil geschlungen, Nasenlöcher und Ohren sind mit Baumwolle verstopft und an dem Arm ein in Del getauchter Schwamm befestigt, den sie bisweilen an den Mund halten, und so, ohne zugleich Wasser einzusaugen, Athem holen können. Außerdem nimmt jeder Taucher ein Messer mit, um die Muscheln vom Felsen loszumachen, ingleichen ein Körbchen oder einen Regbeutel, um sie einzusammeln. In einer Tiefe von 10 bis 12 Klaftern erreicht er den Grund und fällt nun schnell sein Netz mit allem, was sich ihm darbietet. Ist letzteres gefüllt oder kann der Taucher unter dem Wasser nicht länger ausdauern, was ihm selten länger als 5 Minuten möglich ist, so läßt er den Steigbügel fahren, schüttelt das am seinen Leib befestigte Seil und wird nun eilends heraufgezogen. Wird damit geklämt, so ist er verloren. Außerdem aber drohen ihm noch andere Gefahren. Nicht selten verliert er sein Leben durch einen gefährlichen Delfin, der ihn entweder ganz verschlingt oder schrecklich verblümmelt; seine Gesundheit aber leidet jedenfalls bei diesem beschwerlichen Geschäft unaufhörlich, und Blutspeien nicht nur, sondern das Ausfließen des Blutes, selbst aus Nase, Ohren und Augen stellt sich nach mehrmaligem hinter einander erfolgtem Untertauchen fast unausbleiblich ein, und dagegen schützt auch die bei dieser Gelegenheit oft angewendete Taucherglocke nicht. Ist das Geschäft, das in der Regel von Morgens 6 bis 10 Uhr dauert, vollbracht, so glebt eine der Wachtschiffe das Zeichnen zur Rückkehr, und gegen 4 oder 5 Uhr Nachmittags erreicht die kleine Flotte wieder das Ufer. Jeder Kahn fährt zu einem besondern eingezäunten Raum, wo die Muscheln zurbeckert ausgeladen und vertheilt werden. Nicht bloß der Eigenthümer, sondern auch der Arbeiter bekommt seinen verhältnismäßigen Antheil, indem sowohl die Bootsknechte als die Taucher mit Perlenmuscheln bezahlt

umzudrehen und mit seinen beiden Vorderfüßen den Schwanz des Tigers zu fassen, der, indem er denselben emporhebt, seinem sinken Feinde beisteht, auf seinen Rücken zu kommen, wo derselbe dann mit seinen langen scharfen Klauen sich fest einschlammert und nun mit seinen spitzen Zähnen das Genick des Tigers zerfleischt, welcher, an seinem empfindlichsten Theile angegriffen, sich nicht anders zu helfen weiß, als daß er sich auf der Erde herumwälzt, um seinen hartnäckigen Feind los zu werden. Dieser weicht dann auch, aber nur auf kurze Zeit; denn sobald er sich durch einige behende Sprünge in Sicherheit gesetzt hat, wagt er schon wieder einen neuen Angriff, bis der Tiger, vom Blutverlust entkräftet, todt oder sterbend auf dem Kampfsplatz liegen bleibt. Der Siagoff, der gewöhnlich bei diesem Kampfe nur wenige Quetschungen erhalten hat, bleibt bei demselben, bis er sich überzeugt hat, daß er sich nicht mehr erholen werde, und verläßt ihn dann, ohne ihn

weiter zu berühren; denn dieses heldenmuthige Thier frist kein Fleisch, ob es gleich alle reißenden Thiere während anfällt. Er ist demnach eine unschätzbare Wohlthat für das an grimmigen Raubthieren reiche Indien.

Der Bergbau stand in Hindostan nie auf einer hohen Stufe, in neuerer Zeit ist er noch mehr vernachlässigt worden, da hier ein Ueberfluß an edlen Metallen überhaupt nicht vorhanden zu sein scheint. Wohl aber sind die Edelsteine- und Diamantgruben, die die edelsten Diamanten des ganzen Erdbodens liefern, auch heute noch ergiebig, obgleich nicht mehr in dem Grade, wie ehemals. Die berühmtesten Diamantgruben befinden sich in Bisapour, Golkonda und Decan. Die Mutter oder die sie umgebende Erdruste, in welcher die Diamanten liegen, ist hier, wie in Brasilien, fast allemal eine rothe eisenhaltige Erde. Nicht allein in Gruben, sondern auch in Flüssen, und

werden, die sie nachher auf dem Markte verkaufen. Hierauf werden die Muscheln innerhalb des eingeklammerten Raumes in die Sonne gelegt, damit sie faulen. Sind sie hinlänglich gefault, so wäscht man sie in Tröge von ausgehöhlten Baumstämmen, gießt Seewasser darauf und fängt an zu waschen. Diejenigen, welche diese Arbeit verrichten, stehen alle an einer Seite des Troges, die Aufseher aber in der Mitte und an beiden Enden, um darauf sehen zu können, daß nur die unedlen Muscheln weggeworfen werden. Nicht in allen finden sich Perlen; diejenigen aber, welche Perlen haben, enthalten deren gewöhnlich 8 bis 12. Berühren die Arbeiter den Mund mit der Hand, so bekommen sie von den Küssen hern Stochflüsse. Dennoch geschieht es zuweilen, daß sie Perlen von Werth zu verschlucken suchen. Lassen sie sich darüber ertappen, so werden sie sogleich an einen Pfahl gebunden und man zwingt sie, ein wirksames Abführungsmittel einzunehmen. Sind alle Muscheln heraus, so leert man den Trog mit großer Sorgfalt und sieht nun die größten Perlen auf dem Sande liegen, wäscht sie noch mehrmals und sucht nun die schönsten heraus. Das Uebrige wird dann auf weißen Tüchern ausgebreitet und an der Sonne getrocknet. Nachdem man noch die kleinen Perlen herausgesucht hat, scheidet man zum Sieben und Ordnen. Dies geschieht gewöhnlich durch 9 in einander gestellte Siebe von verschiedener Größe, mit engern und weitem Zwischenräumen. Die Perlen, die im obersten Siebe zurückbleiben, haben natürlich den meisten Werth. Die Schönheit der Perlen setzt man in ihrer Größe, vollkommen runde Form, seine Politur und hellen durchsichtigen Glanz. Die größten erreichen die Größe eines kleinen Ballnusses, sind aber äußerst selten. Die sogenannten Riesperlen, welches von der Größe einer Kirsche sind, werden häufiger gefunden, sind aber auch noch sehr theuer. Nächst den runden sind die birnenförmigen am meisten geschätzt, weniger beliebt sind natürlich die sogenannten Baroqueperlen, die schiefen, höckerigen, edigen. Die größten heißen Zaphyren, die kleinen Koth- oder Saatperlen, die kleinsten Staubperlen. Aus dem Pulver der letztern macht man unedle Perlen, die durch die geringere Klarheit sich leicht von den ächten unterscheiden. — Was den Preis der Perlen anlangt, so wird sich derselbe aus nachstehenden Angaben leicht ermitteln lassen. Hielte eine sehr gute Perle 5 Karat (etwa 1/4 Gran) Gewicht, das Karat zu 5 Zhr., so multipliziert man diese Zahl mit sich selbst, giebt also 25. Diese Zahl mit dem Preise des Karats multipliziert, giebt nun den wahren Werth der Perle, 125 Zhr. Sind die Kothperlen rund und schön, so kann die Unze, die etwa aus 100 einzelnen Stücken besteht, 100 Zhr. gelten; dahingegen, wenn 200 Perlen auf die Unze gehen, diese nur 60 oder 70 Zhr. kosten. Die Unze von Baroqueperlen gilt oft kaum 1 Zhr. Die europäischen Perlen stehen allezeit niedriger, als die orientalischen. Von diesen letztern sind mehrere einzelne für mehr als 100,000 Zhr. verkauft worden, und eine im Schatze des Königs von Persien soll sogar 400,000 Zhr. gekostet haben. Die größte Perle der alten Welt, obngefähr 1/2 Min. Zhr. an Werth, trug Cleopatra, bei einem Gastmahl, in Weinessig aufgelöst, auf die Gesundheit des Antonius. Eine andere ovale, dem König Philipp II. in Spanien gehörig, in peregrina genannt, hatte die Größe eines Taubeneyes, und wurde gegen 80,000 Thaler geschätzt.

die hier gefundenen werden gewöhnlich für vorzüglicher gehalten, findet man Diamanten. Berühmt sind die Diamantwädschen von Cumbhulpor in dem Flußbette des Mahanoddi. Es giebt hier zwei eingeborne, in 16 armliche Dörfer vertheilte Stämme, die Jhara's und Lora's, welche sich seit undenklicher Zeit mit dem Aufsuchen der Diamanten beschäftigen. Sie stehen unter drei Aufsehern und dürfen bloß das Gold, welches sie nebenbei finden, für sich behalten, die Diamanten aber müssen sie an ihre Beherrscher, seit 1818 die Britten, abliefern. Verheimlichungen wurden sonst mit dem Tode gestraft. Man theilt die Diamanten in 4 Klassen ein, die nach den 4 Kasten der Hindu's benannt werden. Der Werth des Steines wird wie der der Perlen, nach Farbe, Reinheit, Form und Größe bestimmt. Die kostbarsten sind die ganz farblosen, wie Wassertropfen hellen und durchsichtigen, welche weder Adern, Wolken noch Fasern haben. Der größte bekannte Diamant ist der noch rohe, aus den Minen Brasiliens gekommene und dem König von Portugal zugehörige; er soll 1680 Karat oder 12½ Unze wiegen und den unglaublichen Werth von 229 Millionen Pfd. St. haben, aber niemand weiß, wie er beim Schleifen ausfallen wird. Ein Diamant des Großmoguls hatte die Größe eines halben Hühnercies, wog 215 Karat, und wurde 6 Millionen Gulden geschätzt. Der Diamant, welcher sich in russisch-kaiserlichen Scepter findet, hat fast die Größe und Form eines Taubencies und wiegt 215 Karat; er wurde von Katharina II. für 450,000 Rubel von einem Armenier gekauft. Der berühmte französische Stein, bekannt unter dem Namen Pitt oder Regent, wiegt 136 Karat, und wird auf 1,250,000 Thlr. geschätzt. Ihn fand in den ostindischen Diamantgruben ein Sklave. Da hier wie in Brasilien diese armen Menschen völlig nackt arbeiten müssen, damit kein Stein entwendet werde, so machte er sich einen tiefen Einschnitt in die Lende und verbarg darin den Stein. Der Verband der stark blutenden Wunde rettete ihn auch glücklich vor Nachsuchungen. Der Stein wurde nun von dem Sklaven an einen englischen Matrosen,

von diesem für einige tausend Pfund an den englischen Gouverneur Ostindiens, welcher Pitt hieß, verkauft, von welchem ihn der damalige Regent von Frankreich, der Herzog von Orleans, für den noch nicht mündigen König für 400,000 Thlr. erhandelte. Napoleon ließ diesen Diamant auf dem, für ihn zu besondern Feiertlichkeiten gefertigten Schwerte als Knopf am Griffe anbringen. —

Der Handel Indiens ist bei den vielen und kostbaren Naturprodukten und Fabrikaten dieses Landes von außerordentlicher Wichtigkeit und Ausdehnung. Schon in den ältesten Zeiten war er berühmt und ein Gegenstand der Wünsche aller Völker beinahe der ganzen Erde. 1000 Jahr v. Chr. schon brachten die Indier auf eigenen Schiffen die Produkte ihres Landes in den persischen Meerbusen; hier wurden sie an der Küste Arabiens ausgeladen und durch Karawanen nach dem arabischen Meerbusen geführt. Von hier nahmen wieder phönizische Karawanen und auf kurze Zeit, unter David und Salomo, auch jüdische Schiffe diese Waaren in Empfang und brachten sie ins Mittelmeer und alle westliche Länder. Als nach der Zerstörung von Tyrus, durch Alexander 333 v. Chr. der Handel der Phönizier vernichtet und das an der westlichen Nilmündung erbaute Alexandrien in Aegypten, die erste Seestadt der Welt geworden war, nahmen die indischen Handelsartikel ihren Weg über Aegypten. Man holte sie von Arabien her über den arabischen Meerbusen, führte sie eine kurze Strecke über Land bis an den Nil, und schiffte sie den Nil herunter ins Mittelmeer. Als die Römer 30 v. Chr. Aegypten erobert hatten, kam der ostindische Handel in ihre Gewalt. Durch die Theilung des römischen Reiches in das morgenländische und abendländische Kaiserthum (395 n. Chr.) fiel Aegypten dem Morgenlande zu, und die Griechen trieben nun, unter den Kaisern von Konstantinopel, diesen Handel. Allein 630 n. Chr. wurden die Griechen aus Aegypten und aus allen Häfen der phönizischen und syrischen Küste durch die Araber vertrieben und die

wilden Kriege der Mahomedaner unterbrochen jenen alten Handelsverkehr auf einige Zeit, so daß die Indier es nicht sicher fanden, auf dem gewöhnlichen Wege ihre Producte zu versenden. Nach freilich nicht ganz verbürgten Nachrichten erzählt man, daß die ostindischen Landesezergeu- nisse in den folgenden Jahrhunderten durch Ruß- land an die Ostsee gekommen seien. — Bald suchte man aber den näheren Weg über den persischen Meerbusen wieder in Gang zu bringen, und nachdem die Araber von ihren Kriegszügen ruheten, kamen wieder die Waaren aus Indien zu Schiffen in den persischen Bu- en, den Eu- phrat und Tigris hinauf nach Bagdad, dann auf Kameelen nach den Handelsplätzen der syrischen Küste, Aleppo, Tripoli und andern, und von hier holten die Italiener, besonders die Venetianer, Genueser und Pisaner sie ab. Nachdem aber seit 1498 durch die Portugiesen der Seeweg nach Ostindien, von Afrika's Südspitze herum, entdeckt worden war, mußte der Handel der Italiener aufhören und die meisten seefahrenden Nationen Europa's nahmen nun an demselben unmittelbaren Antheil. Die Geschäfte, welche jetzt die Franzosen, Portugiesen, Niederländer und Dänen in Ostindien machen, sind unbedeutend; bedeutender ist in neuern Zeiten die Schifffahrt der Nordamerikaner nach ostindischen Häfen geworden, und der Handel der Britten, die sich allerdings ein entschiedenes Uebergewicht zu verschaffen gewußt haben, ist seit 1813 nicht mehr, wie sonst, ausschließ- lich in den Händen der Compagnie, sondern es haben, in Folge der Beschränkungen, welche damals die Vorrechte dieser Gesellschaft durch das Parlament erlitten, nunmehr auch eine beträchtliche Anzahl anderer englischer Schiffe, deren Gesamtgeschäfte die der Compagnie zu übertreffen scheinen, am ostindischen Handel Theil genommen. — Unter den Hindus selbst be- schäftigen sich nur die Banianen, eine Abthei- lung der Kaste der Waischis, mit dem Handel, und machen oft sehr ansehnliche Geschäfte. Ein Handelshaus aber, wie das der Gebrüder Schek in Bengalen, deren Vermögen auf 100 Millio-

nen Thlr. geschätzt wurde, und alljährlich 60 bis 80 große Handelsschiffe ausrüstete, giebt es unter ihnen nicht mehr. Es trieb dieses Haus vorzüglich Wechselgeschäfte und sein Kredit war unermess- lich. Einst besuchte die Gebrüder Schek der Kaiser Muring-Zeb (s. S. 43) und speiste mit ihnen zu Mittag. Nach Tische machten sie ihm den Prachtsitz zum Geschenke, auf welchem er gefessen hatte; es bestand derselbe aus Gold- säcken von etwa 8 Millionen Thalern an Wer- the, auf welche sammtne Polster gelegt waren! — Von den Naturprodukten Vorder-Indiens kommen in den europäischen Handel hauptsäch- lich: Baumwolle, Salpeter, rothes Färbeholz, Gummilack, Kardemomen und weißes Sandelholz; von Manufacturen aber: Baumwollen- und Seidenzeuge, Shawls u. dergl. m. — Im All- gemeinen rechnet man nach Rupien, deren eine ohnegefahr 16 Gr. Conv. gleich ist; eine an- dere Silbermünze ist der Fanon oder Pa- nem, gleich 2 Gr., auch hat man halbe Fa- nons, Unas oder Annus genannt; zu den vielen Kupfermünzen gehören der Dudon, 3 — 4 Pfennige, der Tufan, 1 — 2 Pfennig- ge werth. Die kleinste Münze und für die ärmsten Volksklassen zugleich fast die einzige, sind die Kauri's, die auch anderwärts bei Küsten- bewohnern, namentlich auf Guinea (daher auch guineische Münze genannt) gebräuchlichen Por- zellanschecken (Cypraea moneta), deren man bereits an 114 Arten zählt, und die an Glanz und Schönheit dem Porzellan gleichen. Sie leben im Sandboden des Meeres und werden zweimal im Monat, nämlich 3 Tage nach dem Neumond und 3 Tage nach dem Vollmond und also nach der stärksten Fluth, welche sie aus der Tiefe heraufführt, gefischt und sodann in Bündeln von 12,000 Stück versendet. Ihr Kurs ist bald im Steigen, bald im Fallen, so daß bald 1920 bald 2560 Kauris auf eine Un- pie gerechnet werden. — Goldmünzen sind die Afforasic, auch Mohur, von den Euro- päern Goldrupie genannt = 12 Thlr., ver- schiedene Pagoden = 2½ bis 3 Thlr. und ei- nige Goldmünzen der englisch-ostindischen Com- pagnie, Taf. XVI. Große Summen Gold oder

Silber rechnet man nach *Lack* und *Krore*'s. Ein *Lack* ist = 100,000 und ein *Krore* = 1 Million. — Die vorzüglichsten Maße sind: das Längenmaß *Malom* = $\frac{1}{4}$ Pariser Elle, der *Gadsch* = $\frac{1}{4}$ Pariser Elle. Das Gewichtemaß, *Magala*, hat 15 *Ser*'s = 8 Pfd. 4 Lt. Das allgemeine Wegmaß ist der *Kos* oder indische Meile = $2\frac{1}{2}$ geographische Meilen. Die gebräuchlichsten Gewichte sind: der *Kandi*, hält 10 Maß oder 500 englische Pfd., der *Bar* = 480 Pfd., der *Man* = 65 Pfd., der *Ser* = $1\frac{1}{2}$ Pfd. oder auch 60 Loth. —

Außer den *Hindus* leben in *Vorder-Indien* auch im Innern des Landes, namentlich in den höhern Gebirgsgegenden, zahlreiche andere Völkerschaften, welche, obschon sie sich größtentheils zur *Hindureligion* bekennen, doch zu auffallend in ihrer Körperbildung und Lebensweise von den *Hindus* selbst verschieden sind, als daß man sie für Stammverwandte ansehen könnte. Einige dieser Halbwilden mögen allerdings in den frühesten Zeiten wirkliche *Hindus* gewesen sein, die aber, vielleicht in Folge von Verbrechen oder Verunreinigungen, aus ihren Kasten gestoßen wurden, sich mit andern vermischten, die das nämliche Schicksal gehabt hatten, und nun gemeinschaftlich sich in die Gebirge zurückzogen, von welchen sie nunmehr als Räuber in die tiefern Länder herabsiegen, um sich an denen zu rächen, die sie vertrieben hatten. Dahin scheinen z. B. die am mittlern *Nerbudda*strom wohnenden *Bils* zu gehören. Andere dieser Bergvölker mögen zweifelsohne Ueberreste der alten Kleinwohner sein, die von den *Hindus* verdrängt, in die weniger zugänglichen Hochgebirge zurückgetrieben wurden. Man findet *Bergvölker* dieser beiden Klassen fast durch ganz *Vorder-Indien*. So leben in *Bengalen* die *Kukie*'s und die *Mug*'s, die rohesten Einwohner *Vorder-Indiens*, bloß Jäger und Krieger mit malaischer Gesichtsbildung, fast ganz nackt gehend; die etwas gesittetern *Garrows* ebendasselbst sind mit den *Hindus* verwandt. — Die *Puharris* in *Bahar*, auf

den Gebirgen rechts vom *Ganges*, haben gar nichts Ähnliches mit den *Hindus*; auch ihre Religion ist eine ganz eigne. Sie waren in frühern Zeiten grausame und gefürchtete Räuber, und wurden von den oben erwähnten *Seemindars* wie *Tiger* und andere wilde Thiere gejagt. Aber vor ungefähr 50 Jahren erwarb sich ein junger brittischer Beamter, Namens *Clevesland*, das seltene Verdienst, diesen Verfolgungen nicht nur Einhalt zu thun, sondern auch, indem er ihr Zutrauen zu gewinnen suchte, einen Grund zu ihrer Gestattung zu legen. Er theilte unter sie *Waffen*, *Geräthe*, *Ackergeräthe* u. s. w. aus, ermunterte sie zu friedlichen Beschäftigungen und brachte es in wenigen Jahren dahin, daß die *Puharris* auf die Märkte des Flachlandes kamen und diese mit den Erzeugnissen ihres Berglandes, *Getreide*, *Honig*, *Wachs*, *Wildpret* und *Häuten*, versorgten. Zugleich errichtete er aus ihrer Mitte ein *Korps Seapones*. Als er im Jahr 1784 starb, wurde er allgemein betrauert und die Häuptlinge dieser Gebirgsbewohner errichteten ihm ein noch jetzt bestehendes Denkmal, zu dessen Erhaltung, wie *Bischof Hober* berichtet, der Ertrag eines eingenen Stück Landes bestimmt wurde. — In den Provinzen *Ugra* und *Aschmir* machen die *Dschatten* (*Jauts*) die große Masse der Einwohner aus. Obwohl sie *Hindus* sind, bekennen sich doch ein Zweig von ihnen, die *Batties*, ein wildes, räuberisches Volk, bis jetzt jeder *Civilisation* unzugänglich, zum *Jesam*. Ihre Nachbarn in *Aschmir* sind die *Rasbuten*, *Hindus* von der *Schattrikaste*, mit verschiedenen Unterabtheilungen. Ihr Land steht unter der Oberherrlichkeit der *Mahratten*. Sie sind theils *Ackerleute*, theils *Krieger* und werden im Ganzen als edelmüthige, gaffreie, aber auch stolze und unbändige Leute geschildert. — Als der mächtigste und furchtbarste aller *Hindustämme* sind noch immer die *Mahratten* zu betrachten, ungeachtet sie seit 1817 von den *Briten* gänzlich besiegt und zum Theil jenseitig gemacht worden sind. Ihr Gebiet, welches die innern gebirgigen Gegenden der Halbinsel bis weit des *Ganges* umfaßt, beträgt ohngefähr 2,600

Quadratmeilen mit 9 Millionen Einwohnern. Von den Mongolen gedrängt, bildeten sie, zur Kaste der Tschettris gehörend, anfangs nur ein räuberisches Gebirgsvölkchen, bis Aurungzeb ihnen den Islam aufdringen wollte und sie unter Sewadsch 1670 einen eigenen Staat gründeten, der selbst den des Großmoguls verslang und bis 1739 eine unumschränkte Monarchie bildete. — 1740 aber, als der schwache Kamdajah den Thron bestiegen hatte, theilten sein erster Minister (Pelschwa) und sein Oberfeldherr (Bulschi) das Reich; der Erstere nahm seinen Sitz zu Punah, der Andere zu Nagbuh in Berar. So entstand ein doppeltes Reich: der Punah-Mahratten und der Berar-Mahratten. Die andern zinspflichtigen Fürsten folgten diesem Beispiel, jeder riß ein größeres oder kleineres Gebiet an sich und die eine unumschränkte Monarchie zerfiel in eine von vielen souveränen Fürsten (Kajahs), die dem Namen nach nur dem Pelschwa, wie sonst die deutschen Fürsten dem Kaiser, untergeordnet sind. — Die gemeinen Mahratten beobachteten die aufs Aeußerliche sich beziehenden Vorschriften der Religion sehr nachlässig, sind sehr abgehärtet, verachten die Unnehmlichkeiten des häuslichen Lebens und kennen keine schönere Heimath, als ihr kriegerisches Lager. —

Die Pindaris, ein räuberisches, $\frac{1}{2}$ Million Köpfe starkes Volk, in den Gebirgen des östlichen Mahrattenlandes, von wo aus sie, mit Weibern und Kindern, bis auf 100 Meilen weit, Raubzüge unternahmen, sind erst seit 1818 von den brittischen Armeen völlig gebemäthigt und unschädlich gemacht worden. Jeder aus seiner Kaste verstosene, Hindu oder Verbrecher, selbst Muhamedaner, wurden von ihnen aufgenommen. Jetzt sind nur noch kleine Reste dieses Volkes, das 1814 noch mehr als 30,000 Reiter stark war, vorhanden. — In Nipal finden wir die Newaris, ein Mischlingsvolk mongolischer und hindu'scher Abstammung. Sie sind von unterseßtem Wuchs, muskeltkräftig, fleißig, friedliebend, und beschäftigen sich meistens mit dem Ackerbau. Von ähnlichem Schlage sind

ihre Nachbarn in Nipal, die Denwaris, Mandschis und Porbottis. — Die Urias in Orissa, ein Hindustamm, gehen fast nackt, sind mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, aber sonst ein thätiges und gewerbsleißiges Volk. — Die Gonds oder Goands, auf dem Hochlande Owerkuntul in Dekan, sind in Bildung, Sprache und Religion den Hindus völlig unähnlich, groß und stark, kriegerisch, fast ganz wild, aber gutmüthig und ehrlich. — Im südlichen Dekan leben die Todewies, ein, besonders was das weibliche Geschlecht betrifft, schöngebautes Hirtenvolk, das mit seinen Büffelheerden nomadisch ist. Unter ihren Nachbarn, den Kuties, findet man besonders geschickte Musiker, Tänzer und gymnastische Künstler.

Die Körperbildung der in Vorder-Indien lebenden Mongolen ist durch den langen Aufenthalt — schon im 8. und 9. Jahrhundert vor Chr. — ließen sie sich hier nieder, und machten sich bald zu Beherrschern des Landes — sehr verändert. Die Männer sind von ansehnlichem Wuchs, haben schwarzes Haar, fast gar keinen Bart und eine dunklere Gesichtsfarbe als die Hindus; übriges sind sie, wie die Weibspersonen, welche sich durch kleinen Wuchs auszeichnen, wohlgebildet. Dem Charakter nach sind die vorderindischen Mongolen muthig, ernsthaft, stolz, herrschsüchtig, selbst grausam und dabei verstell, ränkevoll, sinnlich und trotz dem Koran, zu dem sie sich bekennen, dem Trunke ergeben. In Absicht auf Kleidung, Wohnung und manches andere, gleichen sie den Muhamedanern in Persien und in der asiatischen Türkei. Namentlich sind sie leidenschaftliche und geschickte Schachspieler, große Liebhaber des Tabakrauchens, gute Reiter und treffliche Schützen.

Araber und Parsen haben sich hauptsächlich an der Westküste Armenier und Juden über die ganze Halbinsel verbreitet. Letztere theilt man hier in weiße, die ihren Ursprung aus den Zeiten der babylonischen Gefangenschaft herschreiben, wo 20,000 Familien in Indien eingewandert sein sollen, und schwarze

3 e, die von Negerclaven abstammen, welche von Juden befehrt wurden. —

Aus der Verbindung der Europäer mit den Weibern der Hindu s sind zahlreiche Mestizen entstanden, welche größtentheils an den Meeresküsten und in den Niederlassungen der Europäer leben. Sie stehen, theils ihrer Herkunft, theils ihres Lebenswandels wegen, indem sie dem Müßiggange und dem Trunke ergeben sind, in geringer Achtung und beschäftigen sich mit Handwerken und Gewerben. Auf ihre Abstammung von den Europäern sind sie sehr stolz. —

Unter den Europäern sind die Britten als herrschendes Volk am zahlreichsten. Sie sind theils Eingewanderte, theils Nachkommen der frühern Ansiedler; beschäftigen sich mit Gewerben, Handlung und Schiffsahrt, oder sind Geistliche, Lehrer, Soldaten und Beamte. Ein beträchtlicher Theil kommt jährlich nach Ostindien, um hier sein Glück zu machen, selbst ledige Frauenspersonen, die sich hier dann in der Regel gut verheirathen. Die Britten leben hier fast ganz auf europäische Weise, haben ihre Theater, Bälle, großen Gesellschaften u. s. w. Gewöhnlich steht man früh auf, um noch vor Sonnenaufgang die kühle Morgenluft zu genießen, nimmt um 12 Uhr ein warmes Frühstück, legt sich dann einige Stunden schlafen und hält die Hauptmahlzeit Abends zwischen 7 und 8 Uhr. Wohlhabende Europäer und selbst reiche Hindu s halten sich jetzt in den größern Städten fast allgemein Wagen und Pferde. Noch vor der Hauptmahlzeit pflegt man auszufahren. Ist es bereits dunkel, so laufen Knaben mit Fackeln vor dem Wagen her. Ehemals kleideten sich die Herren in weiße leichte Wämser, was unstreitig dem Klima mehr angemessen war, als die jetzt allgemeinen englischen Tuchkleider.

Zum Schluß sehe hier eine interessante Schilderung eines neuern Reisenden, von dem bunten Völkergemisch und dem Leben und Treiben der großen vorerindischen Handelsstadt Madras. „Vor allem führe ich Sie auf den

Basar oder Mariplag. Es ist früh um 5 Uhr; von allen Seiten strömen Verkäufer herbei. Junge Frauen und Mädchen, mit Milch, Gemüse, Eiern und Obst; Männer mit Hühn, Reis und andern Feldfrüchten; alte Weiber mit Matten, Töpfenwaaren und Kohlen; Betel-, Spezerei-, Arak- und Tabakhändler; Verkäufer von Palmblättern, Palmzucker und Sandelholz; Korbflechter, Kleituchendäcker; Hausirer mit gläsernen, kupfernen oder schilbplattenen Arm- und Fußringen u. dergl. m. Alle eilen in Hast herbei, Alle stellen sich in zwei Reihen auf. Zu gleicher Zeit erscheinen die Gaukler und Wahrsager, die Taktuiter mit ihren Hautnadeln, die Vanianen mit ihren Probiersteinen; endlich eine Menge Tadin s, so wie die Splitternacken, sich wie Berrückte gebenden Joghi's. Unterdeffen wird es 8 Uhr, und alle Buden und Gewölbe öffnen sich. Die Menschenmasse und das Getümmel wird immer größer, der ganze Basar ertönt von tausendfältigem Geschrei. Mangos! reife Mangos! Tamarinden und gelbe Bananas! Arak und Betel! Bäckereimilch und Athar (eingemachte Bambusprossen)! Reife Kokosnüsse und frischer Palmkohl! Dazu das Geseum der Tamburins, die Glöckchen der Putsharis (Sänger geistlicher Balladen) die Cymbeln der Bänkelsänger und die Hörner der Schlangenbeschwörer, Alles in der seltsamsten Vermischung; ferner der Lärm der Schulen, mit dem gellenben, hundertstimmigen Una, Arvena, Ina (A. B. C.) und das alles betäubende Getöse der Tausende von Diaben, die man unaufhörlich die Fruchtprobe bestechen und mit einander kämpfen sieht. Weiter ein Hochzeitzug mit den geschmückten Tänzerinnen und Spielteuten voran; dann eine lange Reihe englischer Matrosen, jeder ein meistziges Mädchen am Arme, und zur Seite des ganzen Schwarmes zwei Reihen Wimpel, Flaggen und Fahnenträger. Hier ein prächtiger Maharattenfürst auf seinem stolzen, arabischen Pferde, von 25 riesenhaften Lanzenträgern umringt, dort ein armenisches Begräbniß mit Trauersängern und blau gekleideten Priestern voran; der Sargdeckel ist abgenommen, die junge

fränkische Leiche mit Blumenkranzen geschmückt, die Seiten mit Lichtern besetzt; endlich ein Nobob auf seinem reich behangenen Elephanten unter einem rothsammetnen Baldachin mit einer Begleitung von hundert Scapoy's —

Bewohner Hinter-Indiens oder der Halbinsel jenseits des Ganges.

Die Natur scheint die Bewohner Hinter-Indiens sehr fähiger wegen die Eroberungen der Fremdlinge geschützt zu haben als die Völker dieses des Ganges, obgleich auch in ihren Ländern herrliche Schätze zu holen waren. Auch ist ihr Geist kriegerischer, als bei den schon durch ihre Religion zu knechtischer Unterwürfigkeit geleiteten Hindus, die ruhige Zuschauer blieben, als sich Tartaren, Mongolen und Europäer um ihr Vaterland stritten. Die Völker der jenseitigen Halbinsel dagegen leben, so lange wir sie kennen, in ewigen Kriegen unter einander, und bis auf die neuesten Zeiten wenigstens, haben die Europäer hier so wenig das Uebergewicht ihrer Tacit als ihrer treulosen Politik, recht geltend machen können. — Hinter-Indien, größtentheils in den heißen Zone liegend, ist überaus fruchtbar und erzeugt fast alle Producte der Halbinsel dieses des Ganges. Auf einem Flächenraum von 40,000 QMeilen nährt es eine Bevölkerung von 38 Millionen, über deren Abstammung jedoch und Verwandtschaft unter einander zuverlässige Resultate nicht vorhanden sind. Nach Physiognomien und Sprachen zu urtheilen gehört die Hauptmasse der Bevölkerung theils dem mongolischen, theils dem malaiischen Stamme an. In Künsten und Wissenschaften erreichen die Bewohner Hinter-Indiens fast die Finbus, stehen ihnen aber in der stillen Tugenden der Menschenliebe und Großmuth weit nach, denn der Krieg, ihre Hauptbeschäftigung, hat sie rachsüchtig, räuberisch, blutdürstig gemacht. Auch haben eben diese Kriege das Gedeihen der Industrie und des Handels verhindert und der alte Ruf der Europäer, namentlich der Britten, die mit der einen Hand Bibeln austheilen, mit der andern Sclaventeile zu schenken, hat ihnen eine genauere

Verbindung mit diesen bewaffneten Kaufleuten einzugehen gar sehr mißrathen. In politischer Hinsicht ist die Halbinsel in mehrere Königreiche und Fürstenthümer getheilt und besteht 1) aus dem Gebiete der ostindischen englischen Compagnie, mit dem Königreich Assam und den Provinzen Arakan, Martaban und Tenasserim, 2) dem Königreiche Birma, mit seinen Haupttheilen Ava und Pegu, 3) den Königreichen Siam und Anam mit Cochinchina und Junkin, 4) der Halbinsel Malakka.

Bewohner des brittischen Hinter-Indiens.

Assamesen oder Assamer

heissen die Bewohner des Königreichs Assam oder Achem, das früher von einem eingebornen erblichen Maharaджа, d. h. Großfürsten, der sich auch den Löwen mit der feurigen Fahne nennen ließ, regiert wurde, nachher unter birmanische Oberhoheit kam, und seit 1826 unter dem Protectorat der Britten steht. Unter dem Goldwäichen, das, da die Flüsse die es Landes, namentlich der Bramaputra, viel Gold und Silber fuhren, 10 — 12000 Menschen nährt, beschäftigen sie sich mit Ackerbau und Viehzucht, die in diesem fruchtbaren Lande überaus einträglich sind und mit Sammet- und Seidenweberei, in der sie es in Absicht auf Geschicklichkeit den Chinesen gleich thun. Weil das Land in der Regenzeit fast ganz überschwemmt wird, so ist zur Bequemlichkeit der Reisenden eine sehr hohe und breite Landstraße, zu beiden Seiten mit schattigen Bambus beetzt, deren Gipfel sich begegnen und in einander flechten, angelegt. — Die Gesamtzahl der Bewohner Assams mag sich auf 1 Million belaufen. Die eigentlichen Assamesen, welche die tieferen Gegenden bewohnen, scheinen, ihrer Sprache und ihren religiösen Ansichten nach, hinduischer Abkunft zu sein; ihre Sitten sind milder und sanfter als die der wilden, kriegerischen und räuberischen Gebirgsbewohner Assams, namentlich der Zichphos, die von den chinesischen Grenzgebirgen einge-

wandert, nur den Waffen leben, und alle Feldarbeiten durch assamesische Sklaven verrichten lassen, und der Garrows (spr. Garro's) Bewohner der nach ihnen benannten, Vorder- und Hinter-Indien scheidenden, Garrowgebirge. —

Die Garrows bestehen aus mehreren von einander unabhängigen Stämmen, deren Kadsha's zum Theil brittische und himanische Vasallen sind. Diesenigen Garrows, welche in den nördlichen Bezirken wohnen, haben chinesische Gesichtsbildung, sind von starkem und kräftigem Körperbau, hellbrauner Farbe, kleinen braunen Augen, platter Nase, großem Mund, und schwarze Augenbraunen. Die Weiber sollen klein und häßlich sein. Außer einem groben Tuch oder Felle um den Kopf und die Lenden gewunden, gehen sie völlig nackt, nur die Vornehmsten tragen einen seidnen Turban und am Gürtel einen Beutel, der ihr Geld und Tabaksgeräthe enthält, und eine Kette, an welche die Tabakspfeife befestigt wird. Hinsichtlich ihrer Nahrungsmittel sind sie nicht sehr wählig; selbst Kagen, Ratten, Schlangen und Hunde verschmähen sie nicht; nur vor Milch haben sie einen unüberwindlichen Abscheu. — Höhlen und Hütten von Bambusrohr sind ihre gewöhnlichen Wohnungen, ihre Waffen Lanze, Bogen, Pfeile, Schwerter und Schilde. Obwohl in Rücksicht ihrer Religion von den Hindus ganz verschieden, glauben sie doch an ein höchstes Wesen, Saljung genannt, und an eine Seelenwanderung, haben aber weder öffentliche Tempel, noch Götterbilder. — Bei Hochzeiten, die mit Schmausereien mehrere Tage gefeiert werden, opfert der Priester einen Hahn und eine Henne, und weißagt aus derer Eingeweiden das Schicksal der Neuverheiratheten. — Männer und Weiber tanzen, jedes Geschlecht für sich, im Kreise auf einem Reine herumhüpfend, und die schlechte Musik von Trommeln und metallnen Becken begleitet ein eben so schlechter Gesang. Eigne Kriegstänze werden sehr künstlich und gewandt von den Männern mit Schild und Schwert aufgeführt. — Mit den Leichen der Vornehmen werden eine Menge Lebensmittel, oft

auch ein Sclav, dem vorher der Kopf abgeschlagen wurde, verbrannt. Bei dem Tode eines Kadsha sucht man einen Hindu einzufangen, um ihn an dessen Scheiterhaufen zu opfern. — Die meisten Vergehungen werden mit Geld, welches sogleich verschmauset wird, Ehebruch, Raub an Stammesgenossen und Mord mit dem Tode bestraft. — Bei wichtigen Verathungen versammeln sich alle Männer im Kriegerschmucke, setzen sich in einen Kreis, die Schwerter vor sich in die Erde gesteckt. Was beschlossen ist, wird sogleich ausgeführt, bei weniger wichtigen Angelegenheiten aber zuvor getanz und geschmauset. — Bei Abgaben steckt jeder gewissenhaft so viel Stübchen in ein irdenes Gefäß, als er Theile der Abgaben glaubt entrichten zu können; was dann noch an der nöthigen Summe fehlt, müssen die Kadsha's hinzufügen. —

Etwas gebildeter sind die südlicher wohnenden Garrows, deren Hautfarbe ins Olivengelbe fällt und deren Sprache und Religion mit der hindulischen näher verwandt scheint. — Die Weiber, welche alle Geschäfte des Hauswesens und der Feldwirthschaft verrichten, verschleiern sich nicht und erfreuen sich hier überhaupt eines größern Ansehns als bei andern orientalischen Völkern. — Die Häuser stehen wegen der häufigen Ueberschwemmungen auf Pfählen; Wände und Fußboden sind von geflochtenen Bambus, das Dach mit Matten und langem Grase bedeckt. Seltsam ist, daß die jüngst geborne Tochter die einzige Erbin aller väterlichen Güter wird. Auch besteht eine eigenthümliche Sitte dieser südlichen Garrows darin, daß eine Frau nach dem Tode ihres Mannes einen von dessen Brüdern heirathen muß. Sollte auch dieser sterben, so kommen die übrigen Brüder, wenn dergleichen vorhanden sind, an die Reihe; im entgegengesetzten Falle muß sie sogar den Schwiegervater heirathen, und nur, wenn dieser zu alt sein sollte, kann sie nach freier Wahl einen zweiten und dritten Gatten außerhalb der Familie des Verstorbenen suchen. —

Die Magah's, ein anderes Gebirgsvolk Assams, leben in kleinen, von einander unab-

hängigen Horden und in Dörfern, die auf den Gipfeln der Berge oder in der Nähe derselben liegend, oft 60 bis 130 Hütten enthalten. Obschon diese einzelnen Ortschaften oft in Fehden mit einander gerathen, so sind die Magah's doch im Allgemeinen und in Bezug auf die Nachbarvölker kein kriegerisches Volk. — Ihre Wohnungen halten sie sehr reinlich, essen Fleisch, Brod, Zucker und überhaupt alle Nahrungsmittel, die ihnen von den Britten zum Tausch angeboten werden. Ist ihnen gleich die Vereitung und der Genuß geistiger Getränke nicht fremd, so war ihnen doch der Rum, welchen sie von einem ihrer Gebirge im Jahr 1825 bereisenden englischen Offizier erhielten, anfangs zu stark, bald aber gewöhnten sie sich daran und baten um mehr. Dieser Offizier schildert sie als ein umgängliches und äußerst arbeitssames Volk. Ihre Tánze sollen Ähnlichkeit mit den schottischen und den Quadrillen haben. Die Frauenzimmer waren sehr zurückhaltend, und ließen sich lange bitten, ehe sie tanzten. Das Betragen der Männer gegen sie war anständig und verbindlich; ein englischer oder französischer Stutzer hätte sich nicht besser benehmen können. — Von ihren sorgfältig angebauten Bergen herab bringen die Magah's Baumwolle, Pimentpfeffer*), wilden Thymian, Wach, Eisenstein, vortreffliche Detelsblätter u. dergl. in den Handel. Wenn die Regenzeit vorüber ist, also gegen Ende Octobers, verlassen sie in Gesellschaften von 30 bis 100 Personen ihre Dörfer und

steigen in die Thäler herab, ihre Waaren auf dem Rücken in Körben tragend, die unsern europäischen ähnlich, oben breit und unten schmal, sehr geschickt aus Bambus geflochten sind und, durch zwei Bänder, deren eines um die Stirn das andre um den Leib geht, auf dem Rücken befestigt werden. An einen größeren Korb sind oft noch zwei oder drei kleinere angehängt, so daß die Last oft 60 bis 70 Pfd. beträgt. Damit wandern sie, einer hinter dem andern, ganze Tage lang bergauf bergab, bis sie den Inhalt derselben gegen Salz, Reis, Leinwand u. dergl. umgetauscht haben.

Die Bewohner Urafan's, deren Gesamtzahl 100,000 nicht übersteigen mag, bestehen aus mehreren Völkerschaften, unter denen die der Mugs die zahlreichste ist. Sie haben weite Nasenlöcher, kleine, aber lebhaft Augen, eine breite flache Stirn, die durch Bleiplatten, welche man neugeborenen Kindern auflegt, hervor gebracht wird, und lange, ebenfalls durch künstliche Mittel bis auf die Schultern herabge dehnte Ohren. Bei aller Rohheit und Neigung zur Räuberei werden sie dennoch als ein ziemlich gutmüthiges Volk beschrieben.

Die Gebirgsbewohner Urafan's (s. Taf. XVIII.), zu denen auch die Kainer gehören, sind überaus muthig und tapfer, und haben bisher mit Erfolg sich jeder Unterjochung, so wie früher von Seiten der Birmanen, so

*) Die vor der Reife getrockneten Früchtchen der *Myrtus pimenta*, der Gewürzmyrte, eines Baumes von mittlerer Größe, der mehr noch in Jamaica, daher auch Jamaikapfeffer genannt, als Ostindien heimisch ist. Die länglicht eirunden Blätter sitzen wechselseitig; die Blumen erscheinen am Ende der Zweige in großen Büscheln und bringen länglicht oder völlig runde Beeren, die oben mit den Kelchblättern gekrönt, glatt und schwarz sind, und zwei Saamenträger in weichem Mark enthalten. Wegen des starken, gewürzhaften Geruchs, der, wenn schon im schwächern Maasse, auch der Rinde und den Blättern eigen ist, machen diese Beeren einen beträchtlichen Handelsartikel aus. Man muß sie unreif pflücken, wenn sie ihre Kraft behalten sollen. Nach dem Pflücken trocknet und wendet man dieselben an der Sonne, wobei die grüne Farbe in Schwarzbraun übergeht und die Haut sich runzelt. Wenn man sich eingeblüht hat oder noch einblüht, sie vereint den Geschmack des Bimms, der Gewürznelken und der Muskatnüsse in sich, so haben die Namen: *Allerlei Würze*, auch *Banderpfeffer* erhalten. In unsern Haushaltungen sind sie unter der Benennung: *neue Würze*, auch *englische Würze*, bekannt. Betrügerische Verkäufer vermischen sie zuweilen mit den Körnern des an der Küste der ostindischen Inseln wachsenden *Fischmondtsamentrautes* (*Menis cocculus*), auch *Fisch- oder Rodelstedenner* genannt. Diese Körner, die eine heftige Bitterkeit und stark purgirende Kraft haben, werden von den Indlern zerstoßen und mit dem Fleische einer Krabbenart vermischt, um kleine Kugeln daraus zu fertigen, die man ins Wasser wirft und durch deren Genuß die Fische so betäubt werden, daß sie sich mit den Händen greifen lassen. In Europa bedient man sich dieser Körner, mit Mehl und Honig vermischt, zu gleichen Zwecken, obwohl in den meisten Ländern dieser der Gesundheit nachtheilige Fischthier mit Recht verboten worden ist.

setzt der Britten widersteht. Stirbt einer ihrer Stammesossen im Auslande, so trägt man seine Asche auf einen in ihrem Gebiete liegenden heiligen Berg. Die Männer gehen vom Fuß bis an den Gürtel nackt, ein kurzes, über der Brust tief ausgeschnittenes, mit kurzen, weissen, nur bis an die Ellenbogen reichenden Aermeln versehenes Tschien, über welchem an einem breiten, mit allerlei Zierrathen geschmückten Gurte eine Art Jagdjacke getragen wird, bedeckt den Oberkörper; den Kopf zielt eine bunte, oben in breite Schleifen ausgehende Binde, (s. Taf. XVIII.). Die Frauen tätowiren sich, tragen einen weiten, bis an die Knie reichenden Fuhrennerröck, Perlenschmüre oder Ketten um Hals, Brust und Handgelenke, und auf dem Kopfe ein in Form eines Turbans zu sammengeschlagenes Tuch, an dessen Zipfeln Quasten herabhängen (s. Taf. XVIII.). Nach dem Tode, behaupten sie, würden sie wieder Kinder, den Kreislauf des menschlichen Lebens von neuem beginnend.

In den Provinzen Martaban und Tenaasserim, die höchstens von 20,000 Menschen bewohnt werden, unterscheidet man die Tanyanthari oder Küstenbewohner, ein Gemisch von Siamesen, Peguanern und Malaien, von den Bewohnern des Innern und der Gebirge oder den Karianern, einem sich bis nach Arakan erstreckenden friedlichen Hirtenvolke, das äusserst sitfam und gegen Fremde äberaus gastfrei sein soll. Es hat seine eigene Sprache und Sitten, scheint aber wenigstens von positiver Religion nichts zu wissen. Man erzählt nämlich: Gott habe seine Gesetze und Verordnungen auf eine Büffelhaut geschrieben und hierauf alle Völker zusammentufen, damit sie eine Abschrift davon nehmen möchten. Diesem Befehle wären alle nachgekommen, die Karianer ausgenommen, weil sie gerade mit Feldbau beschäftigt waren; darum seien sie immer unwissend geblieben und hätten keine andere Sorge als für ihre Wirtschaft — Mit Fremden verheiratheten sie sich niemals. — Auf die Gräber der Verstorbenen pflanzen sie ein gelbes Huhn oder eine Ente mit etwas Reis zu stellen, ohne dies jedoch für eine Religions-

pflcht, sondern nur für ein uraltes Herkommen zu halten, das man ehren müsse. — Die Tanyanthari bekennen sich zum Buddhasmus, haben Religionsbücher und Priester und treiben mancherlei Gewerbe, besonders Weberei und Küstenhandel.

Bewohner des Königreichs Birma mit Ava und Pegu.

Die Birmanen.

Unter den Birmanen oder den Bewohnern von Buragmah, wie sie selbst ihr Land nennen, versteht man diejenige Nation, welche Ava bewohnt, und sich jetzt auf sechs Millionen belaufen mag. Die Birmanen sind mongolischer Abkunft; ein wohlgebauter Menschenschlag, mehr groß als klein, besonders die Männer von einer offenen, einnehmenden, an die der Araber erinnernden Gesichtsbildung, welche blos durch eine platte Nase etwas enistelt wird. Die Augen und der Mund sind klein, die Hautfarbe gelblichbraun, bei den Weibern etwas heller; die Haupthaare sind schwarz, lang und dicht; nur wenige tragen einen Bart, da man denselben in der Regel frühzeitig mit kleinen Zangen sorgfältig ausreißt, was ihnen bei ihrer natürlichen Lebhaftigkeit auch in dem höhern Alter ein noch jugendliches Aussehen giebt. Seit der Mitte des 15ten Jahrhunderts lebten die Birmanen in fast ununterbrochenen, mit abwechselndem Glücke geführten, Kriegen mit den Peguanern, bis 1752 letztere Ava eroberten, den König gefangen nahmen und das ganze birmanische Reich sich unterwarfen. Aber schon ein Jahr darauf stellte sich ein Mann unberühmter Herkunft zwar, aber kühnen Heldengeistes, Alompra, an die Spitze der Unterdrückten, schlug im raschen Siegeslaufe die Peguaner bis zur Vernichtung und vergrößerte das Reich, zu dessen Beherrscher er sich nun aufwarf, durch bedeutende Eroberungen. Seine Nachfolger rieben ein großes chinesisches Heer, das in ihr Land eingefallen war, nach einer schrecklichen Niederlage völlig auf, so daß noch heute die Chinesen den größten Respekt vor

den birmanischen Waffen haben; eroberten Pegu und die jetzt an England abgetretenen Provinzen Arakan und Tenasserim, und vertauschten, da List und Verschlagenheit unter ihrem Volke für eine der herrlichsten Tugenden gilt, den früher geführten Titel: Herr des weißen Elephanten auch Herr der 24 weißen Sonnenschirme, indem außer ihnen Niemand einen weißen Schirm tragen darf, im Jahr 1800 mit dem Titel Boa, den sie von der bekannten Boa constrictor, der Riesen-, auch Königs- u. d. Abgottesschlange, unter allen Schlangengattungen die größte und schönste, entlehnten. Ihre Residenz ist abwechselnd Ava und Ammerapura.

Die Religion der Birmanen ist der Buddhismus, eine uralte Religion, die auf Ceylon, in ganz Hinter-Indien, Tibet, China u. s. w. vorherrschend ist, von welcher einige sogar die Civilisation der Griechen herleiten, ja Spuren derselben in den Mythen des Nordens finden wollen. Die heiligen Bücher der Buddhisten, die zuverlässigsten Quellen der Kenntniß ihrer Glaubenslehren und Abritungsweise, sind den Europäern noch wenig bekannt. Buddha, bei den Birmanen Gaudma genannt, wird als ein Sohn des Mondes und als ein schweigender beschaulicher Weiseer dargestellt. In allen Tempeln der Buddhisten findet man sein gewöhnlich 24 Fuß langes marmornes Bildniß in sitzender Stellung mit widernatürlich verschränkten Beinen, die rechte Hand im Schooße ruhend, die linke herabhängend, welche Stellung zur Erweckung heiliger Betrachtungen und Abstractionen besonders geschickt sein soll. Auch seine Fußtapfen, die man an mehreren Orten Ostindiens, namentlich auf dem Gipfel des Adamspiks der Insel Ceylon zu finden glaubt, und nicht weniger als 3 Fuß Länge und die verhältnißmäßige Breite haben, werden göttlich verehrt. Verschieden von diesem, und doch vielfach in seine Geschichte verwickelt, ist ein anderer Buddha, wahrscheinlich ein Vorfahr der Religion des Drama (s. S. 57), welcher als die genannte große Verkörperung des

Wishnu (s. S. 52), in der indischen Mythologie vorkommt. Die nahe Verwandtschaft des Buddhismus und Dramanismus ist übrigens keinem Zweifel unterworfen, nur der letztere ohnflehlbar älter. Buddha war, ehe er Menschengestalt annahm, ein Gott. Auf dringendes Bitten der andern Götter stieg er zur Erde hernieder und lebte auf ihr, ein Muster der edelsten Selbstverläugnung, ein Vorbild der erhabensten Tugenden, ein Lehrer der heiligsten Wahrheiten, 82 Jahr. Von seinem Tode datirt sich die Zeitrechnung der Buddhisten, welche 542 Jahr vor Chr. anfängt und gegenwärtig 2373 Jahre zählt. Außer dem Buddha verehren seine Befenner noch mehrere Untergöttheiten und selbst die Sonne und den Mond; immer aber steht über diesen allen ein einziges höchstes Wesen, das die Welt regiert und jene gleichsam nur als Gehülfen, als Mitregenten angenommen hat. — Gott ist nicht Welterschöpfer; die Welt war von Ewigkeit her und wird nie ein Ende nehmen, wohl aber ist sie in einem steten Wechsel von Zerstörung und Wiedergeburt begriffen; sie zerstört sich selbst und erzeugt sich von neuem aus den Trümmern ihrer frühern Gestalt. — Die Gottheit ist ein rein geistiges Wesen, im Zustande der höchsten Vollkommenheit und Glückseligkeit, das die Welt liebt und von jeher sich derselben herzlich angenommen hat. Die Seelenwanderung ist allgemeiner Grundzug dieser Religion, doch weicht die Metempsychose, die sie lehrt, von derjenigen, welche von andern Völkern angenommen wird, darin bedeutend ab, daß nach ihr nicht die Seele aus einem Körper in den andern übergeht, sondern daß mit dem Tode jedes lebendigen Wesens Seele und Leib zugleich stirbt und nun aus den Materialien beider ein neues Wesen entsteht, das entweder ein Thier oder ein Mensch, oder ein Nat, d. h. Geist, oder ein Nura, d. h. vollkommener Geist, wird. Diesem Wechsel sind alle Wesen so lange unterworfen, bis sie nach ihrer vollkommenen Läuterung in den Zustand des Nivani übergehen, der in einer Vernichtung aller sinnlichen Aetern von Dasein besteht, in welchem der Reiz der Organe und des sinnlichen Bewußtseins

aufhört und die selbigen Wesen von allen Veränderungen, von allem Elend, von Krankheit, Alter und Tod befreit sind. — Die vollkommnen Geister nehmen Theil an dem Verhalten der Menschen, schicken ihre Diener auf die Erde, zu sehen, ob die Menschen ihre Pflichten erfüllen oder die Gebote der Religion übertreten, freuen sich über gute, trauern über böse Handlungen derselben, und rufen, wenn sie von den letzteren hören: „Elende Menschen und Thoren! Um euch für ein kurzes Leben zu ergötzen, um einen vier Arme langen Körper, einen spannegroßen Wagen zu faheln, häuft ihr Sünden auf euch, die euch künftig elend machen werden.“ Die Moral der Buddha'sten empfiehlt sich durch Einfachheit und Milde. Reinheit der Gesinnung, Weisheit, Gerechtigkeit und Güte sind die Grundzüge ihrer Sittenlehre, die Buddha selbst in 10 Geboten ihnen bekannt machte und unter 3 Hauptrubriken: Gedanken, Worte und Werke brachte. Gegen den Glauben und die Anbetungsweise Andersdenkender ist man höchst tolerant. In den Städten hört man oft zu gleicher Zeit in derselben Straße die feierliche Stimme des Muezzim, der die Moslemin zum Gebet ruft, und die Glocken der christlichen Kapellen. — Wohlthätigkeit ist eine der ersten Religionspflichten; der ärmste selbst spart von seiner kärglichen Nahrung, um Almosen austheilen zu können, an welche selbst die Kranken und Schwachen feindlicher Nationen Anspruch machen können. — Der Kultus ist einfach und beschränkt sich zum großen Theil auf gewisse Gebete, die des Tages 3 Mal, Früh, Mittags und Abends, gehalten werden. Die Mittwoch und der Sonnabend sind zur öffentlichen Feier in den Tempeln bestimmt; doch hat man überdies noch viele andere Festtage, sowohl der Verehrung des Buddha als auch der Untergottheiten und der Sonne und dem Monde gewidmet. — Ehe man die Tempel betritt, muß man sich in einem dazu gehörigen heiligen Felde sorgfältig reinigen. — Der Stand der Prie-

ster zerfällt in zwei Hauptklassen, in die der Phongis oder Rahaan's, auf Ceylon, auch Firinaaro's genannt, die eigentlichen Ordenspriester, und der Talapoin's*), auch Tonngi's geheißen, die zum Theil als Mönche in gemeinschaftlichen Gebäuden, wie die Rahaan's, zum Theil als Einsiedler leben. Diese Klöster, Kium's, sind in allen Städten, oft auch in schattigen Hainen errichtet, und werden zugleich als Schulen für die Knaben gebraucht, in denen sie ohne Unterschied des Standes von den Priestern im Lesen, Schreiben und Religion unterrichtet werden. Ehedem gab es auch Nonnen; ihre Klöster sind aber in neuerer Zeit aufgehoben worden. Die Priester der ersten Klasse werden sämmtlich vom König aus dem Adel des Landes gewählt und für ihren Stand in den Kium's sorgfältig gebildet. Ihre Person ist heilig und der weltlichen Gerichtsbarkeit nicht unterworfen; jede bürgerliche Beschäftigung bleibt ihnen fremd; sie kaufen und verkaufen nie und nehmen kein Geld; bei allen Kriegen und Empörungen, deren Schauplatz Ava und Pegu waren, nahmen sie nie an den Unruhen Theil, und erhielten sich durch dieses weise Verhalten die Achtung und den Schutz der Sieger. Ein Priester, der die Gläubigen zu den Waffen ruft, ist in den Augen der Birmanen ein Ungeheuer. Von jeder Art der Abgaben ist der Priesterstand frei und lebt von den seinem Orden gehörigen Gütern und den reichen Geschenken der Laien. Das von den Priestern gewählte geistliche Oberhaupt entscheidet in allen Religionsstreitigkeiten und genießt, wie der ganze Stand, eine große Achtung, indem allen Gliedern desselben königliche Ehrenbezeugungen erwiesen werden. Die Pflichten derselben bestehen darin: öffentliche Gebete und Lehrvorträge zu halten, die Tempel zu reinigen und die Lampen vor dem Bilde Buddha's immer brennend zu erhalten. Alle Morgen müssen sie ferner die Bildsäule des Gottes mit Blumen schmücken, auch Morgens und Abends Musik vor derselben machen. Ihre

*) Von ihnen hat eine kleine niedliche ostindische Mercklage, Cercopithecus oder Simia Talapoina, die meist grünlich oder gelblichschwarz, unten gelblich weiß, an Armen und Händen aber schwarz ist, wegen ihrer gelben Farbe und kleinen Bärtchen, ihren Namen.

Kleidung besteht in einem gelben weiten Gewande, das in der Regel über die Schulter zurückgeschlagen wird und die rechte Brust- und Schulter unbedeckt läßt (s. Taf. X.). Buddha selbst wird in einem solchen Kleide abgebildet. Den gewöhnlich glatt geschornen Kopf bedecken sie auch dann nicht, wenn sie mit einem Gefäß in der Hand (s. Taf. X.) die Straßen durchziehen, um Almosen einzusammeln, wohl aber bedienen sie sich dann eines in Form eines rund bedienten Blattes, an einem oben gekrümmten und in einen Vogel- oder Schlangenkopf. endigenden Stab befestigten Sonnenschirms (s. Taf. X.). So lange sie dem Orden angehören, müssen sie überaus mäßig und nicht nur im ehelosen Stande, sondern in völliger Abgeschlossenheit von dem weiblichen Geschlechte leben. Fleisch dürfen sie nicht essen, sondern nur Eier und Vegetabilien genießen. Jeden Augenblick können sie aus dem Kloster in die Welt zurücktreten, ohne deswegen an der Achtung ihrer Glaubensgenossen zu verlieren. Ausschweifungen werden durch schimpfliches Ausstoßen aus dem Orden bestraft; man setzt den Verbrecher, dem man zuvor das Gesicht weiß und schwarz bemalte, auf einen Esel und führt ihn unter Trommelschlag durch die Straßen aus der Stadt; doch nur selten sieht man sich genöthigt, diese entehrende Strafe anzuwenden. — Die Einweihung eines Knaben zum Priesterstande gehört zu den feierlichsten Handlungen; die Aeltern sparen dann nichts und bereiten reiche Geschenke an Kleidern, Reis, eingemachten Früchten, Matrasen und anderem Hausgeräthe. Der Noviz, oft erst 8, nie über 12 Jahr alt, reitet an dem bestimmten Tage auf einem gepuhten, von zwei Knechten geführten Pferde durch die Straßen, und ist wie die Nahaana's, die ihn umgeben, gelb gekleidet; ein Musikchor eröffnet den Zug, den die männlichen und weiblichen Verwandten, die Geschenke für die Priester tragend, schließen. Drei Mal muß ein solcher Zug, jedesmal mit neuen Geschenken, wiederholt werden, und nun wird der Knabe, obwohl er erst mit dem 25. Jahre die volle Würde und alle Rechte eines Priesters erlangt, in den Kinn aufgenommen. In den, gewöhnlich

unansehnlichen, Tempeln der Untergöttheiten versteht eine wenig geachtete Klasse von Priestern, die Koppah's, den Dienst; in noch geringerer Achtung stehen die Jaddesen, Bettelmonche, Landstreicher, Quacksalber, deren vorzüglichstes Geschäft in Geisterbeschwörungen besteht, wodurch sie auch meistens ihren Unterhalt verdienen.

Bei Erbauung ihrer Tempel, Praw's und Klöster, Kium's, dergleichen viele von reichen und andächtigen Privatpersonen errichtet werden, machen die Birmanen einen oft an die unsinnigste Verschwendung grenzenden Aufwand. Wir gedenken hier nur des Tempels des Schomadu, des goldenen Gottes, in Pegu (s. Taf. XIX.). Dieses außerordentliche Gebäude, das zu den größten und merkwürdigsten ganz Asiens gehört, steht auf zwei, 30 Fuß über der Erde erhabenen Terrassen, die man auf steinernen Stufen ersteigt. Fünf Fuß über der Erde stehen auf beiden Seiten die Wohnungen der Priester. Der Tempel des Schomadu selbst ist eine massive Pyramide von Backsteinen und Mörtel, ohne Höhlung oder Oeffnung irgend einer Art; an der Basis achteckig und nach oben zu gewunden; jede Seite der Basis ist 162 Fuß lang. Diese große Breite nimmt schnell ab, so daß das Gebäude das Ansehn einer Trompete bekommt. Ein 6 Fuß hoher Rand umgiebt die Basis der Pyramide, und auf diesem stehen 57 kleine Thürmchen rund um den Tempel herum; alle sind massiv, 27 Fuß hoch und 40 Fuß unten im Umkreise. Dicht darüber steht ein zweiter Rand, welcher 53 ähnliche, an der Spitze gleich den ersteren mit Flaggen versehene Kegele enthält. Eine Menge Zierrathen umgeben das Gebäude und das Ganze krönt ein 56 Fuß im Umfange haltender ganz vergoldeter, mit starken Ketten an die Spitze befestigter Ei oder durchbrochener eiserner Aufsatz, der auf jedem heiligen Gebäude der Birmanen sich befindet und stets mit großer Feierlichkeit aufgesteckt wird; über demselben ist ein vergoldeter Wetterhahn befestigt. Die ganze Höhe des Tempels beträgt von der Grundfläche an 361 Fuß. — Im südwestli-

den Winkel der oberen Terasse befanden sich zwei schöne Kiu m's, zwar nur von Holz, aber schön ausgeschmückt, verguldet und lackirt. In der Mitte der Offseite stehen unter einem verguldeten Sonnenschirme zwei menschliche Gestalten; die eine stehende Figur ist ein Mann mit einem Buche und einer Schreibfeder in der Hand, und heißt T h a s i a m i, der Aufzeichner der menschlichen Tugenden und Laster; die andere ist ein knieendes Weib, M a s u m d r a genannt, die Beschützerin der Welt. — Eine lange hölzerne Hütte in der Nähe des Tempels dient zum Aufenthalt der Pilger. Jeder Ankommende geht zuerst an die Nordseite, wo 3 große Glocken hängen, und schlägt mit einem Hirschhorn wechselseitig an die Glocken und auf die Erde, um dem Gaudma von seiner Ankunft zu benachrichtigen. Am Fuße des Tempels, dessen Alter auf 2,300 Jahr angegeben wird, sind niedrige Bänke angebracht, auf welche der Betende seine Geschenke legt: Reis, Zuckerwerk, Kokosnüsse u. dergl. Einen andern Tempel, der eben erst zu A m m e r a p u r a gebaut wurde, beschreibt ein neuer Reisender folgendermaßen: „Als wir zu den Stufen der ersten Terasse des Hügels, auf welchem er errichtet ist, gekommen waren, bat man uns die Schuhe auszuziehen; unsere Kopfbedeckung aber durften wir behalten. Unmittelbar auf der Basis der ersten Terasse befanden sich zu beiden Seiten der Treppen zwei riesenmäßige Bildsäulen von Eöwen oder vielmehr Sphinxen in liegender Stellung [die Figur eines stehenden Eöwen bemerken wir auch an dem Fuße der Treppe zum Tempel des S c h o = M a d u T a f. XIX.]. Sie waren von Ziegelfeinen und standen auf eben solchen Fußgestellen; die Höhe der Figuren betrug 95 Fuß. Rumpf und Glieder waren nach der Art der birmanischen Bildhauer ziemlich gut gearbeitet und hatten erträgliche Verhältnisse; Augen und Zähne waren von Malabaster; der Augapfel hatte 13 Fuß im Umfange. Ueber der ersten Terasse erhoben sich stufenweise, in gleichen Entfernungen noch 6 andre, und erst auf der Oberfläche der letztern stand der P r a w selbst, dessen Oberfläche die achte Terasse bildete. Nahe dabei befand sich ein kleines Schauspielhaus

aus Bambus und Schilf, worin sich bei festlichen Gelegenheiten Tänzer, Musiker u. dergl. der königlichen Familie produziren.“

Asien ist das gelobte Land der Despoten, daher läßt sich auch in dem von den Birmanen bewohnten A v a nur eine despotische Verfassung erwarten. Der Thron geht auf denjenigen Sohn des B o a über, welchen dieser zu seinem Nachfolger bestimmt. Gewöhnlich aber suchen sich die andern Söhne, mittelst eines Anhanges unter den Truppen, ebenfalls empor zu schwingen, so daß der Tod eines B o a oft die blutigsten Auftritte veranlaßt. Von den zwei rechtmäßigen Gemahlinnen des letztern gilt nur eine für die vornehmste; außer ihnen hat er auch noch eine Menge Nebenweiber. — Der Hofstaat ist zwar sehr glänzend, aber mit genauer Pünktlichkeit eingerichtet, denn jeder Theil desselben hat seine bestimmten Geschäfte. Unter den vornehmsten Hofbeamten findet man einen Aufseher der Elephanten, die zu allen Prachtaufzügen und Feyerlichkeiten gehören, einen königlichen Waffenträger u. s. w. Erbliche Würden giebt es nicht, wie dies denn im ganzen Morgenlande unbekannt sind. Der zahlreiche Adel hat zwar Vorrechte vor dem übrigen Volke, vor dem B o a aber gilt er nicht mehr als der geringste Unterthan. Alles was die Person des Königs angeht, wird mit dem Worte S c h o, d. i. Gold, bezeichnet. So heißen die Elephanten, die Ziegenböcke, die Boote u. s. w. des B o a die goldenen, und will man z. B. sagen: der König hat es gehört, so spricht man: es hat das goldne Ohr erreicht; er ist beim König gewesen: er kommt von den goldenen Füßen! —

Die vier Staatsminister heißen W u n g i's von dem Worte W u n, eine Last, um die Bürde und Beschwerde ihres wichtigen Amtes anzuzeigen; sie bilden den Statthalter, welcher sich täglich von 12 bis 4 Uhr versammelt. An ihn schicken sowohl die Statthalter in den Provinzen, die M a i w u n's, die oft Prinzen sind, und dann die Einkünfte ihrer Provinzen ziehen, auch den Titel von ihr führen,

als auch die vier Praefecten der Hauptstadt, die mit ihren Gutachten begleiteten Gerichtsacten. Das Resultat wird durch den Staatsrath an den Boa berichtet, der bei Criminalproessen das Recht der Begnadigung ausübt. Außerdem hat der König noch vier Minister des Innern, Attornants, Geheimräthe, die die eigentlichen Rathgeber desselben sind und zu jeder Zeit freien Zutritt bei ihm haben, ein Vorrecht, das selbst der Keewungi oder erste Minister nicht genießt. Vier Ceremonienmeister führen vornehme Fremde beim König ein und überbringen die Beschlüsse oder Berichte des Staatsrathes dem Boa. Wenn Sandazain empfangen, wie einst in Frankreich die Requisitionen, alle Bütschriften und andere offizielle Eingaben und lesen sie mit lauter Stimme im Conseil vor. — Zum Besten der Partheien sind bei den Gerichten besondere Sachwalter angestellt; beim Staatsrath giebt es deren 8, die Processen führen dürfen. — In den Provinzen wird die Justiz durch den Maiwan, den Keiwan oder Stadtkommandanten und zwei andere Magistratspersonen, verwaltet. Jeder der drei letztgenannten hat sein eigenes Departement, und entscheidet in weniger bedeutenden Fällen allein; bei wichtigen Angelegenheiten aber treten diese drei zusammen, vernehmen die Partheien, verhören die Zeugen und fällen ihr Urtheil. Alles wird protocollirt und zur Bestätigung an den Maiwan geschickt, und von diesem findet nur dann eine Appellation an den Staatsrath und Boa statt, wenn der Beklagte ein öffentliches Amt bekleidete. In diesem Falle werden die Acten in die Residenz geschickt. — Die Gesetze sind sehr bestimmt und klar; nicht z. B. Jemand zum ersten Mal, so brennt man ihm mit Schießpulver einen runden Fleck auf die Wangen; das zweite Mal haut man ihm einen Arm, das dritte Mal den Kopf ab, wobei der Verbrecher aufrecht steht. In schwierigen Fällen entscheidet wohl ein Gottesgericht. Wer

z. B. am längsten unter dem Wasser aushalten kann, ist unschuldig. —

Die Einkünfte des Monarchen bestehen im Zehnten alles Landertrages und der eingeführten Waaren und dem Gewinn, welchen der Ueinkhandel mit Eiholz^{*)}, Edelsteinen und Steinöhl. das in seinem Gebiete aus mehr als 500 Brunnen wie Wasser geschöpft und zum großen Theil als Brennmaterial und Schiffstheer benützt wird, abwirft.

Das birmanische Militär wird durch eine Art von Konscription rekrutirt. Jeder Erwachsene, ohne Unterschied des Standes und Alters, ist heerpflichtig; außer der Garde des Boa aber und den Polizeisoldaten hat Birma in Friedenszeiten kein stehendes Heer. Soll eine Armee ins Feld rücken, so ergeht vom König ein Befehl an die Maiwans, an einem bestimmten Tage mit ihrem Contingente auf dem angewiesenen Sammelplatz zu erscheinen. Die Truppenstellung richtet sich nach der Bevölkerung der Provinz und nach der Zahl der genau verzeichneten Häuser, deren je drei oder vier einen Mann stellen. oder 300 Tatal (ein Tatal = 18 Gr.) zahlen. Vom Boa erhält das Militär nur Waffen und Lebensmittel, aber keinen Sold. Weib und Kind des Soldaten werden als Geiseln betrachtet, in ihrem Wohnorte sorgfältig beobachtet und ohne Erbarmen ermordet, wenn er die Reichsfahne, Penja, treulos oder feig verläßt. — Uniformen hat in der Regel nur die Fuß- und Reitergarde des Boa (s. Taf. XVII.). Vorzüglich gut exercirt ist die letztere, die hauptsächlich aus Einwohnern der Provinz Kassei besteht. Fußvolk und Reiterei ist mit Schwertern, Flinten, Schilden und Lanzen, oft von 7 bis 8 Fuß Länge, bewaffnet. Das grobe Geschütz kannten die Birmanen, ehe noch Europäer in ihr Land kamen, wie denn das Schießpulver in

*) Das Eiholz kommt von dem Eihbaume, *Tectonia grandis*, der am häufigsten und schönsten in Ostindien gefunden wird. Besonders wichtig ist er für den Schiffbau, da sein Holz so hart als Eisen, aber bei weitem biegsamer, im Wasser fast unverwundlich ist und dem Schiffswurm eben so wohl widersteht als der Feuchtigkeil.

Allen früher als in Europa entdeckt worden ist, und wußten es mit ziemlichem Geschick, wovon auch der mit Kanonen versehene Waribaum (Taf. XIX.) zeugt, zu benutzen; das kleine Schießgewehr aber wurde ihnen erst durch die Europäer bekannt. — Wichtigere als die Landmacht der Birmanen ist ihre Marine, obgleich sie nur aus Booten besteht. Jede Ortschaft am Ufer der großen Flüsse, besonders des *Trawaddi**, muß eine Anzahl solcher Kriegsgewässer stellen und ausrüsten, und der Boasann auf diese Art ohne große Kosten und Zeitverlust über 500 zusammenbringen. Sie bestehen aus einem ganzen Tiskamme, der durch Feuer oder die Art ausgehöhlt wird; die größten sind 80 bis 100 Fuß lang, aber nur 8 Fuß breit. Das Vordertheil ist oben ganz flach und mit einer sechs bis zwölfsündigen Kanone versehen, am Hintertheile sind häufig Drehbassen, kleine Kanonen, die bis 3 Pfd. schießen, mit den Zapfen auf Schwannenhälsen ruhen und jede horizontale Richtung annehmen können, indem sich ihre Fuß auf einem Zapfen in einer Pfanne um seine Ase dreht, angebracht. Ruder 20 bis 30 Mann Soldaten befinden sich auf jedem solchen Boote 40 bis 60 bewaffnete Ruderer, welche dasselbe mit so großer Schnelligkeit in Bewegung setzen, daß es auch im letzten Kriege, mit Ausnahme der Dampfboote, den britischen Kriegsgewässern nie gelang, ein birmanisches einzuholen. Der Angriff ist ungestüm; mit Schnelligkeit bringen die Birmanen vor, indem sie einen kriegerischen Gesang anstimmen, der sie selbst begeistern, den Feind in Verwirrung setzen und die Ruderer im Tact erhalten soll. Sie suchen gern zu entern und dann entsteht ein fürchterliches Gefecht, denn an Muth, Stärke und Selbsteigenschaft fehlt es den Kämpfenden nicht. Da die Schaluppen nicht hoch über dem Wasser stehen, so laufen allerdings die

kleinen Boote die größte Gefahr, von den großen in den Grund gehohlet zu werden; allein mit bewundernswerther Leichtigkeit und Sicherheit weiß der aufmerksame und geschickte Steuermann durch schnelle Wendungen dieser Gefahr auszuweichen. Die Ruderer sind auch darauf eingerichtet, rückwärts zu rudern und die Schaluppe mit dem Hintertheile vorwärts zu bewegen, was den großen Vortheil bringt, daß auf dem Rückzuge noch die Artillerie stets gegen den nachfolgenden Feind gerichtet bleibt. —

Was der Charakter, die Sitten und Gebräuche der Birmanen betrifft, so unterscheiden sie sich von den Hindus und Chinesen, zwischen welchen sie in der Mitte liegen, wesentlich, obgleich sie von beiden Völkern einige Gebräuche und Einrichtungen angenommen haben. Mit der Wuth einer rohen Leidenschaftlichkeit und dem Muth tapferer Krieger verbinden sie eine Sanftmuth des Betragens, ein gutherziges, unverstelltes, frohliches Wesen, wie solches nur bei den civilisirtesten Völkern angetroffen werden kann. Die alten heiligen Schriften und Ueberlieferungen der Birmanen haben stets einen Fond von Moralität unter ihnen erhalten, welcher, vereint mit dem politischen Schicksal, das sie in unaufhörliche Kriege verwickelte, dieses Gemisch von Barbarei und Humanität zu ihrer herrschenden Gemüthsart gemacht haben mag. Dasselbe Volk, welches das Alter ehrt, und Mangel an kindlicher Ehrfurcht gar nicht zu kennen scheint; dasselbe Volk, das liebevoll sich der Leidenden und Armen erbarmt, das dem weiblichen Geschlechte mit einer Achtung begegnet, die in jenen Gegenden beispiellos ist und Eunuchen und Harren nicht unter sich duldet; dasselbe Volk, das den Fremden gastfreundlich entgegenkommt und die Bekenner jeder Religion für wahrhaft frun-

*) Das Wasser dieses Flusses, der vom Juni bis August das ganze benachbarte Land überschwemmt, hat die merkwürdige Eigenschaft, andere Körper, namentlich Holz, zu verfeuern. So erzählt ein britischer Offizier, der den letzten Feldzug wider die Birmanen 1825 mitmachte, Folgendes: Die Schanzpläne hatten Befehl, ein Haus an dem Ufer des *Trawaddi* niederzureißen. Indem sie die massiven Pfeiler von Eichenholz umbauen wollten, fanden sie, daß die Schanzen ihrer Aeste alle umgebogen wurden. Bei genauerer Untersuchung zeigte es sich, daß sich die Pfeiler ganz in Stein verwandelt hatten, ungeachtet das Haus erst seit 10 Jahren gebaut war, und die Pfeiler nur 3 Monate jünger, während der Ueberschwemmungen, im Wasser gestanden hatten.

me und gute Menschen halten kann und darf: dasselbe Volk übt in seinen Kriegen die unmenschlichsten Grausamkeiten, wirft beim Neubau eines Tempels die ersten vorübergehenden Menschen schonungslos ins Fundament, aus keiner andern denkbaren Ursache, als um der Gottheit ein Opfer zu bringen, spricht die weiblichen Verwandten eines insolventen Schuldners dem Gläubiger als einen Erbsatz zu, den er nach Willkür behandeln und verhandeln kann, und übergiebt seine kranken Töchter dem Arzte unter der schändlichen Bedingung, sie nach vollbrachter Heilung als sein Eigenthum zu behalten, im Fall des Todes aber den Aeltern eine Geldentschädigung zu leisten!

Die gewöhnlichsten Nahrungsmittel der Birmanen sind Reis und Fische, letztere genießt der gemeine Mann auch dann noch, wenn sie schon halb verkauft sind. Außerdem ist man auch Wildpret, Geflügel, im Nothfall selbst Eidechsen, Schlangen u. s. w. Hausthiere zu schlachten verbietet die Religion. Die Speisen werden, wegen Feuergefahr, nicht im Hause, sondern in der Nähe desselben auf einem freien Platze zubereitet und in irdenen, bei Reichen in goldenen, silbernen und gläsernen Gefäßen aufgetragen. Gewöhnlich trinkt man Wasser; auf den Tafeln der Vornehmen erscheint auch Thee. Männer und Frauen setzen sich ohne Bedenken mit Europäern zu Tische und essen von allen Speisen derselben. Kuhmilch genießt man nicht, weil man, um den Kälbern nicht zu schaden, keine Kuh melkt, dafür ist aber auch das birmanische Rindvieh bei weitem größer und stärker als das vorderindische. Vestelkauen ist sehr gewöhnlich; vom Cigarrenrauchen sind beide Geschlechter außerordentliche Liebhaber; selbst kleine Kinder rauchen schon, und ein brittischer Offizier sah, im letzten Birmanenkriege, einen zwölfjährigen Knaben, welcher von seiner Mutter noch geäugt wurde, und nachdem er die Brust hatte saugen lassen, sogleich eine brennende Cigarre in den Mund steckte.

Die Wohnungen der Birmanen sind sehr einfach. Wie anderwärts in Südasten, wo das Land Ueberschwemmungen und dem An-

griffe wilder Raubthiere ausgesetzt ist, stehen die Häuser oder Hütten des gemeinen Mannes auf in die Erde getriebenen Pfosten, auf welchen, in der Höhe von einigen Fuß der aus Bambus geflochtene Fußboden liegt. Die Wände bestehen gleichfalls aus Bambusgeflechte und das Dach aus Palmenblättern und langem Gras, welches in der trocknen Jahreszeit, um Feuergefahr zu verhüten, durch Matten ersetzt wird. Wegen dieser Bauart muß man auf Leitern, die man nach sich ziehen kann, in seine Wohnung steigen. Nur die Häuser vornehmer Personen, namentlich der Priester und der höhern Staatsbeamten, dürfen, nach den ausdrücklichen Anordnungen der Regierung, dauerhafter gebaut und mit Ziegeln gedeckt werden; Gebäude aber von vier bis sechs Stockwerken, die in Vorder-Indien nichts Seltenes sind, vermißt man durchausig, keins ist mehr als ein Stock hoch. Selbst der kaiserliche Palast zu Ava ist nur von Holz, aber von Innen und Außen ganz übergoldet, und mit vielen Dächern, die sich eins über dem andern wölben und zuletzt in einen Thurm auslaufen, auf welchem ein Regen- oder Sonnenschirm steht, versehen. Die Städte haben ziemlich breite und gerade, mit Ziegeln gepflasterte Straßen, auch wohl Kanäle zur Abführung des Wassers und Unrathes. Von Außen sind nicht nur größere Ortschaften, sondern oft auch einzelne Häuser mit Palliaden umgeben und die Hauptstraßen haben ihre Thore in einem Pfahlwerke. —

Die Kleidung der vornehmen Birmanen besteht aus einem langen, bis auf die Füße herabfallenden, in der Mitte durch einen bunten mit Goldfransen besetzten Shawl, zusammengehaltenen Oberkleide von Atlas oder Sammet, mit offenem Kragen und langen Ärmeln (Taf. XVII.). Ueber dasselbe werfen sie einen leichten flatternden Talar oder Mantel, der nur die Schultern bedeckt; den Kopf ziert eine Mütze von Sammet oder goldgesticktem seidenem Zeuge. Die Schuhe oder vielmehr Pantoffeln sind an den Spitzen in die Höhe gebogen (Taf. XVII. birmanischer Buntstich). Der Adel, der verschiedene Rangstufen hat, ist an der Zahl der Ketten oder Schnuren kennt-

lich, die er trägt. Drei glatte gewöhnliche Ketten oder Schnuren gehören für den untersten Grad, drei andere von feinem, nett zusammen geflochtenem Draht bezeichnen die zweite Stufe (s. Taf. XVII. vornehmer Birman), sodann folgen die Großen, welche 6, 9 und 12 Ketten (s. Taf. XVII. birmanischer Wungi) tragen. Eine größere Anzahl ist Keinem erlaubt; nur der König ist mit 24 Ketten behangen. Ueber dieß erkennt man den Rang eines Mannes auch an seinem Sonnenschirm; (der König nur hat einen weißen mit breiten Franen versehenen, die Prinzen einen vergoldeten ohne Franzen, die Wungis einen rothen, die Wairans blaue, niedere Beamte schwarze, aber auf sehr langen Stöcken, und Leute ohne Rang schwarze, auf Stöcken von mäßiger Länge); an seinem Pierdegeschirr; an dem Mundstück der Tabackspfeife, das, je angesehener der Besitzer ist, auch desto mehr Glieder oder Ringe hat; am Dache seines Hauses; an seiner Betelbüchse, Trinkschale, Spucknapfe, die nach Verhältniß des Ranges entweder von Gold, Silber oder Holz sind. Eine harte Strafe würde den treffen, der es wagen wollte, sich in eine höhere Klasse einzudrängen. — Wenn der Ke-Wungi oder erste Minister des Boa im vollen Staate erscheint, so trägt er einen bis auf die Kniee herabreichenden, mit goldenen Tressen besetzten Waffenschrock, eine weiße Schärpe schlingt sich um die Hüften, ein goldgestickter Palatin ziirt Achseln und Brust, und den Kopf deckt ein vergoldeter Helm, auf welchem sich, wie auf den heiligen Gebäuden seines Volkes, an einer vergoldeten Spitze eine Flagge oder Fahne befindet (s. Taf. XVIII.). — Der gemeine Mann geht bis auf einen um die Hüften gewundenen Schurz und ein buntes, vorn in einen Knoten geschlungenes Tuch um den Kopf ganz nackt (Taf. XVII.); nur in der kältern Jahreszeit trägt er eine warme Weste, und ist gewöhnlich mit einem breiten krummen Schwerte und einem kleinen runden Schilde bewaffnet. — Die vornehmen Frauen scheiteln ihr Haar, binden es auf der Mitte des Kopfes in einem Knoten zusammen und umgeben es mit einem Bande, dessen Stickerei und andere Zier-

rathen ihren Rang bezeichnet. Ueber einem kurzen Hemde tragen sie eine weite Aermeljackette und um die Hüften ein Stück Seidenzeug, das bis auf die Füße herab reicht und zweimal um den Leib geschlungen wird. Gehen sie aus, so wird noch ein langer seidner Shawl umgenommen, der kreuzweise die Brust bedeckt und dessen über die Schultern geworfene Enden umherflattern. Hals und Arme sind mit Perlenchnuren oder Ketten geschmückt; die rechte Hand führt einen Fächer von europäischer Form, während die Männer, wenn sie ausgehen, einen wie ein rundes Blatt gestalteten Sonnenschirm tragen, (s. Taf. XVII.). — Geringere Frauen tragen oft nichts als eine Art Kleid, das wenig mehr als ein großes Hemde ist. Es besteht aus einem viereckigen Stücke Zeug, das um den Leib gewickelt, an der Brust befestigt und an den Seiten aufgeschürzt wird, so daß sich beim Gehen ein Bein um das andere bis an das Kniee entblößt. Ueber diesem Kleide trägt man in rauher Jahreszeit noch eine bunte Aermelweste, die bis über die Hüften herabreicht, und schlägt nach Art der vornehmen Birmaninnen kreuzweis über die Brust ein leichtes Tuch (s. Taf. XVIII.). Frühzeitig schon gewöhnt man die Mädchen, die Arme so zu drehen, daß sie verrenkt schrien; strecken sie nämlich den Arm aus, so beugt sich der Ellenbogen einwärts und das Gelenk auswärts. Schwarze Augenslieder und schwarze Zähne halten beide Geschlechter für eine große Schönheit, und beizen sie daher mit einer Masse, die sie aus dem Saft der Myrobalanen, Myrobalanus inda oder nigra, einer pflaumendähnlichen, herb, inwendig pechartigen Nuß, gewonnen wird. Die Männer tättuiren sich Arme und Schenkel auf die seltsamste Weise, indem die eingebeizten Figuren Tiger und andere reisende Thiere vorstellen. Der Schenkel eines jeden Birmanen sieht vom Kniee bis zur Hüfte kohlschwarz, und diese Schwärze wird schon in der Kindheit mit einem Instrumente, das aus vielen scharfen, dicht neben einander befindlichen Spitzen besteht, in den Schenkel eingerieben, bis er ganz mit Blut bedeckt, zuletzt noch mit einer Salbe, wo zu vorzüglich Galläpfel kommen, überzogen wird.

Diese Operation wirkt ein so starkes Fieber, daß, nach der Versicherung der Einwohner, gewöhnlich 2 Kinder von 5 daran sterben. Ein glaubwürdiger Reisender behauptet sogar, unter den Birmanen ein Weib gesehen zu haben, bei der das Weiße im Auge tincturirt war! —

Die Ehe ist bei den Birmanen ein bloß bürgerlicher Vertrag, Religion und deren Diener haben gar nichts damit zu thun. Will ein Jüngling sich verheirathen, so geht dessen Mutter oder nächste Verwandtin in die Wohnung des erwählten Mädchens und trägt den Aeltern derselben die Sache vor. Wird der Vorschlag angenommen, so verabrebet man das Heirathsgeschenk, das gewöhnlich in Stoffen zu Kleidungsstücken, Ohrringen, Armbändern und anderm Schmucke besteht, und am Morgen des Hochzeitstages übergeben wird. Bei dem Hochzeitmahle, das der Brautvater austrichtet, essen die Neuverbundenen, zum Zeichen ihrer Vereinigung, aus einer Schüssel, reichen sich hierauf gegenseitig gesalzene Ihee, und hiermit ist die Ehe geschlossen. Obgleich die Gesetze nur eine Frau als die rechtmäßige anerkennen, so haben doch die meisten wohlhabenden Männer mehrere Nebenweiber, welche aber die rechtmäßige Hausfrau bedienen, ihr, wenn sie ausgeht, ihre Geldbörse, ihren Fächer u. s. w. nachtragen müssen, und, wenn der Gatte stirbt, ihre Sclavinnen bleiben, wosfern der Verstorbene sie nicht durch eine gerichtliche Acte für den Fall seines Todes freigesprochen hat; auch erhalten die Kinder derselben nur einen geringen Theil der väterlichen Verlassenschaft. Die Wittve ist Vormünderin ihrer Kinder bis zu deren Volljährigkeit, und verwaltet auch bis dahin das Vermögen derselben. Ueberhaupt genießen die Weiber, ein im Morgenlande sonst ungewöhnlicher Fall, hier große Freiheit; an Einsperrung und Verwahrung derselben ist nicht zu denken. In Besorgung des Hauswesens sind sie dafür aber auch sehr thätig; selbst die vornehmste ist immer im Hause beschäftigt, und alle zum Hausbedarf erforderliche Seiden- und Baumwollenzeuge werden theils unter ihrer Aufsicht von den Dienern, theils von ihnen selbst gefertigt.

Die Leichen der Vornehmen und Reichen, so wie der Priester, werden verbrannt, und die gesammelte Asche begraben. Die Aermere machen ein 3 Fuß tiefes Grab, legen den Leichnam, bloß in eine Matte gewickelt, hinein und stampfen dann das verschüttete Grab mit den Füßen zusammen. Oft werden die Leichen der gemeinen Volkssassen auch in den nächsten besten Fluß geworfen. Personen von hohem Stande werden zuweilen einbalsamirt, wozu man sich vornehmlich des Honigs bedient, und sodann eine Zeit lang in einem Tempel oder einem andern heiligen Gebäude aufbewahrt. Weiß ist die Trauerfarbe.

Die Birmanen sind große Freunde einer heiteren Geselligkeit und lassen daher nicht leicht eine Veranlassung zu öffentlichen Vergnügungen vorübergehen. Die Grundlegung beim Neubau eines Tempels, die Einweihung desselben, das Ende des Jahres und der Anfang eines neuen werden mit Illuminationen, Feuerwerken, Schauspiel, Musik, Wettkämpfen und andern Spielen, zwar immer mit einem gewissen Anstande von Seiten selbst des gemeinen Volkes, aber doch mit lauter Freude, gefeiert. Die Schauspiele sind nach dem Zeugnisse Symes, der eine Zeit lang als brittischer Gesandter in Ava sich aufhielt, voll Sinn und Regelmäßigkeit, und werden von geschickten Schauspielern, am Tage und unter freiem Himmel, aufgeführt. Der Stoff der Stücke ist in der Regel aus der Mythologie des Volkes genommen. Feuerwerke dürfen bei keinem Feste fehlen, damit aber niemand dabei verlegt werde, brennt man dieselben am Tage ab. Besonders schön sind die Raketen; die Cylinder derselben sind acht Fuß lange hohle Bäume von zwei bis drei Fuß Umfang. Diese bindet man an beinahe zwanzig Fuß lange Bambushöhre, und diese große Maschine, die von einer angemessenen Menge Pulver in Bewegung gesetzt wird, steigt dann, einen herrlichen Feuerstrom durch die Lüfte führend, zu einer außerordentlichen Höhe. Freilich würden solche ungeheure Raketenstücke beim Herunterfallen in der Nacht, wo man sich nicht versehen kann

sehr leicht die Zuschauer tödtlich verletzen. Bei großen Festen, wo sich die Abgeordneten aus den verschiedenen Provinzen einfänden, hat jede Provinz ihren eigenen Wagen mit Feuerwerk beladen, das an dem allgemeinen Versammlungsorte abgebrannt wird, und es entsteht dadurch ein für diese Kunst sehr vortheilhafter Wettkampf, um die Ehre, das beste Feuerwerk geliefert zu haben. — Auch in der Kunst der Illumination haben es die Birmanen weit gebracht; ihre nächtlichen Beleuchtungen sollen bisweilen wahrhaft feenhaftes Schauspiel gewähren. Laternen von buntfarbigem, durchsichtigem Papier, auf Gerüsten von Bambusrohr hängend und in allerlei Figuren zusammengestellt, machen einen überraschenden, angenehmen Eindruck. Das fröhliche Volk, das in zahllosen Haufen durch die Gassen wandelt, macht die bunte Scene noch lebendiger. —

Das Schachspiel, welches bei den Birmanen *Chedrien*, König, Oberherr, genannt wird, steht besonders bei den Vornehmen in großem Ansehn. Sie legen diesem Spiele, das bei ihnen noch verwickelter als bei uns zu sein scheint, ein hohes Alter bei, auch kommt es schon in ihren heiligen Schriften vor, welche dasselbe erlauben, während sie alle Arten Glücksspiele verbieten. Ihr Schachbrett hat wie das unsrige 64 Felder, aber Name, Stellung und Gang der Steine, deren Zahl der unsern gleich kommt, sind von unserm Spiele ganz verschieden. Der König und sein Wungl reiten auf Elephanten und werden von zwei Kastellen, zwei Rittern, zwei Befehlshabern zu Fuß und acht Soldaten vertheidigt. Keiner ihrer Steine hat den Gang unserer Königin. Jede Parthei ist in drei Reihen gestellt, so daß acht Felder an den Seiten offen bleiben.

Am letzten Tage des Jahres, der auf den 12ten April fällt, begießen Männer und Weiber, um alle Flecken des alten Jahres abzuwaschen, sich gegenseitig neckend mit Wasser; muß der Gegner triefend das Feld räumen, so ist die Freude um so größer; doch reicht schon die Erklärung, an diesem Vergnügen nicht Theil

nehmen zu wollen, vollkommen hin, um ganz ungeneckt zu bleiben.

Musik wird von den Birmanen sehr geschätzt und die Sprache der Götter genannt. Die Zahl ihrer musikalischen Instrumente, die sie zu einem harmonischen Ganzen zu stimmen verstehen, ist sehr mannigfaltig. Selbst der gemeinste Kuder knecht sucht sich ein Instrument anzuschaffen, und der Urmste kann wenigstens nicht ohne Maultrommel leben, durch deren Töne er sich an kühlen Abenden, nach beendigter schwerer Arbeit, erheitert. Der Tanz wird nur von besondern Tänzern ausgeführt, soll aber überaus anmuthig sein. Aus dem hohen Alterthume des birmanischen Volkes und der Ausbildung, welche das gesellschaftliche Leben bei ihnen erhalten hat, läßt sich schon im Voraus schließen, daß sie auch in wissenschaftlicher Hinsicht auf einer verhältnißmäßig hohen Stufe stehen müssen; und in der That zeigt das, was die Reisenden bei ihnen beobachtet haben, daß man die eigentlichen Birmanen, so wie auch die Peguaner, mit den Hindus auf gleiche Höhe stellen kann. Die Geschichtsbücher der Birmanen reichen bis zum Jahr 543 vor Christo hinauf. Das älteste Gesetzbuch wird, wie bei den Hindus, dem *Mena* (s. S. 45.) zugeschrieben; am Schlusse desselben heißt es unter Andern: „ein weiser Fürst ist seinem Volke eben so theuer, als der Arzt dem Kranken, das Licht denen, die in der Finsterniß sitzen, das wieder erlangte Licht dem Blindgewesenen, als der Mond in der Mitternacht und dem Kinde die Milch der Mutter!“ Sie sind reich an medizinischen Schriften, kennen das Quecksilber als Mittel bei der Lustseuche und haben von den Europäern die Blatternimpfung gelernt. Da ihre Religion ihnen die *Astrologie*, die schon oft die Führerin zur reinen Himmelskunde gewesen ist, verbietet, so ist vielleicht gerade deswegen die *Astronomie* von ihnen vernachlässigt worden. Noch jetzt können sie keine Kalender machen, sondern überlassen dieses Geschäft den eingewanderten Braminen, welche als Astrologen, wie einst die Chaldäer von den Persern, von den birmanischen

Reichen und Vornehmen in den Häusern gehalten und ansehnlich besoldet werden. Die Regierung soll sich ihrer bisweilen bedienen, um das Volk für gewisse Maßregeln und für den glücklichen Erfolg derselben günstig zu stimmen. Die Zeitrechnung der Birmanen geschieht nach Mondenjahren, mit Monaten, die abwechselnd 29 und 30 Tage haben. Von Zeit zu Zeit wird zur Ausgleichung mit dem Sonnenjahre ein Monat eingeschaltet. Die Monatsnachte werden bis zum Vollmonde 1, 2, 3 u. s. w. und von da wieder zurück, 14, 13, 12 u. s. w. bis zum Neumonde gezählt. Der Tag fängt Mittags an, und wird in 4 Zeiten eingetheilt. Im Allgemeinen ist die Beschäftigung mit den Wissenschaften den Priestern überlassen, obwohl auch unter den Laien sich einzelne gelehrte Männer finden. Die Priester führen eine Art Tagebücher, welche aus mit Lampenrath bestrichenen Luchstreifen bestehen, worauf sie mit Stiften von Spectstein, Taleum Steatites, dessen sich die Maler auch bei uns statt der Kreide zu Umriffen für ihre Zeichnungen auf Leinwand, und die Schneider, um auf Luch damit zu zeichnen, bedienen, allerlei Gegenstände und Begebenheiten anmerken. Gewöhnlich aber schreiben die Birmanen, wie die Hindus, mit Griffeln auf Palmblätter; die heiligen Bücher jedoch sind auf Elfenbeinstreifen geschrieben. — Die Sprache theilt sich in die heilige Sprache oder Bali (deren Schriftzeichen wir in einem spätern Hefte mittheilen), das Sanscrit der Birmanen und in die Volkssprache oder Kariang; eben so hat man zwei Rei Schrift, eine heilige und eine gemeine, welche beide von der Linken zur Rechten geschrieben werden. Die Volkssprache zerfällt in mehrere Mundarten.

Die Beschäftigungen der Bewohner Birman sind Landwirtschaft, vornehmlich Reis, Zuckerrohr, Indigo und Tabacksbau; die selten unterbrochenen Kriege haben ihn aber nicht zu der Höhe gedeihen lassen, zu welcher er bei der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens leicht gelangen könnte; Viehzucht, welche sich aber größtentheils auf Rinder, Pferde und Ziegen beschränkt; Elephantenjagd, Fischerel, Seiden- und Bergbau, Verfertigung von Seiden- und Baumwollenzugzeugen, Gärberei und Schiffbau, letzterer besonders wird mit der größten Geschicklichkeit und Eifer getrieben. Auf den Werften von Ranguhn liegen oft mehrere Schiffe von 600 bis 1000 Tonnen, die nach französischen Modellen*) von birmanischen Zimmerleuten erbaut, für Meisterstücke gelten können. Auch fehlt es nicht an Indigo-, Oel- und Lackfabriken, geschickten Gold- und Silberarbeitern, Edelsteinschleifern und andern Handwerksleuten.

Der Handel der Birmanen war von jeher sehr ansehnlich und ausgebreitet, besonders mit China und dem britischen Vorder-Indien. Für China, wohin weiße und braune Baumwolle, Elfenbein, Edelsteine, Beinrüssle und Vogelnester gehen, ist der Stapelplatz Bamber, für die Briten, welche besonders Litchholz und Gummilack erhalten, Ranguhn. Der Birmanenhandel wird außerordentlich durch die großen, durch Canäle mit einander verbundenen Ströme und durch Landstraßen, auf welchen gut eingerichtet, von Stieren gezogene und mit Decken verhehene Frachtwagen, in der trocknen Jahreszeit wenigstens, bequemes Fortkommen finden, befördert. — Gemünztes Geld findet man im birmanischen Reiche nicht. Sil-

*) Die Franzosen waren die Lehrer der Birmanen in der Schiffbaukunst, und sie hätten keine bessern Lehrer sich wünschen können: denn nach dem Zeugnisse aller Sachverständigen arbeiten gerade die französischen Schiffszimmerleute mit der ängstlichsten Genauigkeit. Jeder Nagel, den man einschlagen will, wird vorher geprüft, ob er dauerhaft sei, und kein Falsch, keine Platte verbraucht, ohne die darin befindlichen Erdränge oder wurmhüchtigen Stellen sorgfältig untersucht zu haben. Alle Theile passen so genau und schließen so dicht an einander, wie die Arbeiten eines Tischlers, und dieses ist selbst mit dem Klappenwerk der Fall, das doch anderwärts gewöhnlich nur sehr grob gezimmert wird. Mit eben der Genauigkeit, womit der gemeine Arbeiter die einzelnen Theile zusammensetzt, hat auch der Baumeister vorher den Plan zum Ganzen entworfen, und sich bemüht, Ausbarkeit mit den gefälligsten Formen zu verbinden. Selbst die englischen Scroffigiere schätzen die französischen Zimmerleute sehr hoch und rühmen oft sehr zuversichtlich, daß sie ihre vorzüglichsten Werften in Frankreich hätten.“ Ohne Zweifel besitzen die Franzosen eine besondere Geschicklichkeit, Schiffe zu bauen; ja sie würden, wenn sie dieselben mit gleichem Geschick zu regieren verständen, den Engländern auf dem Meere sehr bald mit Erfolg die Spitze bieten können.

ber- und Goldbarren, ingleichen Bleiklumpen, deren Werth nach Feinheit und Gewicht die Einwohner sehr geschickt auszumitteln wissen, sind die Landesmünzen. Der Zusatz zum Silber, das im Handel und Wandel gebraucht wird, ist sehr verschieden; in Rangun beträgt er 25 Procente, in der Hauptstadt dagegen wird nur reines Silber angenommen, und alle Abgaben müssen darin bezahlt werden. Die zahlreichen Bankiers sind zugleich Silberarbeiter und Bardeine, d. h. Probirer und Berechner des Gehaltes und Wertes der edlen Metalle. Jeder fremde Kaufmann hat einen solchen Bankier, bei dem er alles Geld niederlegt, der für seine Ausgabe und Einnahme ein Procent erhält, und dagegen für den Werth des Geldes stehen muß, das durch seine Hände geht. — Gewöhnlich rechnet man nach Takal's oder Sia's, Silberstückchen ohngefähr 18 Gr. an Werth. Der Takal wird in 4 Rath, der Rath in 2 Mu, und eine Mu in 2 Tubbi eingetheilt. Hundert Takal's machen ein Biß, eigentlich ein Gewicht von $3\frac{1}{2}$ Pfd., sodann eine Rechnungsmünze 75 Thlr. Sächs. an Werth. — Die Gewichte heißen Bise, Man und Ceste. Die Bise ist = 3 Pfd. 14 Unzen, der Man = 16 Bise's; 40 Ceste = eine Tonne europäisch Gewicht. Reis wird nach Körben, Tundung's, welche 54 Pfd. halten, verkauft, und ist in Rangun so wohlfeil, daß man 4 bis 5 Körbe für einen Takal kauft. — Das birmanische Längenmaß heißt Patgat oder ein Zoll, deren 18 auf ein Taim oder eine Elle gehen. Die kaiserliche Elle hält 22 Zoll. Der Dha oder Bambus besteht aus 7 kaiserlichen Ellen; tausend derselben machen eine birmanische, = halbe deutsche Meile.

Unter Birma's Botmäßigkeit steht jetzt das ehemalige Königreich Pegu mit seinen Einwohnern,

den Peguanern,

auch Peguinen oder Talain's genannt. Sie sind von mittlerer Größe, stark und wohl gebaut und der Abstammung nach höchst wahrscheinlich von den Birmanen verschieden, un-

geachtet sie mit ihnen Vieles in Absicht auf Sitten, Lebensweise und Bildungsstufe gemein haben. Der Gesichtsbildung nach scheinen sie der malaiischen Race anzugehören. In ihrem länglichen Gesichte sprechen sanfte Züge und der einnehmende Ausdruck großer, schwarzer Augen, freundlich an. Ihre Miene ist geistvoller als die der Birmanen; die Nase ist wenig vorkühnend, der Mund etwas breit, die Backenknochen heben sich in dem um jene Gegend breiter werdenden Gesichte; stark hervor. — Einige raufen die Barthaare ganz aus, andere lassen ein oder zwei Büschel am Kinn stehen, die sie pflegen, flechten und beschneiden. Aus Verschönerungssucht heizen beide Geschlechter, wie die Birmanen, die Zähne schwarz. In den Ohren hängen Ringe von verschiedener Gestalt und zum Theil so groß und schwer, daß sie das Ohrfläppchen bis auf zwei Zoll tief herabhängen; auch steckt man in die großen Oeffnungen der Ohrfläppchen fingerdicke Goldblechrollen, auch wohl Cigarren, um sie gleich bei der Hand zu haben. Die Männer umwinden die Lenden mit einem Stück bunten Baumwollen- oder Seidenzeuge, das oft so lang ist, daß viele einen Theil davon über die Schultern schlagen. Mehrere tragen auch eine Weste ohne Ärmel, welche bis an die Lendenbedeckung herabgeht; Ärmel und Beine bleiben unbekleidet, aber den Kopf bedeckt eine zweispitzige Mütze. Beim Ausgehen führen sie in der Regel eine doppelte, mit langem Stiele versehene Hacke, die ihnen zugleich als Waffe dient (s. Taf. XVIII.). Die Weiber pugen sich hier, wie in der ganzen Welt, überaus gern. Gewöhnlich tragen sie ein Jäckchen mit kurzen Ärmeln und eine besondere Art Rock, der hinten beinahe bis auf die Erde herabreicht, vorn aber kurz und mit Franzen verziert ist. Beine und Füße sind zwar nackt, der Hals aber mit Perlen, die Arme mit goldenen Ringen und Edelsteinen verziert. Die Haare werden in viele Zöpfe geflochten und dann eine Pyramide daraus gewunden, die mit Goldfäden, Bändern und großen Federn verziert und mit einem kleinen, leichten, Hütlchen bedeckt wird (s. Taf. XVIII.). — Die Peguaner sind vorzüglich geschickte

Schiffbauer und nähren sich zum Theil durch diese Kunst, zum Theil durch Schifffahrt und Fischerei. Wasser ist ihr gewöhnliches Getränk, Reis, Gemüse, Fische und Früchte die Bestandtheile ihrer frugalen Mahlzeiten. — Gastfreiheit und ein offenes, gefälliges Betragen zeichnet sie aus. Ihre Religion ist der Buddhismus.

In den ungeheuern Wäldungen Awa's und Pegu's leben unzählige Elephanten, die oft in Heerden von Hunderten aus den Wäldern hervorbrechen und in einer einzigen Nacht vernichten, was tausend fleißige Hände säeten und pflanzten. Vergeblich zählt der Landwirth seine Felder ein; in einem Augenblicke ist der Jann zerstört, die Aernte verwüthet, der Boden zerstampft. Um sie nicht zu sehr überhand nehmen zu lassen, aber auch um die lebendig gefangenen zu nützlichen Diensten, zum Reiten, Lastentragen, beim Ausbruch einer Fenerbrunst, zum Einstoßen der benachbarten Häuser u. s. w. abzurichten, oder doch die oft an 80 bis 100 Pfd. schweren Hauer der Getödteten als Elfenbein zu benutzen, macht man häufig Jagd auf sie. Da diese gewöhnlich 12 bis 14 Fuß hohen Thiere, deren Länge der Höhe fast gleich ist, nicht selten an einen dicken Baum gelehnt schlafen, so schneidet der Elephantenjäger solche Bäume, welche von dem Anlehnen und Reiben des Elephanten deutliche Spuren tragen, unten am Stamme tief ein; wenn sich nun das Thier wieder daran lehnt, bricht der Baum um, der Elephant fällt, kann nicht wieder aufstehen, die versteckten Jäger eilen mit Schwertern, Speien, Keilen herbei und tödten ihn. Um sie lebendig zu fangen, hat man zahme, eigens zu diesem Geschäft abgerichtete Elephanten, auf deren Rücken sich die Jäger niederlegen. Diese zahmen Thiere mischen sich, mit den Jägern auf ihren Rücken, unter die wilde Heerde, und nun bemächtigt sich der Jäger dem wilden Thiere eine lockere Schlinge von starken Stricksen, deren anderes Ende um den Leib des zahmen Elephanten befestigt ist, in den Weg zu werfen. Tritt der wilde Elephant in die Schlinge, dann

entsteht, sobald er sich gefangen fühlt, oder sobald er umgerissen worden, zwischen ihm und dem abgerichteten, an den er gebunden ist, ein gewaltiger Kampf, in welchem er, da der zahme Elephant sowohl von seinen Gefährten als von den Jägern unterstützt, der wilde aber von den Einigen verlassen wird, unterliegen muß. Hierauf nehmen ihn zwei seiner Besieger in die Mitte, ein dritter geht drängend und schiebend hinter ihm her, bis er in den Stall gebracht ist, in welchem er, unter gehöriger Aufsicht, bald gezähmt wird (s. Taf. XIX.). Um männliche Elephanten, die sich auf die beschriebene Weise selten fangen lassen, zu erhalten, machen die Jäger in Wäldern, in denen sich Elephanten aufhalten, eine feste Verzäunung aus Baumstämmen, in Form eines Trichters, dessen weite Oeffnung immer enger zusammenläuft und gegen das Ende zu, wo sie ganz eng ist, leicht mittelst Balken, welche wie Schlagbäume vorgezogen werden, gesperrt werden kann. In diese Verzäunung wird der wilde Elephant durch einen zahmen, wohlhabendsten weiblichen (Kumki) gelockt und dann ohne große Gefahr gefangen. —

In welcher großen Achtung in Hindien namentlich die weißen Elephanten stehen, beweist schon der Umstand, daß der König von Birma, so wie auch der König von Siam, unter ihren Titeln den eines „Herrn der weißen Elephanten“ führen. Wer ein solches Thier entdeckt, gilt für ein Glückskind; er erhält eine silberne Krone und so viel Land, als ohngefähr der Raum beträgt, auf dem das Geschrei eines Elephanten vernommen werden kann; auch ist nicht nur er selbst, sondern seine ganze Familie bis ins dritte Glied, von jeder Dienstbarkeit, so wie ihr Eigenthum von Abgaben befreit. Man sieht hieraus zugleich, wie selten die weißen Elephanten sein müssen. Dafür werden sie aber auch mit der größten Aufmerksamkeith, ja mit einer Art heiliger Ehrerbietung, die der Seele des großen Mannes, des Weisen oder Fürsten gilt,

die der an Seelenwanderung fest glaubende Indier in diesem majestätischen Körper voraussetzt, behandelt. Die weißen Elephanten haben einen eigenen Hofstaat, eigene Bedienten, Gold- und Silbergeschirre; Alles muß sich vor ihnen beugen, inbeh sie selbst nur vor dem regierenden Herren ihre Kniee beugen dürfen, der sie aber dagegen höflich wieder begrüßt. — Noch jetzt ist der gewöhnliche Elephant in mehreren Reichen Hinter-Indiens, wo das Feuergewehr, welches er sehr fürchtet, noch nicht allgemein üblich ist, ein bedeutendes Kriegsthier. Man gewöhnt ihn auf ausgestopfte Figuren, die Soldaten vorstellen, loszugehen und dieselben zu zertreten; befestigt auf seinem Rücken hölzerne Thürme, aus welchen heraus mehrere Soldaten fechten können; an seinen Rüssel und seine Seiten bringt man scharfe Schwerter an, mit welchen er muthig die Linien der Feinde durchbricht und so oft die Ehre des Tages davon trägt. Nur den Vornehmsten und Reichsten, denn ein gewöhnlicher Elephant kostet immer über 3000 Thlr., dient er zum Reiten und Tragen. Bei Triumphzügen und andern öffentlichen Feierlichkeiten sieht man ihrer oft an hundert beisammen, deren Zähne in goldne und silberne Ringe eingefast, deren Ohren und Wangen bunt gemalt, und die mit Glöckchen und Schellen behängt sind — ein Pug, in welchem sie sich recht wohl zu gefallen und stolzer einherzuschreiten scheinen. —

Von den Bo's, Danu's, Zule's und vielen andern kleinen Völkerschaften, welche einzelne Bezirke des birmanischen Reiches bewohnen, weiß man nichts Genaues.

Die Kassajer wohnen an den Garrow's gebirgen und haben viel Aehnliches mit den Garrow's. Sie bekennen sich zum Brahmanismus und verstehen sich, außer der Landwirthschaft, gut auf die Waffenschmiedekunst. Da sie gewandte Reiter sind, so machen sie, wie schon oben erwähnt wurde, einen bedeutenden Theil der birmanischen Kavallerie aus.

Bewohner des Königreichs Siam und Aram mit Cochinchina und Sunkin.

Die Siameser

oder Siamesen, die sich selbst Tai, d. h. die Freien und ihr Land Meuang Tai, d. h. Königreich Tai, nennen und deren Gesamtzahl sich auf 2 Millionen belaufen mag, gehören zum mongolischen Volksstamm. Ihre Gestalt ist eher klein als groß, doch übrigens nicht übel gebaut. Ihr Gesicht ist auffallend groß, die Stirne sehr breit, ohne Wölbung, an beiden Seiten vorragend und mehr mit Haaren bedeckt als bei irgend einem andern Volke. Bei einigen Siamesen geht der Haarwuchs fast bis auf die Augenbraunen herab, bedeckt die Schläfe und erstreckt sich bis an die äußersten Augenwinkel. Zwischen den schiefgespaltenen Augenlidern blitzen kleine lebhaftige Augen; das Weiße derselben ist gelblich. Die Backenknochen sind groß, breit und hervorragend. Eine andere Eigenthümlichkeit in der Gesichtsbildung der Siameser ist die große Höhe des Hintertheils der untern Kinnlade, was diesem Theile des Gesichtes natürlich eine ungewöhnliche Breite und dem ganzen Kopfe ein fast viereckiges Ansehn giebt. Dabei ist der Durchmesser des Kopfes von der Stirn nach hinten zu äußerst klein. Der Hinterkopf ist so platt, daß vom Wirbel bis zum Nacken fast eine gerade Linie geht. Die Hautfarbe der weißen Siamesen ist gelb. In höhern Ständen, besonders bei Weibern und Kindern, wird der Körper durch den Gebrauch eines glänzendgelben Waschwassers oft goldfarbig. Die Haut ist auffallend weich und glänzend. Beide Geschlechter schneiden die Kopfhaare weg, und lassen nur die Stirnhaare, die sie hinterwärts kämmen, büschelweise stehen. Schwarze Zähne, so wie lange Nägel, besonders am Zeigefinger, wo man sie oft zwei Zoll lang werden läßt, gelten auch hier für eine Schönheit, und die letztern namentlich für ein Zeichen vornehmen Standes. Eine kurze und an der Spitze runde Nase, ein großer Mund, dicke,

von dem beständigen Betelrauchen auffallend rothe Lippen und unmäßig lange Ohren, vollenden das in der That, nach unsern Begriffen wenigstens, nicht schöne Bild eines Siamer's.

Die Geschichte von Siam ist in Fabeln gehüllt. Bis zum Jahr 1546 unserer Zeitrechnung, zählten die Siamer eine Reihe von 40 Königen, die, aus verschiedenen Familien entsprungen, fast alle durch Revolutionen zur Regierung gelangt waren. Die ältern Reisenden erzählen, daß nach dem großen Mogul und dem Kaiser von China, im ganzen Oriente, dem König von Siam keiner gleich komme an gewaltiger Herrschaft. Der Ruf der unermesslichen Schätze dieses Landes lockte vielfach die Europäer, namentlich die Portugiesen, früher die Helden Indiens, dahin; die Kaufleute fanden Schutz, und fromme Heidenbekehrer ein duldsames, unwissendes Volk, das für die Lehre des Christenthums empfänglich schien. Der König selbst bat, man möchte ihm Mönche schicken, damit das Evangelium in seinem Reiche gepredigt würde, auch baute er, ohne jedoch selbst Christ zu werden, den Christen auf eigene Kosten eine Kirche. Ein anderer König machte einen französischen Grafen Forbin, zum Oberfeldherrn, und einen Griechen, Konstantin Paulcon, zum ersten Minister, erregte aber durch diese Vorliebe für die Europäer und ihre Bildung mehrere Empörungen, die ihn endlich vom Throne stürzten, die Europäer auf das Blutgerüst führten, und die alte siamische Finsterniß, zur großen Freude der Salapoinen und des gemeinen Volkes, wieder heraufführte. Die Nachfolger dieses Königs, der bis ans Ende des 17. Jahrhunderts regierte, zeichneten sich durch nichts als Grausamkeit und wüste Schwelgerei aus. Wir finden eine Königin, welche nach und nach die Gemahlin des Waters, des Sohnes und des Enkels wurde; Brüder, die um die Krone

streiten und sich einander ermorden; einen König, der abtrünnige Vasallen in einen Käfig sperren und sie mit dem Fleische nähren ließ, das den Unglücklichen vorher ausgeschnitten wurde, der mit eigener Hand sieben Hofdamen die Füße abhieb, weil sie zu schnell und drei andern, weil sie zu langsam gegangen waren. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wäre Siam eine Eroberung des berühmten, schon oben erwähnten birmanischen Königs Alompra geworden, wenn ihn nicht, nur 3 Tagereisen von der Hauptstadt Siam's entfernt, der Tod ereilt hätte. Die Christen, welche nach und nach wieder emporgekommen waren, und in diesem Kriege sich ausgezeichnet hatten, wurden nun weniger verfolgt und ihre Kirche erhielt den Namen: der Kirche des Sieges! — Von Alompra's Einfall in das siamesische Gebiet bis auf die neuere Zeit herab finden wir Siamer und Birmanen in immerwährenden, mit abwechselndem Glück geführten Kriegen, die erst der Friedensschluß von 1793 endete, in welchem Siam die am bengalischen Meerbusen liegende Küste, mit allen Häfen und festen Plätzen, an Birma abtrat. Der jetzige, seit 1824 herrschende König residirt in Bankok *), und begann seine Regierung damit, daß er sowohl seinen Unterthanen, als allen Fremden den Handel, der früher Monopol des Fürsten war, einige Artikeln, als Feuergewehre, Opium u. s. w. ausgenommen, frei gab. Vor den Britten, deren Macht sie bisher vrachteten, haben sie seit dem letzten Birmanenkriege gewaltige Furcht, die durch eine alte Sage, die Britten würden einst die Herren von Siam werden, nur vergrößert werden konnte.

Die Religion Siam's ist der Buddhismus, doch hat sich hier in denselben sehr Vieles vom Bramanismus eingeschlichen. Neben dem Buddha, den sie Sammona

*) Der Sohn eines reichen Chinesen, Piyataf, stellte sich, nach der Gefangennahme eines Königs von Siam durch die Birmanen, an die Spitze des siamesischen Heeres, vertrieb die Birmanen, schwang sich selbst auf den königlichen Thron Siam's und verlegte die bisherige Residenz Suthia nach Bankok, einer an dem großen Fluß Menam gelegenen Stadt, deren Einwohnerzahl man jetzt auf 150,000 Seelen anschlägt.

Kadom nennen, verehren die Siamer noch eine zahllose Menge anderer Gottheiten und Schutzgeister, von welchen letztern fast jeder Ort einen hat. Nach ihrer heiligen, in der Balisprache geschriebenen, Büchern ist die Lehre des Buddha bereits vor mehr als 2350 Jahren, und zwar aus Ceylon nach Siam gebracht worden. Der 8. und 15. jedes Monats sind Feste, an welchen in den Tempeln, die gewöhnlich eine pyramidalische, viereckige Form haben und in schlanke, ziemlich hohe Thürme ausgehen, gebetet und geopfert wird. In dem geräumigen und sauber gehaltenen Hofe, welcher den Tempel umschließt, befindet sich in der Regel noch ein kleines Gebäude, in welchem die heiligen Bücher in einem pyramidalischen, reich mit Perlmutter verzierten Schranke aufbewahrt werden. Die Priester, die in gemeinschaftlichen Gebäuden wohnen und den Talapoinen der Birmanen gleichen (s. Taf. XX.), bilden keine besondere Kaste, sondern jeder erwachsene ehrenhafte Mann kann in diesen Stand eintreten. Unter den religiösen Gebäuden der Siamer, sind die Prachadi's merkwürdig, die in Absicht auf ihre Bauart viel Aehnlichkeit mit den ägyptischen Pyramiden haben. Sie stehen in der Nähe der Tempel und sind fest gemauerte Gebäude, ohne eine sichtbare Oeffnung oder Eingang irgend einer Art zu haben. Auch wollen neuere Reisende bei der Feier einiger religiösen Feste große Aehnlichkeit mit den Ceremonien bemerkt haben, welche die alten Ägypter beim Steigen des Nils verrichteten.

Die Regierungsform in Siam ist die unumschränkste Despotie. Der König ist nicht nur Herr über das Leben seiner Unterthanen, sondern auch über ihr Eigenthum. Liegende Gründe kann kein Siamer besitzen, wenigstens nicht vererben, denn das ganze Land ist ausschließliches Eigenthum des Königs. Auch auf das bewegliche Vermögen des Vaters haben die Kinder keine vollen Ansprüche, denn ein Drittel gehört nach des Vaters Tode dem König, ein Drittel den Priestern, und nur das letzte Drittel den Kindern. — Der Thronfolger soll nach dem Gesetz zwar der älteste

Sohn der rechtmäßigen Gemalin sein, indessen scheinen hier Ausnahmen statt zu finden. Erblichen Adel giebt es nicht, wohl aber eine Menge bevorrechteter Personen, die jedoch ganz von des Königs Willkühr abhängen. Eine Art Reichsgesetz, welches die heiligen Bücher enthalten, ist zwar uralt, aber schon längst von den Königen nicht mehr beobachtet worden. Es giebt 4 Minister, nämlich für das Innere, den Krieg, die Finanzen und den Handel. Der Hofstaat ist glänzend und zahlreich, und unter den Hofchargen die des Aufsehers über die Elephanten, (der König in Siam führt auch den Titel: Herr des weißen Elephanten, darf aber nicht auf diesem hochverehrten Thiere reiten, weil die Seele eines Vorfahren in demselben wohnen könnte) und Pferde eine der höchsten. An der Spitze der Provinzen stehen Statthalter, denen eine Menge Lokalbeamte untergeordnet sind. Der Gerichtsgang ist ohngesähr wie in Birma, die Partheien werden verhört, ein schriftliches Protocoll geführt und die Sache von einem Gerichtshof entschieden. Feuer- und Wasserproben und andere Gottesurtheile müssen, wenn die Richter nicht klar sehen, ihrem Blodsinn zu Hülfe kommen. Die Strafen sind willkürlich und oft grausam. Mörder z. B. werden lebendig gespießt, den Krokodillen vorgeworfen u. s. w. Das Einkommen des Königs wird, nach neuern Berichten vom Jahr 1827, auf 2½ Million Thlr. geschätzt. Es besteht in der Grundsteuer, in Abgaben von mancherlei Vorrechten, als z. B. Urnat zu brennen, in den Flüssen zu fischen, so wie in dem Gewinn des Monopols, welches sich der jetzige König bei der Freiegebung des Handels, in Beziehung auf gewisse Artikel, vorbehalten hat. In besondern Fällen erfolgen außerordentliche Besteuerungen des Volks, vorzüglich der Reichern. —

Ueber die Stärke der siamesischen Kriegsmacht weiß man nichts Gewisses; bei auswärtigen Kriegen ist jeder wehrfähige Mann Soldat. Einen beträchtlichen Theil der Kriegsmacht bilden die Elephanten, deren man 3 bis 4000 zum Kriegsdienste abgerichtet haben soll. Nur die Leibwache des Königs hat Pferde. Die

Artillerie ist höchst unbedeutend und der Gebrauch des Feuergewehres überhaupt in der siamesischen Armee noch sehr beschränkt, und Speiße, Pfeile und Bogen (s. Taf. XX. siamer Soldat) die allgemeinste Bewaffnung. An eigentlichen Festungen fehlt es; nur die unwegsamten Gebirge bilden eine natürliche Schutzmauer, die jedoch, wie die häufigen und erfolgreichen Einfälle der Birmanen zur Genüge beweisen, nicht unübersteiglich sind. — Die *Marine* beschränkt sich auf Boote von 60 Fuß Länge und 7 Fuß Breite, die 30 Mann aufnehmen können. Im Jahr 1827 befanden sich in den Magazinen zu Bangkok 236 solcher Boote, und es sollten noch mehrere gebaut werden. Die Bemannung derselben besteht aus Christen oder Muhammedanern, da die Siamesen selbst, für den Seebienst ganz untauglich sind.

Der Charakter der Siamer ist ein wunderliches Gemisch von guten und schlimmen Eigenschaften. Sie sind freundlich, ruhig, verträglich; ein größliches Schimpfen und höchstens einige Rippenstöße sind der Gipfel ihrer Nachsicht, die alle gröbere Thätlichkeiten vermeidet. Feigheit, so daß oft ein Birman 3 bis 4 Siamen in die Flucht jagt, außerordentlicher Hang zur Lüge und Verstellung, unbändiger Stolz gegen Niedere und slavische Kriegererei gegen Höhere, Neigung zum Diebstahl*), ob sie gleich den Dieb verachten und im Handel viel auf Treu und Glauben halten, sind die schlimmen Seiten ihres Charakters. Ein schöner Zug in dem Charakter der Siamer ist die große Liebe zu ihren Kindern, in deren Erziehung sie überaus sorgfältig sind, und die große Achtung, die sie dem Alter und den Verdieneten beweisen. Wollen sie einen unverleglichen Freundschaftsbund schließen, so trinken sie aus

einer Schale Krat, und vermischen dies Getränk zuvor mit ihrem Blute. —

Die Wohnungen der Siamer gleichen denen der Birmanen. Nur der König und einige vornehme Personen besitzen Häuser von Ziegel- oder Backsteinen, die jedoch immer nur ein Stockwerk hoch sind, und das Eigenthümliche haben, daß die einzelnen Zimmer nicht auf einer Ebene neben einander liegen, sondern daß man immer einige Stufen steigen muß, um aus einem in das andere zu kommen. — Die leichte und wohlfeile Bauart der Häuser macht die Privatleute gleichgültig gegen Feuerbrände, die denn auch nichts Seltenes sind. Im Jahr 1827 brannten in Bangkok mehr als 1500 Häuser, worunter auch der Palast eines Bruders des Königs, ab. Nach der Sitte des Landes wurden dem Prinzen von allen Seiten so viele Geschenke dargebracht, daß ihm der erlittene Verlust mehr als doppelt ersetzt ward. Eine Menge Leute haben schwimmende Häuser. Diese Häuser sind von Brettern erbaut, haben eine länglich runde, nicht ungeschickliche Gestalt und nach dem Flusse zu eine bedeckte Plattform, worauf Obst, Reis, Fleisch u. s. w. zum Verkauf ausgestellt ist. An beiden Enden werden die Häuser an lange, in den Fluß gerammelte Bambuspfähle gebunden, und unten stehen sie auf einer Art von Floß, und so, daß sich ihre Bewohner mit der größten Leichtigkeit von einem Orte zum andern begeben können. Zu jedem solchen Hause gehört ein kleiner Kahn, in welchem man herumfährt, um Geschäfte zu verrichten oder Besuche zu machen. — Zahlreiche und kostbare Möbeln darf man in dem Innern der Häuser nicht suchen. Nur Vorhänge behängen die Wände mit baumwollenen Zeugen, die Decken mit weißem Musselin und

*) Einer von den siamesischen Gesandten an dem französischen Hofe, unter Ludwig XIV., der auch Hülfsstruppen nach Siam schickte, um seinen Verbündeten gegen die Birmanen beizustehen, aahl in einem Hause, wo er als Gast bewirthet wurde, ein Paar Dugend Rechnungsbücher, die er für Münze hielt und in einem andern Hause dem Bedienten als Trinkgeld gab. — Ein Aufseher über die Magazine des Königs in Siam hatte einiges Silber veruntreuet. Als Strafe wurde ihm geschmolzenes Silber in den Hals gegossen. Gleichwohl konnte der, welcher das veruntreute Silber aus dem Hause des Hingelichteten abholen sollte, nicht unterlassen, etwas davon bei Eile zu schaffen. Der König ließ ihn gleiche Strafe leiden. Ein Dritter, der nun das Geld in Empfang nehmen sollte, machte es nicht besser; allein der König schenkte diesem das Leben und sagte: Ich muß nun aufhören zu strafen, sonst bestünde ich am Ende keinen Unterthan.

halten einigermaßen auf Keintlichkeit. • Feine Winnenmatten vertreten die Stelle der Teppiche und Betten. Die Tischgeschirre bestehen aus chinesischem Porzellan oder Zhen; bei den Armen vertritt eine Kotoschale die Stelle der Schüssel. Tischtücher, Servietten, Messer und Gabel kennt man nicht.

Die Hauptnahrungsmittel sind Reis und Fische, letztere ißt man am liebsten gesalzen oder halb in Fäulniß übergegangen. Mit einem Pfd. Reis, das 1 Pfennig kostet, und mit einem Fisch, der eben so theuer ist, kommt ein Siamer für einen Tag hinlänglich aus; will er sich eine Güte thun, so kauft er sich für 6 Pfennige eine Flasche Arrak oder Reisbranntwein. Bei solcher Wohlfeilheit darf man sich nicht wundern, wenn der Siamer keine Nahrungsforgen kennt und man Abends in den ärmlichsten Hütten die heitersten Gesänge hört. Fleisch genießt man selten oder gar nicht, selbst Wild zu essen scheint durch die Religion verboten zu sein; nur Papageien lassen sich aufgeklaubte Leute zuweilen gut schmecken. Uebri gens rauchen beide Geschlechter gern Tabak, so wie auch das Betetlauen allgemeine Sitte ist.

Die Kleidung der Siamer ist sehr einfach. Gemeinlich gehen sie vom Nabel aufwärts nackt; von den Hüften bis zum Knie aber verhüllt man die Schenkel mit einem bunten 3 Ellen langem Tuch oder einem Stück Seidenstoff, der entweder einfach oder am Rande mit Gold und Silber besetzt ist. Diese Bekleidung wird bei den Männern zwischen den Schenkeln hinaufgeschlagen, die Weiber aber lassen diesen Umwurf, wie einen Rock, bis auf die Waden hinabfallen (Taf. XX.). Vornehme Männer tragen über dem Oberleib eine Art musfelinenes Hemde ohne Kragen, mit weiten offenen Ärmeln. Gehen sie zu einem noch Vornehmeren, so ziehen sie es entweder ganz ab, oder wickeln es um die Mitte des Leibes. Im Winter legen sie noch ein Stück Tuch oder Seidenzeug über ihre Schultern, entweder nach Art eines Mantels oder einer Schärpe, deren äußerste Enden sie ganz artig um ihre Arme zu wickeln

verstehen. An dem Oberleibe gehen die Weiber fast ganz nackt; nur die Reichen tragen ein Halstuch, das sie über der Brust in Falten legen und dessen Enden von den Schultern herabhängen lassen (s. Taf. XX.). Kleider von gestickten Seidenzeugen und mit Fransen besetzt dürfen nur die Damen tragen, welche durch die Gnade des Königs ein solches Gewand zum Geschenk erhielten. Ringe an den drei letzten Fingern sind sehr in der Mode und man trägt deren so viel an jedem Finger, als darauf Platz haben. Halsketten tragen weder Männer noch Weiber; desto geschägter sind die Ohrringe. Die Gesichter der Kinder, die bis ins 6. Jahr vollständig nackt gehen, werden, weil dies für sehr gesund gehalten wird, mit indischem Safran gelb gefärbt. — Der König hat eine besondere Form der Kleidung, die von seinen Hofleuten nur diejenigen tragen dürfen, denen er es erlaubt. Ueber dem mit Spizen besetzten Hemde nämlich trägt er ein Kamisol von schönem Gold- und Silberstoff, dessen enge Ärmel bis auf die Hand hervorgehen. Auch ist in Siam allgemeiner Gebrauch, daß der König und alle, die ihn im Kriege oder auf der Jagd begleiten, roth gekleidet sind. Desgleichen ist die hohe spitze Mütze (s. Taf. XX.) eine Ceremonientracht, die nur der König und seine Beamten und die Soldaten, die seine Person umgeben, tragen dürfen. Die Mütze des Königs ist kreisförmig mit Edelsteinen, die der Beamten, je nach der Würde derselben, mit goldenen oder silbernen, oder auch nur vergoldeten Ringen oder rothen Tuch- und Seidenstreifen, besetzt. Mit einem, gewöhnlich rothen, Band, das um das Kinn herumgeht, wird sie auf den Kopf besetzt und beim Grüßen nie abgenommen. Unter dem Volke bedecken nur wenige Personen, und wenn es geschieht, mit einem Stück Tuch, ihre Häupter. — Die Siamer baden sich täglich 3 bis 4 Mal und halten es für unanständig einen Besuch zu machen, ohne kurz vorher gebadet zu haben. Die Männer färben sich oft die Füße bis an die Waden blau, das Tabuiren aber ist nicht gebräuchlich. Den an sich schon unbedeutenden Bart reißten sie sorgfältig aus. Daß man lange, aber reinlich gehaltenen

Nägel an den Fingern für eine große Schönheit hält, ist schon oben erwähnt worden; Tänzerinnen, welche die Eitelkeit bis aufs Höchste treiben, legen sich noch künstliche Nägel von Messing, die ihren Händen das Ansehen von Klauen geben, an. Schuhe werden in Siam fast gar nicht getragen.

Die Ehen, welche hier fast eben so geschlossen werden wie in Birma, sind selten unglücklich. Hat sich ein Freier gemeldet, so gehen die Aeltern des Mädchens zu einem Wahrsager, um sich nach dem Vermögen des jungen Mannes zu erkundigen, das ein Siameser sorgfältig verbergen muß, weil es ihm sonst von den hohen Staatsbeamten, oder dem König selbst, ohne alle Umstände genommen wird. Der Siameser hat nur eine rechtmäßige Gattin, darf aber so viele Nebenweiber halten, als er ernähren kann. Zwischen Bruder und Schwester ist die Ehe nicht gestattet, doch in allen weiteren Graden der Verwandtschaft erlaubt. Ehescheidungen werden ohne viele Weitläufigkeiten vollzogen. Die Kinder werden dann so geheilt, daß die Mutter das erste, dritte, fünfte u. s. w., der Vater das zweite, vierte, sechste u. s. w. behält, und außerdem das empfangene Heirathsgut zurückgegeben wird. Die Nebenweiber und deren Kinder kann der Gatte willkürlich verkaufen und verschenken. Der Umgang der beiden Geschlechter ist hier weniger frei als in Birma, doch mehr durch Sitte und Gewohnheit als durch verschlossene Harems beschränkt. —

Die Behandlung der Todten ist mit Ausnahme der Armen, deren Leichen in den Fluß geworfen werden, bei den wohlhabenderen und höhern Ständen mehr oder weniger kostspielig. Der Todte wird zunächst in einen hölzernen, lackirten, wohl auch vergoldeten, bisweilen sogar bleiernen Sarg gelegt und im Hause aufgestellt. Eine Menge Wachskerzen und kostbares Rauchwerk werden angezündet. Nachts kommen die Priester, die feierliche Gesänge anstimmen, bei dem Todten wachen. Nach einigen Tagen wählt die Familie einen

freien Platz, in der Nähe eines Tempels, auf welchem der Scheiterhaufen, wo möglich aus Sandelholz und andern wohlriechenden Holzarten, erbaut wird. Bei der Verbrennung wird die Leiche aus dem Sarge genommen und ohne diesen auf den Scheiterhaufen gelegt. Die Asche des Verbrannten wird entweder in's Wasser geworfen oder zu einem Teige geknetet, aus welchem die Priester, unter Beobachtung einer Menge feierlicher Gebräuche, eine Figur des Buddha machen, die man nachher, oft reich vergoldet, entweder in einem Tempel oder in der Wohnung der Verwandten aufstellt. — Ist ein Prinz oder eine ganz vornehme Person gestorben, so zündet der König selbst den Scheiterhaufen an, ohne jedoch aus dem Palast zu gehen. Er zündet nämlich eigenhändig eine Fackel an, die an einem vom Schlosse bis zum Scheiterhaufen reichenden Strick befestigt ist. — Bisweilen werden die Ueberreste des verbrannten Körpers auch wieder in den Sarg sammelt, mit demselben in der Nähe eines Tempels begraben und über der Grabstätte eine Pyramide (Pracha di) errichtet.

Zum Reisen bedient man sich nicht der Pferde, die hier sehr schlecht und selten sind, weil der feuchte Boden kein gutes Futter erzeugt, sondern der Elephanten, der Palankins, und am häufigsten der Boote, die in diesem wasserreichen, von Canälen durchschnittenen Lande fast überall anwendbar sind. Solche Boote, Balon's, auf welchen die Siameser Reisen und Lustfahrten machen, haben 60 — 80 Fuß Länge und 4 Fuß Breite. Vorder- und Hintertheil sind beträchtlich hoch, aber die Mitte erhebt sich nur 2 Fuß über das Wasser. Sie sind geschmackvoll mit hölzernem und vergoldetem Schnitzwerk verziert, worunter sich gemeinlich die Gestalt irgend eines Ungeheuers oder sonst eines fantastischen Geschöpfes auszeichnet. In der Mitte steht ein Baldachin, der gewöhnlich stark vergoldet und mit seidnen Vorhängen oder goldstoffenen Gewändern behangen ist. Aber nur eine oder zwei Personen können unter demselben Platz nehmen, während der übrige Raum des Bootes den Rudern, oft 50 — 100 an der Zahl,

zum Aufenthalte dient. Da diese aus einem einzigen Stamme verfertigten Balon's sehr schmal und ganz dazu gemacht sind, das Wasser zu durchschneiden, so können sie bei starker Bemannung, selbst stromaufwärts, mit der größten Schnelligkeit sich bewegen.

Außer der Musik, die bei den Siamern wie bei den Birmanen allgemein beliebt ist, und in der sie es unter allen schönen Künsten noch am weitesten gebracht haben, gehören unter ihre Vergnügungen auch Schauspiele, Hahnengefechte, Wettrennen zu Wasser in den eben beschriebenen Balon's, Thier-, besonders Stiergefechte, Belenchtungen u. dergl. Auch fehlt es ihnen nicht, wie anderwärts in Indien, an Gauklern und öffentlichen Tänzerinnen.

Hinsichtlich der Wissenschaften der Siamer ist es mehr als wahrscheinlich, daß dieses Volk in frühern Zeiten auf einer höhern Stufe der Ausbildung gestanden hat, als gegenwärtig. Alte ehrwürdige Ueberreste einer untergegangenen Cultur, Zeugen einer nicht gemeinen Geistesbildung, finden sich in den heiligen, in der Bali'sprache geschriebenen Büchern der Siamer. Die Bali'sprache nämlich ist in Hinter-Indien die gelehrte Sprache, wie es in Vorder-Indien das Sanskrit ist. Beide Sprachen werden nur von den Gelehrten vollkommen verstanden und sind todte Sprachen. Es läßt sich aber keine todte Sprache denken, die nicht einst unter einem Volke lebend gewesen wäre. Ehe wir nicht die, wahrscheinlich mit der ältesten Geschichte der Aegyptier (vergl. S. 44. Anmerkung) zusammenhängende Geschichte der Völker, unter welchem das Bali und Sanskrit lebende Sprachen waren, näher kennen als jetzt, wird sich die antike Bildung in Indien nie von der modernen scharf genug scheiden lassen. — Es soll in der neuern siamesischen Literatur sowohl lyrische, als epische und dramatische Dichtungen geben; deren Werth jedoch, da sie in keine europäische Sprache übersetzt sind, sich nicht bestimmen läßt. — Ihre astronomischen Kenntnisse scheinen sie

von den Chinesen erhalten zu haben, so wie sie auch ihren Kalender regelmäßig aus Peking bekommen. Am Schlusse des Jahres, der in den Dezember fällt, wird ein großes Fest, das Fest der Seelen, gefeiert. — Weit der Arzneikunst sieht es sehr schlecht aus. Wird jemand krank, so läßt er zuvörderst seinen ganzen Körper derb mit Füßen treten und nimmt sodann eine Arznei, die nach Vorschrift der vielen Rezepte, in deren Besiz sie sind, und das sie, wie es der Zufall will, durch das Loos aus der Menge herausziehen, bereitet wird. — In den Schulen, zu welchen die Kldster oder Wohnungen der Talapoinen dienen, werden die Knaben im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet. Die Siamer schreiben wie wir, von der Linken zur Rechten; ihre Zahlzeichen sind den arabischen Ziffern ähnlich. —

Der Kunstfleiz der Siamer ist sehr unbedeutend, ob sie wohl bei ihren Verbindungen mit den Europäern reiche Gelegenheit hatten, nützliche Künste kennen zu lernen. Zwar verstehen sich die Frauen auf Verfertigung einiger Gewebe, so wie man auch im Vergolten und im Schiffbau viele Spuren großer Geschicklichkeit antrifft; aber in allen übrigen Kunstfertigkeiten stehen sie sehr zurück, und was man von Handwerkern, Schmieden, Zinngießern, Gerbern, (merkwürdig ist, daß die beiden letztern Handwerke in einer Person vereinigt sind, welche in einer und derselben Werkstatt arbeitet) in Siam findet, sind größtentheils Chinesen; letztere machen überhaupt die Hälfte der Bevölkerung und zugleich den betriebsamsten und wohlhabendsten Theil derselben aus. Sie haben gewissermaßen auch den Handel Siam's, von dem zuvor fast keine Spur vorhanden war, erschaffen, und durch den Fleiz ihrer Hände, einige der schätzbaren Handelsgegenstände, namentlich Zucker, Zinn und Blei, ins Dasein gerufen. Die Regierung selbst hat die großen Vortheile, welche das Land den eingewanderten Chinesen verdankt, eingesehen und muntert dieselben durch bedeutende Vorrechte, die sie ihnen vor allen Fremden gewährt, immer mehr auf. —

In Beziehung auf die bildenden Künste kommen die Siamer nicht einmal den Birmanen gleich. Höchstens verstehen ihre Bildhauer ein Götzenbild erträglich darzustellen. Ihre Malerei ist ohne Perspective, Licht und Schatten; überhaupt sind ihre Begriffe von Schönheit gänzlich von denen der Europäer und selbst der Hindus verschieden. In ihren Gebäuden und in der Ausschmückung ihrer Paläste und Tempel erblickt man überall Spuren einer zwar lebhaften, aber rohen Phantasie, die sich in abenteuerlichen, grotesken Figuren gefällt.

Die siamesischen Münzen sind alle von Silber, haben einerlei Gepräge und unterscheiden sich nur durch ihre Größe. Sie haben die Form kleiner Cylinder, die in der Mitte zusammen gerollt sind. Im Kleinen rechnet man nach Kauris, deren hier 7400 auf einen Tikal gehen. An den Straßen, die nur, da man wenig anders als zu Wasser reist, in geringer Zahl vorhanden sind, findet man Weisenzeiger. Baumwollene und andere Gewebe misst und verkauft man nach der Länge des Armes. Die Schalen der Kokosnüsse dienen als Maße für Getreide und Flüssigkeiten. Für schwerere Waaren haben die Siamer das im ganzen ostindischen Archipel gebräuchliche Pikul, welches 133 bis 150 Pfd. beträgt.

Das Königreich Anam oder Cochinchina und Tunkin.

Das Königreich Anam hat seinen Namen von seiner Lage gegen China erhalten, indem Anam so viel heißt als: das westliche Land. Die ehemalige Residenz, der anamesischen Könige hieß Dou-Kinh, d. i. östliche Königsstadt, und hieraus machten die Europäer, den Namen der Stadt auf das Reich übertragend, Tunkin. Das Reich Anam, welches die östliche Hälfte Hinter-Indiens ausmacht und ungefähr 23 Millionen Einwohner zählt, umfaßt seit 1815, wo der letzte Erbe des alten tunkinesischen Herrschers hauses starb und Tunkin auf die Beherrscher von Cochinchina überging, die Provinzen:

Tunkin, Cochinchina, Siampa, Cambodja, Laos und Laktio. In den ältesten Zeiten war dieses Reich den Chinesen unterthan, die es durch einen Statthalter regierten ließen. Später, namentlich seit 263 n. Chr. erhielt es Könige aus der Mitte seiner Landesbewohner, die jedoch als Vasallen von China betrachtet wurden und die Belehnung mit ihrem Reiche vom Kaiser in China nachsuchen mußten. Nur erst der jetzige Monarch, der seit 1816 den Titel eines Gia-long, d. i. Kaisers, angenommen, hat auch die Förmlichkeiten abgeschafft, wodurch ehemals die Oberherrlichkeit China's, wenigstens scheinbar, anerkannt wurde. —

Die Hauptmasse der Bevölkerung besteht aus Anamesen, welche hauptsächlich die Provinzen Tunkin, Cochinchina und Siampa bewohnen. Obwohl zum mongolischen Stamme gehörend, weichen sie doch im Aeußern sehr von den Siamesen, Chinesen und Birmanen ab. In Hinsicht der Gestalt sind sie die kleinsten unter allen diesen Völkern. Die Anamesen haben weder die cylindrische Form des Schädels, noch die starken Unterkiefern der Siamesen, noch die schrägen Augen der Chinesen; auch fehlt ihnen das breite Gesicht der Malaien. Dagegen haben sie gemeinschaftlich mit diesen Völkern einen dünnen Bart, grobes, langes und schwarzes Haar, kleine, runde und dunkle Augen, eine gelbliche Farbe, besonders die Küstenbewohner, während im Innern des Landes die Hautfarbe an die Weiße der Europäer grenzt, und eine ziemliche Wohlbeleibtheit, die die Kürze ihres Wuchses noch mehr in die Augen fallen läßt. Andere Unterscheidungszeichen sind die runde Form des Schädels und des Gesichts, die vorwaltende Größe des Hinterhauptes, die kleine Stirn und die runden Wangen. Die Augen stehen mehr hervor, als bei andern mongolischen Völkern, die Nase ist klein, aber wohlgeformt, der Mund auffallend groß, die Lippen hervorragend, aber nicht dick, der Hals meistens kurz. Im Ganzen hat der Kopf der Anamesen einen höhern Grad von Schönheit und ihre Gesichtszüge zeigen mehr Regelmäßigkeit, Munterkeit und Verstandigkeit, als die der Chinesen selbst und der Siamer.

Was den übrigen Körper anlangt, so ist die Brust zwar kurz, aber breit und gewölbt, die Hüften stark, die Schenkel lang, die Beine kurz, aber auffallend kräftig. —

Die Religion der Unamesen ist nach Verschiedenheit der Stände und der Bildungsstufe, auf welcher die Bewohner Unames stehen, verschieden. — Die höhern Stände und die Aufgeklärten suchen eine Ehre darin, den Religionsmeinungen des Confucius *) zu folgen, die, wie sie denn überhaupt sehr ungewiß und streitig sind und daher in verschiedenen Gegenden verschiedene Gestalt angenommen haben, auch hier zu keinen sichern Resultaten und abgeschlossnem System führen konnten. Die Verehrer des Confucius in Unam erkennen einen obersten Gott an, der, wenn er auch nicht Schöpfer der von Ewigkeit her vorhandenen Welt ist, doch den Lauf der Dinge all-

gewaltig ordnet und das irdische Leben liebend erheitert und schmückt. Sich Bilder der Gottheit machen und diese anbeten, ist des höchsten Wesens und des verständigen Menschen unwürdig; der höchste Geist muß geistig verehrt werden und sein Altar sind die reinen Herzen der Gläubigen. Ein coles Leben empfängt noch jenseits seine Kronen, denn die Fortdauer des Gerechten widerspricht der Weisheit nicht; das Leben des Bösen aber endet im Tode völlig; die nur vom Irdischen erfüllte Seele theilt mit dem Körper gleiches Loos. Diese Religion hat weder Tempel noch Priester, noch irgend eine bestimmte Form des äußern Gottesdienstes. Nur Erdenkönige werfen dem Könige des Himmels opfern, allen andern ist dies bei Lebensstrafe untersagt. Zur Zeit allgemeiner Landplagen, bei Hungersnoth, Pest u. verrichtet der Fürst diese Opfer in seinem Palaste. — Die Religion des Volks ist der Buddhismus; doch

*) Confucius oder Confucius, ein Zeitgenosse des Pythagoras, 500 v. Chr., welcher durch Verdienst weit mehr als durch seine, gleichwohl erlauchte Geburt, erblannte aus königlichem Geschlecht, erhoben, als erster Minister des Fürsten von Lou, welches gegenwärtig unter dem Namen Schantung eine Provinz des damals noch nicht zu einer großen Monarchie vereinigten chinesischen Reichs, ausmachte, den Staat, die Sitten, die Religion verbesserte; und da ihn die wandelbare Bosgung seiner strengen Tugenden wegen vertrieb, als Flüchtling und Verbannter noch Tausende von Schülern zog, auch, wie wohl verfolgt im Leben, nach seinem Tode eine bleibende Verehrung, ja hier und da selbst Altäre und Tempel erhielt. Es scheint, daß er, gleich den alten jüdischen Lehrern, in die Zukunft, die seinem verderbten Volke Schmach und Unterdrückung drohte, einen weisagenden Blick geworfen und dem bevorstehenden Unheil durch Erhebung des Volkscharakters, durch Einschärfung der Maximen, des Rechtes und der Tugend möglichst vorzuzukommen gesucht habe. — Er lehrte die Unsterblichkeit der Seele, billigte und pflanzte den schon unter den Chinesen herrschenden Glauben an das Loos und an die Wahrgang fort, so wie die Verehrung geistiger Geister, welche als Beschützer und Wohlthäter über die Elemente und die verschiedenen Theile der Erde wachen. Seinen Schülern machte er die Verehrung der Vorfahren zur heiligen Pflicht. Mehr als von seiner Religionslehre wissen wir von seiner Moral, und als Sittenlehrer war er, der überhaupt in seinem ganzen Leben als ein friedlicher und nüchterner Weise erscheint, welcher die bestehenden Verfassungen weder umstürzen, noch durch Betrug Herrschaft über die Gemüther der Menschen erlangen, sondern nur Lehren der Tugend und Weisheit ausbreiten wollte, besonders ausgezeichnet. Tief hatte er das menschliche Herz erforscht und seine Sittenlehre umfaßt alle Verhältnisse des Lebens und enthält allgemein gültige Gebote. Auf die eindringendste Weise lehrt er allgemeine Menschenliebe, Gerechtigkeit, Rechtschaffenheit und Redlichkeit und die Beobachtung der einmal eingeführten Ceremonien und Sitten, weil es rathsam sei, daß die, welche zusammenleben, auf einerlei Weise leben und Vortheile und Nachtheile theilen. Das Alter gebot er zu ehren; die erwachenden Neigungen der aufsteigenden Lebensstadien des Jünglings und Mannes wollte er besonnen beherrscht, weise geleitet wissen; den Freund lehrte er werth halten und am Feinde Verzeihung üben. In der Gesetzgebung führte er Alles auf die künftige Liebe und die väterliche Gewalt, die er so weit ausdehnte, daß er den Vätern sogar das Recht, ihre Kinder zu verkaufen, zugestand, zurück. Die Ehe und den Ackerbau empfahl er nachdrücklich, begünstigte aber, ohne ihn jedoch zu unterstützen, den Handel wenig. — Freilich sind von den ihm zugeschriebenen Sprüchen manche wegen der Bildersprache unverständlich, andre auch durch untreue Uebersetzungen verunstaltet, andere gar untergeschoben worden — daher sogar ein Schöler ihn einen finstern Schwärmer, ähnlich dem Jacob Böhme, nannte: — aber viele sind inhaltschwer und voll ewig geltender Weisheit, als: „Wie wird eine Nation zu Grunde gehen, welche sich selbst vertraut!“ oder: „Wer nach dem Eigensinne stirbt, und Blutvergießen und Schlachten liebt, verdient aus dem Verzeichniß der Menschen gestrichen zu werden;“ oder: „Handle stets offen, und thue Niemandem was du nicht willst, daß es dir geschehe.“ Aber was vermag die Stimme eines Weisen gegen den Geist der Zeit und den Gang der Natur? — Viel Gutes hat Confucius im Einzelnen gestiftet, aber den Charakter seines Volkes konnte er nicht bessern; und es mag im Ganzen viel wunderbarer sein, daß unter den Chinesen ein Confucius erschien, als daß er dieselben nicht umbildete. —

finden in Absicht der einzelnen Glaubenslehren und der religiösen Gebräuche manche Abweichungen von dem Statt, was in dieser Hinsicht bei den Buddha = Verehrern in Birma, Ceylon u. s. w. zur Rechtgläubigkeit gehört. Der Gottesdienst erinnert an die alte patriarchalische Einfachheit. Dem wohlwollenden, gütigen Geiste werden die Erstlinge der Heerden und aller Früchte zum Opfer gebracht. Die ersten Reisähren, die erste Metzanuß, der erste Becher mit ausgepreßtem Zucker, werden zu dem Kästchen getragen, in welchem das heilige Bild sich befindet. Die Pagoden sind offene, meist vierseitige Hütten, in deren Mitte man einige Götzenbilder aufgehängt oder auf Bretter gesetzt sieht, ohne Altäre und ohne allen Schmuck. Ein Reisender beschreibt die größte und schönste Pagode, die er im Lande sah, also: „Mit Backsteinen und Ziegeln gedeckt zeigte sie Spuren von großem Alterthum, welches meist einem gewissen Ansehn von gothischer Größe und druidenartiger Abgeschlossenheit (außerhalb der Stadt mitten unter allerlei Bäumen, auf einem kleinen, dem Anschein nach künstlichen Hügel) ganz darauf berechnet war, unwillkürlich Ehrfurcht einzufloßen. Ein alter Priester mit einem grauen Barte, der sich jedoch durch nichts vordem Laien auszeichnete, kam uns einige Schritte entgegen, empfing uns mit vieler Herzlichkeit, und als er von dem Dolmetscher erfuhr, daß wir den Tempel zu sehen wünschten, war er sogleich bereit, uns zu willfahren. Vor dem Gebäude standen vier 30 Fuß hohe Thürme, auf deren jedem eine Glocke hing. Wir traten durch eine Thür zuerst in ein kleines Gemach, an dessen Wänden man verschiedene Kleidungsstücke erblickte. Aus diesem Gemache gelangten wir durch eine Seitenthür in eine geräumige Vorhalle, welche durch ein Gitterwerk von polirtem Holz vom Schiff der Pagode getrennt wurde. Hier standen drei ungeheure Trommeln auf Gestellen, und auf einem Tische sah man ein kleines metallnes Götzenbild mit einem Elephantenrüssel, vor welchem ein metallnes Randsfaß mit Linten stand, von denen das eine Ende gebrannt haben mußte. Hier aufstieß der Priester eine große Thür in der Schei-

de wand auf und führte uns in den eigentlichen Tempel. Außer dem Lichte, das durch die Thür am Eingange hineinfiel, war es völlig dunkel darin; indeß vermochten wir uns doch zu überzeugen, daß die innern Verhältnisse mit der Idee übereinstimmten, die man sich dem Heußern nach davon machen konnte. Mehrere Gruppen von Götterbildern, einige von ganz abscheulichen, andre von kolossalen Verhältnissen, wurden durch die Dämmerung sichtbar, die sie noch abscheulicher zu machen schien. Eine Beschreibung dieser Ungeheuer würde so überflüssig sein, als eine Wiederholung dessen, was der Priester über ihre Herkunft, ihre Thaten u. s. w. erzählte. Sie wurden jedoch von diesem Tempelhüter nicht eben mit großer Ehrfurcht behandelt.“ — Ueberhaupt werden die Pagoden wenig besucht. Die Befenner des Buddha, hier Fohi, auch Boui genannt, begnügen sich damit, den erhabenen Geist, der ein reines und lauterer Herz allen Tempeln vorzieht, an allen Orten und unter allen Umständen, die sich ihnen darbieten, anzubeten. In einem kleinen Kästchen, oft nicht größer als eine Schnupftabakdose, führt man seine Lieblingsgotttheit bei sich, oder stellt sie in einem Winkel des Hauses auf. Öffentliche Gottesdienste werden noch am häufigsten unter Banianenbäumen, auf welchen und in deren Nähe Bilder der Gottheiten, namentlich des Fohi, in kleinen Verschlägen oder Kästen angebracht sind, gefeiert (s. Taf. XXII.). Religiöser Feste der Buddhaisten in Anam giebt es eigentlich nur drei, nämlich an den drei ersten Tagen des Jahres, dessen Anfang mit der letzten Woche unseres Februars zusammen fällt. An diesen drei Tagen darf Niemand, bei schwerer Geldstrafe, arbeiten, weder kaufen noch verkaufen; in manchen Häusern unterläßt man sogar das Kochen. Auch nicht das geringste lärmmachende Geschäft darf vorgenommen werden. Man bringt den Vorfahren Opfer, giebt sich Familienbesuche und bringt im Grunde die ganze Zeit mit Essen zu, denn überall wird man dazu eingeladen und für unhöflich gehalten, wenn man es abschlägt. Erst die Verwaltung der Gerechtigkeit, so wie der Soldas

rendienst, sind während dieser Zeit unterbrochen. Wöchentliche, mit unsern Sonntagen zu vergleichende Ruhe- und Feiertage aber kennt man nicht. — Der Glaube an gute und böse Geister und an die Wirkungen der Zauberei ist allgemein. Der Dämon Konleohang wird für den mächtigsten aller bösen Geister gehalten und sein Tempel zu Kekan in Funkin mit den reichsten Geschenken selbst von Seiten des Monarchen überhäuft. Nicht bloß Götter und Schutzgeister, sondern auch Himmel und Erde, die Berge, Wälder, Gewässer werden verehrt; auch verstorbenen Familiengliedern erweist man, haben sie sich dessen durch ein edles Leben würdig gemacht, eine Art religiöser Verehrung. — Seit dem Anfange des 17. Jahrh. hat auch das Christenthum, zuerst durch portugiesische, dann später durch französische Missionäre, Eingang in Anam gefunden, und im Jahr 1804 betrug die Zahl der katholischen Christen, die unter 4 Bischöfen standen und über 100, meistens eingeborene, Priester hatten, beinahe 400,000.

Die Regierungsform des anamesischen Reiches, das gewissermaßen eine politische Pflanzstadt Chinas war, hat viel Ähnliches mit der chinesischen. Wie indeß kein Abfluß sich über die Quelle erhebt, so ist auch nicht zu erwarten, daß Funkin und Cochinchina ihr Vorbild, China, übertreffen werden; wie Religion und Wissenschaften vielmehr hier nur ein schwächerer Nachhall des Mutterlandes sind, so ist hier die Regierung auch despotischer, als dort. Das ganze Volk wird als eine Familie und der Monarch als der Vater derselben betrachtet, der daher zwar alle aus diesem Verhältnisse entspringenden Pflichten gegen sein Volk hat, aber auch die Vorrechte eines Vaters genießt, von denen er denn auch getreulich unumschränkter Gebrauch macht. — Obschon der Wille des Kaisers das höchste Gesetz für alle Unterthanen ist, so giebt es doch Einrichtungen, welche den Despotismus in gewissen Schranken halten sollen. Der aus den höchsten Staatsbeamten, Mandarinen, zusammengesetzte Staatsrath hat das Recht, alle Befehle des

Gialong zu prüfen und ohne Bewilligung des ersteren soll kein Befehl des Kaisers bekannt gemacht werden. Auch besteht in den Städten und Dörfern eine eigne Einrichtung, vermöge deren die Gemeindeversammlungen das Recht der Abgabevertheilung, der Gesetzgebung in Polizeisachen, so wie der Gerichtsbarkeit in Beziehung auf die Justisverordnungen besitzen. Ferner hat jeder Unterthan das Recht, dem Kaiser Vorstellungen und Vorschläge in Beziehung auf Staatsangelegenheiten zu überreichen, welche dem Staatsrath zur Berichterstattung vorgelegt werden sollen. — Das Reich ist in Provinzen, es giebt deren 24, Bezirke, Kreise, Gemeinden eingetheilt. An der Spitze jeder Provinz und jedes Kreises steht ein Civil- und ein Militär-Mandarin. Der erstere muß täglich in einem großen Hofe seines Palastes vier Stunden öffentlich Audienz ertheilen. Auf einer erhabenen Bühne, wie auf einem Balcon, sitzend, giebt er jedem der Reihe nach Gehör, und entscheidet öffentlich, in Gegenwart mehrerer Zuschauer, die vor ihn gebrachten Klagen und Prozesse. Er nimmt bei seinen Entscheidungen nicht bloß auf die geschriebenen Befehle, die im Ganzen sehr weise und gerecht und zum großen Theil aus den chinesischen Gesetzbüchern entlehnt sind, sondern auch auf die Zuschauer Rücksicht, welche entweder dem Kläger oder dem Beklagten Beifall zurufen. Hierauf spricht der Mandarin das Urtheil ohne Verzug mit lauter Stimme und läßt es in der Regel auch sogleich vollstrecken. Die Strafen bestehen in Geldbußen, in Bambusschlägen, in Verbannung und in mancherlei Arten von Todesstrafen. Dem falschen Zeugen wird unausbleiblich die Strafe, wäre es auch die Todesstrafe, zuerkannt, die den Beklagten für das angeschuldigte Verbrechen gesetzlich getroffen hätte. Diebe werden, wenn der Diebstahl beträchtlich ist, getödtet; bei geringern Diebstählen wird dem Thäter für das erste Vergehen ein Finger abgehauen, für das zweite ein zweiter Finger, für das dritte ein Ohr, für das vierte der Kopf. — Einen Erbadel giebt es in Anam nicht. Bloß die vornehmen kaiserlichen Beamten, die der Gialong ganz nach Willkür ernennt, haben gewisse

Vorrechte und Auszeichnungen vor den übrigen Unterthanen; aber diese Vorrechte sind nur persönlich und gehen nicht auf die Kinder über, daher man den Sohn des ersten Ministers, nach dem Tode des Vaters, nicht selten das Handwerk eines Kucherknechtes ergreifen sieht.

Die Staats Einkünfte bestehen im Ertrage der willkürlich bemessenen Steuern, Naturalieferungen, Handelsabgaben und kaiserlichen Monopole. Die Abgaben werden gewöhnlich durch Schläge eingetrieben. Der Staatsrath läßt den Mandarinen der einzelnen Provinzen wissen, wie viel ihre Provinz zu zahlen habe. Diese schicken nun einen Unteroffizier mit einigen Soldaten an die Bezirksmandarinen ab; ist das Geld nicht gleich bei der Hand, so erhält derselbe Schläge auf den Rücken und die Schenkel; dieser behandelt auf gleiche Weise die Mandarinen der Kreise und Gemeinden, und diese prügeln die einzelnen Einwohner, welche wieder auf ihre Weiber und Kinder los schlagen, bis durch angestrengte Arbeit die Abgabe herbeigeschafft wird.

Ueber die gegenwärtige Stärke der anamesischen Kriegsmacht ist nichts mit Genauigkeit bekannt. Im Jahr 1800 belief sie sich auf 139,800 Mann, wovon 113,000 zur Landmacht und 26,800 zur Seemacht gehörten. Unter der ersten befanden sich 24 Schwadronen Büffelskavallerie, 16 Elefanten-Bataillone mit 200 Elefanten, 25 Regimenter, jedes 1200 Mann stark, die auf europäische Art eingerichtet und geübt waren, und 12000 Mann kaiserliche Gardien. Ein Reisender schildert die anamesischen Soldaten auf folgende Weise: „Obwohl außerordentlich klein von Gestalt, sind sie doch kräftig und wohlgebildet, und scheinen als leichte Truppen recht brauchbar zu sein. Ihre Kleidung ist sehr passend für das Klima und nimmt sich dabei recht gut aus. Die Haupttheile derselben sind: ein kegelförmiger Helm von Flechtarbeit, locker und meistens vergoldet, zwar leicht, aber fest und vollkommen wasserdicht. Einige tragen darauf einen Busch von rothgefärbten Pferdehaaren und Federn. Dieser Helm

wird über dem gewöhnlichen Turban des Landes getragen und unter dem Kinne fest gebunden. Bei trockenem Wetter aber, oder wenn der Mann nicht im Dienste ist, wirft er den Helm über die Schultern zurück, so daß er an den Händen hängt und einem kleinen Schilde gleicht. Am Leibe tragen die Truppen einen weiten Rock von rothem Zeug, mit langen Ärmeln und kurzem Kragen, und vorn mit kleinen Knöpfen besetzt. Er reicht bis zum Knie, ist auf beiden Seiten aufgeschlitzt und blau und gelb eingefaßt. Bei kälterem Wetter tragen sie über diesem Rocke noch einen oder zwei ganz ähnliche von gelbem Zeug, doch ohne Ärmel. Ein Paar weite Beinleider von roth oder weißseidenem Zeuge, die aber kaum bis unter das Knie herabreichen, vollenden das Ganze. Die Waffen bestehen in Musketen oder Lanzen. Jene scheinen fast alle französisch zu sein; (Unam und Frankreich standen unter Ludwig XVI. in sehr naher, jetzt fast gänzlich aufgelöster Verbindung mit einander) sie sind auch mit einem Bajonet versehen, aber viel leichter als die unsrigen. Die anamesischen Soldaten tragen jetzt eine Decke über dem Schloß, und die ganze Muskete wird, sobald Regen droht, mit einem Zeugfuderale überzogen. Die Patronentasche ist kleiner als die englischen. Ich untersuchte eine, fand darin ein Schachspiel, ein kleines Fläschchen mit wohlriechendem Oel, ein kleines Pulverhorn und ein Bündel Patronen von ausgehöhltem Bambus. Außen an der Patronentasche hängt ein geflochtenes Korbchen mit zwei sechs Zoll langen und einen Zoll breiten Stäbchen. Ein ähnliches Korbchen hängt auch an dem Schaft der Lanzen. Durch das Zusammenschlagen dieser Stäbchen geben die Schildwachen einander ihre Wachsamkeit zu erkennen. Die Schäfte der Lanzen sind von Bambus und 12 Fuß lang. Am obern Ende befinden sich als Zierrath zwei Büschel rother Pferdehaare.“

Auch die Seemacht der Anamesen befindet sich in gutem Zustande. Die Schiffsverke und das Seearsenal zu Saigon kann mit vielen ähnlicher Art in Europa wetteifern. Wie die Landtruppen ihre Aufmärsche, Evolu-

sionen, Gefechte und Nächstzüge oft mit großer Geschicklichkeit ausführen, so sechten auch die Seetruppen auf ihren 40—100 Fuß langen, oft mit 16 Kanonen von dreipfündigem Kaliber versehenen Galeeren, die meistens mit Vergoldung, Schnitzwerk und bunten Flaggen geschmückt, ein sehr munteres und gefälliges Schauspiel darbieten, sehr tapfer und geschickt. — Jeder Unterthan muß in der Regel Soldat werden, indem jeder Ort im Verhältniß seiner Volksmenge, eine Anzahl Soldaten, oft den dritten Mann, stellen muß. Sollen die Galeeren bemannt werden, so durchstreifen mehrere kaiserliche Beamte das Reich, ergreifen alle, die zum Rudern tüchtig sind und senden sie auf die Schiffe. Doch ist diese Maasregel weniger drückend, als sie auf den ersten Anblick zu sein scheint; denn die Leute werden am Bord gut behandelt, ihre Weiber und Kinder, so lange die Männer abwesend sind, ernährt und mit allen Bedürfnissen standesmäßig versehen. Die Matrosen dienen nicht allein am Ruder, sondern ergreifen in vorkommenden Gelegenheiten auch die Waffen, daher sie mit Flinten, Wurfspießen und Säbeln versehen sind.

Der Charakter der Anamesen wird im Allgemeinen als wohlwollend und menschenfreundlich geschildert. Sinn für Familienliebe und Freundschaft ist ihnen nicht abzusprechen; das Alter steht in hohen Ehren. Ihr Wesen ist angenehm und meist sehr lebhaft, zu Scherz und Lustigkeit geneigt; und wenn fast alle Völker Indiens die Europäer als unheimliche Menschen verabscheuen und fliehen, so suchen die Anamesen eine Ehre darin, mit Europäern vertraulich umzugehen, von ihnen unterrichtet zu werden und tausend Gefälligkeiten ihnen zu erzeigen. — So bereit aber auch der Anamese ist, zu geben, eben so gern fordert und nimmt er auch Alles, was ihm gefällt. Es wird sogar für unhöflich gehalten, Jemanden, der Schie-Mocai sagt, d. h. gib mir das Ding, die Bitte abzuschlagen, auch wenn es eine kostbare Sache wäre. Ist Jemand so ungestittet, das Geforderte zu verweigern, so macht man sich kein Gewissen daraus, das Gewünschte

auf diebische Weise an sich zu bringen. — Auf jeden Fall aber sind die Anamesen ein besseres Volk als die Siamesen, obgleich sie, wie diese, auch ihre Portion lächerlicher Nationalitätseitelkeit haben. Aber müssen diese Völker nicht eitel werden, wenn Europäer und Amerikaner aus so ungeheuren Entfernungen kommen, Geschenke bringen und um jeden Preis Verbindungen mit ihnen anzuknüpfen suchen! Entschieden schlechte Seiten im anamesischen Charakter sind Trägheit, Gefräßigkeit, Unreinlichkeit, slavische Kriecherei im Umgang mit Höhern und herabwürdigender Stolz gegen Niedere.

Die Hauptnahrungsmittel der Anamesen sind Reis und Fische, letztere besonders werden in ungeheurer Menge verzehrt und sind für die Küstenbewohner eine nie versiegende Quelle von Lebensmitteln und Erwerb. Gewöhnlich bedient man sich zum Fischfange der Netze, häufig aber auch einer Art von geflochtenen Körben, die viele Ähnlichkeit mit unsern aus Draht gefertigten Mausfallen haben, und aus denen der Fisch, hat er sich einmal durch den Röhder hinein locken lassen, nicht wieder heraus kommt. Die fliegenden Fische fängt man in tiefen irdenen Krügen mit engen Hälsen, die mit einem Röhder von Schweinefleisch oder Fischen versehen, ins Meer gelegt werden. Seewürmer, besonders die Mollusken, sind sehr beliebt, und einige derselben kommen nur auf die Tafeln der Reichen. Für ungemein nahrhaft hält man alle gallertartige Substanzen, die aus der See gewonnen werden, sie mögen thierischer oder vegetabilischer Natur sein, z. B. mehrere Arten von Meeremoosen. Außerdem sammeln die Anamesen auch viele von den kleinen saftigen Pflanzen, z. B. Meerenschel, die in salzigen oder sandigen Strumpftegenden wachsen, und kochen sie entweder an ihre Suppen oder essen sie roh oder suchen durch dieselben dem Reis, aus welchem sie auch eine Art vollkommen durchsichtiger Nudeln verfertigen, mehr Wohlgeschmack zu geben. Gemeine Leute verzehren Ratten, Mäuse, Frösche, Krokodile, und das Fleisch von Elephanten, Affen, Tigern, Katzen und Hunden, und sin-

den das letztere vorzüglich köstlich. In den Straßen der größeren Städte gehen chinesische Köche mit schon völlig zubereiteten Speisen herum, welche sie dem Eßlustigen sogleich auf einem großen Brette vorlegen; am gewöhnlichsten ist darunter ein gebackenes mit einer aus Zucker oder Syrup bereiteten Kruste überzogenes Schwein. Beim Essen bedient man sich hier wie in China dünner Stäbchen, oder auch der Stacheln des Stachelschweins. (s. Taf. XX.) Gewöhnlich steht in der Mitte des runden oder viereckigen, oft stark lackirten Tisches, an dem aber nicht mehr als vier Personen Platz haben, ein Napf mit Fischbrühe, in welche jeder Bissen, ehe man ihn zum Munde führt, getaucht wird. Im Genuß der Fleischspeisen sind die Bewohner Anams, wie alle Menschen der heißen Erdstriche, in der Regel sehr mäßig, und überhaupt kann man, den Reis und seine einfachen Zuthaten ausgenommen, alles Uebrige, sogar die Arefanuß und das Betelkauen, das Opium, Reisbranntwein und alle geistige Getränke, unter ihnen für einen bloßen Gegenstand des Luxus halten. Thee, den die Vornehmen aus China beziehen, die Aermern aber aus einheimischen Blättern von geringerer Güte bereiten, ist das gewöhnlichste Getränk.

Die Wohnungen der Anamesen sind, im Ganzen genommen, bequem, reinlich, und auch dicht genug, um ihre Bewohner in der einen Jahreszeit gegen die Sonnenhitze und in der andern gegen die Regengüsse gehörig zu schützen. Matten bedecken den Fußboden; die Hausgeräthe sind sehr einfach. Der kaiserliche Palast zu Baklin in Tunkin enthält viele und große Gebäude, hat nach dem Berichte eines Augenzeugen einen Umfang von zwei Stunden und ist mit Mauern eingeschlossen, durch welche vier Thore führen, deren jedes nach einer Haupthimmelsgegend gerichtet ist und davon den Namen führt. Zum Innern des Palastes gelangt man durch mehrere Höfe, in denen sich die Wohnungen der Leibwachen, die Ställe für Elephanten und Pferde u. s. w. befinden. Das Hauptgebäude ist viereckig, besteht aus zwei Stockwerken mit weiten Sälen und Gemächern im Innern und einer großen Menge Säulen, an welchen man durchgängig vieles Gold verschwendet hatte. —

Die Kleidung der Anamesen ist bei den niedern und mittlern Ständen ziemlich einfach, und die Weiber kleiden sich fast eben so wie die Männer. Beide Geschlechter tragen weite Beinkleider von verschiedenen Farben und eine weite baumwollene, braune oder blaue Jacke, die bis auf die Mitte der Schenkel herabreicht. Strümpfe kennt man nicht; Schuhe aber, die aus China kommen, und vorn ganz breit und aufwärts gebogen sind, tragen nur die Reichen und Vornehmen. Bei festlichen Gelegenheiten tragen die Männer fünf bis sechs lange und weite Schlafrocke von feiner Seide, jeden von einer andern Farbe, mit weiten Aermeln. Alle diese Röcke sind künstlich gefchligt, so daß im Gehen die verschiedenen Farben zum Vorschein kommen. Eben so tragen auch wohlhabende Frauen an Festtagen drei bis vier Röcke von verschiedener Farbe und Länge über einander; der kürzeste ist immer der oberste, der längste aber reicht bis auf die Erde u. läßt beim Gange nicht einmal die Spitzen der Beine sichtbar werden. Ihre langen schwarzen Haare flechten die Anamesen, Männer und Weiber, zuweilen in einen Knoten, und befestigen diesen auf dem Wirbel des Kopfes oder lassen die langen Flechten über den Rücken herabhängen (Taf. XX.). Den Kopf der Weiber umhüllt ein Schleier; auch tragen einige eine breite, beinahe das ganze Gesicht bedeckende Mütze, deren Rand sie beim Gehen aufheben und dadurch das Gesicht erkennbar machen. Die Kopfbedeckung der Männer ist sehr mannigfaltig, aber meistens so eingerichtet, daß sie das Gesicht gegen die Einwirkung der Sonnenstrahlen schützt. Einige tragen Tücher von schwarzem Krepp, turbanähnlich um den Kopf gewunden; andere haben Hüte und Mützen von verschiedenen Formen und aus mancherlei Materialien verfertigt (s. Taf. XX. u. Taf. XXIV.). Männer und Weiber tragen, wenn sie ausgehen, Fächer, die oft sehr künstlich aus bunten Federn zusammengekehrt sind, auch Sonnenschirme von starkem chinesischem Papier oder von den Blättern der Fächerpalme, oder irgend einer andern Palmenart. Aus der Größe und Verzierung dieser Gegenstände erkennt man Stand und Würde des Besitzers. Auch die

Farbe der Kleider richtet sich nach dem Stande. Hoch- oder goldgelb darf nur der König und seine Familie, blaßgelb aber dürfen nur die vornehmsten Staatsbeamten tragen.

Hinsichtlich der ehelichen Verhältnisse stehen die Bewohner Anam mit den Birmanen (S. 101) fast auf gleicher Stufe. Eine förmliche priesterliche Einsegnung der Ehe findet auch hier nicht statt, obschon die Hochzeiten sehr feierlich begangen werden. Die Werbung um das Mädchen geschieht durch die Eltern des Jünglings, mittelst mehrerer Speisen, die den Eltern des Mädchens angeboten werden; willigen diese ein, so verzehren beide Familien diese Speisen gemeinschaftlich. Auch herrscht in einigen Provinzen die althebräische, schon aus der Bibel bekannte Sitte, daß der Bräutigam eine gewisse Zeit den Eltern der Braut als Sklave dienen muß, bevor er die Hand der Letztern erhält. Das Gesetz erlaubt nur eine rechtmäßige Frau, aber mehrere Nebenweiber, die jedoch nur vornehmere Dienstboten der ersteren sind. Nach dem Tode des Vaters erhält der älteste Sohn der rechtmäßigen Frau das beste Haus und den fünften Theil des gesammten Nachlasses für sich allein, und ist dadurch, da die Ehen in der Regel sehr kinderreich sind, allerdings vor seinen Geschwistern begünstigt, muß dafür aber auch die kränklichen und mißgestalteten Schwestern, die keinen Mann bekommen können, versorgen. Die Frauen besorgen fast ausschließlich alle Arbeiten des Ackerbaues; helfen beim Bau ihrer Hütten treulich ihren fleißigen, unermüdblichen Männern, verfertigen die irdenen Geräthschaften, fahren mit ihren Booten auf den Flüssen und in den Häfen herum, bearbeiten die Baumwolle, spinnen sie zu Fäden, weben Zeuge daraus, färben sie mit selbstgezogenen Stoffen und fertigen daraus Kleidungsstücke für sich und die ganze Familie. Der Fleiß und die Thätigkeit der Frauen ist so unerschöpflich, ihre Geschäfte so zahllos, ihre Anstrengungen so ermüdend, daß die Anamesen zu sagen pflegen: eine Frau habe neun Leben und könne manchen harten Schlag vertragen ehe sie umkomme!

Die Behandlung der Leichen ist bei den Anamesen vorzüglich feierlich und kostspielig. Die Ehre eines schönen Begräbnißes ist das Augenmerk Aller, und selbst der Aermste sucht die dazu nöthige Summe zurückzulassen. Fehlt es daran, so wird so viel von dem Eigenthume des Verstorbenen verkauft, oder die Hinterlassenen legen so viel zusammen, als die Kosten betragen. Die prächtigen, aus kostbarem Holz gemachten, bemalten, vergoldeten und mit Inschriften versehenen Särge werden schon bei Lebzeiten bestellt und in der Wohnung als Theil des Hausgeräthes aufgestellt. Oft bleibt der Sarg mit dem Todten, wenn die Begräbnißfeierlichkeiten große Zurüstungen verlangen, oder das Geld dazu noch nicht beisammen ist, noch ein, auch wohl zwei Jahr lang in dem Hause der Hinterbliebenen stehen, soll aber so gut verschlossen sein, daß die Leiche keinen üblen Geruch verbreitet. Man beweist während dieser Zeit der Leiche die nämlichen Ehrenbezeugungen, wie bei Lebzeiten des Verstorbenen. Bei dem Begräbniß geht der älteste Sohn oder der nächste andre Verwandte des Verstorbenen, den Kopf mit Stroh umwunden, vor dem Sarge her, wirft sich wechslend von Zeit zu Zeit auf die Erde und scheint den Todten hindern zu wollen, seine Familie zu verlassen. Ein gutes Zeichen ist, wenn die Träger des Sarges das Gleichgewicht in höchstmöglichem Grade zu erhalten wissen; um sich davon zu überzeugen, setzt man ein volles Glas Wasser oben auf den Sarg. Es ist nicht gleichgültig, wo der Todte begraben wird; man wählt dazu einen Platz, der eine gewisse Verbindung mit Bergen und Flüssen hat, und kauft ihn oft für große Summen. Jeder solche Begräbnißplatz ist unverletzlich. Bei Beerdigung der Vornehmen und noch mehr bei der eines Kaisers ist der Aufwand ungeheuer. Die größten Kostbarkeiten, selbst große Summen gemünzten Geldes, werden der Leiche mit ins Grab gegeben. Als daher während der letzten bürgerlichen Kriege diese Gräber geplündert wurden, kam des Geldes so viel in Umlauf, daß der Werth desselben sank. Man trauert in weißen Kleidern von grobem Zeuge und mit abgeschnittenen Haaren. Die Trauerzeit währt nach Vers

hältniß des Verwandtschaftsgrades 2 bis 3 Jahr; um den Kaiser wird nur 3 Monat getrauert, aber während dieser Zeit werden öffentliche Lustbarkeiten eingestellt, lebt man sehr eingezogen und nur der älteste Sohn einer Familie darf Hochzeit halten. —

Die Vergnügungen der Anamesen bestehen in mancherlei Spielen, z. B. Ballschlagen, Kartenspielen, Glücksspielen mit Münzenwerfen, Hahnen- und Wachtelkämpfen. Das Schachspiel ist unter allen Ständen sehr gewöhnlich und wird zuweilen auf großen Plätzen mit wirklichen Personen statt der Figuren gespielt. Auch läßt man sich durch Kunststücke der Seiltänzer und anderer Gaukler unterhalten, stellt Wettkämpfe und Wettrennen zu Wasser an, und sieht vorzüglich gern dramatische Vorstellungen, obschon eigne Schauspielhäuser in Anam nicht gefunden werden. Beim Eintritt ins Theater wird kein Geld bezahlt, sondern die Schauspieler sind entweder von einer Privatperson für eine bestimmte Summe auf den ganzen Tag gebunden, oder das Publicum wirft ihnen, wenn sie ihre Sache gut gemacht haben, nach Belieben, einige Kupfermünzen auf die Bühne. Die Stücke sind zum Theil aus dem Chinesischen übersezt und meistens in Verse gebrachte Begebenheiten aus der Geschichte des Volks. Der Engländer Barrow war Zeuge einer dramatischen, Taf. XXII. abgebildeten, Vorstellung, von deren Inhalt er jedoch, da er die Sprache nicht verstand, wenig zu sagen weiß. Die Schauspieler machten ein nur selten unterbrochenes Getöse, das durch die Kesselpauken, Becken, Trompeten und gellende Pfeifen noch vergrößert wurde. Der unterhaltendste und am wenigsten lärmende Theil des Stücks war eine Art von Zwischenspiel, das von drei jungen Frauengimmern aufgeführt wurde und zwar, wie es schien, zur Belustigung der ersten Schauspielerin, die in dem charakteristischen Anzuge einer Königin, als Zuschauerin da saß; zu gleicher Zeit machte ihr ein alter, übrigens armthümlich gekleideter Harlekin seine Epäße vor. Der Dialog in diesem Zwischen-

spiel war leicht und komisch, und wurde von Zeit zu Zeit durch lustige Arien unterbrochen, die sich gewöhnlich in einem allgemeinen Chorus endigten. — Man findet auch Schauspieler beiderlei Geschlechts, die Schauspiele in Versen, sogar in gereimten Versen, aus dem Stegreife aufführen. Die Kunst der Improvisatoren findet hier in der allgemeinen Erziehung ihre Beförderung. Jeder junge Mensch wird nämlich frühzeitig zur Uebung in der Wohltredenheit angeleitet; denn Beredsamkeit ist ein sicheres Mittel, zu Ansehn und Würden zu gelangen. Wer gut zu sprechen weiß, kann sich der Willkürscription entziehen, von laienlichen Arbeiten lossprechen, bei Prozessen, die öffentlich verhandelt werden, immer Recht behalten und darf auf die höchsten Aemter Anspruch machen. —

Die Beobachtung der äußern Höflichkeitsformen ist dem Anamesen sehr wichtig. Der Niedere begrüßt den Höheren durch eine so tiefe Verbeugung, daß die Stirn die Erde berührt; dieser aber erwidert sie nicht, sondern zeigt nur leicht hin an, daß er sie bemerkt habe und damit zufrieden sei. Je nach dem Abstände beider Personen wird die Verbeugung mehr Male nach einander wiederholt. Die Frauen setzen sich beim Gräßen und beugen dann den Kopf bis auf die Knie herab. In die Gemächer höherer Personen tritt man ohne Fußbekleidung. In manchen Fällen ist es bei Besuchen gebräuchlich, sich zuvor ansagen zu lassen und der Wirth geht darauf dem Gaste mehr oder weniger weit entgegen. Gemeine Leute reisen zu Fuß oder zu Wasser, Wohlhabendere reisen zu Lande in Palankins, die entweder die Form eines Stuhls oder einer Hangematte haben und von 4 Personen getragen werden. Auf Elephanten dürfen nur die vornehmsten Kriegsmandarinien reiten. Begegnet der Niedere auf der Straße einem Höheren, so bleibt er stehen oder läßt halten, steigt auch wohl ab; die linke Seite ist die Ehrenseite; nach der Begrüßung legt man in Annam die Arme kreuzweis auf die Brust, in Cochinchina erhebt man sie über den Kopf.

Die Zeit der Besuche ist der frühe Morgen; es wird dabei Thee und Betel angeboten. Lobt ein Gast, der vornehmer ist, als der Wirth, irgend ein Hausgeräth oder etwas Anderes, so ist dieser verbunden, jenem den Gegenstand des Lobes am folgenden Tage zum Geschenk zu machen. Auch darf der Niedere, wie im ganzen Morgenlande, wenn er einem Höhern seine Aufwartung macht, nicht ohne irgend ein Geschenk erscheinen, sollte dasselbe auch nur aus einigen Früchten bestehen; die Annahme des Geschenkes ist ein günstiges Zeichen. Bei großen Gastmählern (Barrow wurde 1793 noch mit 200 Gerichten bewirthet) herrscht unter den Gästen die strengste Rangordnung. Während des Essens spricht man nur mit leiser Stimme, am Ende der Mahlzeit werden zu Ehren des Wirthes Lobreden gehalten. Auch die Sprache der Anamesen, eine Tochter der chinesischen, aber dennoch so von ihr abgewichen, daß beide Völker sich nicht verstehen, ist ungemein reich an Höflichkeitsausdrücken und dahin gehörigen Formeln.

Der Landbau, dessen Haupterzeugniß der Reis ist und von welchem eine Art, man hat deren in Anam über zwanzig, in hundert Tagen reif wird, und demnach oft dreifache Ernten giebt, steht unter den Beschäftigungen der Anamesen oben an, und der Kaiser lenkt hier, wie in China, an einem bestimmten Tage selbst den Pflug. Der Bergbau wird hier nur auf Eisen, Kupfer und Zinn getrieben, da die Bearbeitung der Gold- und Silbergruben (die Gebirge Tunkin's besonders sind reich an Gold, das für das vorzüglichste in der Welt gehalten wird) bei Todesstrafe verboten ist, um die Habsucht der Fremden, namentlich der Europäer, nicht zu reizen. — In Beziehung auf Handwerke, Manufakturen und Fabriken stehen die Anamesen noch unter den Chinesen und Hindus. Der Despotismus und die Raubsucht der Regierung sind gerade hierin überaus hinderlich gewesen. Zeichnet sich nämlich ein Mann in seinem Handwerk durch besondere Geschicklichkeit aus, so macht man ihn zum Hofhandwerk-

er, d. h. man zwingt ihn, unentgeltlich für den Hof zu arbeiten. Eine Familie hatte das Geheimniß der Porzellanbereitung entdeckt, sie mußte aber auswandern, weil es ihr unmöglich war, alle die Sachen zu liefern, die der Kaiser und die Mandarinen als Geschenke forderten. Die Schiffbaukunst, durch die vorzügliche Güte und Größe des inländischen Schiffsbauholzes befördert, ist die Kunst, in welcher sich die Anamesen noch am meisten auszeichnen. — Auch in der wissenschaftlichen Bildung stehen sie den Hindus nach, und ihre Schriften sind zum größten Theil Uebersetzungen aus dem Chinesischen. Man hat höhere und niedere Schulen, wo die Wissenschaften von besonders dazu angestellten Lehrern vorgetragen werden. Der Gelehrtenstand hat drei Grade; mit dem höchsten ist die Mandarinenwürde verbunden.

Der Handel ist meistens in den Händen chinesischer Ansiedler, und um Fremde nicht herbeizulocken und zu Eroberungen zu reizen, werden alle Handelsverbindungen mit ihnen möglichst erschwert. Der einheimische Küstenhandel scheint freilich sehr thätig betrieben zu werden, doch haben die Ladungen, welche in getrockneten und gesalznen Fischen, eingepöktem Schweinefleisch, Salz u. s. w. bestehen, keinen sonderlichen Werth. Dabei ist jedes Schiff verbunden, einen gewissen Theil kaiserlicher Fracht, gewöhnlich Reis und andre Lebensmittel für die Truppen, Holz, Baumaterialien, Kriegsvorräthe für die Garnisonen u. unentgeltlich mitzunehmen, und dennoch dieselben schweren Abgaben nach dem Maße der Schiffe zu bezahlen.

Die Münzen in Anam sind von Gold oder Silber oder einer gemischten Metallmasse. Man rechnet nach *Quan*, *Mace* oder *Tien* und *Dong*, oder, wie die europäischen Kaufleute sie nennen, *Sapecks* oder *Sapeques*. Die letztern sind kleine Münzen von gemischtem Metall mit einem viereckigen Loch in der Mitte, welche zu 600 auf eine aus Fasern der Ananasblätter gemachte Schnur

gereicht werden; 60 gelten ein *Mace* und 10 *Mace* oder 600 *Sepet's* ein *Nvan*, nach unserm Gelde 18 Gr.; doch sind *Mace* und *Nvan* nur eingebilddete Münzen. Auch hat man gegossne Gold- und Silbermünzen, worunter eine 18 bis 20 *Thr.* an Werth; da aber der Stempel häufig geändert wird und nur die zuletzt gestempelten für voll gelten, die älteren aber mit einem Verlust von 20 bis 30 Prozent in die kaiserliche Münze zurückgeliefert werden müssen, muß man sich mit ihnen sehr versehen. — Die Gewichte sind nach dem *Sehnersystem* eingetheilt. Der *Fut* ist 1000 *Pfund*; 10 *Fut* machen 1 *Fan*, 10 *Fan* 1 *Lang* und 10 *Lang* 1 *Men* oder *Pfund*.

Unter den Bewohnern des *anamesischen* Reiches sind noch zu bemerken:

Die Bewohner der Provinz *Tsiampa*, *Lopes* genannt. Sie haben einen ansehnlichen, kräftigen Körper, lange, schwarze Haare und eine etwas plattgedrückte Nase. Ihr Hauptnahrungsmittel ist Reis; die Bekleidung höchst einfach und wenig regelmäßig; im Ganzen genommen sind sie ein rohes Volk, das seiner Sprache nach mit dem malaischen Stamme verwandt ist.

Die Bewohner der Provinz *Cambaja*, *Komen* genannt, unterscheiden sich durch ihre Sprache sowohl von den Siamern als Anamesen. Ihr Körper ist wohlgebaut und von lichtbrauner Farbe; haben ein langes Haar aber einen dünnen Bart. Die Männer kleiden sich in lange weite Röcke, lassen aber Kopf und Füße unbedeckt. Auch die Weiber tragen lange, bis auf die Knöchel herabreichende Röcke, und bedecken den Oberleib mit einer engen Jacke.

Die Einwohner der Gebirgslandschaft *Lao*, die *Laoesen*, gehören, wie die *Anamesen*, zum mongolischen Stamme; aber die Naturbeschaffenheit ihrer Wohnsitze, und die Abgeschiedenheit von den Flachländern, haben manche Abweichungen von derselben hervorgerufen. Da ihre Sprache eine Mundart der siamesischen

ist, so scheinen sie mit den Siamern von gleicher Abstammung zu sein; aber in Beziehung auf den Körperbau haben sie große Ähnlichkeit mit den benachbarten Chinesen. Sie genießen einer guten Gesundheit und werden oft über 100 Jahre alt. Die Fehler der Trägheit und Unreinlichkeit haben sie mit den *Anamesen* gemein. Die Nahrungsmittel sind Baumfrüchte und Fleisch, da die Beschaffenheit des Bodens den Ackerbau nicht erlaubt. Die Tracht ist ohngefähr wie bei den Bewohnern des Flachlandes. Auch in Betreff der Sitten und Gebräuche stimmen sie sehr mit ihnen überein, so wie sie sich auch zum *Buddhismus* bekennen. Im Ganzen sind sie zwar viel roher, als die *Anamesen*, doch wird ihr sanfter und aufrichtiger Charakter gerühmt.

Die *Lakthoesen*, Bewohner der Provinz *Laktho*, sind wahrscheinlich anamesischen Stammes, stehen aber auf einer viel niedrigeren Stufe der Gesittung. Sie nähren und kleiden sich fast eben so wie die *Tunkinesen*, zeichnen sich aber durch mehrere Tugenden, namentlich durch Ehrlichkeit, Gastfreiheit und Keuschheit, vor diesen ihren Nachbarn und den *Tschinchesen* aus.

Bewohner der Halbinsel Malakka.

Den südlichsten Theil *Sindiens* bildet die größtentheils schmale, ohngefähr 3000 Quadratmeilen haltende, von vielen Küstenflüssen durchschnittne Halbinsel *Malakka*. Im Innern des Landes und in den fast undurchdringlichen, mit reißenden Thieren und giftigem Ungeziefer angefüllten Wäldern, führen wilde Menschen von brauner Farbe, wahrscheinlich die Ureinwohner des Landes, die *Diafongs* und *Benuas*, die dem Körperbau und der Sprache nach aber auch zum Stamme der *Malaien* gehören, in Wohnungen von der einfachsten und schlechtesten Art, ein rohes Leben; die Küstenbewohner aber sind die

Malaien,

eine ehemals sehr ansehnliche Nation, die in

Asien eine glänzende Rolle spielte. Der Ursprung dieses Volks, dessen Sprache in einem großen Theile von Asien, besonders auf den Inseln, selbst auf den freundlichen Societäts- und Marquessa-Inseln und in Neu-Seeland verstanden wird, läßt sich mit Gewißheit nicht angeben. Nach einigen Schriftstellern kamen die Malaien von dem Festlande Indiens lange vor 1100 n. Chr. nach Sumatra, von wo aus sie auch die andern ostindischen, molukkeschen, philippinischen Inseln, selbst die Südsee-Inseln und Madagaskar, bevölkerten; andere suchen die ursprünglichen Wohnsitze der Malaien auf Sumatra, wo sie, anfangs ein einfaches Fischervolk, am Flusse Malacie ihr Wesen trieben, unter dem König von Siam standen, und Ulang Malaju, d. i. Leute von Malaju, genannt wurden. Später wählten sie sich ein eignes Oberhaupt, und ließen sich seit dem dreizehnten Jahrhundert auf dem gegenüber liegenden Festlande nieder, das von ihnen den Namen Farah Malaju, d. i. Land der Malaien, Malakka, erhielt. Ihr Sultan Mahomed Schah nahm 1276 die mahomedanische Religion an und er und seine Nachfolger erweiterten die Grenzen des Reiches immer mehr, so daß zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts die Malaien sich im ganzen östlichen Inselmeere ausgebreitet, die Küsten der Inseln Sumatra, Java, Borneo, Celebes, der Molukken und Philippinen in Besitz genommen und die Ureinwohner in das Innere zurückgedrängt hatten. Sie trieben den Handel zum Theil mit eigenen Schiffen und schickten Colonisten aus, die ihre Handelsverbindungen erweiterten und sicherten. Eine große Anzahl Schiffe aus China, Cochinchina, Hindostan und Siam belebte die Häfen der Malaien auf Malakka. Mit dem wachsenden Uebergewicht der Europäer in den indischen Gewässern aber sank auch die schon durch das bei ihnen geltende, die Nationalkraft zersplitternde, Einigkeit und Gemeingeist hindernde, Lehnssystem erschütterte Macht der Malaien. Die großen Vasallen gehorchten dem Oberhaupte oder Sultan nur, wenn sie wollten, und haben wieder Unterwasallen, die es nicht

besser machen. Der größte Theil der Nation besteht aus Sklaven; ihre Herren sind die Oramlai oder der Adel, der unabhängig ist, und seine Dienste demjenigen verkauft, der ihn am besten bezahlt. Der Sklave, der seinen Lebensunterhalt aus der Cultur des Boders gewinnen muß, wird demselben von seinem Herrn häufig entzogen, und muß, die Heimath verlassend, in den Krieg ziehen. Daher ist der gemeine Malacie ein armes, unglückliches Geschöpf, das unter der Last des Lehnssystems weder äußern Wohlstand, noch geistige Bildung erlangen kann. — Jetzt ist die politische Macht der Malaien sehr herabgekommen; in verschiedene Stämme getheilt entbehren sie eines gemeinschaftlichen Oberhauptes, wie denn auf Malakka allein sechs verschiedene malaische Königreiche oder Sultanschaften gefunden werden.

Die Malaien bilden einen eigenen Menschenschlag (s. S. 1), gleich verschieden von den Hindus, wie von den Birmanen und Siamern. Sie sind von brauner Gesichtsfarbe, von kleinem, aber schönem, muskeligem und kräftigem Körperbaue, haben lange, glänzend schwarze Haare, kleine schwarze feurige Augen, ausdrucksvolle Gesichtszüge. Der Untertiefer steht etwas hervor; die Nase ist kurz und klein, aber nicht flach. Die Frauen haben wenig Brust, und sind überhaupt nicht so ebenmäßig gebaut, als die Hinduerninnen. Nur die Priester tragen einen Bart, die andern Männer rasen denselben aus (s. Taf. XXIV). — Festigkeit, die an Muth gränzt, Treulosigkeit, Ungezähmtheit, Raub und Mordsucht charakterisiren die Malaien in Asien; während die malaischen Stämme auf den Inseln Australiens größtentheils sanfter, gutmüthig, gefellig, offen und redlich sind, und durch die schönsten, regelmäßigsten Körperformen sich auszeichnen. Die asiatischen Malaien, wohin die Malaien in Malakka, in Sumatra, Java, die Bidaschus, Eidahaner und Dayaks in Borneo, die Makassen in Celebes, die Harakoren auf den Molukken, die Subanos in Magindano, die Tagalen und Pampangos in Manila, die Bissaiier auf den kleinen

Philippinen gehören, haben alle große Uebereinstimmung in ihrer körperlichen Bildung, in ihrer politischen Verfassung, in ihrer Sprache und in der rasenden Wuth und Grausamkeit, die einen Hauptzug in ihrem Charakter bildet. Der Werth eines Mannes wird, selbst von den Frauen, nach der Anzahl von Menschenwürden abgemessen, die er ihnen zu Füßen legen kann. Besonders furchtbar ist der Malakale im Kaufe des Opiums, welches zu seinen Lieblingsgenüssen gehört, während andere geistige Getränke ihm, als Anhänger des Islam, mit dem er freilich viel heidnischen Aberglauben und heidnische Gebräuche verbindet, ein Grauel sind. In einem solchen Kaufe mordet er nicht selten, ohne durch eine Beleidigung gereizt worden zu sein. Sein fanatischer Glaube, daß die Ermordeten im künftigen Leben seine Sklaven sein werden, bestärkt ihn noch mehr in seinem Durste nach Menschenblut, die einzelnen Stämme leben daher auch beständig mit einander im Kriege, oder gehen zu Wasser und zu Lande auf Raub aus. Die rasende Wuth der Malaien hat die Europäer zu dem Gesetze genöthigt, welches jedem Schiffskapitain verbietet, einen Malaien als Matrosen zu nehmen; denn man hat gesehen, daß einige von ihnen, wenn ihre Anzahl auch noch so klein war, mit ihren Dolchen unversehens über die Schiffsmannschaft hergefallen sind, und ehe man sich ihrer bemächtigen konnte, bereits mehrere getödtet hatten. Malaiische Schiffe mit 25 Mann besetzt, greifen europäische Schiffe von 40 Kanonen an, entern, und ermorden, den Dolch in der Hand, immer die ersten Matrosen, die sie erreichen können. Alle freien Malaien lassen sich nie ohne Dolch sehen und sind überhaupt in Verfertigung und dem Gebrauche der Waffen, besonders der Dolche, überaus geschickt. Werden sie im Gefecht verwundet, so drücken sie sich oft die Waffe des Feindes noch tiefer in den Leib, um nur dem Feinde näher zu kommen, und ihn wo möglich mit der letzten Kraft noch tödtlich zu treffen. —

Die Malaien besitzen nicht die Neigung zum Handel, welche man an andern ostindischen Völkern bemerkt. Dem Leben auf

der See leidenschaftlich ergeben, ist ihre vorzüglichste Beschäftigung Fischerei. Kühn und unternehmend auf ihren Seefahrten, verachten sie die friedlichen Künste des gesitteten Lebens. Nachlässig, träg und sorglos zur Zeit der Ruhe, zeigen sie in der Stunde der Gefahr die höchste Anspannung der Kräfte und die größte Unerschrockenheit. Sie genießen weder die Güter, noch ertragen sie die Beschwerden des Lebens mit weiser Mäßigung und ruhiger Ergebung. — Besonders grausam beweisen sie sich gegen Personen, die auf dem Meere durch Schiffbruch oder andre Unglücksfälle in ihre Hände gerathen. Die einzelnen Stämme leben beständig mit einander im Kriege, denn ihre Friedensschlüsse und ihre Freundschaft dauern nur so lange, als der Eigennutz, der sie erzeugte, seine Rechnung dabei findet. — Die niedern Klassen unter den Malaien bringen fast ihr ganzes Leben auf dem Wasser in einem kleinen und erbärmlichen Kahne zu, in welchem sie sich kaum zur Ruhe ausstrecken können. Man findet gewöhnlich einen Mann, sein Weib und ein oder zwei Kinder in einem solchen Kahne. Ihr Unterhalt hängt vom Fischfang ab. Für den andern Tag wird nicht gesorgt. Wenn sie eine Mahlzeit gehalten haben, so suchen sie ihr Lager, das sie nicht eher verlassen, bis der Hunger sie zu neuer Thätigkeit anspornt. Dabei besitzgen sie kaum einen Lumpen, um sich vor der brennenden Mittagshitze oder vor dem nächtlichen Thau zu schützen. In der Regierung der Fahrzeuge sind die Weiber eben so geschickt, als die Männer. Die vielen größern und kleinern Baien, welche sich an der Küste von Malakka befinden, beherbergen eine bedeutende Anzahl solcher Wassernomaden, welche nie ein Haus oder einen festen Aufenthaltsort auf dem Lande besessen haben. Sie schweifen von einer Stelle zur andern, um Fische zu fangen; beschleichen ihnen das Glück mehr, als sie eben brauchen, so verkaufen sie den Ueberfluß, oder tauschen ihn gegen Reis, Sago, Betel und Kleidungsstücke aus. Man nennt diese Seebewohner *Urang Laut*, d. i. Leute, die auf dem Meere leben. — Andere Malaien haben in der Bildung einen Schritt weiter gethan. Sie besitzen Häuser und einen

festen Aufenthaltsort, bekleiden ihren Körper und bearbeiten kleine Stücke Landes, obwohl sich ihre Geschicklichkeit nicht über den Anbau des Reis und einiger anderer Getreidearten hinaus erstreckt. In den meichanischsten besüßen sie wenig Geschick. Daß die Beschreibungen, welche die alten Seefahrer bei der ersten Entdeckung dieser Länder von den Malaien gegeben haben, noch ganz auf die heutigen Bewohner derselben passen, ist eben kein gutes Zeichen von der fortschreitenden Bildung dieses Volks.

Die Kleidung der Malaien weicht von der der übrigen südasiatischen Völker vornehmlich darin ab, daß sie in der Regel eng an den Körper sich anschließt. Der gemeine Mann trägt den Oberleib völlig nackt, während er den Unterleib mit einem Gewande bekleidet, das dicht anliegt und entweder zugeknöpft oder durch einen Gürtel, in welchem ein großer scharfer Dolch, *Krit* genannt, nie fehlen darf, zusammengehalten wird. Diamantene Ohringe und goldne Armspangen schmücken den Reichen, der auch den Oberkörper leicht bekleidet, und wenn er ausgeht, einen langen bunten Rock über die Unterkleider zieht (s. Taf. XXIV.). Die vornehmen Frauen kleiden sich in feinen Musselins, der bis auf die Knie herabfällt, und um die Mitte des Leibes durch einen Gürtel zusammengehalten wird; oft tragen sie darüber auch noch ein Oberkleid; Ohren und Hals schmücken goldne, mit Edelsteinen besetzte Ringe und Ketten; das Haar wird auf dem Scheitel zusammengewickelt und mit einem goldenen Keil umgeben. Bei einigen malaischen Stämmen ist der Kopfschmuck der Männer und Frauen äußerst phantastisch, so wie auch in der übrigen Kleidung dieses weit verbreiteten Volkes, dessen Gesamtzahl sich auf 30 Millionen Seelen belaufen mag, Klima, Lebensweise u. s. w. mehrfach Veränderungen veranlaßt haben.

Die Sprache der Malaien, das Malain, soll, was mit dem wilden und grausamen

Charakter dieses Volks im Widerspruch zu stehen scheint, eine der sanftesten und wohlklingendsten in Asien sein. Man unterscheidet eine Hofsprache, eine gebildete Umgangssprache, eine besondere Schrift- oder heilige Sprache, und noch eine Volkssprache, die ein buntes Gemisch von Wörtern aller hier Handel treibenden Nationen ist.

Bewohner des ostindischen Archipels *)

Der ostindische Archipel, bei weitem die größte Inselgruppe auf dem ganzen Erdboden, besteht aus mehreren Gruppen und Reichen von Inseln, welche wieder besondere Namen führen, z. B. *Lake-Diven* und *Mase-Diven*, *Sundainseln*, *Molukken* u. s. w. und hier und da von einzelnen großen Inseln, z. B. *Sumatra*, *Borneo*, *Java*, von welcher auch alle größere Volksstämme, welche auf das Schicksal der übrigen Inseln Einfluß gehabt haben, ihren Ursprung herleiten, unterbrochen sind. Aus der Lage des Archipels, zwischen der Wendekreis, läßt sich eine gewisse Uebereinstimmung der Inseln, nicht bloß hinsichtlich ihrer Naturbeschaffenheit und Erzeugnisse, sondern auch hinsichtlich des Charakters und der Gesittung ihrer Einwohner erklären. — Nur im Innern der großen Inseln, wo die Bewohner durch mächtigere Nachbarn von der Verbindung mit dem Meere ausgeschlossen werden, giebt es Jägerstädte, welche auf den mit dichten Wäldern besetzten Gebirgen ihr Wesen treiben. Hirtenvölker aber können sich da nicht finden, wo keine Weideplätze vorhanden oder die Zahl der Grasbenen doch sehr gering, die Wälder aber fast undurchdringlich sind. Das Meer ist das Element, auf welchem sich diese Inselbewohner am freiesten und glücklichsten bewegen. Böte und Rähne, sagt *Crawford*, einer der geistreichsten Forscher auf dem Gebiete der Erd- und Völkerkunde, Böte und Rähne sind für die Bewohner des ostindischen Archipels, was Kammele, Pferde und Ochsen für die wandernden Araber und Tartaren sind, und was für die

*) Archipel, Insel- oder Eilandmeer. Mit diesem Namen wird ein Meeresbezug benannt, in welchem viele Inseln beisammen liegen; so hat man einen mericanischen Archipel in Nordamerika; den Archipel des heiligen Lazarus zwischen Japan und den Philippinen, der bekannteste aber ist der griechische Archipel, zwischen Griechenland und Kleinasien.

letzteren die Steppen und Wästen, ist für die ersteren das Meer. Die indischen Inselbewohner aber sind aus Noth Schiffe und Fischer; darnach muß man die Fortschritte ihrer Bildung beurtheilen. Als die Bevölkerung sich anhäufte, wandten sich diejenigen, welche in der Nähe fruchtbarer Bänderen wohnten, zum Ackerbau, und diese wurden mit der Zeit die zahlreichsten und gebildetsten Stämme. — Die Insulaner können niemals, wie die Barbaren der nordischen Staaten, in den Ländern gebildeter Nachbarn Eroberungen machen, weil es ihnen an Kriegsvorräthen fehlt, und weil sie sich nie in großen, alles überflutenden Massen bewegen können. Dazu kommt noch, daß rohe Völker allenfalls wohl in der Kriegsführung zu Lande so viel Geschicklichkeit erlangen können, als nöthig ist, selbst civilisirte Feinde zu besiegen; aber nie wird dieses mit dem Seekriege der Fall sein, denn das Seewesen ist allzu verwickelt und setzt einen zu hohen Grad von Geschicklichkeit voraus, als daß ihn Barbaren jemals erreichen könnten. Die einzige Art des Krieges, welcher diese Inselbewohner gewachsen sind, besteht in räuberischen Ueberfällen; aber selbst diese Raubzüge haben sich kaum jemals über die Grenzen des Archipels hinaus erstreckt. Diese wichtigen Thatfachen muß man wohl ins Auge fassen, wenn man die Geschichte ihrer Wanderungen erforschen und ihren Charakter oder den Zustand ihrer Gesellschaft würdigen will. — In Beziehung auf die Einwohner des indischen Archipels finden wir bei Crawford noch folgende merkwürdige Stelle: „Bei einer Untersuchung der allgemeinen Züge in der Beschreibung des Archipels stößt man in Hinsicht auf die Lage der verschiedenen Einwohnerstämme auf zwei wichtige Umstände. Der erste ist eine ursprüngliche und angeborene Trennung der Einwohner in zwei besondere Menschenrassen. Es giebt nämlich hier eine eingeborne braune, und eine ebenfalls eingeborne schwarze Rasse, eine Erscheinung, die man, mit Ausnahme des südlichen Vorgebirgs von Afrika, sonst nirgends in der Welt antrifft. Der zweite Umstand ist nicht weniger wichtig und betrifft den Einfluß der Nahrungsmittel auf die Geistesbildung der

verschiedenen Stämme. Wir können aus dem physischen Charakter eines Landes auf den moralischen seiner Einwohner und umgekehrt aus diesem wieder auf jenen schließen. Kein Land hat ein größeres oder gesitteteres Volk hervorgebracht, welches nicht an fruchtbarem Boden reich genug war, um einen bedeutenden Vorrath der besten Getreidearten zu liefern. Der Mensch scheint nie bedeutende Fortschritte in der Gesittung gemacht zu haben, so lange er von schlechten Kornarten, mickrigen Wurzeln, von Früchten oder Baummark leben muß. Das Vorhandensein der feineren Gewürze, der wohlriechenden Harze, und man kann hinzufügen, des Goldes der Edelfeine und der seltenen Erzeugnisse des Thiers- und Pflanzenreichs, hat in dem Zustande der Gesellschaft, in welchem sich die indischen Insulaner befinden, keinen Einfluß auf die Beförderung der Civilisation. Man könnte eher behaupten, daß diese Produkte derselben nachtheillich wären, denn gerade die in dieser Hinsicht reichsten Länder des Archipels sind von den rohesten Menschen bewohnt. Es ist die Gegend der Menschenfresser von Sumatra, welche vorzüglich Gold und Weihrauch liefert; es ist die der Menschenfresser von Borneo, welche Diamanten, Gold, Weihrauch und Kampfer erzeugt. Die Bewohner der Gewürzinseln wußten nichts vom Gebrauche der Schriftzeichen, und wanderten fast nackt in ihren Gewürzwäldern umher, bis Hindus, Javanesen, die Malaien und die Araber in neuerer Zeit sie lehrten, sich anständig zu kleiden. Die Civilisation hatte ihren Ursprung in Westen, wo Länder liegen, welche fähig sind, Getraide zu erzeugen. Dort ist der Mensch am weitesten gediehen und seine Bildung nimmt nach geographischem Verhältnisse ab, so wie man weiter nach Osten kommt, bis man in den Bewohnern von Neuguinea (welches Crawford ebenfalls zum ostindischen Archipel rechnet), eine durch nichts ausgezeichnete Rasse von Wilden findet.“

Neben der schon erwähnten Uebereinstimmung der Inseln in Hinsicht auf Naturbeschaffenheit und Charakter der Einwohner bemerkt man bei näherer Bekanntschaft mit dem Ganzen doch auch wieder große Verschiedenheiten,

die es nöthig machen, die einzelnen Theile des ostindischen Archipels auch wieder einzeln der Betrachtung zu unterwerfen.

Bewohner der Lakediven und Malediven.

Die Lakediven, d. h. die Lakaefeln, aus einer Anzahl kleiner Inselgruppen, zusammen ohngefähr 8 □ Meilen groß, bestehend, liegen der Küste Malabar gegenüber und umgeben ohngefähr eine Bevölkerung von 10,000 Seelen enthalten; die Malediven, d. h. Malesefeln aber, welche aus mehr als 12,000 Eilanden (Vulkane und Korallenthiere sind Ursache, daß deren bald mehr, bald weniger sind) die eine von Norden nach Süden gehende Linie bilden, bestehen, findet man südwestlich vom Vorgebirge Comorin und südlich von den Lakediven. Ihre Bevölkerung wird auf 200,000 Seelen angegeben.

Die Abstammung der Einwohner dieser Inseln läßt sich nicht ganz sicher ausmitteln; einige halten sie für Abkömmlinge der Araber, wieder andre für ein Gemisch von Hindus und Arabern, noch andere für einerlei mit den Singalesen. Die Malediver, denn so werden sie gewöhnlich genannt, sind ein olivenfarbiger, starker, regelmäsig geformter und sehr gut gebildeter Menschenschlag. Das Haar ist durchgehends schwarz; aber nur Weiber, Krieger und Edelleute dürfen langes Haar tragen, die Uebrigen scheeren dasselbe, und lassen es, nebst den langen, abgeschnittenen Nägeln, auf den Grabstätten beerdigen. Bärte tragen nur die Priester und die Männer, welche die Wallfahrt nach Mekka gemacht haben. — Die Malediver sind ziemlich gutartige, lebhaft, tapfere, arbeitsame, redliche, mit viel natürlichem Verstand ausgestattete, im Genuß der Nahrungsmittel mäßige Menschen. Ihre Religion ist der Islam, daher sie neben ihrer eignen Sprache und Schrift, die man jedoch noch zu wenig kennt, das Arabische, die Sprache des Korans, lernen. Die Kleidung dieses halb cultivirten Volks ist schon wegen der Wärme des Klimas überaus einfach. Die gewöhnliche männliche Kleidung besteht in einem um

die Lenden gewundenen Gürtel, in welchem auf der linken Seite die Geldbörse und die Beteldüchse stecken, während die rechte Seite ein Messer, die einzige Waffe, welche gemeine Leute tragen dürfen, zielt. Vornehmere tragen über diesem Gürtel noch ein einem Schlafrock ähnliches Kattunkleid. Die Frauen kleiden sich in der Regel sehr sitzsam; ihr schwarzes Haar lassen sie, wie schon gesagt, lang wachsen, waschen und salben es fleißig mit wohlriechendem Del, und binden es dann in Zöpfe, die auf den Rücken hinabfallen, und mit goldenen oder silbernen Ringen zusammen gehalten werden. — Gleiche Einfachheit findet auch hinsichtlich der Wohnung statt. Häuten von Cocusholz roh zusammengezimmert und mit zusammengeknähten Cocusblättern bedeckt, sind der Aufenthaltsort des gemeinen Volks, während die Vornehmen und Reichen Häuser von weißen Felssteinen haben. Matten und Teppiche, Geschirre von gröberem oder feinerem Porzellan, je nachdem es die Vermögensumstände erlauben, sind die vorzüglichsten Hausgeräthe. — Im Essen ist man nicht nur sehr mäßig, sondern auch ungemein reinlich. Nur Leute von gleichem Stande essen mit einander. Die Zubereitung der Speisen, die vornehmlich in Fischen, Geflügel und grünem Gemüse bestehen, liegt den Weibern ob. Will man jemanden bewirthen, so schickt man ihm das für ihn bestimmte Essen ins Haus. Ueber Tisch wird nicht getrunken; nachher aber erquickt man sich durch frisches Wasser, Cocuspalmwein, Kaffee und mit Zucker versäßten Cocusnussaft. — Wie bei allen Muhamedanern, herrscht auch bei den Maledivern die Vielweiberei, doch darf bei ihnen ein Mann, wenn er auch mehrere ernähren könnte, nicht mehr als drei Weiber nehmen. Will ein Mann sich verheirathen, so zeigt er seine Absicht dem Pandiar, d. i. Beamten an, der sodann die Aeltern der Braut fragt, ob sie in diese Ehe willigen. Geben diese ihre Zustimmung, so wird das Mädchen auf der Stelle herbeigeholt und in Gegenwart ihrer Verwandten und Freunde getraut. Die Erziehung ist einfach; jede Mutter, auch die Königin, muß ihr Kind selbst stillen. Die kleinen Kinder werden nicht in

Windeln gewickelt, sondern ganz nackt in eine Art Hangmatten, die durch Stricke an die Decke befestigt sind, also frei schweben und von Esclaven hin und her gewiegt werden, gelegt. Dies soll den Kleinen sehr wohl bekommen; wenigstens sind sie schon mit dem 9ten Monat auf den Füßen und Gebrechliche findet man unter ihnen gar nicht. Auch der König und die Vornehmen auf den Malediven bedienen sich zum Nachtlager einer Art von äußerst bequemen Hangmatten, die an vier Stricken hängen, so daß sich die Schlafenden darin können wiegen lassen. Die gemeinen Leute schlafen auf baumwollenen Matragen, die auf einem viersäßigen Schemel liegen. — Stirbt jemand, so wird der Körper des Verbliebenen von einer für dieses Geschäft angestellten Person seines Geschlechts gewaschen, sodann in Kattun eingewickelt, die rechte Hand ans Ohr, die linke an die Hüfte gelegt und hirauf, auf der rechten Seite liegend, in einen Sarg gethan, der unter dem freiwilligen Gefolge der Nachbarn von sechs Freunden oder Anverwandten auf den Begräbnißplatz getragen wird. Das Gesicht gegen Medina (s. S. 23 Anmerkung) gerichtet wird der Todte nun ins Grab gesenkt, das man mit weißem Sande anfüllt, mit Wasser besprengt und mit einem großen Stücke Seidenzeuge oder Kattun bedeckt, welches nachher dem bei dem Begräbniß fungirenden Priester, der auch außerdem noch von den Verwandten des Verstorbenen mehrere Geldstücke erhält, gehdrt. Auf dem Hin- und Herweg zur Gruft werfen die Leidtragenden kleine Münzen unter die Arme aus. Aus einem schon S. 13 erwähnten Uberglauben der Muhamedaner, die den Todten für entehrt halten, dessen Hügel ein menschlicher Fuß betritt, fassen die Malediver jedes einzelne Grab mit einem dichten Saun ein. — Die Moskeen, um welche herum man die Begräbnißplätze angelegt hat, sind zierliche, steinerne, mit drei Thüren versehene Gebäude, zu welchen man auf Stufen hinaufsteigt. Bei jeder Moskee ist ein Priester angestellt, der außer seinen priesterlichen Verrichtungen auch zu

gleich das Amt eines Schulmeisters versieht. Wer zu den Frommen gehdren will, besucht die Moskeen täglich fünf Mal und wäscht sich, ehe er sie betritt, Füße, Hände, Ohren und Mund; doch kann jeder sein Gebet auch zu Hause verrichten; versäumt er es ganz, so sinkt er in die tiefste Verachtung. Jeder Freitag, so wie die Tage des Neumondes und alle übrige Festtage des Islams werden ungemein feierlich begangen.

Bei den Maledivern findet sich eine Art Kasteneintheilung, woraus man auf ihre hinduische Abstammung schließen könnte. Die erste Kaste begreift den König mit seiner ganzen Familie und die Prinzen der frühern königlichen Häuser; zur zweiten gehören die Männer, welche Ehrenstellen und Aemter bekleiden, die nur der König ertheilen kann; zur dritten der Geburtsadel und zur vierten das gemeine Volk. Der König kann in den in großem Ansehn stehenden Adelsstand erheben, wen er will. Eine Adlige, die einen Bürgerlichen heirathet, verliert dadurch ihren Adel nicht und ihre Kinder werden Edelleute; eben so wenig wird aber auch das Mädchen von bürgerlicher Herkunft durch Verheirathung an einen Edelmann adelig, wohl aber geht diese Würde auf ihre Kinder über. — Die Regierungsform ist unumschränkte Monarchie, der König führt den Titel Kasan. Die hohen Reichsbeamten, welche den Staatsrath bilden, an dessen Spitze der Villag oder erste Minister steht, werden außer ihren Besoldungen von dem König mit Reis versorgt, daher es denn auch für eine besondere Auszeichnung gilt, wenn von einem Manne gesagt wird: er ist des Königs Reis. So unumschränkt auch die Gewalt des Monarchen ist, so muß er sie doch gewissermaßen mit den Priestern theilen, welche unter dem Namen Naib's Statthalter der einzelnen Inseln sind und als Lehrer des Gesetzes und Ausleger des Korans die Aufsicht über Gegenstände der Religion und des öffentlichen Rechtes haben *). Das Oberhaupt dieser Naib's

*) Werthwüdig ist das Gesetz, welches den Mörder eines Familienvaters anhält, die Kinder des Ermordeten bis in ihr 16. Jahr zu ernähren und unterrichten zu lassen, und es dann auf diese ankommen läßt, ob sie nun dem Verbrecher vergeben oder ihn zur Strafe ziehen wollen.

ist der Pandiar, welcher, dem türkischen Großvezir (s. S. 4) vergleichbar, das Oberhaupt der Religion und der Ober Richter aller Inseln ist. Er muß sich stets am Hofe des Königs aufhalten und an ihn kann man von den Urtheilssprüchen der Naib's appelliren. — Der Hofstaat des Nasikan, dessen ansehnliche Einkünfte hauptsächlich aus dem fünften Theil aller Landesprodukte, aus den Kauris, die gesammelt werden und von welchen ihm ein Theil zufließt, aus den Abgaben der ausländischen Kaufleute und aus dem Gewinn der Handlung, die er für eigene Rechnung, mit seinen Schiffen außer Landes treiben läßt, bestehen, ist überaus glänzend. Geht der König aus, so begleitet ihn stets ein Theil seiner 600 Mann starken Leibwache, die, wie alles stehende Militär, des Königs Reis ist, also in sehr großem Ansehn steht, daher auch die reichsten Malediver nach der Ehre streben, unter das Militär, besonders unter die Garde, aufgenommen zu werden. Eben so begleiten den Nasikan jederzeit drei Edelknaben, deren einer seinen Fächer, der andere sein bloßes Schwert und seinen Schild, der dritte seine Betelbüchse trägt; ein Naib, Gesegellehrer, mit dem Gesegelleuche in der Hand und ein vornehmer Hofbedienter, einen großen weißen Sonnenschirm über das Haupt des Königs haltend, gehen unmittelbar hinter ihm. In der Regel ist der König in einen langen Leibrock, meist von sehr feinem weißem Zeug, oder auch in einen Ueberwurf, weiß und blau eingefärbt und mit gegossenen goldnen Knöpfen besetzt, gekleidet. Der Unterleib bis auf die Fersen wird von einer rothseidenen Schürze, die vermittelst eines mit goldnen Franzen gezierten, rothseidenen Gürtels und einer dicken goldnen Kette um den Leib befestigt ist, umgeben; das Schloß dieser Kette ist etwa eine Hand breit, und stark mit Juwelen besetzt. Ein kostbares Messer hängt vorn von dem Gürtel herab; den Kopf bedeckt ein goldgeflicktes Mützchen, mit einem massiv goldnen, mit Juwelen besetzten Knopfe; die Beine bleiben unbedeckt, aber an den Füßen trägt er Pantoffeln von vergoldebtem, aus Arabien kommendem Leder.

Bewohner der Insel Ceylon.

Obwohl die Insel Ceylon, (richtiger Ceylan oder Seilan) von den Eingebornen Lanka, auch Latta, genannt, den Alten schon unter dem Namen Taprobane, so wie im Mittelalter den Arabern, die sie Serendib nannten, recht wohl bekannt war; so scheint sie doch späterhin, bis sie 1505 von dem Portugiesern Almeida, den Stürme nöthigten, in einen Hafen dieser Insel einzulaufen, zufällig wieder aufgefunden wurde, fast ganz vergessen worden zu sein. Almeida, von den Einwohnern gastfreundlich aufgenommen, wurde durch die günstige Lage der Insel und ihre trefflichen Producte bewogen, eine genauere Verbindung mit den Insulanern, die seit langer Zeit viel von den feindseligen Anfällen der Araber hatten leiden müssen, zu suchen. Auch waren die Singalesen nicht abgeneigt, sich näher mit einem Volke zu verbinden, das durch die Ueberlegenheit seiner Waffen und seinen kühnen Heldengeist ihnen geschickt schien, den Arabern Schrecken einzufößen und der Insel die erwünschte Ruhe zu sichern. Man versprach daher den Portugiesen einen jährlichen Tribut unter der Bedingung zu zahlen, daß sie die Küsten gegen die räuberischen Anfälle auswärtiger Feinde vertheidigen sollten. Bald aber weckte die niedrige Habgucht dieser neuen Freunde, welche sich des vortheilhaften Handels mit dem einträglichsten Handelsartikel der Insel, dem Zimmet, ausschließlich bemächtigen wollten, und mehr noch ihre Grausamkeit und wüthender Fanatismus, der sich durch die Unterdrückung der Landesreligion und gewaltsame Befehrung zum christlichen Glauben äußerte, lange und blutige Kämpfe mit den Insulanern, die dadurch um so geneigter wurden, den 1603 unter dem Admiral Spilberg zuerst hierher gekommenen Holländern bei ihren Unternehmungen gegen die Portugiesen allen möglichen Beistand zu leisten. Doch erst 1656 gelang es den Holländern, der aufs Hartnäckigste vertheidigten Hauptstadt der Portugiesen, Colombo, sich zu bemächtigen und den letzten Rest der portugiesischen Herrschaft auf dieser Insel zu vertilgen — Über die Freude der

Insulaner über ihre vermeinte Befreiung verwandelte sich nach einiger Zeit, während welcher den Holländern die wichtigsten Districte eingeräumt worden waren, in Haß gegen die linersättlichen. Blutige Kriege erfolgten, in welchen die europäische Kriegskunst über die Tapferkeit der Eingebornen siegte, die den Fremdlingen die fruchtbaren Küsten überlassen und sich in die unzugänglichen innern Gegenden zurückziehen mußten. Nachdem Holland von den Franzosen erobert und 1795 in eine batavische Republik, die ganz unter dem Einflusse Frankreichs stand, verwandelt worden war, hielten die Engländer über die holländischen Kolonien her und nahmen auch die Insel Ceylon weg, die in dem 1802 zwischen England und Frankreich zu Amiens geschlossenen Frieden den Engländern förmlich abgetreten ward. Nachdem letztere im Jahre 1815 die singalesische Hauptstadt Candy erobert, den König abgesetzt und als Gefangenen nach Madras geschickt, auch seit 1819 die bis dahin noch immer rebellischen Eingebornen gänzlich bezwungen haben, sind sie nun völlige Herren der Insel geworden. Doch haben sie diese Insel nicht mit den Besitzungen der ostindischen Compagnie vereinigt, sondern eine von der brittischen Regierung unmittelbar abhängige Statthalterchaft daraus gemacht, und auch, bis auf wenige Einrichtungen, welche noch aus den Zeiten der Holländer herrühren, auf der ganzen Insel die brittische Verfassung eingeführt. Die Singalesen werden zwar nach ihrem eigenen Herkommen gerichtet und haben ihre Gemeindevorsteher behalten; aber die letztern stehen unter brittischen Beamten und diese unter den Oberbehörden zu Colombo. Hinsichtlich der Verwaltung wird die ganze Insel in 82 Corle's oder Bezirke eingetheilt; die Kriegsmacht besteht aus ungefähr 6,000 europäischen und 6,500 eingebornen Truppen, To passés genannt.

Die Einwohner Ceylons, deren Gesammtzahl sich über 800,000 Köpfe belaufen mag, sind theils Eingeborne, theils einheimisch gewordenen Fremde, z. B. Araber, Malaien, Chi-

neseu, Portugiesen, Holländer, Britten. Die Eingebornen, Ceylaner oder Singalesen, auch Candyer genannt, (unter letzteren verstand man vornämlich die Bewohner Ceylons, welche sich während der Herrschaft der Portugiesen und Holländer, mit den Bewohnern des Innern unter dem König von Candy vereinigt hatten, und ihre ursprüngliche Volksthumlichkeit am treuesten bewahrt haben) gehören nach den neuesten Untersuchungen, früher hielt man sie für ein den Maledivern zunächst verwandtes Volk, sowohl in Hinsicht des Körperbaues, als der Sprache, Sitten, Gebräuche, Religion und Regierungsgebräuche, zu dem Stamme der Hindus. Die Hautfarbe geht durch mannigfaltige Abstufungen vom Hellbraunen bis ins Schwarze über; die Bewohner des innern Landes haben eine hellere Gesichtsfarbe, sind besser gebaut und weniger weichlich als die Küsten-Singalesen, ja was Wuchs, Gesichtszüge und Gesichtsfarbe betrifft, das schönste aller indischen Völker. Haare und Augen sind bei den meisten schwarz, Brust und Schultern breit, Hände und Füße sehr klein, die Gesichtszüge oft schön, der Ausdruck lebhaft und geistreich. Die Männer haben ein ernstes, würdevolles Ansehen und sind in ihrem äußern Betragen sehr höflich und abgemessen; ein schneller Blick und Scharfzinn setzen sie in den Stand, in öffentlichen Angelegenheiten schnell und entschlossen zu handeln; feines Gefühl, Mäßigung und Klugheit im gemeinen Leben, verbunden mit einer fruchtbaren und lebhaften Einbildungskraft machen sie wiskig, geschmeidig und berebt. Gelassen, aber fest, sind sie eben so schwer zum Zorne zu reizen, als zu versöhnen. Ihre Leidenschaften erreichen selten einen hohen Grad von Stärke; ihr Charakter ist daher im Ganzen kraßlos, unentschieden, aber guthezig; sie haben weder große Laster, noch ausgezeichnete Tugenden. — Die Frauen, kleiner als die Männer und von hellerer Gesichtsfarbe, sind sämmtlich wohlgebaut, zum Theil sehr schön. Ein neuerer Reisender erzählt, daß man in der singalesischen Sprache ganze dicke Bücher über die weiblichen Reize habe, und theils nach der Angabe eines in diesen Dingen be-

wanderten Hösflings von C a n d y, folgende Eigenschaften mit, die eine wahre Schönheit besigen muß: „Ihr Haar muß reichlich sein, wie der Schwanz eines Pfaues, bis auf die Knie herabhängen und sich in anmuthigen Locken ringeln; ihre Augenbraunen müssen dem Regenbogen gleichen, ihre Augen dem blauen Sapphir und den Blättern der blauen Manikabluame. Ihre Nase muß gebogen sein, wie der Schnabel eines Habichts, ihre Lippen glänzend und roth, wie Korallen an dem jungen Blatte des Eisenbaums. Ihre Zähne seien klein, regelmäßig, dicht bei einander und wie Jasminknospen; ihr Nacken sei breit und rund wie Verrigodea; ihre Brust muß breit und voll, ihre Taille schmal, so schmal sein, daß man sie mit einer Hand umspannen kann. Ihre Hüften seien breit, ihre Schenkel allmählig spitzer zulaufend, ihre Fußsohlen ohne Höhlung und die Oberfläche ihres Körpers überhaupt sei sanft anzufühlen, zart, weich und rund, ohne hervorragende Knochen und Nerven.“ Statt der trägen Apathie, der nichts sagenden Höflichkeit, des finstern Ernstes, die den größten Theil des weiblichen Geschlechtes in Asien charakterisiren, zeichnet die Singalesinnen ein gefühlvolles Benehmen, eine liebenswürdige Verschämtheit und ein heitler Frohsinn aus, daher sie nicht bloß, wie es die Landesgesetze allerdings gestatten, die Sclavinnen, sondern die Gesellschaftsfrauen und Freundinnen ihrer Männer sind. Eben so rühmt man auch die Keuschheit, kluge Sparsamkeit und Gastfreiheit der Singalesinnen, die, ob sie schon nicht die strengsten Begriffe von ehelicher Treue haben und nur durch vertrauten Umgang mit Männern unter ihrem Stande sich entschert halten, von der despotischen Eifersucht der Morgenländer nichts zu leiden haben. Obgleich die Vielweiberei nicht verboten ist, so begnügt sich doch in der Regel selbst der Vornehme und Reiche, mit einer Frau. Die Ehe ist hegebräuche sind höchst einfach. Zum Zeichen der Vereinigung werden dem Brautpaar die Daumen zusammengebunden, und diese Bande nachher von einem Priester oder einem nahen Verwandten wieder gelöst und dadurch die Ehe geschlossen. Die feierlichste, aber nicht immer

in Anwendung gebrachte Ceremonie bei Schließung einer Ehe besteht darin, daß das zusammengestellte Brautpaar (wie auch jetzt noch bei den Juden) von einem Priester, vermittelt eines langen und breiten mehrere Male um sie geschlungenen Stück Zuches feierlich zusammen gebunden wird, worauf der Priester Wasser über die Köpfe des Paares gießt. Nach vollbrachter Trauung bringen die jungen Eheleute die Nacht im Hause der Braut zu, und am andern Morgen erst bringt der junge Ehemann seine Frau, in Begleitung aller Verwandten und Freunde, welche mit den zu einem Gastmahl erforderlichen Lebensmitteln gehörig versehen sind, in seine Wohnung und führt gewöhnlich eine sehr ruhige und friedliche Ehe mit ihr. — Die Nahrungsmittel bestehen hauptsächlich aus Reis, der auf mancherlei Weise, bald mit Fischen, bald mit Geflügel, bald mit Schaf- oder Ziegenfleisch, niemals aber mit Kuhfleisch, denn dies würde, wie bei den Hindus, eine Todsünde sein, zubereitet wird, und aus Obst. Wasser ist das gewöhnliche und Arak das einzige geistige Getränk, dessen sie sich aber, da ihre Religion alle berauschende Getränke verbietet, nur selten und dann insoheim bedienen. Bei dem Kochen, wie bei dem Essen darf die linke Hand, als unrein, nie gebraucht werden; beim Trinken dürfen die Lippen das Trinkgefäß nicht berühren und trinkt man in Gesellschaft, so muß man während des Trinkens den Andern den Rücken zugehren. Ueber Tische wird selten oder nie gesprochen. — Die Wohnungen der Vornehmen sind aus Bruchsteinen, gewöhnlich nur einstöckig, im Ganzen aber sehr bequem erbaut, und hier und da selbst mit prächtigen, nach Art der Europäer eingerichteten Zimmern versehen. Gemeine Leute durften früher wenigstens keine steinernen Häuser haben und selbst ihre armseligen Hütten von Thon und Koth mit einem Dache von Gras oder Reisstroh, nicht weiß anstreichen oder bei deren Erbauung einen eisernen Nagel verwenden, als welches ein ausdrückliches Vorrecht der höhern Stände war. Vor jeder Hütte befindet sich ein freier, etwa sechs Fuß großer Platz, auf welchem die Einwohner der Landesitte zufolge,

in Feiertagen zu sitzen pflegen. Fische, Stühle, Betten und dergleichen kennt man nicht. Dafür laufen rings um die innern Wände der Wohnungen niedrige Bänke von Lehm, die statt der Sitze und mit Matten bedeckt, als Nachtlager dienen. — Die Kleidung der Singalesen besteht in einem muslinenen Tuche, das sie schürzenartig um die Lenden schlingen, in einem Jäckchen, das am Handgelenke und über der Brust zugeknöpft wird und sich über den Schultern, wie ein Hemde schließt; um die Mitte des Leibes schlingt sich ein Gurt, an welchem ein ziemlich langer Säbel befestigt ist; ein schöner kurzer Dolch oder Weidmesser wird auf der Brust getragen; den Kopf bedeckt eine in zwei Hälften auslaufende rothe Mütze (s. Taf. XXVIII); an Beinkleider und Schuhe hat man sich noch nicht gewöhnen können. Die Weiber lieben den Putz leidenschaftlich und tragen eine Menge Geschmuck an den Fingern, Armen, Ohren und dem Halse, ja selbst an den Fußzehen. Ein einfaches farbiges Gewand von Mousselin, dessen Feinheit und Länge sich nach dem Stande der Besitzerin richtet und darüber ein feiner Shawl, über die Schultern und um den Leib gewunden, vollendet ihren Anzug. Das Haar wird mit Cocosöl gesalbt und hinter den Schultern herabfallend getragen (s. Taf. XXVIII). Bei den Begräbnissen der Singalesen finden durchaus keine religiösen Feiertage statt; die Leichenbegängnisse sind vielmehr ganz einfach. Der Todte wird in eine Matte oder in ein Stück Tuch eingewickelt und an einen einsamen unangebauten Ort, in einen Wald oder in eine Einöde gebracht, wo man ihn ganz still in die Erde vergräbt. Früher war der Gebrauch, die Todten zu verbrennen, dann ihre Asche zu sammeln und in einen Fluß zu streuen oder zu vergraben, auch hier nicht ungewöhnlich; der unheimliche Gebrauch der Hindus aber, die Wittve mit der Leiche ihres Mannes lebendig zu verbrennen, war hier nie Sitte, vielmehr besteht die Trauer der singalesischen Wittwen nur darin, daß sie die ersten Tage nach dem Tode ihres Mannes die Haare ungesalbt um den Kopf flattern lassen, mit lautem Wehklagen die Tugenden des Verstorbenen ausrufen, und sei-

nen Verlust wenigstens äußerlich bejammern. Nachher steht es ihnen frei in einer zweiten Ehe Trost und Ersatz zu suchen. —

Die Singalesen zerfielen ursprünglich, wie die Hindus, in vier Kasten, 1) Ekshastria, die königliche; 2) Braschmina, die der Braminen; 3) Dieessa, die der Kaufleute, Bauern und Hirten, und Schudra, welche die 60 niedrigsten Abtheilungen, z. B. verschiedene Handwerker, Tänzer, Possenreißer, Lastträger u. s. w. in sich begriff. Gegenwärtig sind nur noch die zwei letzten Kasten auf Ceylon vorhanden; ob die beiden ersten ausgestorben oder vertrieben worden, oder welche Schicksale sie sonst betroffen haben, ist noch nicht ausgemittelt. Eine Kriegerkaste gab es hier nie, weil alle Einwohner des Landes von jeher zur Vertheidigung des väterlichen Heerdes gleiche Verpflichtung hatten. Außerdem giebt es noch zwei Abtheilungen Singalesen, die Gattaros und die Rodis oder Gasmundos, welche zu keiner Kaste gerechnet werden und mit denen in Verkehr zu stehen für Verunreinigung gilt. Gleich den Parias (s. S. 47) aller Menschen- und Bürgerrechte beraubt, durften sie früher wenigstens Keinem, außer den Genossen ihres Elendes, zu nahe kommen und konnten auch durch das musterhafteste Betragen nicht aus dem Zustande der Verworfenheit, der auf Kind und Kindeskind forterbte, sich empor arbeiten. Gleich als hätte die Natur diese Unglücklichen, die von jedem heitern Genieß des Lebens ausgeschlossen sind, auf irgend eine Art entschädigen wollen, gab sie ihnen die schönsten Weiber, die auf Ceylon angetroffen werden, und machte durch dieses Geschenk es möglich, daß ihr Blut, wenigstens in ihren Töchtern, mit denen sich zu verheirathen die Vornehmsten für keine Schande hielten, wieder zu Ehren kommen konnten. Die grausame Verachtung, mit welcher die höhern Kasten die Gattaros und Rodis behandelten, entschuldigen sie mit dem Vorgeben: es hätten dieselben in den frühesten Zeiten als Jäger im Dienste des Königs gestanden und ihn einmal Menschenfleisch statt Wildpret vorgesetzt. Diese schauerhafte That sei entdeckt worden,

und zur gerechten Strafe hätte der König sie und alle ihre Nachkommen, zu dem Zustande der niedrigsten Verworfenheit verurtheilt! So unvernünftig auch diese Entschuldigung klingt, so werden wir sie doch milder beurtheilen, wenn wir uns daran erinnern, daß einst Bekenner der Religion der Liebe Juden verbrannten, weil vor vielen Jahrhunderten die Vorfahren dieser Unglücklichen Christum gekreuzigt hatten. Im Allgemeinen jedoch ist zu bemerken, daß die Kasteneintheilung bei den Singalesen nie in der Ausdehnung und Härte, wie bei den Hindus, geherrscht, und daher auch geringern Einfluß auf den Volkscharakter gehabt habe. —

Die Hauptbeschäftigungen der Singalesen, die in Künsten und Wissenschaften ungefähr auf der Stufe stehen, die die Europäer in den rohesten Zeiten des Mittelalters inne hatten, sind Acker-, besonders Plantagenbau, Elephantenjagd, Fischfang und Perlenfischerei. Der erstere beschränkt sich, vornämlich in den Gegenden, die leicht unter Wasser gesetzt werden können, auf Erzeugung von Reis, dem Hauptnahrungsmittel der Einwohner, der Perlenfischerei aber und Elephantenjagd ist schon oben S. 81 und 103 gedacht worden. Am wichtigsten für Ceylon sind die Zimmpflanzungen. Am besten gedeiht der zum Lorbeergerüche gehörende Zimmbaum (*Laurus linnamomeum*) an den Meeresküsten; im Innern sind die Zimmbäuser schon dünner und seltener, auch soll das Gewürz, das sie liefern, weit gröber sein. Es giebt auf Ceylon, dem eigentlichen Vaterlande der Zimmbäume, denn hier nur erreichen sie die höchste Vollkommenheit, während die auf Malabar und in andern Gegenden Hindostans gefundenen nur kümmerlich wachsen, und die auf den englischen Inseln Westindiens angebauten, von hier aus erst in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verpflanzt wurden, mehrere verschiedene Arten derselben, aber nur von vieren nimmt man die Rinde, nämlich von dem Honigzimmt, der sich durch dicke und große Blätter unterscheidet; von dem Schlangenzimmt, dessen Blätter auch groß sind und der dem ers-

ten wenig nachsieht; von dem Kampferzimmt, dessen Rinde viel geringer ist, dessen Wurzel aber destillirt, Kampfer liefert, und von einer vierten, noch geringeren Sorte. Ehedem überließ man die Fortpflanzung des Zimmbaumes fast lediglich der Natur. Eine Art Tauben, nämlich die kugelnasige Taube (*columba globicera*), frisst die unserer Eichel ähnliche, nur kleinere Frucht, sehr gern, giebt sie aber sodann unverbaut wieder von sich und erzeugt dadurch reichlich neue Bäume, oder man brannte auch die überjährigen Stämme, denn je älter der Baum, desto schlechter die Rinde, ab, und ließ die Wurzeln nun neue Seitenzweige treiben. Erst 1765 fingen die Holländer an, ordentliche Plantagen anzulegen und gewannen durch künstliche Anpflanzung bei weitem edlern Zimmt. Diejenigen Einwohner des Küstenstriches, welche hauptsächlich den Zimmbau und das Zimmschälen treiben, heißen *Eholias*. Sie sind eingeborne Singalesen, bekennen sich aber zum Islam, zu welchem sie durch die Araber bekehrt wurden, und die Holländer stellten sie zuerst ausschließlich zu diesem Geschäft an. Die *Eholias* genießen manche Vorrechte und Freiheiten und haben ihre eignen Vorgesetzten, die darauf zu sehen haben, daß weder Menschen noch Thiere die Plantagen beschädigen. Diese Beamten stehen wieder unter einem einzigen Oberbeamten, der den Namen *Capitan Canalla*, d. h. Zimmpapitain, führt, und unmittelbar unter dem Generalgouverneur der Insel steht. — Die Einsammlung und Zubereitung des Zimmtes geschieht auf folgende Art: Die *Eholias* suchen zuerst die Bäume auf, deren Rinde reif ist. Dann werden die Zweige, die drei Jahr und darüber alt sind, abgeschnitten; denn ob man schon im fünften Jahre dem Stamm die Rinde abnehmen kann, so hält man sich doch lieber an die Zweige, welche wieder wachsen, als an den Stamm, der durch unvorsichtiges, allzutiefes Abschälen leicht zu Grunde gehen kann. Die äußere Haut wird nun abgeschabt, und die Rinde dann so mit eigens dazu eingerichteten Messern abgeschält, daß sie Röhrchen bildet, deren kleinere man in die größern steckt und hierauf zum Trocknen in die Sonne legt, wo sie sich noch viel enger zu-

sammelnziehen. Man bindet sie hierauf, mit Bambusfasern, in Bündel zu etwa 30 Pfd., bringt sie sodann in die Magazine und bezeich- net sie nach den Distrikten, aus welchen sie ge- kommen sind, untersucht aber auch durch Kos- sen der Rinde die Güte derselben, wobei den europäischen Schmeckern, da der Zimmt im frischen Zustande eine eigene Schärfe hat, oft in kurzer Zeit Zunge und Gaumen völlig wund gebrizt wird, so daß sie dieses Geschäft kaum zwei Tage fortsetzen können, ob sie schon durch öfteren Genuß von Butterbrot die Schärfe des Zimmtes zu mildern suchen. — Der beste Zimmt ist der, welcher sich am leichtesten zusammenrollt, nicht dicker als starkes Schreibpapier, etwas biegsam, hellgelb, süß und, ohne Nachgeschmack ist. Die geringern Sorten sind dicker, bräunlich, scharf, reizend und von bitterm Nachgeschmack. — Bei der Absehung nach Europa bindet man den Zimmt in 4 Fuß lange Bündel, jedes Bündel zu etwa 85 Pfd., die man wegen des Ein- trocknens auf der Ueberfahrt nur mit 80 Pfd. berechnet. Zwischen die in grobe Leinwand aus Cocussfasern gepackten Zimmtbündel wird schwarzer Pfeffer gestreut, der die noch übrige Feuchtigkeit des Zimmtes an sich ziehen, da- durch diesen besser verwahren, und dabei selbst angenehmer gemacht werden soll. — Der Ab- gang von den Zimmtbündeln wird in große But- ten gethan und mit Wasser bedeckt. Nach 7 Tagen gießt man die Flüssigkeit ab, destillirt sie langsam, und erhält dadurch das milchige Zimmtwasser, das in besondern Gefäßen aufgefangen wird. Oben auf sammelt sich nun das Zimmtöl, welches mit großer Sorgfalt abgeschöpft, und in besondere, mit dem Siegel der Regierung versehene Bouteillen gefüllt wird.

Der enorm hohe Preis des Zimmtöls — eine Unze kostet gegen 10 Rthlr. — läßt sich aus dem Umstande erklären, daß kein Gewürz so wenig Oel giebt, als der Zimmt. — Von 1720 bis 1729 verkauften die Holländer jährlich für mehr als 2,300,000 Gulden Zimmt. Nach- her ist der Ertrag der zu 8,000 Buntnern an- geschlagenen jährlichen Zimmtrente oft mehr als 5 Millionen Rthlr. gewesen. Welch ein Gewinn von der bloßen Rinde eines mäßigen Baumes auf einem mäßigen Distrikt *)!

Die Sprache der Singalesen wird von Vielen für eine eigene, von den hinduischen Mundarten ganz verschiedene, von Andern aber, und wahrscheinlich mit größerm Rechte, für eine Tochter der Sanskritsprache, gehalten. Sie ist wohlklingend, wortreich und von regeln- mäßigem Bau. Die Priester bedienen sich der heiligen Valisprache. Da die Singalesen kein Pinnenpapier zu bereiten verstehen, so schrei- ben sie mit einem Griffel oder seinem stählernen Pfriem auf geglättete Streifen von etwa ein- nem bis anderthalb Fuß langen Talipotblät- tern. Um die Schrift lesbarer und zugleich dauerhafter zu machen, wird dieselbe mit einer Mischung von Oel und Kohlenstaub eingerieben. Kommen mehrere solche Blätter zusammen, so werden sie an eine Schnur gereiht und auf ein, oft niedlich und kostbar mit elfenbeinernen, ja selbst mit silbernen oder goldenen Reisten einge- faßtes Brettchen befestigt. — Es giebt Schriften über Theologie, Astrologie, Heilkunde, Geschich- te und Dichtkunst. — Ihre Eintheilung der Zeit stimmt zum Theil mit der unsrigen überein. Ihre Jahre rechnen sie von dem Tode eines ihrer vormaligen Könige Sakawarjy

*) Die Rinde des ebenfalls auf Ceylon, aber auch auf andern ostindischen Inseln und dem Festlande Indiens wachsenden Kassenbaumes, *Laurus Cassia* oder *Laurus Malabathrum*, hat mit der Zimmt- rinde viel Aehnliches, daher diese oft mit jener verwechselt wird. Sie ist aber dicker, holziger, zertheilt sich nicht in Fasern, sondern zerfällt beim Brechen in kurze Splitter. Die Kassenrinde, *Cassia lignea*, wird unter dem Namen Mutterzimmt verkauft. Von dem Kassenbaume kommen auch die getrock- neten Zimmtblätter, *Flores Cassiae*, die an Geruch, Geschmack und Wirksamkeit dem Zimmt fast gleich, an Oel aber noch reicher und dabei wohlfeiler sind. — Eine Merkwürdigkeit des *Mineo la- rensis* auf Ceylon ist der Turmalin, ein Stein, der durch das Erwärmen elektrische Kräfte erhält. Er zieht dann Asche, Eisenspäne u. s. w. an, und stößt sie wieder von sich. Legt man ihn auf heiße Asche, so fängt er gleichsam an mit der Asche zu spielen, zieht mit der einen Seite sie an, und stößt mit der andern sie ab; daher er auch Aschenzieher genannt wird. Seine Farbe ist braun oder schwarz, seine Länge höchstens ein Zoll. Auch in Brasilien und Trol soll er gefunden werden. Geschliffen und als Ringstein benutzt, zeigt er viel Feuer und Glanz, und wird gern mit 25 Louisd'or bezahlt.

an; auch hat ihr Jahr wie das unsre 365 Tage, in 12 Monate und 32 Wochen abgetheilt, beginnt aber mit dem Ende unseres März. Auch der Schaktra ist eingeführt. — Daß auf Ceylon, in eine frühern Periode, deren Alter sich jedoch nicht bestimmen läßt, eine höhere wissenschaftliche Cultur, wie einst unter den Hindus, geblühet habe, geht nicht nur aus den alten heiligen Schriften der Singalesen, sondern auch aus vielen alten Denkmälern und bis heute noch unentzifferten Inschriften aus dem grauesten Alterthum, unwidersprechlich hervor.

Die Religion der Singalesen ist der Buddhismus, (I. S. 93.). Die großen Feste zu Ehren des Buddha werden nicht in den Tempeln, in denen man ihn gewöhnlich verehrt, sondern auch aus vielen alten Denkmälern und bis heute noch unentzifferten Inschriften aus dem grauesten Alterthum, unwidersprechlich hervor. In Ceylon soll nämlich, nach einer uralten Sage, das Paradies gewesen sein, und vom Gipfel des Adamsberges herab soll Adam nach dem Sündenfall den letzten Blick auf seinen Wohnort geworfen haben, und dann über die sogenannte Adamsbrücke, welche damals noch die Insel mit dem festen Lande verband, jetzt aber nur noch eine fortlaufende Reihe von Sandbänken ist, nach dem festen Lande herübergegangen sein. Kaum war er daselbst angelangt, so trat das Meer hinter ihm über, und die Brücke versank. — Zu Candy, der vormaligen Hauptstadt der singalesischen Könige, befindet sich der berühmteste Buddhatempel auf Ceylon; in ihm nämlich wird die vorzüglichste aller Reliquien der Buddhisten, ein Zahn des Buddha, aufbewahrt und gezeigt. Dieses Heiligtum, welches ein wackerer englischer Reisender nur aus einer Entfernung von 2 bis 3 Fuß betrachten durfte, war mit Gold eingefaßt, und lag in einer goldnen, mit den kostbarsten Edelsteinen besetzten Büchse, die ihrerseits wieder in

einem größern, ebenfalls goldenen, mit Rubinen und Esmaragden reich geschmückten Behältnisse saß. Von diesem Buddhazahn haben die Singalesen dieselbe Meinung, wie die alten Römer vom Palladium^{*)}. Sie glaubten nämlich, daß der Besitzer dieses Heiligtums als eigentlicher Oberherr der Insel betrachtet werden müsse. Daher war die Empörung der Singalesen sogleich beendigt, als es den Britten gelang, dieses Tempels und der im Innersten desselben befindlichen Reliquie sich zu bemächtigen. Neben mehreren Buddhatemeln, in denen sich eine Bildsäule des Buddha von 30 Fuß Länge befindet, giebt es zu Candy auch zwei Oberpriestercollegien, unter welchen sämtliche Priester der Insel, ungefähr 4000 an der Zahl, stehen. — In neuern Zeiten sind viele Singalesen zum Christenthume übergegangen, und ihre Zahl würde noch größer sein, wenn die Missionäre nur einige Unterstützung von der Regierung erhielten, da die Annahme der christlichen Religion bei den Singalesen durchaus nicht, wie bei den Hindus, Ausschließung von der Kaste oder sonstige schädliche Folgen für den Uebergetretenen nach sich zieht. Ueberhaupt hat die brittische Regierung für die Civilisirung der Eingebornen hier weniger gethan, als in den Besitzungen der ostindischen Compagnie geschehen ist, ja im Jahr 1803 wurde die Summe von 4600 Pfd. St., die zur Erhaltung der Schulen ausgesetzt war, auf 1500 vermindert! — Neben vielen Katholiken, die von unwissenden Priestern, Nachkommen der Portugiesen, in den Gebräuchen ihrer Kirche unterrichtet und zu deren Uebung angehalten werden, giebt es eine noch größere Anzahl Protestanten, deren Christenthum aber eben so wenig tief begründet zu sein scheint; denn neben Christen verehren sie, in aller Unschuld des Her-

*) Palladium hieß das hölzerne Bild der Pallas oder Minerva, von welchem die Sage erzählte, es sei vom Himmel nach Troas herabgefallen, daselbst von Ilos, dem Erbauer von Troja (Ilum), gefunden, und von ihm in der neu erbauten Stadt in einem eigenen Tempel aufgestellt worden. Man glaubte, die Stadt sei unüberwindlich, so lange sie dieses Bild besäße. Dieses Hinderniß der Eroberung Trojas wegzuräumen, entwendeten es Ilysses und Diomedes, da sie als Gesandte nach Troja gekommen waren. Die Römer behaupteten, das Bild werde zu Rom in dem Tempel der Vesta aufbewahrt. Aber man hielt es für so heilig, daß auch der Oberpriester es nicht sehen durfte. Andere Städte rühmten sich ebenfalls, wie es denn von jeher mit Reliquien also gegangen ist, seines Besizes. Palladium heißt daher heute noch jedes schützende Heiligtum.

gens, auch den Buddha. Ein englischer Gouverneur fragte einst einen Singalesen, welcher Religion er sei. Ein Christ, war die Antwort. — Und von welcher Secte? — Ein holländischer, d. i. protestantischer Christ. — Also glaubst du an den Buddha? — Ja, gewiß! — Am äußersten Ende der südöstlichen Küste Ceylons wohnen

die Weddas, (s. Taf. XXVIII.)

ein Volk ungewissen Ursprungs, vielleicht die Kleinwohner der Insel. Schem wie das Wild ihrer dichten Wälder, dabei sanft und gutmüthig, obwohl leidenschaftliche Freunde der Jagd, auf welche sich alle ihre Wünsche und alle ihre Künste erstrecken, erkennen sie keine andere Gewalt über sich, als die ihrer Familienhäupter und ihrer Geistlichen, und leben durchaus ohne allen Verkehr mit den andern Eingebornen. Dies gilt besonders von den Kamabaweddas, dem rohesten ihrer Stämme, die mißtrauischer und schüchtern als das furchtsamste Thier, die Wälder fast nie verlassen, und so leise und still das Wild beschleichen, daß sie demselben ihre Art in den Leib werfen, ehe dasselbe nur die geringste Bitterung hat. Andere Stämme der Weddas betragen sich weniger scheu, und treiben sogar einigen Handel mit den Singalesen. Wollen sie nämlich einige von den wenigen Geräthschaften, die sie bei ihrer einfachen Lebensweise brauchen, haben, so gehen sie in der Nacht in die Nähe einer Stadt oder eines Dorfes, und legen einiges von ihren Waaren, zugleich mit einem Muster derjenigen Gegenstände, die sie einzutauschen wünschen, an einen leicht in die Augen fallenden Ort. Da diese stummen, unsichtbaren Handelsleute gewöhnlich mehr von ihren Waaren, Wildpret, Honig, Wachs, Thierhäute u. s. w. hinlegen, als der Werth der gewünschten Geräthe beträgt, so wohl auch bei Gelegenheit für Mangel an Aufmerksamkeit schwer rächen; so finden sie gewöhnlich in der folgenden Nacht das Verlangte — Bis auf einen kleinen, um die Lenden geschlagenen Schurz und ein Thierfell, das über die Schultern herabfällt, gehen die meisten Weddas völlig nackt. Bogen und Pfeile, nächst einer scharfen Art und einem

kurzen Wurfspeer, ihre einzigen Waffen, legen sie fast nie aus der Hand. Ihre Wohnungen sind die dichten Dächer ihrer Bäume. Weiber und Töchter halten sie in großer Entfernung von allen andern Männern, und Fremde dürfen nie ohne Bedeckung durch ihr Land reisen. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich in Wildpret und Baumfrüchten. Hinsichtlich ihrer Religion sollen sie Buddhisten sein. Ihr vorzüglichster Reichtum sind ihre vortrefflich zur Jagd abgerichteten Hunde, ihnen eben so viel werth, als dem Araber sein köstlichstes Pferd. Ein Europäer verschaffte sich ein Paar derselben und verkaufte sie nachher für 400 Thlr. Bei Ausstattung ihrer Töchter sind daher Jagdhunde das beste Heirathsgut. Ihre Sprache scheint ein Dialect der singalesischen zu sein. — Da sie die menschliche Gesellschaft fliehen und in ihren einfachen Wohnungen und ihren undurchdringlichen Wäldern nichts begehren, was die Eroberungssucht der habgierigen Europäer reizen könnte, so werden sie wohl noch lange ein Gegenstand unbefriedigter Neugierde sein.

Bewohner der Insel Sumatra.

Die gesammte Bevölkerung von Sumatra mag zwischen 7 und 8 Millionen betragen, so daß 12 — 1300 Seelen auf die Geviertmeile kommen. Die Ursache dieser, bei der Fruchtbarkeit des Bodens (Reis, Hirse, eine zahlreiche Gattung von Gemüsen, Ananas, Melonen u. s. w. findet sich im reichsten Ueberflusse), der Milde des Klimas (obchon Sumatra vom Aequator durchschnitten wird, so ist das Klima doch, wie überhaupt auf den meisten Inseln, sehr gemäßigt, und die Hitze steigt selten über 24° Reaum.) sehr unverhältnißmäßigen Bevölkerung ist wohl in dem häufigen Genuße des Opiums, den unermüßenden Kriegen, der Vielweiberei, und in dem Gebrauche, die Kinder als Sklaven zu verkaufen, zu suchen.

Die Hauptmasse der Bevölkerung gehört zum malaischen Stamme. Sie besteht nämlich aus eigentlichen Malaien, die wir schon oben schilderten, aus Battas, Lampuns und Ned-

schang, welche alle wieder in mehrere Stämme zerfallen.

Die Battas,

vielleicht Ueberreste der ehemaligen, durch die später eingewanderten Malaien zurückgedrängten Ureinwohner, leben im Inneren des nördlichen Theils Sumatras, rings um einen See, in Dörfern, welche mit Erdwällen, Gräben und Verspähungen befestigt sind. Die Battas sind etwas kleiner und weniger braungelb als die andern Malaien. Die Kleidung der Männer besteht aus einem baumwollenen, von den Frauen selbst gewebten Zeuge, und bedeckt den Oberleib bis unter die Hüften. Die Kopfbedeckung ist gewöhnlich aus Baumrinde gefertigt. Außer einer ähnlichen Bekleidung tragen die Frauen allerlei Schmuck von Kupfer, Silber oder Gold, auch von polirten Muschelschalen, namentlich in den Ohren, die oft gegen fünfzig Ringe zieren oder vielmehr verunstalten sollen. Die gewöhnliche Nahrung besteht in Reis und süßen Kartoffeln. Bei festlichen Gelegenheiten essen sie frisches Fleisch, am liebsten von Pferden, daher auch bei ihnen die Pferdezucht am stärksten getrieben wird, und berauschen sich in Palmwein. Außerdem verschmähen sie auch das Fleisch anderer, selbst gefallener, Thiere nicht. Auch Kriegsgefangene und zum Tode verurtheilte Missethäter, besonders Ehebrecher, werden von ihnen geschlachtet und verzehret; als Grund davon geben sie nicht den Hunger oder Mangel an andern Nahrungsmitteln an, sondern meinen dadurch nur am sichersten ihren Haß gegen den gefangenen Feind und ihren Abscheu vor dem unglücklichen Verbrecher an den Tag zu legen. Wenn ein Batta in den Krieg zieht, so hat er daher immer Salz und Zitronensaft bei sich, um das frische Fleisch der Erschlagenen oder Gefangenen sogleich verzehren zu können, ja einer der mächtigsten und kriegerischsten Battasürsten soll in den immerwährenden Kriegen sich so sehr an den Genuß des Menschenfleisches gewöhnt haben, daß er Magenschmerzen bekommt, wenn er nicht jeden Tag dergleichen essen kann!

Die Wohnungen der Battas sind von Bambus und haben nur ein einziges Gemach,

aber jedem Hause gegenüber steht noch ein offenes Gebäude, wo sie den Tag über sitzen und die unverheiratheten Mannspersonen schlafen. In jedem Dorfe, Kampong genannt, ist außerdem noch ein besonderes Gebäude, Balli, in welchem öffentliche Angelegenheiten berathen, Feste gefeiert und Fremde gastfreundlich bewirthet werden. — Die Männer heirathen so viele Frauen, als sie ernähren können, behandeln, verkaufen und verspielen sie aber, so wie auch die Kinder, ganz nach Gutdünken. Die Frauen, deren schönster Schmuck keusche Eitte und Keuschkeitsliebe ist, müssen alle Haus- und Feldarbeiten verrichten, während die Männer, wenn sie nicht jagen und in den Krieg ziehen, mäßig gehen oder spielen. Das Spiel, besonders das Pferdewettrennen und die Hahnenkämpfe, lieben sie, wie die Malaien, so leidenschaftlich, daß sie, wenn es aufs Äußerste kommt, ihre eigne Person einsetzen, und, im Falle des Verlustes, Sklaven der Gewinner werden. Ihre Waffen bestehen in Flinten, Lanzen und kurzen Degen, welche sie, wie ihr Pulver, selbst verfertigen. — Die Regierung ist in den Händen vieler kleinen Rajas, die sich bisweilen zu gemeinschaftlichen Unternehmungen verbinden, aber eben so oft auch sich unter einander selbst bekriegen. Ueber die Religion der Battas ist noch viel Dunkelheit verbreitet. Sie glauben an ein gutes höheres Wesen, dessen Namen sie aber auszusprechen fürchten, und an einen bösen Geist, den sie Murgiso nennen. Ehe die Battas in den Krieg ziehen, lassen sie von ihren Priestern einen Büffel oder ein weißes Huhn schlachten und aus der Bewegung der Eingeweide den guten oder schlimmen Erfolg sich vorhersagen. —

Die Lampuns oder Lampongs

bewohnen den südlichsten Theil der Insel und gleichen in ihrer Gesichtsbildung einigermaßen den Chinesen. Die Hautfarbe ist mehr licht als dunkel, und die Frauen sind zum Theil sehr schön. Die Lampuns leben wie die Battas in Dörfern, sind sehr gastfrei, und lieben Tanz und Musik leidenschaftlich. Wahrscheinlich sind sie Heiden. Von einem höchsten Wesen haben sie

fast gar keinen Begriff, beten aber, damit sie ihnen kein Leid zufügen, eine Menge böser Geister an. Nach ihrer Meinung gehn die Seelen der Verstorbenen in diejenigen Thiere über, welche sie nach dem Tode, bei den Gräbern derselben oder in ihren frühern Wohnungen erblühen, und erweisen daher diesen Thieren große Verehrung. Ein kleiner Theil der Lampuns hat in der neuern Zeit den Jelan angenommen.

Die Redschangs oder Rejangs

bewohnen die Westküste Sumatra's, haben einen kleinen, aber ebenmäßigen Wuchs, eine fast weiße Gesichtsfarbe und starke, glänzend schwarze Haare, die die Frauen mit Kotosöl einreiben und entweder bis zur Erde herabwallen lassen, oder mit vieler Geschicklichkeit auf dem Wirbel zusammen binden. Die Männer raufen die Barthaare aus, lassen die Nägel des kleinen und des Mittelfingers lang wachsen und färben sie roth. Den neugebornen Kindern wird sogleich die Nase und der Kopf platt gedrückt und die Ohren so lang als möglich herabgedehnt. — Die Kleidung der Redschangs wird aus einem lederähnlichen Baste des Seidenbaumwollensbaums verfertigt und besteht aus einem Oberkleid und einer engen Weste ohne Ärmel, die vorn zugeknöpft wird. Um den Kopf windet man ein feines Tuch, jedoch so, daß der Scheitel unbedeckt bleibt. Nur auf Reisen wird ein Turban oder ein breitrandiger Hut getragen. Die von Natur sehr schönen Zähne werden schwarz gebeizt, auch wohl mit einem goldnen Futterale bedeckt. — Die Nahrung besteht in Reis und Fleisch, von Büffeln, Ziegen und Geflügel. Wasser ist das einzige Getränk. — Die Wohnungen, besonders die in den Wäldern zerstreuten, stehen auf Pfählen, so daß sie 10 bis 12 Fuß über der Erde erhöht sind; wie die der Battas haben sie nur ein einziges großes Gemach, in welches man vermittelst einer in der Mitte angebrachten Fallthüre, oder eines an der Seite befindlichen Einganges, auf einem starken, mit einigen Einschnitten versehenen Holze, das man, aus Furcht vor wilden Thieren, der Nacht über wegnimmt, hinaufsteigt (s. Taf. XXVIII.). In jedem ihrer Dörfer, die auf Anhöhen, an Flüssen und Seen

angelegt und von Fruchtbäumen umschattet sind, befindet sich ein großer, freier Platz, auf welchem das Gemeindehaus steht. In diesem versammeln sich die Einwohner in den Abendstunden, besonders wenn Reisende übernachten und es wird hier eine Art Ball gehalten, indem fünf bis sechs junge Mädchen einen Tanz aufführen. Die Tänzerinnen machen dabei mit ihren Salindangs oder Schawls, die sie gewöhnlich über den Schultern tragen, allerlei Bewegungen, und zeigen sich in den anmuthigsten Stellungen. — Das Hausgeräthe besteht in Matten zum Schlafen, kleinen Tischen, um die man sich herum auf die Fersen setzt, und ausgehöhlte Kürbissen (s. Taf. XXVIII.), die statt der Gefäße dienen. — Den Charakter der Redschangs anlangend, so sind sie im hohen Grade gastfrei, mäßig, von Natur sanft, klug, ernsthaft, höflich. Ihre Fehler und Laster sind ein hoher Grad von Trägheit und Unreinlichkeit, Streit- und Spielsucht, Argwohn, Wuth im Zustande der Aufreizung und selbst Nachsicht. Sie lieben Musik und Tanz. Das vornehmste Tonwerkzeug ist der Kalintang, welcher aus kleinen, auf einem Rahmen liegenden Glocken besteht und fast einer Harmonica gleicht. Andere Instrumente sind der Gong, eine größere Art von Glocke, der Suling oder die malaisische Flöte, und der Serun, eine ebenfalls von Bambus verfertigte Flöte. Auch die Pantuns gehören unter die Vergnügungen dieses Volks. Es sind dies vierzeilige Stangen, von denen die ersten beiden gewöhnlich ein Gleichniß, die letzten aber die Anwendung desselben enthalten. Sie werden als eine Art Wettesang so vorgetragen, daß die eine Person die erste Hälfte, die andre die zweite singt. Eigentlich sollen diese Pantuns aus dem Stegreife gedichtet werden. Wer dieß nicht vermag, singt solche, die ihm schon bekannt sind. Sie haben oft die Form eines Räthsels, dessen Auflösung bald mehr bald weniger Scharfsinn erfordert. Nicht nur bei den öffentlichen Vergnügungen, sondern auch bei Privatunterhaltungen kommen dergleichen Pantuns vor. Ein Liebhaber, sagt ein neuerer Reisender, der sich den Weg zu dem Herzen seiner Schönen bahnen will, muß in dieser Kunst durchaus erfahren

sein; während sich in Europa der Stüber durch angenehmes, aber nichts sagendes Geschwätz, beim schönen Geschlechte empfiehlt! Folgendes ist eine Probe solcher Pantune:

Zur Erde ist der Diamant gefallen;
Ob schon im Grabe liegend, glänzt er fort;
Doch keine Liebe gleicht der Blumen Blau,
Der mit der Sonne erstem Strahl verschwindet!

In Aufzählung einiger Kunstfertigkeiten haben es die Nedeschangs ziemlich weit gebracht. Die Männer machen Arbeiten von Gold, Silber und Eisen, irdene Geschirre, sind geschickte Jäger und Fischer; die Weiber verfertigen seidene und baumwollene Zeuge, Stückerien u. s. w. Man baut größere und kleinere Schiffe, selbst Galeeren, mit Kanonen ausgerüstet. In Wissenschaften und Künsten aber sind die Nedeschangs noch sehr zurück. Geschichtsbücher haben sie nicht, sondern die Thaten der Vorfahren werden durch mündliche Ueberlieferungen und Lieder aufbewahrt. Die Religion ist Heidenthum mit Bramanismus vermischt; so glauben sie z. B. an die Seelenwanderung, an die Verkörperung höherer Geister u. s. w. In der neuern Zeit find viele Nedeschangs zum Islam übergetreten.

Die Bewohner von Menangkabo, einst das mächtigste und größte Reich auf Sumatra, jetzt aber sehr herabgekommen und geschmälert, sind unter allen Malaien die cultivirtesten. Sie schreiben mit arabischen Buchstaben und haben eine ziemlich reiche Literatur, welche in Liedern, Märchen, Religionschriften und guten Uebersetzungen arabischer Schriftsteller besteht. Der Sultan von Menangkabo, der für einen Nachkommen Muhameds gilt, wird noch immer als das eigentliche Oberhaupt aller muhamedanischen Malaien verehrt, und der Ruf seiner Heiligkeit ist so groß, daß man Wallfahrten nach seiner Hauptstadt unternimmt, wenn man nicht nach Mecca gehen kann.

Uebrigens besteht Sumatra aus mehreren, von einander unabhängigen monarchischen Staaten, deren Beherrscher, wenn sie Muhamedaner sind, sich Sultane, sonst aber Rajas oder

Nedeschas nennen. — Die einzelnen Theile eines solchen Staates gehören kleinern Fürsten, die vom Monarchen damit belehnt sind. Außerdem giebt es eine Art Adelige, Orangkays, die freies Eigenthum besitzen und keinen Vasallen, sondern bloß dem Monarchen unterthänig sind. Das übrige Volk besteht aus leibeigenen Bauern und aus theils gekauften, theils geraubten, theils an Zahlungsstatt angenommenen Sklaven beiderlei Geschlechts. — An der Westküste hatten sonst die Britten Niederlassungen mit einem kleinen Gebiete, dessen Bevölkerung 200,000 Seelen, worunter 1000 Chinesen, betragen mag, Benkulen, welche sie aber 1824 an die Niederländer, die seit 1820 auch Palembang an der Ostküste Sumatra's sich unterworfen hatten, abgetreten haben. Pfeffer, aus Benkulen, wird jährlich für 150,000 fl. ausgeführt, und Zinn sind die Hauptproducte dieser niederländischen Kolonien.

Längs der westlichen Küste von Sumatra liegen mehrere Inseln, die meist malaiische Bewohner haben. Unter diesen Inseln wurden die Küsten von Enganno, d. h. die beträchtliche, lange für unzugänglich, und die Bewohner für Menschenfresser gehalten. Später hat man ein gaffreises und gutmüthiges Volk dort gefunden; es ist groß von Gestalt, kupferfarbig, und lebt von Cocusnüssen, einer Art süßer Erdäpfel, Zuckerrohr und getrockneten Fischen. — Eine andre Insel in dieser Gegend wird von den Europäern Massau, von den Eingebornen Pogy genannt. Die Einwohner (s. Taf. XXV. Pogy-Massau-Insulaner), deren Anzahl auf einige Tausend sich belaufen mag, gleichen sowohl in ihren Zügen, als in der lebenswürdigen Einsalt ihrer Sitten den Otahaitern. Sie sind sehr groß, selten unter 5 Fuß 6 Zoll, kupferfarbig, und behaupten von der Sonne abzukommen.

Bewohner der Insel Java (s. Taf. XXV.).

Als Java zuerst von den Portugiesen 1579 entdeckt ward, stand es unter eingebornen Fürsten, die seit 1572 China zinsbar waren. Von den Holländern wurden gegen das Ende

des 16. Jahrhunderts die Portugiesen vertrieben, und nachdem in neuerer Zeit die Britten der holländischen Herrschaft auf Java ein Ende gemacht hatten, wurde es in der neuesten Zeit, namentlich seit 1816, den Holländern zurückgegeben.

Die Javaner gehören zum malaischen Stamme. Ihre Gestalt ist wohlgebaut und muskelfräftig; das Gesicht ist rund, die Stirn hoch, die schwarzen, nicht tief liegenden Augen gleichen dem innern Winkel nach denen der Mongolen; der Unterkiefer ragt ein wenig hervor; die Nase ist kurz und klein, aber nicht platt; die dicke Oberlippe hervorstehend; der Mund nicht sehr groß und die Zähne schwarz gebleicht; das schwarze Haupthaar hängt schlicht herab; der Bart ist dünn; die Hautfarbe größtentheils braungelb; die Gesichtszüge, wenn sie Leidenenschaften nicht zerrissen haben, angenehm. Die Frauen sind weniger hübsch als die Männer und werden, besonders im Alter und unter dem gemeinen Volke, überaus häßlich. Von Seiten des Charakters empfehlen sich die Javaner vor andern malaischen Stammesverwandten durch Sanftmuth, Freundlichkeit, Höflichkeit, Wahrheitsliebe, Dankbarkeit und Treue. Sie besitzen viel natürlichen Verstand, aber ein schwaches Gedächtniß und wenig Einbildungskraft. Folge des Klimas ist ihre Trägheit, ihre oft rasende Wuth und zerstörende Leidenschaftlichkeit, Folge des unter ihnen häufigen Opiumgenusses. — Die Kleidung der Javaner besteht in einem einfarbigen, langen Ueberwurf, der wie ein Hemd angezogen und um die Hüften mit einem Gürtel, in welchem ein Dolch (Kris) steckt, befestigt wird; manche Männer bedecken den Oberleib gar nicht, sondern umwinden nur die Lenden mit einem weiten, bis über die Waden herabreichenden Schurze. Den Kopf bedeckt entweder ein Turban, oder ein großer Hut aus Bambusblättern, oder eine hohe Zylmütze. Vornehme tragen auch Beinkleider und eine nicht selten prächtig geschmückte, mit vielen kleinen Knöpfen besetzte Weste. Die Füße bleiben gewöhnlich unbedeckt, wenigstens bedient man sich keiner Strümpfe, wenn auch in neuern Zeiten San-

dalen, Pantoffeln, Schuhe, ja selbst Stiefeln bei den Vornehmsten gefunden werden. Die Kleidung der Frauen weicht wenig von der männlichen ab; der ganze Oberleib bis zum Halse wird verhüllt, das Haar, das beide Geschlechter mit wohlriechendem Oel salben, wird in einen Knoten geschlungen und auf dem Wirbel mit einer Nadel befestigt; an den Fingern und in den Ohren tragen sie Ringe von Kupfer, Silber oder Gold. — Das gewöhnlichste Nahrungsmittel aller Stände ist Reis; außerdem wird auch Gemüse, Fleisch von Hirschen, Büffeln, Ziegen, Geflügel und Fischen genossen. Eine Besonderheit der Javaner ist, daß sie frische Rindshäute essen, und diese sogar, als Leckerbissen, allen übrigen Theilen des Thieres vorziehen. Milch und Milchspeisen, werden eben so wenig genossen als Schweinefleisch. — Die Wohnungen sind einfach; die Häuser aus Bambus und mit Palmblättern bedeckt; nirgends befindet sich ein Fenster; das nöthige Licht empfängt man bloß durch die offen stehende Thür; das Dach ragt so weit hervor, daß es einen schattigen Vorplatz bildet, wo sich den Tag über die Frauen und Kinder aufhalten. Um jedes Haus liegen Felder und Gärten, stehen Fruchtbäume und Staudengewächse. Die innere Einrichtung ist bei den untern Ständen ebenfalls sehr einfach; man schläft auf Matten und Polstern, ist auf den Boden sitzend u. s. w. Die Vornehmen und Reichern ahmen in ihrer Lebensweise den Holländern nach. Bei öffentlichen oder häuslichen Festen werden die Häuser mit Blumentränzen und Fruchtschnüren geschmückt, Beleuchtungen veranstaltet, Feuerwerke abgebrannt. — Die Javaner verheirathen sich sehr jung; die Mädchen oft schon mit dreizehn Jahren. Daß in einer Familie mannbare Mädchen zu finden sind, erfährt man auf Java vermittelt einer großen irdenen, einem Blumentopf gleichenden Vase, die auf das Dach steigt, und zerbrochen wird, sobald kein unverheirathetes Mädchen in dem Hause mehr übrig ist. Die Ehen werden meistens von den Aeltern geschlossen, ohne daß die Verlobten vor der Hochzeit mit einander zusammen kommen. — In Ansehung der Religion bekennen sich die meisten Javaner zum

Jesam, haben aber manches aus ihrem frühern tramanischen Glauben damit vermischt. Ihren Gottesdienst verrichten sie in Gebäuden, die mit den gewöhnlichen Moskeen viel Aehnliches haben. Jedes Dorf hat einen Pangulu oder Priester, und in den Hauptstädten giebt es Oberpriester, die von den Arabern abstammen und so fanatische Muhamedaner sind, daß sie das Volk zuweilen gegen die Europäer aufwiegeln. Durch die Holländer wurde der Protestantismus auf Java eingeführt und mit vielem Glücke unter den Eingebornen verbreitet, während der Katholicismus, früher wenigstens, von den Holländern durchaus nicht geduldet ward.

Eine Menge prachtvoller Ueberreste von uralten Tempeln und andern Denkmälern, die man auf Java, besonders in dem noch wenig untersuchten inneren Lande antrifft (s. Taf. XXIX.), so wie die alte, dem Sanskrit verwandte Sprache — die jetzt gewöhnliche Sprache der Javaner ist malaischer Abstammung, und zerfällt in mehrere Mundarten — und Literatur, die besonders an geschichtlichen und religiösen Werken sehr reich ist, sind Beweise von einer ehemaligen, im Laufe der Jahrhunderte und namentlich durch die seit 1406 erfolgte Einführung des Jesam verloren gegangenen höhern Geistesbildung. „Traurige Empfindungen“ — sagt ein Reisender, der jene Ruinen näher untersucht hat — „erfüllen den Wanderer, wenn er an den Ursprung dieser einst verehrten heiligen Stätten denkt, welche der Wohnsitz einer in Java jetzt nicht mehr vorhandenen Blüte der schönen Kunst und das Sinnbild einer untergegangenen, jetzt noch kaum dem Namen nach bekannten Religion war; wenn er seinen Blick heftet auf diese ungeheure Verschwendung einer außerordentlichen Verschicklichkeit und unermessenen Gebuld, auf den hohen Geist edlen Welt-

fers, auf den Schutz und die Aufmunterung, welche Künste und Wissenschaften hier gefunden, auf die unermesslichen Reichthümer und Hilfsmittel, welche die Javaner der damaligen Zeit besessen haben müssen.“

Unter den Beschäftigungen der Javaner steht der Land- und Plantagenbau oben an, dessen Hauptertrag Reis ist, dem man jedoch wegen der schlechten Zubereitung für den Markt und wegen der Nachlässigkeit beim Trocknen, wodurch er leicht verdirbt, auf den europäischen Märkten weniger schätzt, als den aus Bengalen und Carolina. Zucker fährt man jährlich gegen 250,000 Centner aus; Kaffee, dessen blasse, gelbe und braune Farbe nur von dem Alter der Waare abhängt — der braune, als der älteste, steht in Europa höher im Preise, als selbst der Mostakaffee — findet hier den besten Boden auf der ganzen Welt, so daß bei geringem Arbeitslohn die Menge des zu gewinnenden Kaffees unbegrenzt zu sein scheint. Der von den Chinesen zubereitete, sehr nett in kleine Päckchen von wenigen Unzen in chinesisches Papier gepackte und versiegelte javanische Tabak wird als etwas ganz Vorzügliches und Feines in ganz Indien zu den höchsten Preisen verkauft. So ist auch der Arak von Batavia, der aus Rohzucker, Palmwein (Toddy) und Reis bereitet wird, und ehemals in noch größerer Menge als jetzt nach Europa ausgeführt wurde, weltberühmt. Von großer Bedeutung für den Handel Javas sind auch die esbaren Vogelnester, die hier — 40 bis 50 Zentner jährlich — eingesammelt und größtentheils nach China, wo die Großen, die ihnen eine reizende und stärkende Kraft zuschreiben, das Pfund gern mit 60 Gulden Conv. Münze bezahlen, ausgeführt werden *). Die Eingebornen von Java haben an sich nur geringe Nei-

*) Dieser seltsame Kurzegegenstand der chinesischen Großen ist, so wie die Naturgeschichte des Vogels, welcher diese Nester baut, noch nicht ganz genau bekannt. Auf Java ist es die Pilzschwalbe, *Cypselus lucifragus*, welche in die Höhlen des Berges Karang ihre esbaren Nester baut. Diese Höhlen haben bestimmte Eigenthümer, welche sie bewachen lassen, damit theils die Vögel nicht im Frühen gestört, theils die Nester zur gehörigen Zeit abgenommen werden. Auf andern Inseln des Archipels, so wie in Sunkin, sind es die Nester der Salanganen, *Hirundo osculanta*, chinesische oder auch indische Schwalbe genannt, welche als esbar in den Handel kommen. Ueberhaupt mögen wohl die Nester aller Schwalbengattungen dieser Länder, mehr oder weniger, aus einem esbaren, dem äußern Ansche nach einigermaßen der fettesten, halbrohen Hausenblase gleichkommenden Stoff bestehend, denn auch in den

gung zu dem Handel, und der lebhafteste, durch regelmäßig eingerichtete Märkte beförderte, durch die wenigen und noch dazu sehr schlechten Straßen aber erschwerte Binnenhandel insbesondere ist mehrertheils den Weibern überlassen. Den Großhandel haben die Chinesen, die höheren Zweige desselben aber die Europäer und Amerikaner an sich gebracht. Die Chinesen schließen ihre Verträge mit den Landeigenthümern und Plantagenbesitzern, kaufen ihnen die Aernte ab und verkaufen sie wieder an die europäischen und chinesischen Handelsschiffe, die die javanischen Häfen besuchen. —

Die gewöhnliche Münze auf Java ist der Doit; zehn Doits machen einen Uang, eine kleine Silbermünze; 12 Uangs sind eine Rupie, d. i. 1 fl.; auch spanische Piaster (1 Rthlr. 9 Gr.) und indische Species (1 Rthlr. 8 Gr.) sind im Umlauf.

Die Regierungsform und Eintheilung Javas anlangend, so besteht diese Insel theils aus dem niederländischen Java, theils aus den Staaten der eingebornen Fürsten, welche zwar dem Namen nach unabhängig sind, im Grunde aber doch, besonders seit der Rückkehr der Niederländer im Jahre 1816, ganz unter dem Einfluße der letzteren stehen, in dem sie ihnen zu einem Tribute sich verpflichten, in der Nähe ihrer Hofstädte denselben Festungen einräumen, niederländische Residenten, von welchen sie ununterbrochener Aufsicht gehalten werden und ohne deren Erlaubniß sie keinem Fremden Audienz ertheilen dürfen, an ihren Höfen dulden, und überdies für sich und ihre Unterthanen, auf allen Eigenhandel Verzicht leisten müssen. Die Regierungsform dieser javanischen Staaten ist, wie anderwärts in Asien, despotisch, jedoch so, daß die Macht des Susunans, d. i. Kaisers, in einigen Punkten durch alte Gebräue

Nestern der gemeinen Schwalbe findet sich dieser Stoff, der wahrscheinlich aus den halbverdauten und dadurch gegen die Fäulniß geschützten Nahrungsmitteln dieses Vogels bereitet wird; wenigstens hat man beobachtet, daß die javanische Pitzschwalbe die Masse aus dem Magen herausbringt, und zwar mit solcher Anstrengung, daß sie zugleich Blut mit auswirft; auch hat man bei Untersuchung des Magens dieser Schwalbe eine eigenthümliche Drüsenvorrichtung gefunden, welche wahrscheinlich den schleimigen Stoff absondert. Es verhielte sich also damit wie bei der Bereitung des Baches und Honigs im Magen der Biene. — Man hat früher geglaubt, daß Nahrungsmittel, die sich die Schwalben aus dem Meere holen, einen wesentlichen Bestandtheil der eßbaren Nester ausmachen, und daß sie eben deshalb an Meeresküsten sich anbauen. Aber unstreitig findet man sie nur deswegen hier am häufigsten, weil es hier die meisten Höhlen giebt und sie auch am wenigsten der Zerstörung ausgesetzt sind. Ubrigens wird jene Vermuthung durch die Nester der erwähnten Pitzschwalben widerlegt, welche über 10 deutliche Meilen vom Ufer entfernt leben. — Im Handel sind nicht alle Nester, deren eins etwa ein halb Loth wiegt, von der Größe eines Entensenes und inwardig reich mit Federn gefüllt ist, von gleichem Werthe. Sie unterscheiden sich nach der Zeit, in welcher sie eingesammelt werden, und nach der Lage und Beschaffenheit der Höhlen, aus welchen sie kommen. Die besten Nester sind diejenigen, welche aus tiefen und dumpfigen Höhlen, und zwar noch ehe der Vogel seine Eier gelegt hat, genommen werden; die schlechtesten sind die, welche man nach dem Ausbrüten der Jungen einsammelt. In Ansehung der Farbe schätzt man die von den Jungen noch nicht verunreinigten und daher weißlich und durchsichtig erscheinenden, am höchsten; die dunkelbraunen, mit Blut besetzten oder mit Federn vermischten haben geringeren Werth. Das Einsammeln der Nester geschieht am Vortheilhaftesten zwei Mal im Jahre (hier und da sammelt man sie jährlich auch drei Mal, denn drei Mal im Jahre brütet der kleine Vogel) weil dann die Schwalben, wenn andere die Höhlen nicht beschädigt werden, regelmäßig eben so viel Nester bauen, als weggenommen worden sind. Die Einsammlung ist, wegen des schwierigen Zuganges der Höhlen, in ihrer Art eben so lebensgefährlich, als das Ausnehmen der Eiberganen aus den Nestern der Eibergänse auf den Föder-Inseln, den Orkney und Island. Nur Menschen, die von Jugend auf zu diesem Geschäft gewöhnt wurden, können sich damit befaß. Wo sich die Höhlen, wie dies meistens der Fall ist, am Strande des Meers, an einem mehrere 100 Fuß hohen senkrechten Abhange über den braufenden Wogen befinden, da kann man nur auf Leitern von Bambus oder Kork — einem schiffähnlichen, flachtigen Palmengewächse, das in der Weise der Eibergausläufer fortwächst und daher ungeheuer lang wird — zu ihnen gelangen. Hat der Sammler die Öffnung der Höhle erreicht, so muß er mit Fackeln in das Innere derselben dringen, und hier läuft er oft Gefahr, beim geringsten Fehltritt in einen Abgrund zu stürzen und den schrecklichsten Tod zu finden. — Nach dem Einsammeln werden die Nester, jedoch nur an der Luft, nicht an der Sonne, getrocknet, sortirt und in Schachteln gepackt, deren eine 62 Pfund wiegt. Die sämmtlichen Kosten für das Einsammeln, Brodnen, und Verpacken betragen für Java nicht mehr als 11 Procent. — Beim Verpeffen stößt man diese Nester entweder zu Pulver und mischt dieses den andern Gerichten bei, oder kocht sie mit Fleischbrühe weich und genießt sie dann, mit einer Zuthat von feurigen Gewürzen; denn ohne letztere soll ihr Geschmack sehr fade sein, allein,

che beschränkt wird. Die Unterthanen bestehen aus Adeligen, deren Rang jedoch als Gnädengeschenk des Sufunan oder Sultans nur persönlich ist, aus Priestern, Bürgern, Landbauern und Sklaven. Letztere haben sich entweder freiwillig, z. B. um eine Schuld abzutragen, oder weil ihnen die Mittel zur Erwerbung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse fehlten, ihrer Freiheit begeben, oder sind in Folge von begangenen Verbrechen zur Sklaverei verurtheilt worden. Unter die Eigenheiten der Gerichtsverfassung gehört unter andern, daß bei Hinrichtungen der Schafrichter von dem nämlichen Stande sein muß wie der Delinquent. Die Strafen sind zum Theil höchst grausam. Manche Verbrecher läßt man von Tigern zerreißen; andre werden mit abgeschnittenen Augenlidern, das Gesicht nach der Sonne gewendet, an einen Pfahl gebunden, und hier so lange gelassen, bis sie vor Hitze, Hunger und Durst verschmachtet sind. Etwas Kleinliche gehend ist die Bestrafung der Mörder. Alle Wunden des Ermordeten werden auf das Sorgfältigste gezählt, und ihrer Größe und Tiefe nach genau untersucht; eben so auch der Dolch oder das Werkzeug, mit welchem der Mord begangen worden ist; der Mörder erhält dann mit einem Dolche oder Werkzeuge von derselben Größe und Beschaffenheit genau eben so viele und so große Wunden, und zwar an derselben Stelle des Körpers, wie der Ermordete. — In neuern Zeiten haben die eingebornen Fürsten Javas ihre Soldaten auf europäischen Fuß bewaffnet und eingerichtet; der Dienst im Innern des Palastes aber wird von einer weiblichen Leibwache, welche regelmäßig auf die Wache zieht und die verschiedenen Posten des Innern besetzt, versehen, so wie überhaupt der innere Dienst nur in den Händen von Frauenzimmern ist; die Kammerdiener, Köche u. s. w. sind alle weiblichen Geschlechts. Der Anzug der zu dem Hofstaat gehörenden Frauen ist äußerst reizend. Sie tragen um die Hüften ein Stück blauen Atlas, mit Perlen und Diamanten besetzt, und mit Silberfransen eingefast, die bis auf die Hälfte der Lenden herabhängen. Die Brust ist nur leicht oder gar nicht bedeckt; die von der Stirn glatt aufwärts gekämmten

Haare sind auf dem Scheitel in ein zierliches Nest geflochten. —

Das niederländische Java ist der Hauptsitz der niederländischen Macht in Ostindien, und ist für Holland das, was Bengalen für England; daher hat auch der Generalstatthalter, als das vom König der Niederlande unmittelbar ernannte Oberhaupt aller niederländischen Besitzungen in Ostindien, zu Batavia auf Java, seinen Sitz. Das eigentliche Batavia (s. Taf. XXV.) nahe am Meere, in einer flachen, morastigen Gegend gelegen und von mehreren Kanälen, die aber größtentheils voller Unrath und Schlamm sind, durchschnitten, ist wegen seines, durch die unabsehbaren, zwischen dem Meere und der Stadt befindlichen Moräste verpesteten, Klima's sehr verdrödet. Die öffentlichen prächtigen Paläste, das große Kastell, die Wälle und Mauern liegen in Trümmern oder sind abgebrochen, die Kirchen stehen leer, die Wohnhäuser sind verschlossen. Alles Leben des ehemaligen Batavia und namentlich die gesammte europäische Bevölkerung ist gegenwärtig in den gesündern, weiter nach Süden landeinwärts und höher liegenden Vorstädten anzutreffen. In einer dieser Vorstädte, Ryswyk, befindet sich nun auch die Wohnung des Generalstatthalters und die übrigen Regierungsgebäude. — Die höchste Behörde in allen Regierungsangelegenheiten (die des Handels leitet ein vom König unmittelbar ernannter Generaldirector des Handels) an deren Spitze der Generalstatthalter steht, ist der Rath von Indien. Für die Rechtsangelegenheiten besteht in letzter Instanz der oberste Justizhof. — Die Rechtspflege, Polizei und niedern Verwaltungszweige haben die Niederländer den eingebornen Fürsten und Häuptlingen überlassen, welche ihrerseits Vasallen der niederländischen Regierung sind. — Das niederländische Java wird in 17 Provinzen eingetheilt, in welchen ohngefähr 10,000 Mann Truppen unterhalten werden. — Wie der Engländer in Bengalen, so lebt auf Java der in seinem Vaterlande so karge Holländer in großer Ueppigkeit. Gleich früh ist offene Tafel mit Thee, Kaffee, Chocolate.

Butter, Fisch und Fleisch besteht. Dann gehen die Männer auf die Hausflur, rauchen und trinken Madera, Metock, Wachholderbranntwein oder Bier, und thun dabei gewöhnlich die nöthwendigsten Geschäfte ab. Um 1 Uhr setzt man sich an die leckere Tafel, der Verdauung zuvor mit einem tüchtigen Glas Madera aufhelfend. Drei Sclavinnen kommen, die eine mit einer silbernen, mit Wasser gefüllten Gießkanne, die andere mit dem Waschbecken, die dritte mit dem Handtuch. Nach Tische wird Kaffee servirt; nachher kleidet man sich förmlich aus, wie zur Nacht, nimmt einen Schlafrock, eine muselinene Mütze und legt sich zur Ruhe. Um sechs Uhr steht man wieder auf, trinkt Thee, fährt spazieren, giebt und empfängt Besuche. Gewöhnlich geht man in vollem Staate in die Gesellschaft; sobald aber die Honneurs gemacht sind, giebt man Hut und Stock, Rock und Degen an den mitgebrachten Sclaven ab, der alles nach Hause trägt, und wirft sich in leichtere Kleidung. Die Gesellschaft geht nun vor die Thür und bringt den Abend auf einer Erhöhung vor dem Hause zu. Alle Anwesende können darauf rechnen, daß ihre Gesundheit getrunken wird. Um neun Uhr kommt der Sclave mit den wärmern Kleidern zurück und alle begeben sich bei Jackelschein nach Hause. Der Holländer auf Java ist sehr gastfrei, und bei einiger Bekanntschaft findet man in allen Häusern der Reichen seine Tafel. Wie kostspielig aber die hiesige Lebensweise in vornehmen Häusern sei, kann man schon daraus abnehmen, daß ein westphälischer Schinken nicht selten mit 40 Rthln. bezahlt wird! —

Bewohner der Insel Borneo.

Borneo, die größte Insel des Erdbodens, ohngefähr 165 deutsche Meilen lang und unter dem Aequator etwa 135 Meilen breit, ist, da die Europäer sich fast nie weiter als 10 bis 12 Meilen in das Land hineingewagt haben, seiner nähern Beschaffenheit nach ziemlich unbekannt. Im Jahr 1627 kamen die Portugiesen zuerst hierher, aber nur den Holländern gelang es späterhin, mit einem eingebornen Fürsten einen Handelstractat zu schließen und 1643 und 1778 auf Borneo ein Fort und eine Factorie zu er-

richten, die aber an die Engländer verloren gingen. Im Jahre 1821 wurden von Java aus durch eine niederländische Gesandtschaft neue Handelsverbindungen mit Borneo angeknüpft. Das ungesunde Klima, — die Küstengegenden bestehen, so weit man sie kennt, meistens aus angeschwemmtem morastigem Lande, — und die Grausamkeit der Einwohner hat die europäischen Colonien nie recht gedeihen lassen. Der wichtigste Theil des Handels war früher wenigstens in den Händen der Chinesen, deren Zahl sich auf 150,000 belaufen mag, und die auch heute noch, was Betriebsamkeit und Rechtlichkeit betrifft, der schätzbarste Theil der Einwohner Borneos sind.

Die Ureinwohner Borneos, dessen Gesamteinwohner auf 3 Millionen Seelen, wohl zu gering, angegeben wird, sind die in den unwegsamsten Gegenden der Insel hausenden Papuas, oder, wie sie von den ältern spanischen Seefahrern genannt werden, Negrillos, d. h. Negerchen, kleine Neger. Sie sind von kleinem Wuchs und unterscheiden sich von den afrikanischen Negern, mit denen sie die schwarze Haut, das wollige Haar und die aufgeworfenen Lippen gemein haben, durch mehr hervorstechende Nasen und Unterlippen, niedrigere Hinterbacken und einen geringern Grad von Körperkraft und Gewandtheit. Sie gehen ganz nackt, leben wie Orangoutangs, deren eigentliches Vaterland Borneo zu sein scheint, und von denen die Eingebornen glauben, daß sie ehemals Menschen gewesen, aber zur Strafe schwerer Sünden von der Gottheit der Sprache beraubt worden wären, auf Bäumen oder in Höhlen, und nähren sich von Pflanzen, Honig und allen Thieren, deren sie habhaft werden können. Durch die ohngefähr im 12. Jahrhundert erfolgte Einwanderung der Malaien und deren weitere Verbreitung wurden sie allmählig in das Innerste der Insel zurückgetrieben, wo sie vermuthlich bald aussterben werden. —

Außer den Papuas leben im Innern der Insel noch eine Menge halbwilder, heidnischer, auf der niedrigsten Stufe der Kultur stehender Volksstämme, die zwar verschiedene Namen, z. B.

Edahaner, Madfchus, Maruk, Tedongk, Horaforas führen, aber alle zu einem Hauptstamme, dem der Dayaks, zu gehören scheinen, indem die verschiedenen Namen wohl nur die unter mancherlei Oberhäuptern stehenden Stämme bezeichnen, die einzelnen Abweichungen in den Getränken aber nur durch die Verschiedenheit der Wohnplätze und Beschäftigungen entstanden sind, während in der Sprache, Farbe, Bildung und Haupthaar durchgängig die größte Uebereinstimmung herrscht. — Die Dayaks oder Dagangs, die erst seit 1821 durch die Niederländer den Europäern näher bekannt geworden sind, zeichnen sich vor allen Völkern der ostindischen Inseln durch hohen Wuchs und außerordentliche Muskelstärke aus. Schlank emporgewachsen, mit zu umspannender Taille, von hellgelber Hautfarbe, und vom Scheitel bis zu den Füßen herab, mit den seltsamsten Figuren in bunten Farben bemalt, gewähren diese Völken einen abschreckenden Anblick. Der Ober- und Untertheil des Armes ist, sowohl bei Männern als Frauen, mit handbreiten, messingenen Ringen geschmückt, welche fest ans Fleisch anschließen. Die Weiber der Häuptlinge tragen, wie ihre Männer, goldne Ringe. Uebrigens gehen beide Geschlechter fast ganz nackt und nur um die Hüften wird ein Streif baumwollenen Zeuges geschlagen. Wenn sie in den Krieg ziehen, schützen sie sich mit einer Art Panzerhemd, welches aus Bambusgarn verfertigt, zum Schutz gegen die Pfeile dient; den Kopf bedecken sie in derselben Absicht mit einer aus demselben Stoffe gemachten Mütze. — Die Frauen sind lichter von Farbe als die Männer. Beide Geschlechter lassen das durch fleißiges Einreiben mit Kokosöl hellglänzend geworbene Haar lang und ungekräuselt über den Nacken hinabwallen. Die kleinen, feurigen, schwarzen Augen der Frauen würden sie, in Verbindung mit dem schönen Wachs, zu sehr reizenden Gesichtspfeilen machen, wenn nicht die breite Nase und die hervorstehenden Backenknochen das Gesicht sehr entstellen.

Die Nahrungsmittel der Dayaks bestehen hauptsächlich in dem rohen oder an der Sonne getrockneten Fleische von Affen, Schlangen,

Fischen, Schildkröten, Leguans u. s. w. Selten kommt Reis auf die statt des Fisches dienende Binsenmatten. Pfeffer ist das beliebteste Gewürz.

Die Wohnungen bestehen aus Bambus. Mehrere Pfähle werden in gleich weiter Entfernung von einander in den Boden eingerammt, und oben mit andern Pfählen verbunden, welche man mit gespalttenen Bambusstreifen, Rohr und Schilfgras durchslicht und dadurch den Fußboden bildet, den man nachher noch mit groben Binsenmatten belegt. Von Zeit zu Zeit wird Feuer unter der Behnung auf dem Erdboden angezündet, um mittelst des Rauches, welcher durch die kleinen Zwischenräume des Fußbodens immer noch bequem emporsteigen und die ganze Wohnung durchziehen kann, das Ungenießliche, namentlich die Mücken, zu vertreiben. Das Dach, ebenfalls aus Bambus und Rohr gebildet, ist zugleich der Platz zum Dörren des Fleisches und der Fische. Das Innere besteht aus mehreren Abtheilungen. Das Hausgeräthe ist äußerst einfach. Einige über einander gelegte Binsenmatten, welche bei den Reichen eine Art von leichtem chinesischem Zeug zum Schutz gegen die Mücken haben, bilden das Bett. Die Stelle der Trinklöffel und Keller ersigen Kokoschalen und Palmblätter. Messer, Böffel und Gabeln sind unbekannt; die Speisen werden mit der rechten Hand, die aber nie etwas Unreines berühren darf, zum Munde geführt, während die linke zu jeder Beschäftigung gebraucht werden kann. In vornehmen Häusern steht in jeder Ecke des Gemachs ein großer irdener, wohl 30 — 40 Maß fassender Wassertopf. Diese Töpfe werden bloß auf Java verfertigt, von wo aus man sie nach allen ostindischen Inseln versührt. Sie machen einen Luxusartikel der Dayaks aus, und das Glück, ein solches Gefäß zu besitzen, wird von Armen nicht selten durch Hingabe der Kinder erkauft, wie denn überhaupt Mangel an Familienliebe ein Hauptzug in dem rohen und gefühllosen Charakter der Dayaks ist. Die Religion der Dayaks ist ein rohes Heidenthum. Manche haben Hausgötzen, zu denen sie beten, andere verehren Bäume, ja einige Dayakstämme beweisen den Hirschen, von denen sie ab-

zusammen glauben, göttliche Verehrung; alle aber begrüßen mit kriegerischem Jubel den Aufgang des Mondes und bezeichnen ihre Trauer beim Verschwinden desselben durch lautes Weinen und Schluchzen, und durch Klagegedie, die sie ihren musikalischen Instrumenten entlocken. Wie sie selbst bei gewissen feierlichen Gelegenheiten Menschenfleisch essen, so bringen sie auch ihren Göttern, namentlich bei Friedensschlüssen, Menschenopfer. — Die Hauptbeschäftigungen der Männer sind in Friedenszeiten die Jagd und die Fischerei. Die Weiber besorgen den Landbau, die Pflege des Reises, Zuckers und Pfeffers, die Bereitung der Kleidungsstücke, der Mahlzeit und des Palmendls. — Die Waffen sind Bogen und Pfeile und ein 4 Ellen langer Wurfspeer aus Bambus, ein Hand breites, 2 Fuß langes, zweischneidiges Schwert, welches wie die Pfeile gewöhnlich mit dem Saft des Jpuhbaumes, aus welchem ein sehr giftiges Gummiharz Jppo bereitet wird, vergiftet ist, so daß die kleinsten dadurch verursachten Wunden schnell tödten. An das Heft des Schwertes, welches entweder von Horn oder Elfenbein und mit Gold und Silber eingelegt, auch wohl mit Edelsteinen verziert ist, wird das Haupthaar des erlegten Feindes befestigt, und dieser Waffenschmuck, so wie ein Halsband von den Zähnen der getödteten Feinde, sind die untrüglichen Beweise des Muthes und vollbrachter kriegerischer Thaten. Deshalb bestimmt auch die Menge der Zahnketten den Grad des Ansehens, denn nur der Tapferste kann Häuptling eines Stammes werden, bleibt aber dann auch, wenn er sich nicht durch Feigheit dieser Würde verlustig macht, Herrscher bis zu seinem Tode. Auch die Wohnungen der Dayaks werden mit den Schädeln der gefallenen Feinde aufgeputzt und Leute von Bedeutung haben 50 — 60 dergleichen aufzuweisen. Ein junger Mann kann nicht eher heirathen, bis er seiner Braut die erforderliche Anzahl Menschenschädel zu Füßen gelegt hat; daher oft Jahre vergehen, ehe ein liebender Jüngling ans Ziel seiner Wünsche gelangt. Perionen von Rang können nicht eher beerdigt werden, als bis ein frischer Kopf von einem ihrer nächsten Verwandten aufgetrieben ist. — Um eine anstau-

liche Vorstellung von den seltsamen und empörenden Gebräuchen der Dayaks und der ihnen verwandten Stämme zu geben, theilen wir hier aus dem Bericht der oben erwähnten niederländischen Gesandtschaft die Beschreibung einer Hochzeitfeier mit, welcher jene Gesandtschaft beizuwohnen Gelegenheit hatte. „Wir begaben uns nach 5 Uhr Morgens nach einem Plage, auf dem die Tropheän ihrer Siege, zerstreute Haufen von Menschenknochen, zu erblicken waren. — Ueberraschend war uns der Anblick einer Menge theils völlig nackter, theils bemalter Menschen. — Der Häuptling empfing uns und geleitete uns zu seiner Familie, welche, wie die übrigen Anwesenden, in einem Kreise niedersaß, eine Art von gellendem Gesang hdrten und sich durch un're Ankunft nicht im mindesten stören ließ. — Braut und Bräutigam, welche beide das 15. Jahr noch nicht erreicht zu haben schienen, suchten die zärtlichen Gefühle ihrer Herzen durch verschiedene taktmäßige Bewegungen des ganzen Körpers auszudrücken, nahen und entfernten sich, und der Bräutigam suchte die Braut zu erfassen, was jedoch durch ein starrtes Geräusch, das die Musiker mit den Becken machten, immer wieder verhindert ward. Plötzlich erhoben die Männer ein wildes Geschrei, die Brauteute traten auf die Seite, die Reihen öffneten sich und zwei mit Schwertern bewaffnete Dayaks brachten einen zu diesem Behuf gekauften Sklaven in den Kreis. Der Kopf, so wie der ganze Körper dieses Unglücklichen, war mit Blumen und farbigen Federn geschmückt; seine Bewegungen aber drückten Todesangst, seine Gebärden Verzweiflung aus. Kaum hatte dieses den Wilden sehr zusagende Schauspiel eine halbe Stunde gedauert, als der arme Sklave plötzlich enthauptet zu den Füßen der laut jubelnden, immer noch tanzenden Krieger stürzte. Ein Hieb hatte den Kopf vom Kampfe getrennt; das hervorstömende Blut wurde mit der größten Hast und Behendigkeit, um ja kein Tröpfchen zu verlieren, aufgefangen, unter die Versammlung vertheilt und von allen mit wilder Begierde aufgeschlürft. Selbst die wegen Krankheit bei dem Feste nicht Erschienenen wurden nicht vergessen, auch ihnen sandte man in kleinen Kofoschalen einige Tropfen des ver-

gossenen Blutes. Während mehrere sich mit dem Auffangen des Blutes beschäftigten, hatten andre Leber und Lunge heraus genommen, den blutenden Kopf mit seinen langen Haaren auf ein Kokosblatt gelegt und den Rumpf den Ueberresten anderer auf dieselbe Art Geopferter beigelegt. — Nachdem besonders die Hauptpersonen des Festes sich mit Blut gesättigt hatten, wurden Kokosschalen und Blätter mit Reis gefüllt und blutiges Ochsenfleisch herumgereicht und einige aus fehmliche Töpfe eines berauschenden Getränkes unter lautem Jubel geleert. — Nach Verlauf von mehreren Stunden, nachdem alles, selbst die Leber und die Lunge des Schlachtopfers, aufgezehrt worden war und die ganze Gesellschaft sich noch einige Zeit mit Singen und Tanzen belustigt hatte, wurden Braut und Bräutigam als förmlich verbunden anerkannt, unter wildem Geschrei der Menze weggeführt, und ihnen das für die Zukunft zu bewohnende Gemach, — der ganze Stamm bewohnte mit seinem Häuptling ein einziges großes Gebäude, welches 455 Fuß lang, 30 Fuß breit und 10 Fuß über dem Erdboden erhöht und ringsum mit einer offenen Gallerie versehen war — angewiesen.... Ein solches Menschenopfer ist unumgänglich nöthig zur ehelichen Verbindung, und dasselbe herbeizuschaffen ist die Sache des Bräutigams. Fehlt es ihm nicht an Mitteln, ist er reich an Waffen, Messingplatten, erobertem Gold oder Edelsteinen, so kann er leicht einen Sklaven kaufen; hindert ihn aber daran Armuth, so muß er sich durch List und Gewalt ein Opfer zu erbeuten suchen, welches er dann sogleich an das Oberhaupt des Stammes abzuliefern hat. —

Die Ausfuhrartikel von Borneo sind hauptsächlich Pfeffer, Muskatnüsse, Ebenholz, Kampfer, spanisch Rohr, Bambusstöcke, wohlriechende Harze, Benzoe und indianische Vogelnester.

Bewohner der Insel Celebes oder Makassar.

Die Bevölkerung von Celebes oder Makassar, jenes der Name der Ost-, dieses der Westküste, wird, mit Einschluß der umliegenden

dazu gehörigen kleinen Inseln, auf 3 Millionen Seelen geschätzt. Die Hauptmasse der Einwohner gehört zum malaischen Stamme. Man unterscheidet die Makassaren, Buggisen und Bidschows, welche sich in mehrere Staaten, in denen das schon erwähnte malaische Lehnssystem herrscht, vereinigt haben. Die Regenten sind theils erbliche, und dann können auch Frauen zur Regierung gelangen, theils gewählte. Auch Freistaaten werden angetroffen. — Die Niederländer, denen schon seit 1667 Celebes, als der Schlüssel zu den Molukken, aberaus wichtig war, sind von den meisten eingebornen Beherrschern dieser Insel durch förmliche Verträge als Schutzberren zwar anerkannt worden, auch besitzen sie das ausschließende Monopol in Absicht auf den Gewürzhandel, im Ganzen genommen aber ist ihre Herrschaft auf Celebes nicht sonderlich fest, und sie haben bis heute die kostspieligsten, in ihrem Ausgange nicht immer glücklichen, Kriege bald mit diesem, bald mit jenem widerspenstigen Fürsten zu führen gehabt.

Makassaren und Buggisen unterscheiden sich zwar durch verschiedene Mundarten der Sprache, auch sind letztere von den ersteren, als eine der vorzüglichsten Handel treibenden Nationen, deren Proas — 20 bis 60 Tonnen haltende Schiffe — in allen indischen Häfen und Handelsplätzen angetroffen werden, bekannt; sonst aber sind sie in den meisten und vornehmsten Beziehungen sich gleich. — Der Missionär Vincent macht von ihnen folgende Schilderung: „Sie sind groß und stark, lieben die Arbeit und ertragen jede Beschwerde leicht. Was sie sehr verunstaltet, obschon sie es für eine Schönheit halten, sind die ungemein platten Nasen. Diese bringen sie aber nicht mit auf die Welt, sondern die Mütter sorgen dafür, indem sie den Kindern mit der Hand unaufhörlich die Nase zusammen drücken. Auf die Erziehung wird große Sorgfalt verwendet. Man legt die neugebornen Kinder ganz nackt in einen aus Weidenruthen geflochtenen Korb, badet sie alle Tage und reibt ihnen die Glieder mit Kokosöl ein, wodurch sie überaus geschmeidig werden. Diese Behandlung hat zur Folge, daß man auf Celebes fast keine

Kröppel erblickt. Sobald die Ebbne der Vornahmen ein Alter von 5 — 6 Jahren erreicht haben, gibt man sie, um der Verjährung durch die Witter zuvorkommen, in ein fremdes Haus zur ferneren Pflege; die Töchter aber bleiben dasheim. In dem Alter von 7 — 8 Jahren werden alle Kinder zu den muhamedanischen *) Priestern, hier Agguyß geheissen, in die Schule geschickt, wo sie lesen schreiben und rechnen lernen. Diese Schulmeister sind sehr streng; jedes kleine Versehen wird mit Ruthenschlägen bestraft. Haben die Kinder die Schulpflicht zurückgelegt, so läßt man sie ein Handwerk lernen; sie flechten allerlei Körbe aus Weidenruthen, machen Strohmatten, oder werden Tischler, Schlosser, Goldarbeiter; andere beschäftigen sich mit Feld- und Plantagenbau, Fischfang und Holzfällen. Dem weiblichen Geschlechte ist der Webestuhl überlassen, auf welchem es schöne baumwollene und seidene Zeuge zu verfertigen versteht. Die Makassaren sind fröhlich, aber sehr reizbar, und alsdann rachsüchtig. Die Frauen sind sehr zurückhaltend und sitzhaft, aber leidenschaftliche Freundinnen des Tanzes. Die Männer lieben vor allem kriegerische Uebungen, und es giebt wenige Wölfer

in Indien, die sie in dieser Hinsicht übertreffen. Sie sind vortreffliche Reiter, schießen sehr gut mit Flinten und Pfeilen, richten Kanonen sehr genau, und führen Säbel und Dösch mit nicht minderer Geschicklichkeit. Ihre gefährlichste Waffe aber sind fußlange Bambuspfeile, deren Spitze, ein scharfer Fischzahn, mit dem Saft des Boanllpas **) bestrichen, stets tödtlich ist. Diese Pfeile werden vermittelst eines Blasrohrs von 6 — 7 Fuß Länge (s. Taf. XXVI.) fortgeschleudert, und verschleudern selbst in einer Entfernung von 80 bis 100 Schritt ihr Ziel nur selten. Auch die Buggen wissen mit solchen Pfeilen geschickt umzugehen; ihre Lieblingswaffe aber ist ein kurzer Speer mit vergifteter Spitze, und ein dichter, aus Strohrohr geflochtener Schild, auf dessen Mitte ein vergifteter Stachel angebracht ist; die Kopfbedeckung ist, wie der Schild, aus Rohr geflochten (s. Taf. XXVI.).

Die Nahrungsmittel der Makassaren und Buggen bestehen zum großen Theil aus gekochten und gebratenen, jedenfalls aber stark gewürzten, Fleischspeisen. Auch Fische und Früchte werden gegessen. Man hält täglich nur

*) Seit ohngefähr 200 Jahren haben die Bewohner von Celebes dem Islam angenommen; vorher bestanden die Sonne und den Mond an, von denen sie erzählten, daß beide sich anfangs in die Herrschaft der Welt getheilt, nachher aber aus Ehrgeiz sich verunglückt hätten, dadurch seien sie in Kampf gerathen, in welchem der Mond den Kürzeren gezogen und vor der Sonne habe fliehen müssen. Christen und Muhamedaner, die fast zu gleicher Zeit nach Celebes gekommen waren, suchten unter den Insulanern eifrig ihren Glauben geltend zu machen. Dem mächtigsten Könige der Insel drohten beide Partheien mit allen Schrecken der Hölle, diese, wenn er nicht den großen Propheten, jene, wenn er nicht den Sohn der Jungfrau gläubig aufnähme. Der hart bedrängte König rief die Großen und Weisen seines Volkes zu einer allgemeinen Versammlung, sie sollten dem Rathlosen rathen und die große Frage: ob man Muhammadaner oder Christen werden solle, zur Entscheidung bringen. Da aber diese eben so wenig wie ihr König wußten, welche Religion die ächte sei, so wendete sich dieser im Gebet zu dem höchsten Wesen, und bat um ein Zeichen vom Himmel, das ihn darüber aufklären sollte, welcher Gottesdienst dem Herrn der Natur am angenehmsten wäre. Den ersten Priester der einen oder der andern Religion, der in den Hofen kommen würde, wollte er als einen Boten ansehen, der ihm den Willen des Höchsten kund thäte. „Die Winde und Gewässer,“ sprach er, „dienen deiner Macht, sie werden zuweilen einen Priester der Religion herbeiführen, die dir am angenehmsten ist. Sollte ich mich in diesem Vertrauen täuschen, und ein falscher Priester ankommen, der mich verführte, den Irrthum anzunehmen, so würde mein Gewissen doch ruhig dabei sein und du allein die Schuld tragen!“ — Und siehe, ein Priester Muhammad's kam, der erste, im Hofen an. Der König und sein Volk nahmen den Islam an, und bald folgte der übrige Theil der Insel diesem Beispiele! —

**) Der Boanllpas, ein Giftbaum, von dem ältere Reisende viel Fabelhaftes erzählten, ist auf Celebes einheimisch. Unwahr ist es, daß schon der Aufenthalt unter dem Schatten dieses Baumes und das Einathmen seiner Ausdünstungen tödtlich sei. — Er enthält einen durch Aufsteigen aus der Rinde fließenden und sich an der Luft verdickenden, sehr scharfen Saft, welcher auf der Haut Entzündungen verursacht, aber erst durch die Vermischung mit andern schädlichen Stoffen, worauf sich allerdings die Bewohner jener Gegenden trefflich verstehen, zum tödtlichen Gifte wird, mit dem man die Allingen der Dösch und die Spitzen der Pfeile und Speere bestricht. Der Tod erfolgt schnell nach der Verwundung, unter heftigen Zuckungen und Krämpfungen. Außer dem Boanllpas enthalten auch andere Bäume des Archipels dergleichen giftige Säfte. Die Reicheit und Güte des Herrn der Natur vergaß auch hier nicht, dem Gifte ein Gegengift entgegenzustellen; der häufig in der Nähe des Boanllpas wachsende Badut bietet das kräftigste dar.

zwei Mahlzeiten: um 9 Uhr Morgens und darnach bei Sonnenuntergang. In der Zwischenzeit kauft man Betel und Kreta, oder raucht Tabak und trinkt zur Abkühlung eine Art Limonade, die aber mit Muskat, Muskatblüthen und Nelken stark gewürzt sein muß. In vornehmen Häusern wird sogar Kaffee und Schokolade angeboten. Palmwein ist das gewöhnliche Tischgetränk. Zum Essen selbst bedient man sich bloß der Finger, und alle Tischgenossen trinken der Reihe nach aus einer großen Schale von Kokos, oder auch von Silber.

Die Wohnungen stehen auf Pfählen und haben eine Menge Abtheilungen für die Frauen und Sklaven. In einigen Gegenden bestehen nicht nur die Häusergebäude, sondern auch die Häuser selbst ganz aus Ebenholz, das auf Celebes sehr häufig ist.

Die Kleidung der Männer von Stande und Vermögen sind lange Jacken oder Westen, die, von oben bis unten zugeknöpft, bis auf die Knie herabgehen, und Pantalons von leichtem Zeug. Die Weste wird durch einen seidnen, vielfarbigen Gürtel zusammen gehalten, dessen mit Gold oder Silber gestickte Enden bis auf die Knie herabhängen. Im Gürtel steckt nicht allein der Kris (Dolch) und der Säbel, den man, wie die Chinesen, an der rechten Seite trägt, sondern auch der Tabakbeutel, die Pfeife, die Betelbüchse und das Schnupftuch. Die Reichen tragen gestickte Pantoffeln, das gemeine Volk geht barfuß. Der Kopfschmuck besteht in einer kleinen seidnen Mütze, mit Gold oder Silber gestickt, oder an festlichen Tagen in einem langen Streifen Zeug, der, wie bei den Türken, in einen Turban zusammengebunden wird; Greise und Priester tragen einen langen Bart; die übrigen Männer scheeren denselben; das Haupthaar wird von allen sorgfältig geslegt. Man badet sich täglich zwei bis drei Mal und reibt den Körper mit einer aus Hammelfett oder Kokosöl, Bilsam und Sandelholzpulver bestehenden Salbe ein. Die Mägel werden roth gefärbt und kurz gehalten. Haben die Kinder das zwölfte Jahr erreicht, so werden ihnen die Zähne geordnet. Der, welcher

dieses Geschäft verrichtet, läßt das Kind auf den Rücken legen, steckt ihm, damit der Mund offen bleibe und er bei der Arbeit nicht gebissen werden könne, einen hölzernen Knebel hinein, trennt dann die Zähne mittelst einer feinen Feile von einander, pußt sie gehörig aus und reibt sie mit Citronensaft ein, worauf sie zuletzt entweder schwarz, grün oder roth gefärbt werden. Die Frauen tragen Hemden von Musselin mit kurzen, engen Ärmeln, die an der Seite zugemacht werden, Pantalons von Seide, welche bis an die Knöchel herabgehen und an den Kanten zierlich gestickt sind. Darüber werfen sie noch ein weites Gewand von Leinwand oder Musselin. Ihr Kopfschmuck besteht in ihren eigenen, mit vieler Kunst und großem Geschmack geordneten Haaren.

Die Makassaren wie Buggisen verheirathen sich gewöhnlich im 15. oder 16. Jahre. Viele Jahre vorher aber haben schon, ohne Zuziehung ihrer Kinder, die beiderseitigen Eltern die Verbindung abgeredet. Der Vertrag wird schriftlich und durch einen öffentlichen Notar abgeschlossen. Ist der Tag der Hochzeit festgesetzt, so läßt der Vater des Bräutigams das Haus bauen, in welchem das neue Ehepaar wohnen soll. Am Hochzeitmorgen begiebt sich der Bräutigam, festlich geschmückt, in Begleitung eines Verwandten oder Freundes und mit einem möglichst zahlreichen Gefolge, in die Moskee. Nachdem er der Braut die Hochzeitgeschenke überreicht hat, nimmt ihn der Priester bei der Hand, führt ihn in die Mitte des Tempels, und belehrt ihn über die Pflichten der Ehe. Hierauf drückt er ihm den Daumen der linken Hand, und fragt ihn, ob er das Mädchen zur Frau nehmen wolle? Auf seine bejahende Antwort nimmt er ihn bei der einen und der mitgebrachte Freund oder Verwandte bei der andern Hand, und so führen ihn beide, mit großem Gepränge, in die Wohnung der Braut. Hier kommen die Eltern derselben dem Schwiegervater entgegen und bringen ihn zu ihrer Tochter, die mitten unter Verwandten und Freunden sitzt. Der Priester faßt diese nun ebenfalls beim linken Daumen und richtet dieselben Fragen an sie, wie an den Bräutigam. Hat sie mit Ja darauf geantwortet, so legt der

Priester ihre Hände zusammen, und die Frau giebt ihrem nunmehrigen Gatten einen goldenen Ring. Dann setzen sich alle Hochzeitgäste zu Tische, die Neuvermählten aber werden in eine dunkle, nur durch eine einzige, düster brennende Lampe spärlich erhellte Kammer eingeschlossen, worin sie drei Tage bleiben, und nur von einer alten Sclavin, die sie mit Speise und Trank versieht, besucht werden. Erst am vierten Tage, der ebenfalls durch ein großes Gastmahl gefeiert wird, beziehen sie das Haus, das man für das neue Ehepaar erbaut und eingerichtet hat.

Die Hauptbeschäftigungen der meisten Makassaren und Buggisen sind Acker-, vornehmlich Reis- und Maisbau, Fischfang, einige Handwerke und Handel. — Die Spiele der Kinder sind das Kreisel- und Kegelspiel; die Jünglinge lieben die Jagd leidenschaftlich und die Männer das Schach. Ein Vergnügen aber aller Stände und jedes Alters, besonders an festlichen Tagen, ist der fliegende Drache. Man bindet oft große Vögel daran, denen man die Flügel frei läßt. Auch die Hahnenkämpfe sind öffentliche Vergnügungen an Festtagen.

Die Sprache der Makassaren und Buggisen ist ohnstrittig eine Tochter der malaiischen. In alten Handschriften des Landes findet man eine Sprache, die heut zu Tage nicht mehr geredet wird. Die Schriftzeichen haben viel Ähnlichkeit mit den javanischen. Beide Völker besitzen geschichtliche Werke, die aber nicht über die Einführung der muhamedanischen Religion, deren Gebräuchen auf Celebes jedoch noch viel Heidnisches beigemischt ist, hinausgehen; Gedichte, die von Liebe, Krieg und Jagd handeln; Uebersetzungen religiöser und moralischer Schriften aus dem Arabischen und Javanischen, Werke über Astrologie, Gesessammlungen u. s. w.

Die Biadschos oder Biadschos, auch Blajos, leben an den Küsten, oder vielmehr ganz auf dem Wasser, indem jede Familie ihr eigenes Fahrzeug hat, auf dem sie sich, der Fischerei wegen, von einem Punkte zum andern begeben. Wenn sie sich für eine kurze Zeit auf

dem Lande aufhalten müssen, so wählen sie lieber die kleinern, unbewohnten Inseln in der Nähe der Küsten, als die letztern selbst. Ihre Waffen bestehen in Wurfspeisen, Dolchen, Schwertern und Schülden. Ihr ausschließliches Nahrungsmittel sind Fische. Ihre Sprache ist eine Mundart der malaiischen; ihre Religion Fetischismus, namentlich Sternendienst.

Bewohner der Molukken- oder Gewürzinseln.

Die Molukken, das Vaterland der Muskatnuss- und Gewürznelkenbäume, daher der Name Gewürzinseln, werden in die nördlichen und südlichen getheilt. Als die Portugiesen im Jahr 1511 unter Antonio de Abreu und Franz Serraro die Molukken entdeckten, waren die Araber hier schon angesiedelt und durch letztere, die freilich hier noch mit vielem Heidenthum vermischte muhamedanische Religion herrschend geworden. Die Einwohner wurden von den Portugiesen, die bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts, wo die Holländer ihnen diese einträglichen Besigungen entriß, in Besiz dieser Inseln und des Kleinhandels mit den Gewürzen blieben, mit der empfindlichsten Grausamkeit behandelt. Nicht viel besser machten es die Holländer, die den Ertrag des Bodens unumschränkt für sich benutzten und seit mehr als 150 Jahren darauf bedacht waren, den freien Anbau desselben zu hindern, jedem Versuche, Manufacturen anzulegen, so wie jeder Art von Verbesserung, die dem Volke die Gegenstände, woran es Mangel litt — gegründet ist die Bemerkung, daß diese mit Ueberfluß gesegneten Inseln an dem Nothwendigsten Mangel leiden, indem das Hauptnahrungsmittel jener Gegenden, der Reis, kaum bei der sorgfältigsten Pflege gedeiht — hätte verschaffen können, sich zu widerlegen. 1796 wurden die Britten Herren der holländischen Niederlassungen auf den Molukken. Im Frieden von Amiens wurden sie zwar zurückgegeben, aber nach dem 1810 wieder ausgebrochenen Seekriege von neuem eine leichte Eroberung der Britten. Seit 1816 sind sie wieder an die Niederländer überzegan-

gen und unter die Generallathalterschaft Batavia gestellt werden.¹

Die Natur hat diese Gegenden vor Allem ausgezeichnet, sowohl durch die seltsamsten Formen der Inseln, als durch die seltensten Producte. Die Taf. XXVII. gegebene Ansicht einer Landschaft auf der Insel Buru, einer von den 11 Amboineninseln, mit ihren kurzstämmigen Sagopalmen, hochstämmigen Pinangbäumen (Arekapalmen), deren schwindelnde Gipfel von indischen Schlingpflanzen an einander gerankt sind, ihren breitblättrigen Sumpfgewächsen (Pothos und Calladium), ihren Bananenstämmen u. s. w. bietet nur ein schwaches Bild der Fruchtbarkeit und Lieblichkeit dieser Gegenden. Auch hat sie, wie es scheint, den Zugang zu diesem wundervollen Sitz ihrer Launen erschweren wollen, indem Stürme, Klippen, Sandbänke, Untiefen, kurze Wellen, Meeresströme und Erdbeben diese Gewässer, besonders für größere Fahrzeuge, überaus gefährlich machen. Hat der kühne Schiffer diese Gefahren überstanden, und war er glücklich genug, in der ruhigern Jahreszeit durch die schmalen Fahrwasser zu segeln, so erblickt er, so weit das Auge ihn trägt, überall Wunder der Natur, welche hier alle Bestandtheile des Innern und der Oberfläche der Erde regellos über einander gestürzt und durch einander gerüttelt hat. Hier scheint der Grund des Meeres in die Höhe gehoben und im Kampf mit Feuer und Wasser ein neues Eiland entstanden; dort scheinen abgerissne Trümmer eines fernen Landes von dem empörten Ocean hierher getragen und auf einer Untiefe gestrandet zu sein. Ueberall Spuren eines furchtbaren Aufruhrs der Elemente, himmelsanstrebende Berge, grausenvolle Klüfte, schauerhafte Höhlen, über einander gethürmte Felsen, riesenhafte Splitter, eigensinnig vom Zufall in einander geschoben, in ungeheure Massen durch einander gewürfelt, und Klippen, zwischen welchen und den Feuer und Steine ausspeienden Vulkanen das Meer dumpf und dunkel seine Wellen drängt, oder Bergströme, die brausend von Bergen zu Bergen auf Berge und Klippen stürzen.

Die Bewohner der Molukken gehören, mit Ausschluß der im Innern der einzelnen In-

seln hausenden Papuas, von denen wir übrigens nicht viel wissen, zum Stamme der Malaien. Die Amboinen, Hovasoras oder Alforas, Illanos, Maginabanos tragen alle die deutlichsten Spuren ihrer malaischen Abstammung an sich. — Die Männer gehen fast nackt. Ein Schurz um die Lenden, ein Hut von buntgemalten Palmblättern oder ein farbiger Turban sind ihre ganze Kleidung; Speiß und Schild ihre gewöhnlichen Waffen; zum Putzen Ohrringe, Halsbänder von Korallen oder Muscheln und Armspangen (s. Taf. XXVI. erste Figur rechter Hand). Die Männer auf Amboina sind anständiger gekleidet. Der Kopf ist mit einem Tuch von dünnem, baumwollenem Gewebe umwunden; eine kurze Kriemeltweste schließt sich vermittelst eines Gurtes an weite Matrosenhosen. Der Griff des kurzen, aber breiten Säbels ist mit dem Kopfhaar eines erschlagenen Feindes geschmückt und die linke Hand hält einen viereckigen geschnittenen Schild mit Muschelschalen und Metallplatten belegt (s. Taf. XXVI.). Die Weiber der Amboinen, die, weil sie sich der Sonne nicht so aussetzen, sich täglich mehrmals baden und durch Einreiben mit Kokosöl die Haut zart und weich zu erhalten suchen, eine lichtere Hautfarbe haben als die Männer, tragen gewöhnlich ein Kleid in Form eines vorn offenen, weiten Hemdes, das Haar wird kurz, nach der Stirne zu, verschnitten, das Hinterhaar auf den Wirbel aufgebunden (s. Taf. XXVI.). Die Maginabanos sind von kleinem, aber gutem Wuchse, haben ein längliches Gesicht, schwarze enge Augen, kleine rothe Lippen, eine flache Stirn und einen ziemlich großen Mund. Die Zähne werden schwarz gebeizt und die Nägel nie abgeschnitten. Dem Charakter nach sind sie lebhaft, freundlich gegen Fremde, grausam und rachsüchtig gegen Feinde. Ihr Hauptnahrungsmittel ist Reis, nächst dem Sago, und gefalgene Fische; im Essen und Trinken sind sie sehr mäßig. In Sitten und Gebräuchen, Kleidung und Wohnung kommen sie mit den übrigen malaischen Völkern überein. Besonders halten sie sich gern auf dem Wasser auf und gehören unter die gefährlichsten Seeräuber des Archipels. Ihre Religion ist die

musahmedanische; mit Resten des vorimaligen Heidenthums vermischt. Die Männer dürfen mehrere rechtmäßige Frauen haben, die viele Freiheiten genießen, obschon die Eifersucht zu den beständigen Leidenschaften der Magindanaos, wie fast aller malaiischen Stämme, gehört, und oft nur durch Blutgeföhle werden kann.

Die Haraforas, mit den Dahals auf Bornos verwandt, sind länger, fleischiger, kraftvoller als die Magindanaos und Illanos, die den letztern näher stehen. Mit einem scharfen Gesichte und Blicke verbinden die Haraforas einen hohen Grad von Geirandtheit und Muskelkraft. Gegen die Fremden sind sie gaffrei und aufrechtig; unter sich selbst aber leben sie im steten Kriege. Einige Stämme verzehren sogar das Fleisch der im Kriege getödteten Feinde. Ihre Kleidung besteht in der Regel bloß aus einem Stücke Baumwollenzeuge, welches um die Hüften und Schenkel gewunden wird. Das Haar wird um eine Koflosschale gewunden und mit einem Kranze von Porzellanmuscheln umgeben. Obwohl Reis, Mais, Sago, Baumfrüchte und einige Wurzeln ihre liebsten Speisen sind, so verzehren sie doch allerlei Thiere, selbst Katten und Schlangen, nicht. Außer Wasser trinken sie auch Palmwein und andre berauschende Getränke. Ihre Waffen sind breite Schwerter, Wurfspeise, Messer, Pfeile und Schilde.

In der Regel sind die Weiber auf den Molukken anständiger gekleidet als die Männer. Sie tragen einen weiten Ueberwurf ohne Armel, darunter oft welte, bis an die Knie gehende reichende Beinkleider und Hüte, die wohl 8 Fuß im Umfang haben, oben oft ganz flach, rings herum mit Muschelwerk, Perlmutter und Korallen, und an den Seiten mit bunten Quasten geziert sind; unten ist ein 3 Zoll breiter Ring befestigt, worin der Kopf steckt (s. Taf. XXVI.).

Bewohner der Philippinen oder Manillen.

Der von dem ersten Weltumsegler, Fernand Magellan, 1521 entdeckte Insel

Sanct Pazarus, später von dem spanischen König Philipp Philippinen, von der größten dieser Inseln, Manilla, Manillen, von den Einwohnern aber Lussonen genannt, hat schon seit dem 16. Jahrhunderte den Spaniern gehört. Die Zahl aller zu diesem Archipel gerechneten größern und kleinern Inseln mag sich an 1,200 belaufen, wovon jedoch nur 9 einen beträchtlichen Umfang haben; die kleinern sind oft nur unbewohnte Klippen. Nur einige kleinere Inseln und zum Theil das Innere der großen Inseln, so wie einige Küstenstriche, werden noch von unabhängigen, unter eigenen Oberhäuptern stehenden Volksstämmen bewohnt. An der Spitze der Regierung steht ein königlicher Statthalter, welchem, bei der großen Entfernung vom Mutterlande, die höchste Gewalt übertragen ist. Er kann von benachbarten Königen Gesandte empfangen und auch dergleichen dahin abschicken; selbst im Namen des Königs von Spanien Krieg erklären und Frieden schließen, ohne erst Befehl aus Spanien erwarten zu dürfen. Er ist zugleich oberste Gerichtsperson, Oberverwalter der Einkünfte und Oberbefehlshaber der Land- und Seemacht. Erstere besteht aus 5,500 Mann spanischen Linientruppen und 12,200 Mann Milizen, letztere aus einer Flotille von 80 Kanonierbooten. Unter dem Generalkapitain steht ein Vizestatthalter. Die höchste Behörde ist der Staatsrath oder die Audiencia. Damit so ausgedehnte Gewalt, wie sie der Generalkapitain besitzen muß, nicht zum Mißbrauch führen möge, so soll derselbe geschmäßig nur auf 6 Jahr ernannt werden, nach Niederlegung seiner Stelle sich noch 6 Monate auf der Insel Manilla aufhalten, und jeder das Recht haben, ihn, der etwa begangenen Ungerechtigkeiten wegen, bei seinem Nachfolger anzuklagen. — Für die Handelsangelegenheiten besteht eine eigne Behörde, Consulado, welche aus den vornehmsten Kaufleuten der Hauptstadt zusammengesetzt ist. Die Provinzen haben an ihrer Spitze Alkalen, unter deren Befehlen die Truppen stehen. Auch sind ihnen die Oberhäupter der Dorfschaften und Eingebornen, Capitanes del pueblo, unmittelbar unterworfen. Die Gesetzgebung auf den Philippinen ist die spanische, die aber we-

gen der vorigen Erläuterungen und besondern Verordnungen, die in unzähligen Fällen wegen schwieriger Anwendung auf so manche örtliche und volksthümliche Eigenheiten, im Laufe der Zeit nothwendig geworden sind, äußerst verwickelt, so daß dadurch die Prozeßsucht, die ohngeachtet der überaus kostspieligen Rechtspflege in keinem Lande der Erde weiter getrieben werden kann als hier, sehr begünstigt wird.

Die Einwohnerzahl der Philippinen mag 3—4 Millionen, von denen etwa die Hälfte den Spaniern zinspflichtig ist, bestehen. Die Einwohner der Inseln überhaupt sind theils Malaien, theils Spanier und spanische Kreolen, Westigen und Chinesen. Die Eingebornen der Inseln insgesamt werden von den Spaniern Tagalen, Tagalis; diejenigen, welche unmittelbar unter ihrer Botmäßigkeit stehen und das Christenthum angenommen haben, Indianer; die zum Islam sich bekehrenden Mohren, und die heidnischen Papuas, Negritos oder Igor tes genannt. Die letztern gleichen den Negern an den Küsten von Guinea und wurden schon lange vor der Ankunft der Spanier, durch die Malaien, in die Gebirge des Innern zurückgedrängt. Nachher zogen sie sich in die entfernteren, kleinern Inseln zurück, wo sie in fast unzugänglichen Felsenhöhlen von der Jagd, Fischerei und den freiwilligen Produkten des Erdkobens, zum Theil auch von Seerauberei leben, und in sehr elenden Hütten, in Felsenhöhlen und in hohlen Bäumen wohnen. Wenn sie um einen Verstorbenen zu trauern anfangen, so ermorden sie den ersten besten Reisenden, welcher ihnen begegnet, den Schatten des Verstorbenen dadurch ein nach ihrer Meinung wohlgefälliges Opfer bringend. Sie verehren die Sonne, den Mond und den Regenbogen, haben große Ehrsucht vor Krokodilen, bauen denselben eigne Häuser an den Ufern der Flüsse, und opfern ihnen Vögel und andre Thiere. — Sie scheinen die eigentlichen Ureinwohner der Philippinen zu sein und von ihnen erst die Metas, ein langhaariger, dunkelbrauner, stark und gut gebauter Menschenschlag, die man oft für die ersten Bewohner dieser Inseln gehalten hat, abzustammen. Die schönen schwarzen Augen und die

platte Nase der Metas ist ein Erbtheil ihrer schwarzen Vorfahren. Die Kleidung der Männer besteht in einer Art kurzer Hemden mit langen Ärmeln, und eben so weiten, nur bis auf die Knie reichenden Hosen. Um den Hals tragen sie feine, gestickte, oft sehr kostbare Tücher und wickeln dergleichen auch um den Kopf (s. Taf. XXVII.). Die Frauenzimmer tragen ebenfalls ein kurzes Hemde und über dasselbe ein buntes farbiges Stüczzeug, das sie statt eines Rockes um den Leib wickeln, so daß es genau an den Körper anschließt. Darüber tragen sie noch ein Oberkleid, das vom Kopf bis auf die Füße herabhängt (s. Taf. XXVII.).

Die verschiedenen Malaienstämme der Philippinen zeichnen sich vor denen der andern ostindischen Inseln durch einen kleinen, besonders dem weiblichen Geschlechte eigenen, Wuchs aus. Ehe die Spanier hierher kamen, herrschte unter diesen Stämmen ein blindes Heidenthum, mit einigen, durch die Araber hierher verpflanzten muhamedanischen Religionsansichten vermischt. Die Kleidung der Mehrzahl bestand bloß in einem Stück Matte oder Zeug, um die Mitte des Leibes geschlagen. Doch trieben sie schon einen lebhaften Tauschhandel, der auch heute noch bei ihnen üblich ist. Die Chinesen lehrten sie Maas und Gewicht kennen, auch fand man einige chinesische courrente Münze, Patta genannt, bei ihnen. Im Ganzen genommen sind die Philippinischen Malaien von Natur gutmüthig, gesellig und wohlwollend; die grausame Behandlung aber und das böse Beispiel ihrer Unterdrücker hat sie rückwärts, träge, heuchlerisch und habgierig gemacht. Im Handel und Wandel suchen sie andre auf alle Weise zu übervorteilen und zu überlisten, ziehen, ungeachtet ihre Priester oft genug gegen das Laster des Wuchers predigen, ungeheure Zinsen von ihren Schuldnern, und nicht selten wird der letztere sammt Weib und Kind der Sklave des Gläubigers. Die spanische Regierung zwang ihnen mit empörender Gewaltthätigkeit den katholischen Glauben auf; bildete aber dadurch auch nur Scheinchristen, die von ganzem Herzen an ihren heidnischen Gebräuchen hängen, während christlich religiöse Handlungen nur in äußern An-

nachstellungen bestehen, deren Unterlassung empfindlich bestraft wird. Glücksspiele lieben sie bis zur Ausschweifung und nicht selten ist Selbstmord oder Todtschlag die Folge davon.

Bei Verheirathungen muß der Bräutigam der Brautmutter, als Erkenntlichkeit für die gute Erziehung und Pflege der Braut, ein ansehnliches Geschenk machen. Hat die Mutter ihrer Tochter die erste Nahrung von einer Amme reichen lassen, so ist sie verbunden, das Brautgeschenk mit dieser zu theilen und manche Mutter wird dadurch bewogen, ihr Kind selbst zu stillen. Ist der Bräutigam zu arm, um das erforderliche Geschenk machen zu können, so tritt er statt dessen auf eine bestimmte Zeit in die Dienste seiner künftigen Schwiegerältern. Die Lustbarkeiten bei Hochzeitseiern dauern 6 Tage; an den drei letzten bleibt man Tag und Nacht beisammen, läßt sich Speisen und Getränke wohl schmecken, tanzt, singt, jubelt und geht zuletzt meist mit schwerem Kopf nach Hause. In den Hauptbeschäftigungen gehören Acker- und Plantagenbau auf Reis, Baumwolle, Indigo, Zucker, schwarzen Pfeffer, Kafao und Zimmt; Seidenbau, Goldwäsch, Fischerei und ein überaus lebhafter Tauschhandel. Außerdem versteht man sich auf Töpferei, Goldarbeiten, Korbschneerei, Oel- und Schießpulverbereitung und Schiffbau. Die Weiber zeichnen sich durch dieselbe Geschicklichkeit in Verfertigung von allerlei Manufacturarbeiten aus, welche man überhaupt bei den asiatischen Völkern antrifft. Sie wissen z. B. die Fasern der Abacapalme in so feine Fäden zu verwandeln, daß sie daraus ein Gewebe liefern, welches dem feinsten bengalischen Musselin gleich kommt. — Die Männer unter den malaischen Philippinen tragen gewöhnlich ein kurzes Hemde aus Baumwollen- oder Seidenzeug, mit langen Ärmeln, kurze weite Schifferhosen, oder eine Art Unterrock aus dunkelfarbigem oder gestreiftem Zeuge, eine uniformartige Weste mit buntem Aufschlage, ein gesticktes Kopftuch und darüber einen runden, farbigen Hut (s. Taf. XXVII.). Die meisten gehen barfuß; einige aber tragen gestickte Pantoffeln, feiner aber Strümpfe. Die Kleidung der Frauenzimmer ist ein feines, eng anliegende

hemdes Hemde, ein faltenreicher, gewöhnlich gestreifter und mit künstlicher Stickerei versehener Rock, welcher von einem Gürtel zusammengehalten wird, von dem ein Stück Zeug, einer Schürze gleich, bis an die Knie herabhängt. Die Haare werden in Zöpfe geflochten und in einen Kranz gebunden, den goldne Nadeln festhalten (s. Taf. XXVII.). Einige lassen das Haar in Locken über Schultern und Brust herabhängen. Eine goldne Kette oder eine lange Schnur achter Perlen muß an Festtagen besonders den Hals schmücken. — Die Rusik der Malaien ist höchst roh und unharmonisch. Außer ihren eigenthümlichen Instrumenten sind sie durch die Spanier auch in den Besitz der europäischen gekommen, und scheinen dieselben den übrigen jetzt weit vorzuziehen; besonders ist die Geige sehr beliebt geworden. — Hahnengefechte und papierne Drachenkämpfe gehören zu ihren liebsten Belustigungen. Man spart weder Mühe noch Kosten, Kampfbühnen aufzuziehen, große papierne Drachen zu verfertigen, anzuschmücken und sich im Führen derselben zu üben, um einen öffentlichen Hahnenkampf oder Drachentrieb geben zu können. Schon zum Hahnengefechte drängt sich Jung und Alt, und bedeutende Wetten werden dabei angesetzt; wird aber ein Drachentrieb veranstaltet, so ist der Zusammenlauf noch ungleich größer. Die papiernen Drachen werden zierlich aufgezogen, in der Stadt herumgetragen und dann von ihren Führern auf offenen, eigens dazu ausgesuchten, Plätzen, an langen Fäden in die Luft geschwungen. Durch wohl eingeübte Bewegungen wissen sie den Drachen solche Richtungen zu geben, daß sie lebendigen Geschöpfen ähnlich, sich einander in der Luft anzugreifen und zu bekämpfen scheinen. Hier glückt es einem Führer, durch eine geschickte Bewegung seines Drachen andern den Wind zu entziehen, so daß sie herabstürzen; dort verwickelt ein anderer die Fäden und schafft dadurch seinem Drachen den Sieg. Alles jubelt, lacht, lärmt und legt laut seine Lust an diesen einfachen Schauspielen an den Tag.

Die Spanier und Kreolen auf den Philippinen — Criollos nennen die Spanier diejenigen, welche von spanischen oder andern

europäischen Aestern in den Kolonien, in geschmackmäßigen Ehen erzeugt wurden; im Jahr 1776 erst wurden sie, vom König Karl III. für säkig erklärt, Bedienungen im geistlichen, Civil- und Militärstande, zu denen ihnen bisher der Zugang verschlossen war, zu erhalten — gleichen in den meisten Stücken ihren Landsleuten in Europa, die auf einige Abweichungen, welche das Klima und der lange Verkehr mit den Eingebornen hervorgebracht und nothwendig gemacht hat. Sie sind besonders eifrige Anhänger der römisch-katholischen Religion und die öffentlichen Prozessionen an hohen Festtagen werden mit großer Feierlichkeit gehalten. Ein Reisender beschreibt den überrschenden Eindruck, welchen die Erscheinungen beim Läuten der Vespersglocke auf ihn machten. „Die Abenddämmerung — sagt er — ist die froheste Stunde in Manillo, wo die Sonne unter den Horizont gesunken ist und die ganze Bevölkerung sich an der Abendtühle erquicket, die Verandas — bedeckte Gänge vor den Häusern — mit fröhlichen Gesichtern angefüllt sind, die niedern Stände in sorgloser Begegung vor ihrer Thüre sitzen, und der öffentliche Spazierplatz, voll glänzender Equipagen und munterer Gesellschaft, nur ein einziger Schauplatz der Freude zu sein scheint. In diesem Augenblicke ertönt feierlich die Glocke und plötzlich ist Alles still und bewegungslos. Die einen Augenblick zuvor so besetzten und gesprächigen Gruppen verwandeln sich in un belebte Bildsäulen; kein Ton wird vernommen als das feierliche Aufschlagen der Glocke; keine Bewegung ist sichtbar, nur die Lippen der Frommen flüstern ihre Gebete; kein Gefühl scheint zu herrschen, als das der Ehrfurcht, der Anbetung, und des Dankes; aber nach einigen Augenblicken ist, wie durch einen elektrischen Schlag, Alles wieder Leben und Bewegung.“

Ein ansehnlicher Theil der Bevölkerung der Philippinen besteht aus Mestizen, Abkömmlingen von Spaniern mit Weibern der Eingebornen. Ihre Zahl soll sich auf 120,000 belaufen. Sie sind den Weißen gleich geachtet. Ihren Körper und ihre Kleidung halten sie überaus reinlich. Letztere besteht bei den Männern gewöhnlich in weiten, baumwollenen Beinkleidern,

europäischen Schuhen und einer Art weiser Tunika, fast wie bei den Armeniern, nur ohne Gürtel und mit einem geschmackvoll gestickten Kragen versehen. Ein europäischer Hut vollendet diese leichte und kühle Kleidung, welche recht angemessen und hübsch ist. Diese Mestizen sind sehr gut gebaut, besonders die Frauenpersonen, welche oft wahre Muster des vollkommensten Ebenmaßes sind. Ihre Haare und Augen, die gewöhnlich das dunkle Schwarz ihrer Mütter behalten haben, geben ihnen etwas sehr Anziehendes. Ganz im Gegentheil mit den übrigen Mischfarben des Menschengeschlechts sind diese Leute durch die Mischung veredelt worden. Sie sind betriebsamer und reinlicher als die Spanier, klüger und gesitteter als die Indianer und weniger vorhaft und rachsüchtig als beide. Die Männer werden meistens als Schreiber, Mäkler, Agenten und Aufseher gebraucht. Manche haben einträgliche Ämter bei der Regierung, und gelangen nicht selten zu Reichthum und Ansehen. Die Frauen sind ebenfalls betriebsam und großer geistiger Ausbildung fähig; haben viele natürliche Anmuth in ihrem Wesen und sind besonders gute Gattinnen und Mütter.

Die Bewohner der Sulubinseln

haben wahrscheinlich mit den malaisischen Bewohnern der Philippinen einerlei Abstammung. Ihre Zahl mag sich auf 150,000 Seelen belaufen. Von ihrem Charakter macht man keine vortheilhafte Schilderung. Sie gehören unter die kühnsten und rohesten Seeräuber, die es nur irgend geben kann. Die Männer tragen eine Art Hemmelweste und Pantalons, die Weiber ebenfalls Beinkleider und knapp anliegende Nieder. Die Vergnügungen sind Tanz, Musik und Spiel; selbst europäische Musik und Tänze sind nicht unbekannt. Der Religion nach sind sie Muhammedaner, doch ohne strenge Beobachtung des Korans. Allgemein ist die Vielweiberei, doch werden die Frauen nicht sehr eingeschränkt. In den meisten Familien findet man Sklaven, die durch Seeräuber als Waare, besonders von den Philippinen, hergebracht werden und ein trauriges Los haben. Die Hauptbeschäftigung

tigungen derjenigen, welche keine Seerauberei treiben, sind Ackerbau und Fischfang, zu welchem letztern auch die Perls- und Kaurisfischerei gehört. Der Handel ist Monopol des Sultans, der den Titel: „Beherrscher der Gläubigen“ führt. Er regiert durch das Recht der Erbfolge und soll der Verfassung nach durch die Datus oder Großen, welche den Staatsrath bilden, so wie durch die Orangkai Malik, eine Art von Völkervertretern, beschränkt werden. Die Kriegsmacht besteht aus 800 Mann Linientruppen und einiger Artillerie.

Die Bewohner der Timorinseln

sind ebenfalls zum größten Theil Malaien, welche die Ureinwohner, die Papuas, in die Gebirge und Wälder des Innern zurückgedrängt haben. Die Malaien auf den Timorinseln scheinen unter ihren Stammverwandten noch die gutmüthigsten zu sein. An ihren Frauen rühmt man große regelmäßige Linien, kleine Hände und Füße und lebhaft schwarze Augen. Die Haut ist durchaus braun. Wie schon die Naturbeschaffenheit von Timor viel Ähnliches mit der der australischen Inseln hat, so bietet sich auch bei den Bewohnern Vieles dar, was an die Südseeinsulaner erinnert. Man findet z. B., daß beide Geschlechter sich kitzeln. — Die gewöhnlichen Nahrungsmittel sind Reis, Früchte, Vögel, Schweine, Affen und Fleischausfluß. Aus dem Saft eines Baumes, mit dem sie das Blut geschlachteter Thiere vermischen, wässern sie ein berauschendes Getränk zu bereiten. — Ist im Kampfe mit dem Feinde ein Krieger so schwer verwundet worden, daß er das Schlachtfeld nicht verlassen kann, so wird ihm der Kopf, damit er nicht in Feindes Hände gerathen und als Siegeszeichen dienen könne, von seinem Freunde abgeschnitten. Jeder waffenfähige Mann muß seinem Fürsten, Radscha, in den Krieg folgen. Die Religion ist im Allgemeinen die mohamedanische; doch sind auch durch portugiesische Missionäre Einzelne, besonders die meisten Radschas, zum Christenthum bekehrt worden. Ein großer Theil des niederen Volks hängt noch am ehemaligen Fetischdienst.

Besonders werden Krokodile eifrig verehrt, und der Titel „Krokodilssohn“ gilt allgemein für eine große Ehrenbezeichnung. Da wo die Macht der Holländer nicht hinreicht, wird den Krokodilen und Haifischen noch jährlich eine Jungfrau geopfert. Ueber 20 Radschas sind auf den Timorinseln jetzt von den Holländern abhängig. —

5. Bewohner Tibets

Im Norden Indiens und im Westen Chinas liegt auf dem hohen Rücken Asiens ein großes, wunderbares Land, dessen himmelansiehende, mit ewigem Schnee bedeckte Gebirge die unversiegbaren, ihrer wahren Lage nach aber noch heute unbekannten Quellen großer, weltberühmter Ströme, des Indus, Ganges u. a. in sich schließen, ihre goldreichen Eingeweide durch den Goldsand ihrer Flüsse verrathend; ein Land, das südlicher als Italien und Griechenland, südlicher selbst als Aegypten, gleiche wohl ewigen Schnee auf seinen Bergen, ja zum Theil selbst in seinen Thälern liegen sieht und doch neben den rauhen Gegenden die blühendsten Gesilde aufzuweisen hat; ein Land, das nach der Ansicht seiner Bewohner nicht irdischen Königen gehört, sondern einem lebendigen, unsterblichen Gott, vor dem sich die Könige in den Staub werfen, seinen Segen, als ein unmittelbares Geschenk des höchsten Göttergenders, ersiehend. Denn das sichtbare Oberhaupt, das nächst dem Jelum am weitesten verbreiteten Religion, des Fo, der immer wieder von neuem lebendig werdende Stifter dieser Religion, hat seinen Sitz in Tibet, und von den rauhen Steppen Sibiriens, wie aus dem paradiesischen Indien, wallfahrten die Gläubigen hither, um des Segens des lebendigen Fo, oder Buddha, theilhaftig zu werden. —

Tibet auch Tangut, von den Eingebornen Pu-ko-koachim, d. h. nördliches Schneeland, von den Chinesen Tangut, d. h. westliches Land, genannt, war den Europäern des 13. Jahrhunderts kaum dem Namen nach bekannt, und bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts verirrte sich dahin nur selten ein europäischer Reisender.

Erst nachdem die Britten gegen das Ende des 18. Jahrhunderts Herren von Bengalen und dadurch Nachbarn der Tibetaner geworden waren, hat man sichere Nachrichten über dieses Land und Volk erhalten.

Die Geschichte Tibets beginnt mit den fabelhaften Zeiten eines tibetanischen Königs, der 1100 vor Christus gelebt haben, den Ackerbau eingeführt und viele andere Einrichtungen eines geselligen Lebens getroffen haben soll. Ohngefähr 60 Jahre nach Christus wird aus Indien die Religion des Buddha eingeführt und das tibetanische Alphabet erfunden. Vom 3. Jahrhundert an sind in Tibet Priester, Fürsten und Große in ununterbrochene blutige Kämpfe verwickelt; in jeder Provinz werfen sich besondere Regenten auf und das Land wird zur Eindecke. 790 flieht ein großer Theil der Einwohner nach China, bei dem mächtigen Kaiser Schutz suchend. Der Kaiser schickt eine Armee nach Tibet, unterwirft sich das Land und macht dessen Regenten zu chinesischen Vasallen; dessen ungeachtet dauern die innern Unruhen fort, der Kampf zwischen Priestertum und Herrschsucht und Königsgewalt hält den unglücklichen Staat in ewigem Schwanken. Bis ins 17. Jahrhundert ist in Tibet die Macht der weltlichen Fürsten die überwiegende, und die obersten Lamas nur geistliche Oberhäupter und unumschränkte Herren der Klöster; späterhin aber weiß der oberste Lama mit Hülfe der Mongolen auch die höchste weltliche Macht in seiner Person zu vereinigen, und obschon dann und wann, bald von Tartaren, bald von Chinesen unterstützt, sich wieder Könige aufwerfen, so ist ihre Macht doch immer nur schnell vorübergehend und die chinesische Politik, welche die weltliche und geistliche Macht in Tibet aus einander zu halten für gut findet, sieht sich endlich doch genöthigt, nachdem in einer furchtbaren Verschwörung alle Chinesen in Tibet, an einem Tage meuchlings gefallen sind, die höchste weltliche und geistliche Macht 1752 wieder zu vereinigen. Wöllig in einer Person vereinigt ist sie aber eigentlich auch heute noch nicht. Neben dem Dalai-Lama nämlich, der seinen beständigen Wohnsitz in Tibet nahe bei der Hauptstadt Lassa, in einem

Tempel oder Kloster auf dem Berge Budal hat, giebt es ebenfalls in Tibet, zehn Tagereisen von Lassa, in der Stadt Tssu-Lumbu einen großen Lama, Bogdo-Lama oder Tssu-Lama genannt, der nicht weniger für eine Verkörperung des Bo angesehen und verehrt wird, so daß dieser Halbgott in doppelter Gestalt auf der Erde fortlebt. Wegen dieser beiden Großlamas ist, was die Chinesen sehr gern zu sehen scheinen, das Land, aber auch die Anhänger der lamaischen Religion, in zwei Secten getheilt. Die Anhänger des Bogdo-Lama nennen sich Gelb- oder Goldmägen, die des Dalai-Lama Rothmägen oder Rothquaste, und bestehen jetzt ziemlich friedlich neben einander. Der Kaiser von China hat als Schutzherr Tibets besonders in weltlichen Angelegenheiten großen Einfluß. Zwei chinesische Vizekönige, Lazins, welche in den Residenzen der beiden Großlamas ihre Sitze haben, wachen für das Interesse ihres Kaisers, und chinesische Truppen halten die festen Plätze besetzt. —

Die Gesamtzahl der Einwohner Tibets soll sich, gewisse Nachrichten mangeln darüber, auf 12 Millionen belaufen. — Die eigentlichen Tibeter sind höchst wahrscheinlich mongolischer Abstammung, aber von stärkerem und kräftigerem Körperbau als die Mongolen. Die in spitzige, lang gedehnte Winkel auslaufenden Augen sind schwarz; schwarz auch die Haare. Die Augenwimpern sind kaum bemerkbar und die Augenbrauen äußerst schwach. Das Gesicht unter den Augen ist breit, aber flach, und läuft nach dem Kinne spitzig zu. Die Haut ist sehr glatt, die Farbe derselben in der Regel bräunlich, auch kupferrothlich, bei der vornehmsten Klasse aber überaus licht, auch schöne rothe Wangen findet man hier und da bei beiden Geschlechtern. Der Bart, der bei vielen erst im höheren Alter zu wachsen anfängt, ist sehr dünn, daher die Knebelbärte, die man gern trägt und sorglich pflegt, mehr durch ihre Länge als Dichtigkeit sich auszeichnen. Bei den höhern Gebirgsbewohnern sind die Kröpfe, welche zuweilen so ungeheuer groß werden, daß sie vom Halse auf die Brust herabhängen, nichts Seltsames. —

Der Charakter der Tibetaner verdient im Allgemeinen Lob; denn bei einem zwar stolzen und finstern Ansehen sind sie sanft, menschenfreundlich, ehrlich, höflich, dienstfertig, anspruchslos und gütig gegen Niedere, cherebietig gegen Höhere, wie denn schon ihre religiöse Moral Grausamkeit, Todtschlag, Unkeuschheit, Lügen, Fluchen und Schwören, das Neben schändlicher Worte, den Eigennuß und die Nachsicht verbietet.

Die herrschende Religion in Tibet ist die des Buddha oder der Lamaismus. Auf den kalten Bergen Tibets entstand diese Religion gewiß nicht; sie ist vielmehr das Erzeugniß warmer Klimate. Nur im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung erst kam sie von den westlichen Küsten Ostindiens, von Malabar, Kerosmandel und Ceylon, nach Hochasien. Nach der Lehre der Lamasiten ist der Stifter dieser Religion (der bei den Wöltern, die sich zu ihr bekennen, verschiedene Namen führt, als Buddha bei den Singalesen, Gaudma bei den Birmanen, Bogdo bei den Japanern, Fo bei den Chinesen, Schaka bei den Tibetanern, Schigemuni bei den Mongolen,) die neunte Verwandelung oder Wanderung der Seele des Getes Witschnu. Zu Witschnu trat er als Licht der Welt; sein Vater war König dieses Landes. Nach Andern war er ein Sohn des Mondes (s. S. 93.). Im Augenblicke seiner Geburt stand er sogleich aufrecht auf den Füßen, dann that er sieben Schritte vorwärts, zeigte mit der einen Hand gen Himmel, mit der andern auf die Erde und sprach mit deutlichen Worten: „Es ist Niemand außer mir weder im Himmel noch auf Erden der Anbetung würdig!“ Als man ihn, einem alten, in der Familie, aus welcher sein Vater abstammte, herrschenden Gebrauche gemäß, an einen heiligen, von Felsen umgebenen Ort brachte, um das dort aufgestellte Bild der Gottheit zu verehren, bemerkten alle Anwesenden zu ihrem nicht geringen Erstaunen, daß das Götzenbild sich selbst vor dem Kinde neigte. Freudig erkannte man nun in ihm ein Wesen höherer Abkunft und fing an, es mit der größten Sorgfalt zu erziehen. Fünf und dreißig Jung-

frauen wurden bestimmt, ihn durch Malt zu erheitern, sieben, das tägliche Bad zu bereiten, sieben zur Bekleidung seiner Füße, sieben zu seiner Bedienung und um ihn auf den Knien zu schaukeln, sieben, um auf Reinlichkeit zu sehen und sieben zu seiner Unterhaltung. Im zehnten Jahre erhielt er einen weisen Lehrer, der ihn in der Dichtkunst, im Zeichnen, in der Musik, der Arzneikunst und Mathematik unterrichtete, und bald erlangte er so ausgebreitete Kenntnisse und entwickelte so hohe Geistesgaben, daß der Lehrer ihm nicht mehr genügen konnte. Auch seine körperliche Schönheit war so groß, daß das Volk sich haufenweise zudrängte, ihn zu sehen und ihm göttliche Verehrung zu bezeigen. Als er 17 Jahre alt war, heirathete er drei Weiber und zeugte einen Sohn; aber in seinem 19. Jahre verließ er die Seinigen und zog mit vier Weisen in die Wüste, aller irdischen Größe, die ihn als Nachfolger seines Vaters erwartete, entsagend. Um sich in der Erforschung der göttlichen Natur und seiner Selbstbetrachtung nicht zu stören, nahm er nur äußerst wenig und leichte Nahrung zu sich, sein Lager war mit Steinen ausgelegt und mit dem heiligen Kraute Gusha bedeckt. Der Ruf von seiner Heiligkeit und seinen großen Wunderthaten breitete sich immer weiter aus; eine unglaubliche Anzahl von Schülern versammelte sich um ihn und trug seine Glaubens- und Sittenlehren durch den ganzen Orient. Diese Schüler, so wie die Priester der Religion, die sie ausbreiteten, heißen in Tibet und in der Tartarei Lamas, in China Seng, in Siam Salapoinen und bei den Europäern Bonzen. Als der große Schaka oder Fo im 82. Jahre seines Lebens sein Ende nahen sah, erklärte er seinen Schülern, „daß er bisher nur in räthselhaften und bildlichen Redensarten zu ihnen gesprochen habe, daß er ihnen aber jetzt in der Schreibstunde das Geheimniß seiner Lehre offenbaren wolle. Wisset, fuhr er fort, daß kein anderes Grundwesen aller Dinge ist, als das Leere und das Nichts, daß daraus alle Dinge hervorgebracht werden, dahin zurückkehren und darin alle unsere Hoffnungen sich endigen.“ Dieser letzte Ausspruch des Gottes theilte seine Schüler in drei Secten. Einige stift-

teleten denselben gen^g eine eigene atheisistische Seele; die meisten blieben den frühern Lehren treu; noch andre endlich unterschieden eine öffentliche und geheime Lehre, und bemühten sich, beide in Uebereinstimmung zu bringen. Die öffentliche Lehre des Schaka enthält vorzugsweise Sittenlehren. Sie unterscheidet das Gute und das Böse; wer Gutes im Leben gethan hat, wird nach dem Tode belohnt, wer Böses gethan hat, bestraft; für gute und böse Seelen sind abgesonderte Wohnplätze und darin einer jeden, nach streng abgemessenem Verdienste, ihre Stelle angewiesen. Schaka ward geboren, die Menschen zu retten, die vom Wege der Seligkeit Verirrten dahin zurückzuführen; er hat ihre Sünden abgibt, und ihnen eine selige Wiedergeburt in der andern Welt erworben. Die fünf Hauptgebote sind: kein lebendiges Geschöpf zu tödten; kein fremdes Gut an sich zu bringen; Unreinigkeit und Unkeuschheit zu vermeiden; nicht zu lügen und keinen Wein zu trinken. Wer diese Gebote verabsäumt, hat nach dem Tode die grausamen Martern zu erwarten und seine Seele wird in einer langen Wanderschaft selbst in die Körper der geringsten und unreinsten Thiere fahren! — Die Hauptgrundsätze der geheimen Lehre, in welche nur Wenige eingeweiht sind, bestehen in Folgendem: Alle Schätze sind unterworfen dem Erschöpfen; alles Hohe dem Falle; alles Gesammelte der Zerstreuung; alles Lebende dem Tode; alles Sichtbare vergeht; alles, was geboren ist, hat ein klägliches Ende; jeder Glaube gleicht dem Reiche des Nichts; alles besteht nur in der Einbildung. Wer glücklich leben will, muß sich daher gewöhnen, nichts zu thun, nichts zu wünschen, nichts zu empfinden und nichts zu denken. Je ähnlicher einem Steine, desto vollkommener ist man. Die Tugend und Glückseligkeit besteht in einer gänzlichen Unempfindlichkeit und Unthätigkeit, in der Auerottung aller Begierden, in der Aufhebung der Bewegungen des Leibes, in der Vernichtung aller Kräfte der Seele und in einer gänzlichen Ruhe der Gedanken. Wer diesen glücklichen Zustand erreicht hat, darf keinen Wechsel, keine Wanderung und überhaupt nichts mehr fürchten; er ist eigentlich selbst nichts, oder wenn er etwas ist, so ist er glücklich, so

dem Schaka vollkommen ähnlich! — Es folgte jeder Tibeter an der Gesehe des Schaka und seiner Priester, indem er ihren höchsten Tugenden nachstrebte; so wäre kein Tibet mehr. Das Geschlecht der Menschen, die einander nicht berühren und in Wüsten und Einöden als Einsiedler leben, die ihr Land nicht bauen, die weder Handel noch Geschäfte treiben wollten, hörte auf; verhungert und erfroren lägen sie da, indem sie sich ihren Himmel träumten. Aber zum Glück ist die Natur des Menschen stärker als jeder angenommenen Wahn. Der Tibeter hethet, ob er gleich damit sündigt, und die geschäftige Tibetanerin, die gar mehr als einen Mann nimmt, und fleißiger als die Männer selbst arbeitet, entsagt gern den höhern Graden des Paradieses, um diese Welt zu erhalten. Der hohe Bergbewohner kauft seine Wüsten ab, und ist gesund und munter; er zieht und schlachtet Thiere, ob er gleich die Seelenwanderung glaubt und erlöst sich fünfzehn Tage mit der Hochzeit, obgleich seine Priester die Ehelosigkeit preisen. So hat sich allenthalben der Wahn der Menschen mit dem Bedürfnis abgefunden; er durng so lange, bis ein leidlicher Vergleich zu Stande kam. Mangel aber ist das Regiment der Lamas den Tibetanern nicht gewesen. Ein großes heidnisches Volk, das sich selbst für Abkunft eines Affen hielt, ist ohnfechtig dadurch zu einem gesitteten, ja in manchen Stücken seinen Völkern erhabenen worden. Eine Religion, die, wie die lamaische, in Indien entsprang, liebt Keuschheit; die Tibetaner dürfen also nicht wie tartarische Steppendrücker leben. Selbst die überhohe Keuschheit, die ihre Lamas preisen, hat dem Volke jene Einzogenheit, Nüchternheit und Wägung angebildet, die man an beiden Geschlechtern rühmt. Der Glaube einer Seelenwanderung macht mitleidig gegen die lebendige Schöpfung, so daß rohe Berg- und Felsenmenschen vielleicht mit keinem sanftern Zaume als mit diesem Wahne und dem Glauben an lange Wüsten und Höllenstrafen gebändigt werden konnten. — Auch daß diese Religion eine Art Gelehrsamkeit und Schriftsprache unter die Bergvölker und weiterhin selbst unter die Mongolen gebracht hat, ist ein Verdienst für die Menschheit. —

Nach dem Glauben der Lamas ist der Stifter ihrer Religion unsterblich, d. h. seine Seele geht nach seinem Tode sogleich in einen andern Menschen, nach dessen Tode wieder in einen andern über, und wird so unaufhörlich wiedergeboren. Dieser Mensch ist der Dalai-Lama, d. h. die unermessliche geistliche Mutter^{*)}. Wenn nach dem Tode eines Dalai- oder Bogdo-Lama, unter den um diese Zeit neugeborenen Kindern von den Priestern und mit Hülfe der chinesischen Regierung dasjenige aufgefunden ist, welches die ihnen allein bekannten Merkmale des Verstorbenen an sich trägt, so hält dasselbe seinen feierlichen Einzug in das zu seiner Aufnahme sorgfältig eingerichtete Kloster. Während seiner Minderjährigkeit verwaltet ein Regent die geistlichen und Regierungsgeschäfte, aber das Kind, genießt schon alle Verehrung, die ihm gebührt, und ertheilt den Fremden Audienz. Der Capitain Turner, der als brittischer Agent zur Erneuerung der Handelsverbindungen 1785 nach Tibet gesandt wurde, beschreibt eine solche feierliche Audienz bei dem Bogdo-Lama, der damals erst 18 Monat alt war, folgendermaßen: „Ich fand den Bogdo-Lama in großer Zeremonie auf seinem Kusnud; zur linken Seite standen seine Aeltern, zur rechten der vorzüglich zu seiner Bedienung bestimmte Beamte. Der Kusnud besteht aus seidenen Kissen, deren so viele auf einander gelegt werden, daß der altähnliche Sitz 4 bis 5 Fuß hoch wird. Ein Stück borbirtes Seidenzeug bedeckte das ebene Kissen; auch hingen überall seidne Beuge von verschiedenen Farben herab. Ich näherte mich und überreichte, der Gewohnheit gemäß, eine seidne Schärpe, übergab auch in die Hände des Lama das Geschenk des Generalgouverneurs, eine Schnur Perlen und Korallen, während die übrigen Geschenke vor ihm niedergelegt wurden. Nachdem ich noch mit dem Vater und der Mutter des jungen Lama die Schärpen gewechselt hatte, nahmen wir unsere Sitze

zu seiner rechten Hand. — Eine Menge Personen, und alle, die befehligt waren, mich zu begleiten, wurden nun vorgelassen und erhielten Erlaubniß, sich niederzuwerfen. Der junge Lama wendete sich gegen sie und nahm sie alle mit einem freundlichen und gefälligen Blicke auf. Sein Vater redete mich dann mit folgenden Worten in tibetanischer Sprache an: Bogdo-Lama pflegte immer bis um diese Zeit zu schlafen; diesen Morgen aber wachte er sehr zeitig auf und konnte nicht bezogen werden, länger zu ruhen; denn, setzte er hinzu, die englischen Herren waren angekommen und er könne nicht schlafen. — Während der Zeit, die wir bei dem Lama zu brachten, bemerkte ich, daß seine Augen sich kaum ein Mal von uns wendeten, und als unsere Theatassen leer waren, warf er seinen Kopf zurück, runzelte die Stirn und machte, weil er nicht reden konnte, ein fortdauerndes Geräusch, bis sie wieder gefüllt waren. Er nahm dann aus einer goldenen Dösche etwas gebrannten Zucker, streckte seinen Arm aus und gab seinen Aufwartern einen Wink, es mir zu bringen. — Ich besand mich, ungeachtet ich ein Kind besuchte, in der Nothwendigkeit etwas zu sagen. Während ich sprach, sah mich das kleine Geschöpf mit so vielen Blicken und vieler Aufmerksamkeit an, und nickte zu wiederholten Malen langsam mit dem Kopfe, als verstände und genehmigte es jedes Wort, konnte aber keine Antwort hervorbringen. Die Aeltern, die immer dabei standen, sahen ihren Sohn mit liebevollen Blicken und einem Lächeln an, das ihre heylige Freude über das schickliche Benehmen des jungen Lama ausdrückte. Seine ganze Aufmerksamkeit war auf uns gerichtet; er war still und gesetzt und blickte nie auf seine Aeltern, gerade als wenn er jetzt nicht mehr unter ihrem Einflusse stände. Er war von dunkler Gesichtsfarbe, aber nicht ohne eine angenehme Nothe. Seine Gesichtszüge waren so gelmäßig, er hatte kleine, schwarze Augen, und einen lebhaften Ausdruck in der Miene. Im

*) Das Wort Lama soll nach der Bemerkung eines neuern Reisenden im Tibetischen soviel als „geistliche Mutter“ bedeuten. Denn diejenigen Menschen, sagt er, die zu dieser Würde erhoben werden, sind verbunden, alle Seelen und lebende Geschöpfe zu lieben, sich um ihre Erhaltung und ihr Glück durch ihre Gebete und Bittungen zu bemühen, und zwar mit solchem Eifer, wie eine Mutter sich um das Glück ihrer Kinder bemüht.

Ganzen schien er mir das schönste Kind, das ich je gesehen hatte. Seine neben ihm stehende Mutter mochte ohngefähr 25 Jahre alt sein. Sie war klein von Person, aber recht hübsch, ungeachtet sie eine wahre mongolische Physiognomie hatte. Die Gesichtsfarbe war etwas dunkler als beim Kinde; sie hatte regelmäßige Züge, schwarze Augen und nach Art vornehmer Damen in Tibet waren die Winkel der Augenlieder durch künstliche Mittel so weit als möglich nach den Schläfen ausgedehnt. Ihr Haar war schwarz, aber bei der ungeheuern Menge von Schmuck, Perlen, Rubinen, Smaragden und Korallen, die sie fast bedeckten, kaum sichtbar. Perlen mit Goldendpfen vermischt, nebst einigen Rubinen, machten ihren Ohrenschmuck aus. Um den Hals hingen Schnüre von großen Edelsteinen bis auf die Hüften herab. Ihr Leibrock war um den Hals herum dicht mit Knöpfen besetzt. Um die Hüften hing ein Gürtel, der durch eine goldne Schnalle befestigt war, in deren Mitte sich ein großer Rubin befand. Ein farmoisirther, mit weißen Sternen besetzter Shawl, der bis auf die Knie herabhing, und große rothe Stiefeln vollendeten ihren Anzug. Der Vater des Lama war in ein gelbattes, mit Gold durchwirktes und mit dem falterlichen Drachen geschmücktes Gewand gekleidet.

Die beiden Großlamas, der Dalai-Lama und Bogdo oder Tisfu-Lama, sind überall von einer Menge Geistlichen umgeben; kein Frauenzimmer aber darf da, wo sie sich aufhalten, übernachten. Die Anbetung der Eingebornen empfangen sie auf ihrem, schon oben beschriebenen, Kusnub, mit untergeschlagenen Beinen sitzend (s. Taf. XXX.). Sie selbst begreifen Niemand; stehen vor Niemandem auf, und begnügen sich, ihre Hand auf das Haupt ihrer Verehrer zu legen, welche dadurch Vergebung ihrer Sünden zu erlangen glauben. Die Großlamas wissen und sehen Alles; selbst der Herzen verborgenen Rath und der Seele geheimste Gedanken. Ueber nichts brauchen sie erst Erkundigung einzufordern, thun sie es aber doch, so wollen sie damit nur die Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe der Befragten prüfen. Bisweilen theilen sie Kügelchen von geweihtem Wehlteig aus, mit

denen ihre Verehrer viel Uberglauben treiben; falsch aber ist es, daß von ihrem Unrathe Kügelchen gemacht, ausgeheilt, in goldnen Büchsen verwahrt und selbst mit den Speisen vermischt würden. Uebrigens scheinen die beiden Großlamas, was man kaum erwarten dürfte, mit einander in gutem Vernehmen zu stehen; wenigstens besuchen sie sich gegenseitig und theilen einander den Segen!

Von den Großlamas zieht sich in festgesetzten Ordnungen der Heiligkeit die Kette der übrigen Lamas herab, und man kann sich in Lehren, Gebräuchen und Einrichtungen kein festgestellteres Priesterregiment denken, als auf der tibetanischen Erzhöhe wirklich thronet. So giebt es bei den Lamaiten noch ohngefähr 10 andre Oberpriester, welche gleichfalls als Verkörperungen von Gottheiten betrachtet werden. Man nennt sie Kutuchtas. Das gemeine Volk erweist ihnen göttliche Verehrung und glaubt, daß ihnen das Vergangene wie das Zukünftige bekannt sei. Doch haben diese Kutuchtas nicht so viel Gewalt, daß sie nach ihrem eigenen Gefallen in neuen Körpern erscheinen könnten. In der Regel bestimmen die Großlamas und der chinesische Kaiser diejenigen Kinder, in welche die Seele des Kutuchta einwandern soll, oder schon eingewandert ist. Der hierzu ausgewählte Knabe, größtentheils aus einer vornehmen Familie, wird seinem künftigen Verufe gemäß erzogen, um dann feierlich dem vorigen Kutuchta nachzufolgen. Wenn die Seele des letztern in den neuen Körper übergeht, d. h. wenn er stirbt, so bemühen sich die Lamas, den Ort ausfindig zu machen, wo dieser göttliche Oberpriester wieder in die Welt zurückgekehrt ist. Nachdem sie, als wäre es unvermuthet geschehen, den bereits stehenden Nachfolger entdeckt haben, schicken sie die ältesten Lamas ab, um ihn in Angenschein zu nehmen. Hierauf vermischen sie einige Saaten, welche dem Verstorbenen gehört haben, mit andern, und legen sie dem jungen Menschen vor der, der früher empfangenen Beschränkungen eingedenk, die erstern eifrig ergreift und die letztern verwirft; auch thun sie Fragen an ihn, Streitigkeiten oder sonst wichtige Ereignisse betreffend, die sich beim Leben des vorigen Ku-

suchta zugetragen haben, und natürlich antwortet er darauf ganz befriedigend. Nunmehr erkennen ihn alle, mit Begeisterung des lebhaftesten Entzückens, für den vorher da gewesenem Kutucha und geleiten ihn im feierlichen Aufzuge nach seinem neuen Aufenthalte. Ueber sein Betragen müssen die Lamas einige Jahre lang wachen. Nur von weitem, und auch das wird nur Wenigen gestattet, darf man ihn sehen. — Die ungeheure Zahl von Geistlichen oder gemeinen Lamas, die die herrschende und zugleich die bloß verzehrende Volksklasse in Tibet ausmachen, besteht, nach den neuesten Nachrichten, aus neun Abtheilungen. Zur untersten gehören die Tupa oder Lehrlinge, die in einem Alter von 8 bis 10 Jahren aufgenommen werden. Haben sie bis zum 15. Jahre die erforderlichen Kenntnisse erworben, so gehen sie zu den Tophas über, welche zu der höhern Klasse eines Gyloogs, die ehelos leben und in Klöstern wohnen, vorbereitet werden. Aus den letztern werden die Vorsteher der zahlreichen Klöster, um Lassa herum soll es allein über 30,000 geben, eine Nachricht, die wohl übertrieben ist — die Aufseher über die täglichen Andachtsübungen, die Speisevertheilung und die Hausordnung gewählt. Da nach den Befehlen von vier Edleuten eines Tibetanners wenigstens einer sich dem Klosterleben widmen muß, und alle Aemter und Würden nur von Geistlichen besetzt werden können, so begreift man leicht die außerordentliche Menge der in Tibet zu diesem Stande gehörenden Personen. Fasten, sich casten und beten sind die Hauptbeschäftigungen der Klostergeistlichen; um das letztere sich zu erleichtern, hat ihr Scharfsinn eine Gebetmaschine erfunden. Diese besteht aus einem Cylinders, um welchen ein Papierstreif sich herumbewegen kann, so wie ohngefähr unsere Kinder um ein Stäbchen, oben spitz zulaufendes Holz, Papierschnitzel hängen und durch die Ofenwärme in Bewegung setzen lassen. Auf das Papier der tibetanischen Maschine ist eine Gebetsformel geschrieben; nimmt nun ein Geistlicher diese Maschine zur Hand und schüttelt sie so, daß das Papier um den Cylinders herumläuft, so wirkt dies gerade so viel und ist eben so verdienstlich,

als wenn der fromme Mann seine Lunge in Bewegung setzte. — Eine besondere Secte der Lamaiten hält die Priestersehe für erlaubt und nimmt auch Weiber in den geistlichen Stand auf. Es giebt daher auch eine Menge weiblicher Klöster, und in einem derselben wird sogar eine Großlamain göttlich verehrt. Die Mönche dürfen die Nonnen besuchen und Belustigung ihnen annehmen; aber kein Geschlecht darf eine Nacht in dem Kloster des andern zubringen. Die Klöster haben wegen der vielen Tempel und Wohnungen das Ansehen kleiner Städte und sind mit einträglichem Grundeigenthum reich dotirt. — Die Geistlichen tragen ein langes, wolles Gewand, das ein Gürtel, von welchem ein Rosenkranz herabhängt, zusammenhält. Kopf und Bart sind geschoren, der Hut ist flach. Die Lamas dürfen kein Thier tödten, kein Fleisch essen, kein berauschendes Getränk zu sich nehmen, keine Frauensperson berühren, nicht lügen, nicht stehlen, keine Reichthümer sammeln, sondern nur von Almosen leben. Bemerkt der jährliche neu zu erwählende Vorsteher eines Klosters, der zum Zeichen seiner Würde eine Krone in der einen Hand, und in der andern einen Stab hält, von dessen Ende ein kleines Rauchfaß an Ketten niederhängt, bei seinen Untergebenen Unregelmäßigkeiten, so kann er Schläge aushtheilen, oder den Schuldigen mit dem brennenden Rauchfaße empfindlich berühren. — Von der Mythologie des Lamaismus läßt sich mit Sicherheit nur wenig sagen. Die Zahl der Untergötter und Heiligen ist ungemein groß. Der Mensch in oder Schutzgeist des Hauses wird mit einer Krone in der einen und mit einem Schilde in der andern Hand abgebildet, um die Beschützung des Hauses anzuzeigen. Der Laisch oder Donnergeist wird wie ein Mann, mit dem Schnabel und den Krallen eines Adlers, zwischen von Pauken umgeben, vorgestellt. Der Baruna, der Neptun der Lamaiten, reitet auf einem Fische. Ein anderer Gott, Amida, wird mit einem dem Kopfe eines Hundes ähnlichen Haupte abgebildet; den rechten Fuß setzt er auf den Kopf eines Löwen, den einen getödteten Menschen unter sich hat (s. Taf. XXX.). Aber die größte ihrer Gottheiten ist ein Weib aus der

Familie der Pusa, d. h. der Aussicht führenden Götter, die bei geringern Veranlassungen über die gewöhnlichen Angelegenheiten des Lebens befragt werden. Dem Anscheine nach ist sie eine Personifikation der Natur und wird auf verschiedene Weise (s. Taf. XXX.) abgebildet. Zuweilen sieht man sie bald halb, bald ganz bekleidet mit untergeschlagenen Beinen auf einem Kusnub sitzend, das Innere der Hände und Füße, so wie die obere Haut der Nase ist aufgeschlagen, ein Rosenkranz umgibt den Hals oder fällt über die Brust herab. Zuweilen wird sie auch mit vier Köpfen und 40 bis 50 Armen abgebildet, die vier Köpfe nach den vier Weltgegenden anschauend und jeder Arm ein dem Menschen nützlich Naturerzeugniß tragend; zuweilen wachsen aus jedem der beiden Arme, etliche kleinere heraus und auf dem Kopfe steht eine pyramidalische Gruppe kleinerer Köpfe. — In Trümmern liegende Tempel anzutreffen ist nichts Ungewöhnliches, denn so oft in einer Stadt oder in einem Dorfe ein ungewöhnlich trauriges Ereigniß eintritt, z. B. Hungersnoth, Seuchen, Ueberschwemmungen u. s. w., ohne daß die Gottheit die wiederholten Gebete um Beendigung solcher Plagen erhörte, so schreiet man unbedenklich zur Bestrafung derselben, reißt den Tempel nieder und läßt den Gott oder die Göttin unter freiem Himmel sitzen. — Den öffentlichen Cultus sucht man durch rauschende Instrumentalmusik und Sängerschöre, zuweilen aus 200 bis 300 Knaben und Männern bestehend, zu verherrlichen. Außer den großen Fast- und Festtagen im Februar, Mai und November ist auch der 9., 19. und 29. Tag in jedem Monat ein Festtag, Leute, die den Ruhm vorzüglicher Heiligkeit suchen, stellen beschwerliche Wallfahrten an und geben in aberwüthiger Erdbildung des Fleisches and selbstgewähltem religiösen Fasten u. dergl. fanatischen Büßern des Brahmansismus (s. S. 49. ff.) nichts nach. So hatte ein großer Heiliger, Pranpree mit Namen, zwölf Jahre lang nicht anders, als mit untergeschlagenen Beinen gegessen, ohne sich jemals auf den Rücken oder die Seite zu legen. Diese ganze Zeit brachte er mit Wanderungen durch verschiedene Länder zu, war er müd, so

band er sich, um nicht umzufallen, mit Stricken an einen Baum oder Pfahl. Die nächsten zwölf Jahre hielt er die Hände, mit in einander gesteckten Fingern, gefaltet über den Kopf und wanderte ebenfalls in verschiedenen Gegenden. Als er umher, ging selbst bis Konstantinopel und soll sogar bis Moskau gekommen sein. Die Arme waren aus Mangel an hinlänglichem Blutumlauf verwelkt, gefühllos und steif, doch hoffte er den Gebrauch derselben wieder zu bekommen, wenn er sie wieder abwärts tragen würde. Zwei Goseins oder heilige Pilger waren ihm beim Auf- und Absteigen von seinem Pferde, einer tangunischen Scherke, behülflich. Um die ganze Reihe seiner Büßungen zu vollenden, hatte er aber noch zwei andre Proben zu bestehen. Zuerst nämlich wird der Büßende über einem Feuer so dicht aufgehängt, daß seine Haare in dasselbe reichen und nun fast eine Stunde lang über dem reichlich genährten Feuer hin und her geschwenkt. Dann kommt die letzte Probe, welche darin besteht, daß er in aufrechter Stellung sich lebendig begraben, d. h. in einer Grube sich so lange mit Erde beschütten läßt, bis er vollständig bedeckt ist. In dieser Lage muß er ebenfalls eine Stunde zubringen, dann gräbt man ihn aus, und wird er noch lebendig gefunden, so hat er die höchste Stufe der Heiligkeit erlangt!

Die Nahrungsmittel der Tibetaner sind sehr einfach. Wilder Honig und getrocknete, getrocknete, in Butter geröstete Milch gehören zu den Leckerreien. Die Geistlichen essen nichts, was Leben hatte, ihre Hauptnahrung ist Reis, Wurzeln und Baumfrüchte. Der gemeine Tibetaner aber nimmt es mit dem Genuß der Fleischspeisen nicht so genau, und frisches Hammelfleisch mit Milch und Gewürzen gekocht ist ihm ein Lieblingsgericht. Die trockne, aber furchtbar kalte Bitterung, die vom October bis zum März eintritt — alle Gewächse werden während dieser Zeit so dürr, daß man sie zwischen den Fingern zu Staub zerreiben kann und alles Holzwerk, welches an den tibetanischen Gebäuden der Luft ausgesetzt ist, als Thüren, Säulen u. s. w., muß durch wollene

Fächer gegen den zerstörenden Einfluß des in dieser Zeit herrschenden Südostwindes, dem man sich nicht auf längere Zeit entgegen stellen darf, ohne die Vorderzähne einzubüßen, geschützt werden — benützen die Einwohner zur Aufbewahrung des Fleisches und der Fische. Das geschlachtete und ausgeweidete Thiere wird nämlich, in aufrechter Stellung, dem Winde und der Sonne ausgesetzt, wodurch es völlig austrocknet und nach Verlauf eines Jahres noch genießbar ist. Die gewöhnlichen Getränke sind Thee, welcher einen Zusatz von Butter und Mehl bekommt, und eine Art gebrannter, aus gegorenem Reis oder Weizen bereitetes, nach Belieben kalt oder warm zu genießendes Wasser, Chong genannt. Destillirt man den Chong, so erhält man einen sehr hitzigen Brantwein, Arza. Die Geistlichen und Frauen enthalten sich aller starken Getränke. Beim Trinken opfert man, wie die alten Griechen und Römer, immer den Göttern einige Tropfen. Gäste werden sowohl beim Empfange, als beim Abschiede mit Früchten und Getränken bewirthet. Auch ist es Sitte, sich bei Besuchen eine seidne Schärpe zu schenken, in deren Ende heilige Worte gewebt oder gestickt sind. Dem Niedrigen giebt der Höheren gleich bei seiner Ankunft eine weiße Schärpe in die Hand und erhält beim Weggehen eine rothe über die Schulter. Leute gleichen Standes überreichen einander gleichzeitig gleichfarbige Schärpen.

Die Kleidung der gemeinen Tibetaner besteht während des Sommers in einem langen Gewande aus wollenem, schwerem Zeug, im Winter trägt man Schaf- oder Fuchspelz; nur die Vornehmen sind in Seide, und kostbares Pelzwerk gekleidet. Die Kleidung eines Vornehmen beschreibt Turner folgendermaßen: ein langer, gelbsaffraner, mit Zobel gefütterter Oberrock wurde, um den Unterleib mit einem

Gürtel zusammengehalten; ein braunrother Schawl war darüber geworfen, so daß der rechte Arm frei blieb, den Kopf bedeckte ein runder, gelb lackirter Hut. Von dem Gürtel hing ein kleines Futteral für Messer, ferner ein großer Beutel für die Theetasse und andere Geräthschaften. Korbe Stiefeln bekleideten die Füße. Das Pferd, das er ritt, war mit rothen Quasten, Schabracken und tibetanischen Ruchschwänzen*) verziert und an dem Halse hingen eine Menge Glöckchen, die bei jeder Bewegung klingelten. Der weiblichen Kleidung ist schon oben, bei Beschreibung des Anzuges der Mutter des Tissa-Lama, gedacht worden.

Die Wohnungen der vornehmern Tibetaner sind zum großen Theil in chinesischem Geschmack erbaut und möblirt. Die Fenster haben fein Glas und werden nur durch Vorhänge und Jalousieen verwahrt. In die oberen Stockwerke steigt man nicht auf Treppen, sondern auf gewöhnlichen Leitern hinauf. Der Palast des Dalai-Lama zu Lassa enthält 10,000 Zimmer, und die von dem Gott bewohnten Gemächer sind nach den Berichten des neuesten Reisenden, Klaproth, 367 Fuß hoch. Das Dach ist stark verguldet. Die Häuser der niederen Stände sind von rohen Steinen erbaut, die ohne Mürtel über einander gelegt werden. Wegen der oft herrschenden strengen Winde haben diese Häuser nie über drei oder vier kleine Löcher, um Licht einzulassen. Das Dach ist eine flache Terrasse, mit einer zwei bis drei Fuß hohen Brustwehr umgeben. Auf dieser liegen gewöhnlich Haufen loser Steine, in denen eine kleine Fahne oder ein Baumast, aber sonst etwas steekt, woran eine lange Schnur mit Papierstreifen oder weißen Lappchen gebunden wird, die, von einem Hause zum andern gezogen, zu einem unfehlbaren Saubermittel gegen den Einfluß böser Geister dienen.

*) Diese langhaarigen Kuh- oder Stierschwänze machen, da man sie in Indien zu Fliegenwedeln braucht, einen nicht unwichtigen Handelsartikel aus. Der Grunzschweif, des grunziens, oder Gad (die Kuh heißt Dhó), von dem man sie nimmt, ist eine Büffelart, die nicht brüllt, sondern kaum hörbar grunzt. Er hat einwärts gebogene Hörner und einen kleinen Höcker, der so wie der Rücken und der einem Ruchschweif ähnliche Schwanz mit langen, weichen, glänzenden Haaren besetzt ist, die zu Ziegen und Stirkeln gebraucht werden. Vom Unterleibe hängen schlichte Haare oft bis zur Erde hinab und der übrige Körper ist mit einer krausen Wolle überzogen. Die Kuh, Dhó, dieser Büffelart, geben zwar viel Milch und Butter, aber das Fleisch ist unschmackhaft und wird nicht gepossen.

Hinsichtlich der ehelichen Verhältnisse der Tibetaner ist der seltsame, ja fast einigige Gebrauch merkwürdig, daß hier nicht wie in ganz Asien ein Mann mehrere Weiber, sondern eine Frau mehrere Männer nehmen kann und in der Regel nimmt. Vielleicht hat dadurch die zunehmende Bevölkerung in einem Lande gehindert werden sollen, das nicht viele Menschen ernähren kann. Mehrere Brüder haben gewöhnlich nur eine Frau, die von dem ältesten gewählt wird; ihm gehört auch das älteste Kind, und die folgenden den andern nach dem Alter; daher Niemand mit Zuverlässigkeit seinen Vater kennen kann. Die Heirathsgebräuche sind einfach. Wird ein den Vätern eines Mädchens gemachter Heirathsantrag angenommen, so erscheinen die Väter mit ihrer Tochter im Hause des Brautwerbers, wo die männlichen und weiblichen Bekannten beider Theile zusammenkommen und mehrere Tage mit Schmausen und Tanzen sich vergnügen. Damit ist die Heirath vollzogen. Die Priester, welche, wie schon gedacht, die Gesellschaft der Frauen meiden, haben weder Theil an diesen Festen, noch an der Bestätigung der gegenseitigen Verpflichtungen. Die wechselseitige Uebereinstimmung ist das einzige Band, und die Anwesenden sind Zeugen der Verbindung, welche so lange als unauf löslich betrachtet wird, als nicht beide Theile freiwillig in eine Trennung willigen. Die Frau wird von ihren Männern mit vieler Achtung und Schonung behandelt, und einer sucht es dem andern in galanter Aufmerksamkeit gegen dieselbe zuvorzuthun. Uebrigens lebt das weibliche Geschlecht auch häuslich, eingezogen und fleißig, und übernimmt bei den niedern Volkstufen, oft die schwersten Handarbeiten. Beispiele von Untreue sind höchst selten und werden von den Männern mit Geld, von Seiten der Frau durch körperliche Züchtung abgeköpft. — Die neugebornen Kinder werden mit einem Gemisch von Milch und Wasser bespritzt und erhalten bei dieser Gelegenheit durch den Geistlichen den Namen irgend eines Heiligen.

Die Vergnügungen der Tibetaner bestehen nächst dem Schachspiele, der Instrumental- und Vocalmusik, in welchen Stücken

man es ziemlich weit gebracht hat, in Schauspielen, die Gegenstände aus der Mythologie und Moral darstellen, und in Stiergefechten. Zu den letzteren wählt man die stärksten und wildesten Thiere aus und führt sie an festen Stricken auf den Kampfplatz. Hier angekommen stürzen sie gewaltsam vor sich hin, als wollten sie sich durch nichts zurückhalten lassen, und ihre hervorstechenden Augen rollen mit Wuth, als wären sie von dem bevorstehenden großen Kampfe unterrichtet. Mit starken, eisenschlagenden Stöcken stellen sich mehrere Menschen um das Schlachtfeld herum. Die Stiere werden von entgegengesetzten Seiten losgelassen, wählen, sobald sie ihre Freiheit führen, mit den Hörnern den Rufen auf, schlagen hinten aus und zeigen alle Merkmale der heftigsten Wuth. Sie fallen aber einander nicht sogleich an, sondern gehen bei einander vorüber, sehen sich von der Seite an, nähern sich einander langsam und in immer engeren Kreisen, bis sie nur noch ein kleiner Zwischenraum trennt, dann wenden sie sich so, daß sie sich gerade gegenüber stehen und rennen nun ungestüm mit den Köpfen gegen einander. Eine halbe Stunde lang unterhalten sie den Kampf mit außerordentlicher Kraftanstrengung und der Boden zittert unter den Füßen, wenn sie mit den Köpfen zusammenstoßen. Vermindert sich endlich ihre Kraft und will der Gieg sich für den Stärkeren entscheiden, so werden sie getrennt. Der schwächste wird von den Umstehenden fortgetrieben, der andere aber mit Seilen gefangen und in seinen Stall geführt, um beide für künftige Spiele zu erhalten.

Nach Klaproths Berichten weichen die Begräbnißgebräuche der Tibetaner von denen aller andern Völker ab. Einige Tage nach dem Tode nämlich wird der Leichnam zu einem öffentlichen Beamten gebracht, der ihn in kleine Stücke zertheilt und diese den Hunden vorwirft. Diese Begräbnißart heißt die irdische. Die Knochen werden in einem Steinernen Mörtel zermalmt, mit Mehl vermischt und den Hunden gegeben; giebt man sie aber den Geiern, so heißt die Begräbnißart die himmlische. Die Leichen derer, welche zu arm sind, um die Kosten der Zerschneidung ihres Leichnams zu hinter-

lassen, werden ins Wasser geworfen, und dann heißt es ein wägriges Begräbniß. Die Leichen der Priester werden verbrannt und mit der Asche kleine metallne Götzenbilder angefüllt, die man dann zur allgemeinen Verehrung öffentlich aufstellt (s. Taf. XXX.). Alljährlich, gegen Ende unseres Octobers, wird ein allgemeines Fest zum Andenken an die Verstorbenen gefeiert. An diesem Feste sind des Abends die Wohnungen der Priester und Laien durch Lampen hell erleuchtet; alle Glocken tönen und in den Tempeln erschallt eine feierliche Musik. Das Ganze beschließt ein stilles Gebet. Außerdem feiert man noch ein Fest des Frühlings und des Herbstes unter allgemeiner froher Theilnahme der ganzen Bevölkerung.

Große wissenschaftliche Bildung darf man bei einem Volke, das fern vom Verkehr mit dem Auslande, durch fast unübersteigliche Gebirge von der übrigen Welt abgesondert ist, nicht suchen. Zwar giebt es in Tibet gegen 12 Hochschulen, in denen Logik, Stern- und Heilkunde und Rechtsgelehrsamkeit gelehrt wird, und die zum Theil so berühmte sind, daß sie selbst von Chinesen besucht werden; allein alle diese Schulen haben nur den Unterricht der Geistlichen zum Zweck. Der Kurs dauert 12 Jahre und der Grade sind, wie schon oben erwähnt wurde, neun, wovon der höchste, wenn ihn der Lama ertheilt, große Summen kostet. Da man viel auf Zanbereiten und Vorbedeutungen hält, so giebt es auch einige Schulen für solche Geistliche, die sich vorzugsweise damit beschäftigen wollen, um nachher in der Dummheit des Volkes einen meist sehr reichlichen Unterhalt zu finden. — In den Klöstern, welche zugleich Schulen sind, wird der tibetanischen Jugend nur ein sehr dürftiger Unterricht ertheilt. — Die tibetanische Sprache ist wie das Volk, das sie redet, mongolischen Ursprungs. Die Volkssprache (Umin) wird in verschiedenen Mundarten gesprochen, die heilige Sprache (Utschen) hat Ähnlichkeit mit dem Sanskrit. Die Buchdruckerkunst wird in Tibet schon seit alten Zeiten be-

trieben; man kennt aber die beweglichen Lettern nicht, sondern die Buchstaben sind, wie in China, in hölzerne Tafeln eingeschnitten und werden auf schmale, aber starke, aus Baumrinde gefertigte Papierstreifen eingedruckt, so daß man den Druck auf beiden Seiten erkennen kann. An Religionschriften und historischen Werken sind die Bibliotheken ihrer Klöster ziemlich reich.

Ueber den Fleiß und die Geschicklichkeit der Tibetaner in mechanischen Fertigkeiten, so wie über ihren Kunstfleiß, haben wir nur sehr dürftige Nachrichten. In den zum Feldebau sich eignenden Gegenden sind die Einwohner sehr betriebsam und haben selbst die Abhänge hoher Berge terrassenförmig angebaut und das Wasser in hohlen Baumstämmen bis auf die obersten Abzüge geleitet. Damit im Winter die fruchtbare Erde nicht von den Winden weggeführt werde, begießt man beim Eintritt der Kälte die Felder mit Wasser, so daß sie zuletzt ganz mit einer Eisdecke versehen werden. In den Gärten baut man Äpfel, Birnen, Pflaumen und Aprikosen. Von dem guten Zustande der Viehzucht zeugen ihre Rindvieh-, Schaf- und Ziegenheerden, so wie ihre gut unterhaltenen Stutereien. — Auch giebt es unter den Tibetanern geschickte Schmiede, Gold- und Silberarbeiter, welche Götter und andere Zierathen für die Tempel, desgleichen Waffen, als Säbel, Dolche und Pfeilspitzen, verfertigen. Ausgezeichnet sind die Theerassen von weißem Metall mit erhabener Arbeit und Goldverzierung, nicht weniger die feinen Porzellanstücken der Lamas, aus denen sonst Niemand trinken darf. Es sind dieselben äußerst dünn, von rein weißer Farbe und auf beiden Seiten mit dem Bildnisse eines Drachen geziert, das man aber, fast wie die Wassergelassen auf unserem Papiergelde, nur bei genauerer Betrachtung und in geringer Entfernung sieht. In den Wollmanufacturen werden starke, entweder braunrothe oder weiße, selten über 1 1/2 Fuß breite Zeuge gewebt, die aber doch wegen der äußerst feinen Wolle überaus weich und leicht sind *).

*) Die tibetanischen Schafe, *ovis laticauda*, von denen der Stoff zu diesen Zeugen genommen wird, unterscheiden sich von den unsern durch eine kleinere Gestalt, vorzüglich aber durch breite Fettschwänze, welche bis 40 Pfd. w. gen. Ihre Wolle ist die feinste in der Welt und wird zum großen Theil nach

Der meiste Handel Tibets wird mit China, wohin zwei Karavanenstraßen führen, getrieben, während der Handel mit Indien und Rußland durch die eifersüchtige Politik der Chinesen sehr beschränkt ist. Die Ausfuhr besteht in Luchsen und Zeugen, feiner Wolle, Goldstaub, Lämmer- und Otterfellen; eingeführt werden: Thee, Eisenwaaren, rohe Seide, Persen u. s. w. Durch die zahlreichen fremden Pilger und durch die Geschenke, welche den beiden Großkamas jährlich von verschiedenen Völkerschaften dargebracht werden, kommt eine Menge Geld und Geldewerth in das Land. Die einzige Münze aber scheint der Indermilly oder Taak zu sein, der etwa 6 Gr. gilt und von dem man auch halbe hat. Bei größern Zahlungen braucht man Beutel mit Goldstaub, auch Gold- und Silberstangen. Der vornehmste Handelsplatz ist Cassa.

6. Bewohner Chinas.

Die Chinesen selbst nennen ihr Land Tschon Kue, d. h. Mittelpunkt der Erde, denn ihr lächerlicher Stolz läßt ihnen in den andern Ländern der Erde nur Anhängsel ihres großen Hauptreichs erkennen. Bei den Russen heißt es Kitai und bei den Hindus und Arabern (letztere riefen) betelie im 9. Jahrh. n. Chr. einen ausgebreiteten Handel mit demselben, während die Europäer erst im 12. und 13. Jahrh. durch Missionäre einige Kunde von diesem Lande erhielten) Sin oder Tschin, woraus die ältern seefahrenden Europäer Sina, China und Schina gemacht haben, von welchen drei Benennungen die zweite am Allgemeinen angenommen ist, obgleich die

deutsche Schreibart, China, eigentlich von den Franzosen entlehnt ist, die zuerst die Worte zweier Araber über China übersetzten und das Ch bekanntlich anders aussprechen als wir.

Was wir aber die früheste Geschichte der Chinesen wissen, ist meist aus ihren eigenen, aber spät bekannt gewordenen Quellen geschöpft. Griechen und Römer kannten China nicht. Unter allen jetzt vorhandenen Reichen der Erde ist das chinesische das älteste, wenn schon sein Alter nicht so hoch hinaufreicht, als die Chinesen, aus thörichtem Stolz, sich selbst gern überreden möchten, indem sie von nicht weniger als Millionen Jahren sprechen. Gleichwohl ist es wahr, daß die glaubwürdige Geschichte dieses Volkes 2000 Jahre, die ungewisse und fabelhafte noch weiter zurückgeht. Wahrscheinlich haben schon 2000 v. Chr. kleine Völker dort bestanden, die aber auch schon in vorhistorischen Zeiten eine leichte Beute einer von der Wüste Kobi — ihren Zusammenhang mit dem großen Gebirgsrücken Mittelasiens weist jede Charte nach — herabkommenden mongolischen Horde wurden. Das weite, wohl bewässerte Land, ringsum von hohen Gebirgen und Wäldern begrenzt, ausgedehnt genug, um die größte Volksmenge zu fassen, und reich genug an allen Naturerzeugnissen, um keines andern Landes zu bedürfen, war ganz dazu geeignet, bald eine eigene Welt für sich zu bilden und der Schauplatz eines eigenen Ganges der Menschencultur zu werden. — Obgleich die Chinesen von jeher das gefesteste Volk Asiens gewesen, ja in manchen Erfindungen, z. B. des Papiers, des Porzellans, des Pulvers, vielleicht auch des Compasses, der Buchdruckerkunst, des Brückenbaues und der

Kaschmir verführt, um zu Shawls verarbeitet zu werden. Die allerfeinsten Shawls aber werden nicht von Shawl, sondern von tibetanischer Biegenwolle verfertigt. Diese Biegen, auch Kaschmir-Liegen genannt, werden in großen Dreden aus den dünnen, trocknen Büschen, welche die nackten Berge Tibets bedecken. Sie gehören zu der schönsten Biengattung und übertreffen an äußerer Gestalt die von Angola. Ihre Farbe ist verschieden: schwarz, weiß, bläulich weiß und hellbraun. Sie haben gerade Hörner und sind von Mittenmuche. Der zu den Shawls benutzte Stoff ist der leichte, äußerst feine und zarte Flaum, welcher zunächst auf der Haut, unter den langen und groben Haaren sitzt. Das Thier scheint die ganz eigenthümliche Saisfheit seiner Wolle klimatischen Verhältnissen zu verdanken; wenigstens darf man es nicht in die warme Atmosphäre von Bengalen bringen, denn hier verliert es so gleich seine Wolle und Hautgeschwülste zerstören beinahe das ganze Fell. Daß jedoch in der neuesten Zeit Thiere dieser Art in Frankreich eingeführt, und größtentheils so erhalten worden sind, daß sie sich hier fortpflanzen und ihre Vorzüge nicht verlieren, ist eine hinlänglich beglaubigte Thatsache.

Schiffelkunst, nebst manchen andern seinen Handirungen und Künften den Europäern vorgegangen sind; so hat ihre Geschichte doch weniger Interesse für uns, theils weil sie mit unserm Welttheil in gar keiner Verbindung gestanden, — ein Winkelvölkchen am Rande der Welt, nennt sie Herder, vom Schicksal außer den Zusammenhang der Nationen gesetzt und eben dazu mit Bergen, Wüsten und einem beinahe buchtlosen Meere verschängt — theils weil sie seit jener frühern Zeit gar keine Fortschritte in der Kultur gemacht haben. „Die chinesische Geschichte,“ sagt Klotzsch, „gleicht der Naturgeschichte einer Thiergattung, welche in jeder Generation unverändert wiederkehrt, und Jahrtausende hindurch immer nur ein und dasselbe Bild zeigt;“ und Herder nennt das chinesische Reich eine balsamirte Mumie, mit Hieroglyphen bemalt und mit Seide umwunden; ihr innerer Kreislauf ist wie das Leben der schlafenden Winterrhiere!

Mit dem Jahr 250 v. Chr. erhob sich allmählig aus den vielen kleinen Staaten, in welche China getheilt war, die Herrschaft eines Einzigen über das weite Reich; der Kaiser Tsching-Hoang-Ti vereinte, mit echtem Despotententum, das vielgetheilte China zu einem großen Ganzen. Von diesem Augenblicke an scheint die Kultur des Volkes still gestanden, und seinem Charakter jene Unempfindsamkeit eingeprägt worden zu sein, welche sogar die Möglichkeit eines weiteren Fortschritts aufhob. Die heiligen Bücher des Volkes, welche Sachen enthalten mochten, die seinem Despotismus ungünstig schienen, ließ Tsching-Hoang-Ti insgesamt verbrennen und verfolgte ihre frommen Vertheidiger mit blutiger Strenge. Die ungeheure chinesische Mauer, von der jedoch, gegen die Einfälle der Tartaren, einzelne Theile schon früher errichtet waren, ist kein Werk. Diese Mauer, (s. Taf. XXXIII) die ungefähr gleiche Länge des Weges von Berlin bis Venedig, nämlich vom Ufer des Meeres bis zur westlichen Tartarei, 400 Meilen, sich erstreckt, besteht eigentlich aus zwei Mauern, welche oben breit ausgezackt sind; der Zwischenraum ist mit Erde und Schutt ausgefüllt. Der Grund ist

aus Quadern von Bruchsteinen, alles übrige aber aus großen Backsteinen gebaut. Die Höhe beträgt 26 und die obere Breite des Ganzen 14 Fuß. In den Thürmen, welche fast alle hundert Schritt errichtet, jetzt aber ohne Besatzung sind, liegen einige hundert Kanonen von Guss Eisen aufgeschütt. Wegen der Gebirge, über die sie führt, hat sie mancherlei Krümmungen, aber nur eine einzige Unterbrechung durch den breiten und tiefen Hoangho, dessen Fluß; übrigens aber zieht sie sich von den höchsten Gipfeln der Berge — einer der höchsten Berggipfel, über welchen die Mauer hinweggeht, ist nach wirklichen Vermessungen 5225 Fuß hoch — längs ihrem Rücken durch die tiefsten Thäler und vermittelt Bogenentwürfen, auch über Flüsse hin. Einzelne besonders wichtige Punkte sind noch durch dahinter liegende Forts besetzt. Eine Million Soldaten soll, ehe sich die chinesische Regierung das Land jenseits derselben unterworfen hatte, dieses Riesennetz besetzt gehalten haben; jetzt sind nur noch einige Punkte militärisch besetzt und die Mauer selbst an vielen Stellen sehr verfallen. Welche Anstrengung muß der Bau dieses ungeheuern Werkes dem Volke gekostet haben, besonders da, das meiste Material dazu aus weiter Ferne herbeigeführt und auf so unzugängliche und hohe Gebirge hinaufgeschafft werden mußte! Und welche Masse von Material! Der Engländer Barrow hat berechnet, daß dieselbe das Quantum des Materials sämmtlicher Häuser von Großbritannien übersteige und man damit eine einige Fuß hohe Mauer um die ganze Erde ziehen könnte! Ihren Zweck aber hat die chinesische Mauer nicht erreicht gegen die Einfälle der Mongolen und Tartaren wurde sie errichtet, und Mongolen und Tartaren haben abwechselnd China verwüstet; ja letztere sitzen noch heute auf dem Stuhle seiner Kaiser. Und so wird denn diese Mauer zwar immer ein bewundernswürdiges, einziges Werk menschlichen Fleißes, aber auch ein Denkmal menschlicher Kurzsichtigkeit bleiben, die so viel Kraft und Verschwendung und hinter Mauern eine Sicherheit suchte, die nur der laffere Arm und glühende Vaterlandsliebe gewähren konnte —

Schon der Enkel Tschü-Hoang-Ti's verlor die äbel errungene Herrschaft und im Aufbruch das Leben. China zerfiel abermals in kleinere Reiche, die im Anfange des siebenten Jahrhunderts n. Chr. Liehu-Pang, ein Räuber, dann Feldherr, endlich Kaiser, wieder vereinte und die mächtige und länger dauernde Dynastie Han stiftete. Die Kaiser aus diesem Hause waren von den benachbarten Reichen geachtet und selbst von den damals übermüthigen Arabern gefürchtet. — Im zehnten Jahrhunderte setzten sich die Tartaren im Norden Chinas fest, wurden dem Reiche immer gefährlicher und gelangten bald zum Besitze des halben Landes. Um von ihrer drückenden Herrschaft sich zu befreien, wagten zu Anfang des 13. Jahrhunderts die Kaiser einen verzweifelten Schritt; die Mongolen riefen sie ins Land; überwältigten mit ihrer Hilfe leicht die Tartaren, bezahlten aber diesen Liebedienst auch theuer genug, denn am Ende des 13. Jahrhunderts 1279 errang nach den blutigsten Kriegen, in denen Millionen Chinesen ihr Leben verloren, der Mongole Kublai-Chan, Dschengis-Chans würdiger Enkel, die Herrschaft über das ganze chinesische Reich. — Die Chinesen hatten jedoch nicht Ursache, mit ihren neuen mongolischen Beherrschern unzufrieden zu sein, denn wenn die europäischen Barbaren, welche einst das römische Kaiserthum umstürzten, auch dessen Einrichtungen und Gesetze, Sitten, Wissenschaften und Künste unter denselben Trümmern begruben, und die Ueberwundenen selbst die Barbarei der Ueberwinder annehmen mußten; so bequemten sich dagegen die mongolischen Eroberer Chinas zur Sitte ihrer Besiegten, und stellten gleich nach verübtem Sturm alle öffentlichen und Privatverhältnisse wieder her. Ein bloßer Dynastienwechsel schien vorgegangen zu sein, und der mongolische Chan, auf dem Throne der chinesischen Kaiser sitzend, schärfte nicht nur die Regierungsgrundsätze und Gebräuche seiner Vorfahren nachdrücklich ein, sondern beobachtete sie auch selbst. Wenn Einige in diesen Thatfachen ein glänzendes Zeugniß des Sieges der Kultur über die Barbarei finden wollen, so geben dieselben

Andern nur Gelegenheit, das scharfsinnig geordnete System der Sklaverei zu bewundern, an dem selbst Mongolen nichts zu ändern fanden! —

Die mongolische Dynastie, wiewohl sie in längerer Zeit kräftig und weise regierte, ermattete dennoch in der Folge, und der Nationalhaß der Chinesen gegen die aufgedrungenen Herrscher, den die Klugheit früherer mongolischer Kaiser nur eingeschlafert oder kräftig niedergeschreckt hatte, brach mit Ullgewalt hervor. Ein Aufwärter in einem Bonzentloster, Tschu mit Namen, rief, als der Kaiser Schän-Ti, der neunte seines Hauses, ein schwacher und schwelgerischer Mann, auf dem Throne saß, das chinesische Volk zur Endigung der fremden Herrschaft in die Waffen. Der Abfall ward bald allgemein, die mongolischen Großen, unter sich selbst uneins, vertheidigten den Thron nur wenig. 1368 floh der Kaiser in die Mongolei, seiner Vorfahren heimatliches Land. Der Chinesen siegreiche Heere drangen nach, die ein Jahrhundert lang geduldig getragene Schmach dadurch rächend, daß sie nun das Stammland ihrer Despoten sich unterwarfen. — Tschu, nach seiner Erhöhung Hongwu genannt, der Befreier seines Volks, bestieg nun den wohlverdienten und von ihm ehrenvoll behaupteten Thron, und die mächtige, an guten Kaisern reiche Dynastie, welche er stiftete, hat drittehalb hundert Jahr unter dem Namen Ming über China geherrscht.

Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts gerieth China unter die Herrschaft der Tartaren, von Mantchen oder Mantchu, denen man früher an den Grenzen des Reichs einige Wohnsitze eingeräumt hatte. Sie stifteten die Dynastie Tsing und Kaiser ihres Stammes regieren noch heute in China. Unter der Regierung dieser tartarischen Kaiser, die sich aber auch, wie vormals die Mongolen, zu den Gesetzen und Sitten der Chinesen bequemt haben, hat die Macht des Reichs nach außen sich noch beträchtlich vergrößert. Die kleine Bucharei, die Mongolei, die Kalmükerei, nebst Tibet, sind von ihr

nen abhängig geworden. Mehrere gegen diese Dynastie in den neuesten Zeiten ausgebrochene Revolutionen wußte ihre Macht und ihr Glück bisher siegreich zu dämpfen.

Die Angabe der Volksmenge Chinas schwankt zwischen 333 und 142 Millionen. Allerdings ein bedeutendes Schwanken! Aber wohl möglich, daß die wahre Bevölkerung entweder die höchste Angabe noch übersteigt, oder weit unter der geringsten zurück bleibt. Gewiß ist, daß die Dichtigkeit der Bevölkerung sehr ansehnlich ist, und in manchen Provinzen die kultivirtesten Gegenden europäischer Länder übertrifft. Außer den eigentlichen Chinesen findet man in China noch Mantschews (Mantschuren), die seit dem 17. Jahrhundert in großer Menge sich über das Land verbreitet, aber fast durchgängig die Sitten und Gebräuche der von ihnen besiegten Chinesen angenommen haben; Mongolen; Miaotse; wahrscheinlich die ältesten Einwohner des Landes, ein halbwildes Gebirgsvolk, das, obschon die Oberhoheit Chinas anerkennend, doch in einer gewissen Unabhängigkeit unter erblichen Mandarinen lebt, Ackerbau und Weberei treibt und mit Pfeil und Bogen wohl umzugehen weiß; Losos, ein wohl gewachsenes, abgehärtetes Bergvolk, wahrscheinlich birmanischer Abkunft, und Juden, die schon 200 v. Chr. hier eingewandert sein sollen, und in China eben so abgesondert leben, wie in andern Ländern.

Die Chinesen gehören unstreitig zum mongolischen Volksstamme, und sind etwas größer, aber auch zarter als die eigentlichen Mongolen. Die Gliedmaßen, besonders Füße und Hände, sind unverhältnißmäßig klein, und die ersteren werden bei den Frauenpersonen, besonders den reichen und vornehmen, indem man von früher Jugend auf die Beine, mit Ausnahme der großen, gewaltsam unter die Fußsehlen bindet (s. Taf. XXXIV.) und die Füße in enge Schuhe zwingt, noch mehr verkürzt, so daß sie nicht über 4 oder 5 Zoll lang und 2 Zoll breit werden. Un dem dadurch wankend und unsicher gemachten Gang der Frauen — chinesische Ge-

dichte vergleichen ihn oft mit dem Behen einer Weide — soll die Eifersucht der Männer schuld sein. Die Hautfarbe der Chinesen ist lichtbraun, das Gesicht breit, viereckig, mit hervorstehenden Backenknochen; die Stirn offen, die Augen klein und länglich, stehen dergestalt hervor, daß man beide sehen kann, wenn man ein Gesicht im Profil betrachtet; die Nase ist klein, mit weiten Löchern versehen und zwischen den Augen ohne Erhöhung; der Mund mittelmäßig, allein die Ohren breit und meistens durchstochen, so daß der Lastträger seine Cigarre, der Gelehrte, durch Fäden, seine Brille darin befestigen kann. Das Haar ist dunkelschwarz, stark und dick; rothe Haare werden verachtet; der Bart, den man erst im dreißigsten Jahre wachsen läßt, ist in den südlichen Provinzen besonders dünn. Die Männer haben Anlage zum Dickwerden; die Muskeln aber sind schlaff (s. Taf. XXIII. Physiognomie der Chinesen). Der Wuchs der Frauen ist von mittlerer Größe und fein; ihre Nase kurz, ihre Augen schwarz und feurig, ihr Mund klein, ihre Lippen glänzend roth, ihre Brust stark, ihre Hautfarbe weiß, aber durch frühzeitigen Gebrauch der Schminke, Mädchen von 7 — 8 Jahren fangen schon an sich zu schminken, entsteht.

Was den allgemeinen Charakter der Chinesen anlangt, so sind sie von einigen, besonders frühern Reisenden und Schriftstellern, als das weiseste, sinnreichste und gelehrteste Volk des Erdbodens, und von andern wieder als unmenschlich in ihren Sitten, albern in ihrem Betragen, kleinlich in ihren Erfindungen und unwissend in den wichtigsten Theilen des menschlichen Wissens geschildert worden. Reizend ist das Gemälde, welches Herder, nach den Berichten früherer Reisenden von China entwirft. „Sanftmuth und Biegsamkeit, gefällige Höflichkeit und anständige Gebräuche sind das Alpha, das der Chinese von Kindheit auf lernt und durch sein Leben hin unablässig abt. Ihre Polizei und Gesetzgebung ist Regelmäßigkeit und genau bestimmte Ordnung. Das ganze Staatsgebäude in allen Verhältnissen und Pflichten der Stände gegen einander ist auf die Ehrerbietung

gebannt, die der Sohn dem Vater, und alle Unterthanen dem Vater des Landes schuldig sind, der sie durch jede ihrer Obzigkeiten, die Ki der, schätzt und regiert. Könnte es einen schönern Grundsatz der Menschenregierung geben? Kein erblicher Adel, nur Adel des Verdienstes, soll gelten in allen Ständen; geprüfte Männer sollen zu Ehrenstellen kommen, und diese Ehrenstellen allein geben Würde. Zu keiner Religion wird der Unterthan gezwungen; Anhänger der Lehre des Confucius, des Laotsee und Fo, Juden und Christen, sobald sie der Staat aufnimmt, wohnen friedlich neben einander. Ihre Gesetzgebung ist auf Sittenlehre, ihre Sittenlehre auf die heiligen Bücher der Vorfahren unabänderlich gebaut; der Kaiser, ihr oberster Priester, der Sohn des Himmels, der Bewahrer der alten Gebräuche, die Seele des Staatskörpers durch alle seine Glieder; könnte man sich, wenn jeder Umstand berührt und jeder Grundsatz in lebendiger Ausübung wäre, eine vollkommenere Staatsverfassung denken? Das ganze Reich wäre ein Haus tugendhafter, wohlzogener, fleißiger, sittlicher, glücklicher Kinder und Brüder!“ Ein neuerer geistreicher Schriftsteller sagt: „Das unermessliche chinesische Reich ist das prachsvollste und merkwürdigste Denkmal von der langen Dauer des Despotismus der Gewohnheit, von den Vortheilen und Nachtheilen der großen Macht der Gewohnheit, von ihrem bewunderungswürdigen Einfluß auf Regierung, Wissenschaften und Sitten. Wie weit auch die Epoche der Civilisation der Chinesen zurück gehen mag, wie stürmisch auch die Revolutionen gewesen sein mögen, welche die Dynastien und Regenten erfuhren, die heutigen Chinesen gleichen noch vollkommen ihren vor 2000 Jahren entschlafenen Vätern. Sie haben nur die Praxis der Wissenschaften und Künste, üben diese mit kleinlichem Eifer und Verständigkeit und kennen keine Theorie. Sie sind die ältesten Kinder der Erde!“ Könnte ein aufgeklärter Europäer sich wohl versucht fühlen, das ruhige Glück dieser alten und ehrwürdigen Kindheit zu beneiden? — Genug; man thut den Chinesen wohl nicht unrecht, wenn man im Allgemeinen ihren Charakter als ein seltsa-

mes Gemisch von Stolz und Bettelhaftigkeit, von affectirtem Ernste und wahrer Kleinlichkeit, von verfeinerter Artigkeit und niedriger Gemeinheit betrachtet. Mit einem Anstrich von großer Einfachheit und Offenheit in der Unterhaltung paaren sie einen Grad von Kunst und List, auf den der Europäer selten vorbereitet zu sein pflegt. Die Eitelkeit einer angemessenen Nationalüberlegenheit, und der hohe Begriff, den sie sich von ihren Vorzügen machen, verlassen sie keinen Augenblick. Wenn sie nicht umhin können, Vorzüge bei andern Völkern wahrzunehmen, so stellen sie sich, als sähen sie dieselben nicht. Und ob sie gleich genöthigt sind, durch Ausländer ihren Kalender berichtigen und ihre Uhren in Ordnung halten zu lassen; obschon sie alle Jahre verschiedene Beweise höher stehender Kunst und Geschicklichkeit aus Europa erhalten, so bleiben sie doch fest bei der Meinung, daß alle andere Nationen, im Vergleich mit ihnen, Barbaren seien. Einem chinesischen Kaufmanne, der nach englischem Muster ein Schiff zu bauen unternahm, wurde dies nicht allein streng untersagt, man legte ihm auch noch eine schwere Geldbuße auf, weil er es gewagt hatte, die Weise einer barbarischen Nation anzunehmen und von der Sitte der Vorfahren abzuweichen. Ihre National-eitelkeit zeigt sich auch darin, daß nicht ein einziger Artikel, der bei ihnen eingeführt wird, seinen Namen behält; jeder Gegenstand, ja sogar jede Person und jedes Volk muß eine chinesische Benennung erhalten. — Unbegrenzte, zur Religionspflicht gewordene Verehrung der Vorfahren, aus deren Gesellschaft in den Hallen der Seligen man sich selbst ausschließen würde, wollte man ausländische Bildung annehmen, hat nicht wenig zu jener starren Anhänglichkeit an das Alte beigetragen, da die Chinesen in ihrer Erde, wie die Juden vor der Vermischung mit andern Völkern frei erhalten hat, aber auch jenen auffallenden Mangel an geistigem Fortgange in allen Künsten und Wissenschaften und am Triebe zur Verbesserung des Veralteten zur Folge gehabt.

Hinsichtlich der Religion herrscht in China überall vollkommene Glaubensfreiheit; nur Ru-

hamedaner und Christen sind in den neuern Zeiten verfolgt und zum Theil ausgegrötet worden *). — Die drei ältesten Religionen Chinas sind die des Confucius oder Con-fu-tse, des Laofung oder Laotse und des Fo oder Buddha.

Die älteste Religion der Ebinesen war Fetischismus, Verehrung von Gegenständen, Kräften oder Erscheinungen der Natur. Confucius, (S. 114 Anmerkung,) verbesserte diese Religion weniger in dogmatischer als moralischer Hinsicht, und aus seinen zum Theil noch vorhandenen Schriften kann man seine Lehren mit ziemlicher Sicherheit kennen lernen. Aus Nichts, behauptet er, kann unmöglich Etwas werden; die Grundursache oder das Princip der Dinge (Li) muß daher mit den Dingen selbst, der Materie, gleichzeitig vorhanden gewesen sein; sie ist also, wie die Materie selbst, ewig, aber auch unzerstörbar, ohne Grenzen, allmächtig und allgegenwärtig. Der Mittelpunkt der Kraft, von welchem aus die Grundursache wirkt und von wo ihre Ausflüsse sich über die ganze Welt verbreiten, ist das blaue (Himmels) Element (Tien), und es ist daher die erste und

höchste Pflicht eines Fürsten, im Namen seiner Untertanen dem Tien Opfer zu bringen, besonders in den Nachtgleichen, ein Mal um eine glückliche Saatzeit, das andere Mal um eine reiche Ernte zu erhalten. — Der menschliche Körper ist, nach Confucius, aus zwei Principien zusammengesetzt; das eine ist leicht, unsichtbar und aufsteigend, das andere schwer, sichtbar und herabsteigend. Im Tode steigt der leichte und geistige Theil in die Luft, der schwere und körperliche sinkt in die Erde. Die Geister der Gerechten können ihre ehemaligen Wohnungen oder solche Oerter besuchen, wo sie die Huldigung ihrer Nachkommen empfangen, und vermögen diesen noch Wohlthaten zu erzeigen. Daher ist es eine theuere Pflicht jedes Menschen, die heiligen Gebräuche in dem Tempel, welcher dem Andenken der Vorfahren gewidmet ist, genau zu beobachten; wer sie vernachlässigt, bringe sich dadurch selbst um die Erlaubnis, einst die Wohnungen der Vorfahren besuchen zu dürfen und um die selige Freude, die die Huldigung der Nachkommen gewährt. — Solche Lehren mußten natürlich den Glauben an gute und böse Geister, an Schutzgottheiten der Familien, Städte,

*) Um die Mitte des achten Jahrhunderts schon fand das Christenthum Anhänger in China und später gab es eine Zeit, wo in den von den Jesuiten unterhaltenen Missionen mehr als 100,000 Christen vorhanden waren. Bischöfe, selbst in Peking einer, waren angestellt, Klöster errichtet, und der Einfluß der gewandten Jesuiten am kaiserlichen Hofe nicht unbedeutend. Allein in den neuern Zeiten hatten die Christen das Un Glück, der chinesischen Regierung als politische Sectierer verdächtig zu werden, und es ergingen, namentlich seit 1515, harte Verfolgungen gegen sie. Doch gab es noch 1824 Missionen in China, aus deren Berichten hervorgeht, daß die Zahl der Christen im ganzen Reiche immer noch gegen 50,000 betrage, und vorzüglich durch die Kinder, die in China täglich ausgeführt und in den Strom geworfen, von den Missionären abgerettet und im Christenthum erzogen werden, vermehrt werde. — Größer als die Zahl der Christen war die gegen das Ende des 18. Jahrhunderts die Zahl der Muhammedaner im chinesischen Reiche; aber der Kaiser Kienlong rothete sie aus, vertrieb mehrere hunderttausende und schloß ihre Mosken. — Merkwürdig ist die jüdische Uebersetzung in China. Ihrer durch mehrere Umstände bekräftigten Berechnung nach stammen diese Juden von Anhängern ab, die schon lange vor dem Anfang der christlichen Zirkelnung in China eingewandert sein müßten. Sie sind im Besitze einer uralten Handschrift, der fünf Bücher, die auf Rollen einer ganz besonders Papiers in großen und deutlichen Schriftzeichen geschrieben ist, doch standen nicht unter, sondern über den Buchstaben Akente und Punkte, die in keiner andern bekannten hebräischen Handschrift vorkommen. Was ihnen im Jahr 1704 ein Jesuit von Jesus Christus sagte, war ihnen ganz neu und setzte sie in das größte Erstaunen. Sie hatten bis dahin von keinem andern Jesus gehört, als von Jesus, dem Sohne Sirachs. Nur so viel wußten sie, daß ihre Vorfahren aus einem Königsreiche in Westen gekommen seien, welches Josua erobert habe; ferner, daß ihr Volk, 600,000 an der Zahl, Kaavres verlassen und das rothe Meer und die Wüste durchwandert habe. — Ubrigens sind ihre Religionsgebräuche sehr mit chinesisch vermischt; doch verheiratheten sie sich nur unter einander und blieben mit den Chinesen außer aller Familienverbindung. — Beim Vorlesen der heiligen Bücher bedecken sie sich mit einem durchhängigen Schleier, zum Andenken an Moses, der mit verhülltem Antlitz vom Berge, aus dem ihm Gott erschien war, herabstieg. Ihre Synagogen sind mehr als die der europäischen Juden dem Tempel zu Jerusalem nachgebildet und haben ein Allerheiligstes, das nur der Oberpriester betreten darf. Beim Gebet wenden sie sich nach Westen, weil ihnen Jerusalem westwärts, nicht wie den europäischen Juden nach Ost und Südosten liegt.

Häuser, Berge und andere Orte begründen. — Als ein persönliches Wesen dachten sich Confucius und seine Schüler die Gottheit nicht, so wie sie eben so wenig dieselbe unter irgend einem Bilde dargestellt wissen wollten. Sonne, Mond, Sterne und die Elemente, nebst dem blauen Himmelsgewölbe, als die schaffenden Kräfte und die unmittelbaren, mit ihr untrennlich verbundenen Werkzeuge der Gottheit, beteten sie unter dem umfassenden Worte Tien, Himmel, an.

In jeder Stadt ist ein öffentliches Gebäude, eine Art von Collegium, in welchem die Prüfungen für die gelehrten Grade vorgenommen werden. Hier versammeln sich die Gelehrten an gewissen Tagen, um dem Andenken des verehrten Weltweisen ihre Hochachtung zu bezeigen. In dem großen, zu dieser Feierlichkeit bestimmten Saale ist eine schlichte Tafel aufgestellt, worauf mit vergoldeten Charakteren Folgendes geschrieben ist: „Confucius, verehrter Lehrer, laß deinen geistigen Theil herabsteigen und genehmige die Verehrung, die wir dir jetzt demüthig darbringen!“ Es werden dann Obst und Wein, Blumen, Wohlgerüche und andere Sachen vor die Tafel gestellt; auch brennt man allerlei wohlriechende Harze, Weihrauch, Kerzen aus Sandelholz und vergoldetes Papier an; alles Gebräuche, die auch sonst bei der feierlichen Erinnerung an verstorbene Verwandte üblich sind. Bildsäulen aber hat man dem Confucius nie errichtet, und eben so wenig ihm jemals göttliche Ehre erwiesen. — Zur Religion des Confucius bekennen sich nur die Gebildeten, also der bei weitem kleinere Theil der Bewohner Chinas, nach Hassel etwa 2½ Millionen, während zu der in ihrem Cultus weniger einfachen Lehre des Laokung sich 25 und zu der des Fo, die jetzt in China regierende Dynastie und mit Einschluss der Lamaisten in Tibet und der Mongolei 253 Millionen bekennen.

Die Religion des Laokung oder der Laotse, d. i. Ehre der Unsterblichkeit, stand entweder noch bei Lebzeiten des Confu-

cius oder doch kurz nach seinem Tode. Der Stifter derselben war Laokung, der Sohn eines armen Bauers, der in seiner Jugend in dem Hause eines chinesischen Reichthums gebient hatte, und sich erst im 70. Jahre mit einer vierzigjährigen Bäuerin verheirathete. Die hohe Bestimmung des Weltweisen wurde durch verschiedene wunderbare Ereignisse bei seiner Geburt angekündigt. Als sich seine Mutter an einem einsamen Orte befand, überschattete sie plözlich die belebende Kraft des Himmels und der Erde; aber nach 80 Jahren erst kam sie, vertrieben aus dem Hause ihres Bruders, unter einem Pfaffenbaume nieder und gebar einen Sohn, dessen Haupthaar und Augenbrauen ganz weiß waren. Anfangs gab ihm die Mutter den Namen des Baumes, unter welchem er geboren ward, das Volk aber nannte ihn Laotse, das Greisenthind. — Von seiner Kindheit und Jugend schweigt die Geschichte. In seinen spätern Jahren soll eine Reise nach Tibet mit den Grundsätzen des Lamaismus ihn bekannt gemacht und seine Stelle als Bibliothekar des chinesischen Kaisers den Trieb zu gelehrten Forschungen, namentlich auf dem Gebiete der Geschichte und der alten Sprachen, reichlich genährt und befruchtet haben. Er starb, ein hochbejahrter Greis, seinen Schülern das geschätzte Buch Laote, eine Sammlung von 5000 Sittensprüchen hinterlassend. — Chinas Epikur, setzte Laokung das höchste Gut in das durch Mäßigung der Leidenschaften zu erringende Wohlfeyn an Geist und Körper; durch den Frank der Unsterblichkeit aber, welcher wirklich aufgefunden sei und mittelst einer Mischung aus den drei Naturreichen die geschwächte Lebenskraft erneuere, könne und müsse man sich vor Krankheit und Tod, den Hauptfeinden eines heitern Lebensgenusses, sichern. Die bekehrten Leute flogen begierig zum Lebensquell und selbst mehrere Fürsten ließen es sich nicht nehmen, an dem Frank der Unsterblichkeit, der aus Opium und andern die Nerven zwar reizenden und die Lebensgeister vorübergehend erheiterten und belebenden Stoffen besteht, aber dafür auch die Reizbarkeit endlich ganz erschöpft und zuletzt den Tod herbeiführt, zu

sterben *). Die Priester des Laotse leben in Klöstern, ehelos, und üben eine Menge Zaubereien, Geisterbeschwörungen und andere Gauerkünste, indem sie, eintönige Verse murmelnd, um den Altar, auf welchem eine heilige, durch Wachs, Sandelholz und andere wohlriechende Stoffe reichlich genährte Flamme brennt, herumgehen. — Die Tempel des Laotse sind voll großer und mißgestalteter Figuren, aus Holz, Stein oder gebranntem Thon, mit bunten Farben oder Firniß überzogen, zum Theil wohl auch vergoldet. Besonders häufig trifft man den Götzen der Unsterblichkeit (s. Taf. XXXI.) in ihren Tempeln an. Göttliche Ehre aber erweisen sie diesen Figuren, die bloß die guten und bösen Geister, in den verschiedenen Leidenschaften, welchen die menschliche Natur unterworfen ist, vorstellen sollen, nicht. Die guten Geister, oder die angenehmen Gemüthsbewegungen, stehen auf einer Seite des Tempels und die ihnen entgegengesetzten auf der andern; so sind die Personifikationen der Liebe und des Hasses, des Vergnügens und des Schmerzes, einander gegenüber gestellt.

Die meisten Anhänger zählt in China die Religion des Fo, deren wir schon oben gedacht haben. Der Priester oder Lama's hat diese Religion eine Unzahl. Sie sind meist gelb gekleidet, tragen um den Hals oder in der Hand einen Kranz von Korallen, den sie zur Abzählung der vorgeschriebenen Gebete, als Rosenkranz, gebrauchen und leben ehelos in großen, zum Theil mit reichen Einkünften versehenen Klöstern und Tempeln, von den Chinesen Puta-la, Buddha-laya, Wohnung des Buddha, sagen die Mongolen, genannt werden, (s.

Taf. XXIII. u. XXXI.). Einige von den Götzen Chinas verehrte Götzen (s. Taf. XXXI.).

Der praktische Theil dieser drei verschiedenen in China geltenden Religionsysteme besteht, wenigstens bei den heutigen Befennern derselben, in der Beobachtung äußerlicher, abergläubischer Gebräuche. In jeder Stadt, in jedem Dorfe, zuweilen mitten in Wäldern, auf den Bergen und an den einsamsten Orten, giebt es kleine Tempel, deren Thüren immerfort offen stehen, damit jeder nach Belieben hineingehen und sich Rath holen kann. Will Jemand eine Reise unternehmen, eine Frau kaufen, ein Haus bauen u. s. w. und er ist zweifelhaft, ob sein Vorhaben einen glücklichen Erfolg haben werde; so begiebt er sich in den nächsten Tempel. Auf jedem Altar steht ein hölzerner Becher, in welchem sich eine Menge Stäbchen befinden, die an beiden Enden mit gewissen Charakteren bezeichnet sind. Er nimmt den Becher in die Hand, schüttelt ihn, bis ein Stäbchen auf die Erde fällt; dann betrachtet er den darauf geschriebenen Charakter und sucht das entsprechende Zeichen der Antwort in einem Buche, das an der Wand des Tempels hängt. Auf diese Art wird das Loos mehrere Male geworfen. Kommt unter drei Stäben ein glückliches heraus, so hält die der Fragende für eine günstige Vorbedeutung, und entspricht der Ausgang der Erwartung, so kehrt er in den Tempel zurück, um aus Dankbarkeit ein paar Vögel bemaltes oder mit Zinnblättchen belegtes Papier zu verbrennen und etliche Stücke Kupfergeld auf den Altar zu legen. Kaiser legen ihre Dankbarkeit für ein erhörtes Gebet wohl auch dadurch an den Tag, daß sie dem Tempel, in

*) So wird von einem Kaiser aus der Dynastie Han erzählt: der Tod hatte ihm eines seiner geliebtesten Weiber entziffen; er war untröstlich. Da gelang es einem Priester des Laotse, durch Gauerkünste ihm noch einmal den Anblick des geliebten Weibes zu verschaffen; nun warf er sich ganz in die Arme dieser Religion und trank so fleißig vom Unsterblichkeitstrank, daß man bald Alles für sein Leben fürchten mußte. Die Vorstellungen seiner Minister waren vergebens. Endlich wagte es ein Großer des Reichs, dem Kaiser eines Tages, einen solchen mit Unsterblichkeitstrank gefüllten Becher aus der Hand zu reißen, und denselben plötzlich auszuwerfen. Begeistert durch diese Verwegenheit ließ ihn der Kaiser auf der Stelle verhaften und zum Tode führen. „Dein Befehl ist unnütz —“ sprach gelassen der Betrobene — „es ist nicht in deiner Macht, mich zu tödten, da ich mich so eben unsterblich gemacht habe. Hat aber der Tod noch Macht über mich, so wirst du doch dadurch überzeugt werden, daß dieser Trank die Kraft nicht hat, die du ihm zuschreibst, und daß jene Betrüger dich hintergehen.“ Diese Worte retteten ihm zwar das Leben; aber den Kaiser befielen sie nicht; er starb früh am Lebenstrank!

welchem sie ihr Gebet verrichtet hatten, einen neuen, glänzenden Titel verleihen! — Eines der ungereimtesten Vorurtheile der Chinesen ist das Fong hui. Unter diesem Worte, welches Wind und Wasser bedeutet, verstehen sie die glückliche oder unglückliche Lage eines Hauses, eines Begräbnisplatzes u. s. w. Wenn an der Seite eines Hauses der Nachbar ein anderes baut, ohne mit der ängstlichsten Sorgfalt darauf zu sehen, daß es mit dem daneben stehenden gleiche Richtung erhalte; oder wenn die Ecke, die das Dach des neugebauten Hauses bildet, an die Seite der Mauer oder des Daches von dem andern Hause stößt; so ist dieß für einen Chinesen schon genug, sich für einen verlorenen Mann zu halten: Furcht und Angst, daß er und seine Nachkommen dem widrigen Einfluß dieser unglücklichen Ecke unterworfen seien, läßt ihm keine Ruhe. So wird die Erbauung eines neuen Hauses oft der Anfang eines unersöhnlichen Hasses zwischen zwei Familien und erregt nicht selten die heftigsten Rechtsstreitigkeiten. Sind die gerichtlichen Klagen ohne Erfolg, so sucht sich der Gefränkte dadurch zu sichern, daß er mitten auf seinem Dache einen Drachen oder ein anderes Ungeheuer von Backsteinen aufsetzt, welches einen schrecklichen Blick auf die unglückliche Ecke wirft und seinen furchtbaren Nachen weit aufsperrend das widrige Fong hui zu verschlingen droht. — Der Glaube an die sichere Erfüllung noch so widersinniger Prophezeiungen ist in China allgemein. So war die Besetzung und Zerstörung der englischen Factoren zu Canton im Jahre 1831 die Folge einer Prophezeiung, daß im Jahre 1831 das chinesische Reich durch Verrätherei, von den Engländern erobert und unter dem Oberbefehl eines Weibes in Sklaverei versetzt werden würde. Man erlaubt daher keinem englischen Brauergewinn, unter irgend einem Vorwande die Grenzen Chinas zu überschreiten. — Eine Menge Wahrsager, Zeichendeuter, Kartenspieler und Taschenspieler durchziehen in aller Richtungen das Land, und nähren sich sehr reichlich davon, daß sie in den Häusern, Wirthshäusern und Gerichten ihre thuggerischen Künste treiben. Man erkennt sie an

einer kleinen Pfeife, auf der sie sich hängen lassen, und winkt ihnen, wenn man sie braucht.

Der oberste Regierungsgrundsatz, nach welchem China beherrscht wird, ist das natürliche und unveräußerliche Recht des Vaters über seine Kinder, ein Recht, das in China zu keiner bestimmten Zeit aufhört und mit unverminderter und unbedingter Herrschaft aufrecht erhalten wird, bis der Tod einer der Parteien die Befugniß aufhebt. Da der Kaiser für den gemeinschaftlichen Vater seines Volkes gehalten wird, so ist ihm natürlich die Ausübung derselben Gewalt über sein Volk verliehen, die ein Vater über seine Familie hat, und in diesem Sinne führt er den Titel: großer Vater! Allein, was hat dieser an sich gute Momatengrundlag auf einen großen Staat, wie China, mit seinem Oberhaupte, seinen Obrigkeiten und Unterobrigkeiten angewendet, für Folgen gehabt? Als in ihm der kindliche Gehorsam keine Grenzen fand, indem man dem erwachsenen Manne, der selbst Kinder und männliche Geschäfte hat, dieselbe Pflicht auflegte, die nur dem unermöglichten Kinde gebührte; ja als man diese Pflicht auch gegen die Obrigkeit festsetzte, die doch nur im bildlichen Verstande durch Zwang und Noth, nicht aber aus süßem Naturtriebe den Namen des Vaters führt: was konnte, was mußte daraus anders entstehen, als daß, indem man, trotz der Natur, ein neues menschliches Herz schaffen wollte, man das wahre Herz der Menschen zur Falschheit gewöhnte? Wenn der erwachsene Mann noch kindlichen Gehorsam bezogen soll, so muß er die selbstwirkende Kraft aufgeben, die die Natur in seinen Jahren ihm zur Pflicht machte; leere Ceremonien treten an die Stelle der herzlichen Wahrheit. Daher der Zwiespalt des obersten Regierungsgrundsatzes der Chinesen mit ihrer Geschichte. Wie oft haben die Kinder des Reichs ihren Vater vom Throne gestoßen; wie oft die Väter gegen ihre Kinder gewüthet! Geizige Mandarinen lassen Tausende verhungern, und werden, wenn ihr Verbrechen vor den höhern Vater kommt, mit elenden Stockschlägen, wie Knaben, unwirksam gezüchtigt! — Da die Gewalt des großen Vaters unumschränkt ist, so nennt er sich nicht selten den

einigen Regierer der Welt und den Sohn des Himmels, so wie auch das himmlische Reich häufig das himmlische genannt wird. Damit in dem großen Gebäude des kindlichen Gehorsams alles wohl übereinstimmen möge, so wirft sich der Kaiser an jedem Neujahrstage mit vieler Feierlichkeit vor der Kaiserin Mutter neun Mal hinter einander auf die Knie, fordert aber an demselben Tage die gleiche Huldigung von allen seinen höhern Staatsbeamten. Außerdem ist den Kaiser gehalten, seiner Mutter aller fünf Tage einen Besuch abzustatten und ein neu ausgerufenen Kaiser, dessen Mutter noch am Leben ist, kann nicht eher die Huldigung der Großen seines Hofes annehmen, als bis er die feilige der Kaiserin Mutter geleistet hat; auch wählt er sich keine Gemahlin, ertheilt seinen Kindern kein Fürstenthum, macht keine Anordnung in der kaiserlichen Familie, bewilligt dem Volke keine Gnade u. s. w., ohne seine Mutter um Rath zu fragen. Hierdurch schon, noch mehr aber durch eine eigene, aus zwei Männern bestehende Behörde, die befugt ist, gegen jede verfassungswidrige oder gesetzwidrige Handlung des Kaisers Vorstellungen zu machen, ist seine Macht in etwas beschränkt. Diese beiden Männer sind zugleich die Geschichtsschreiber des Reichs oder vielmehr, da Chinas Herrscher Ludwigs XIV. großen Grundsatz: *L'Etat c'est moi*, aufrecht zu erhalten weiß, Biographen des Kaisers, und haben als solche die merkwürdigsten Reden und Äußerungen, die hervorragendsten Privathandlungen, so wie die denkwürdigsten Begebenheiten der Regierung des großen Vaters aufzuzeichnen. Diese Urkunden liegen in einem großen Kasten, der in dem Zimmer des Staatsrathes aufbewahrt und nur erst nach dem Tode des Kaisers geöffnet wird. Sollte etwas aufgezeichnet sein, was den guten Ruf des Verstorbenen wesentlich beeinträchtigen könnte, so wird es aus Schonung gegen seine Familie nicht eher, als bis nach zwei bis drei Menschenaltern bekannt gemacht; ja Manches darf nicht eher veröffentlicht werden, bis das ganze Herrscherhaus ausgestorben ist.

Der Kaiser hat, wie seine Unterthanen, eigentlich nur eine einzige rechtmäßige Gemahlin, die den Titel und die Vorrechte einer Kaiserin

genießt; wohl aber eine Menge Nebenweiber, unter denen, obschon sie alle, die rechtmäßige Gemahlin mit eingeschlossen, aus den Töchtern der höhern Staatsbeamten, selten nur aus niedern Volkstassen gewählt sind, eine gewisse Rangordnung herrscht. Die drei Fuschin nehmen nach der rechtmäßigen Kaiserin den ersten Platz ein und haben ihren eignen Palast und besondern Hofstaat. Auf sie folgen die 9 Pin, dann die 37 Schifu und zuletzt die 80 Yutse. Indessen werden alle Kinder derselben als Zweige der kaiserlichen Familie angesehen; die Töchter meistens an mandchurische oder mongolische Prinzen, fast nie an Chinesen verheirathet, in der Thronfolge aber haben die Edhne der rechtmäßigen Gemahlin vor denen der Nebenweiber den Vorrang, obschon es dem Kaiser frei steht, in seinem letzten Willen oder sonst in einer ausdrücklichen Staatsurkunde, dem Sohne den Thron zu vererben, den er für den würdigsten hält. — Gleich nach ihrer Geburt wird der Name der kaiserlichen Kinder in das große gelbe Buch eingetragen; sie erhalten vom Kaiser Beinamen und Titel und kleiden sich zur Auszeichnung gelb. Die Namen ihrer Kinder dagegen werden in dem rothen Buche verzeichnet und der Rang aller dieser Prinzen und Prinzenkinder wird mit jeder Generation um einen Grad geringer, und nach der siebenten heißt nur noch der älteste ein Prinz und hat das Recht, den gelben Gürtel zu tragen, während die übrigen sich unter den gemeinen Bürgern verlieren. Ein Prinz kann nur von seines Gleichen gerichtet werden. Jeder, der einen Prinzen beleidigt, wenn dieser mit dem gelben Gürtel geziert ist, hat das Leben verwirkt; hatte der Prinz aber es verüßelt oder absichtlich unterlassen, den gelben Gürtel anzulegen, so wird die Sache nur wie eine Rechtsangelegenheit zwischen Bürger und Bürger betrachtet, und der Veleidigte kommt mit einer Tracht Bambusschläge davon.

In der Verwaltung des Reichs wird der Kaiser von zwei Rathsversammlungen, einer ordentlichen und außerordentlichen, unterstützt. Letztere ist bloß aus kaiserlichen Prinzen zusammengesetzt, erstere aber aus den Hauptministern, die aus der ersten Klasse der Civil-

mandarinen gewählt werden, gebildet. Der amtliche Adel Chinas nämlich, unter welchem man die in Europa unter dem portugiesischen Namen Mandarin*) bekannten höhern Beamten versteht — persönlichen Adel giebt es, die Verwandten des Kaisers und die Abkömmlinge des Confucius ausgenommen, hier nicht, — theilt sich in zwei Klassen, in die gelehrte und kriegerische, in Civil- und Kriegsmandarinen. Die Civilmandarinen, deren Gesamtzahl sich im ganzen Reiche auf 15,000 belaufen soll, zerfallen wieder in 8 Unterklassen, die der Kolaso, woraus die Minister, der Tschio ssé, woraus die Vizekönige und Präsidenten der Oberbehörden, der Tschonschuo, woraus die Geheimschreiber des Kaisers, der Ytschuentao, woraus die Generalpostmeister und Schlosshauptleute gewählt werden. Zu den Klassen Pinpitao, Tuntientao, Hotao gehören die Inspectoren der Truppen, die Weg- und Kanalaufscher, und aus der Klasse Haitao werden alle übrige Mitglieder der Verwaltung und der Gerichtshöfe gewählt. Die Kriegsmandarinen, ihre Zahl beläuft sich auf 18 bis 20,000, sind in fünf Klassen getheilt und zwar im Range den Civilmandarinen gleich, haben aber im Staate selbst nicht den Einfluß und die Achtung, die jene genießen. Außerdem giebt es auch noch bloße Titularmandarinen, oder solche Personen anderer Stände, namentlich die bevorrechtigten Kaufleute, Hong, zu Canton, welche sich den Titel eines Mandarinen und das Recht, die damit verbundenen Auszeichnungen in der Kleidung tragen zu dürfen, mit großen Summen erkaufte haben. Die Mandarinen unterscheiden sich nämlich von den übrigen Ständen durch ein rundes Kägelschen oder einen Knopf von verschiedener Farbe (roth ist die erste, dann folgen blau, weiß, verguldet und versilbert, roth und blau haben noch Unterabtheilungen in dunkel und durchsichtig), welchen sie oben auf der Mütze mit kupfernen oder goldenen Schrauben befestigt tragen. Die hinten auf der Mütze angebrachte Pfanensfeder (s. Taf. XXXI.), ist eine Art

Ordenszeichen. Außer den Knöpfen und Pfanensfedern an den Hüften, aus denen man den Rang eines jeden Mandarinen erkennen kann, giebt es noch zwei andre Abzeichen der chinesischen Rangordnung. Die Staatsgewänder aller Mandarinen nämlich haben auf der Brust und auf dem Rücken viereckige reiche Stickereien, Pudsü genannt; Unterkönige aber, Kolaso, d. i. Kabinetminister und deren Präsident, der den Titel Schensian führt und des Kaisers vorzüglichstes Vertrauen genießt, Prinzen und selbst der Kaiser (s. Taf. XXXI.) haben runde Pudsü's nicht nur auf der Brust und dem Rücken, sondern oft auch auf den Schultern ihrer Gewänder. Auf die Pudsü's der Civilmandarinen dürfen nur Vögel gestickt sein, während die Kriegsmandarinen gestickte Abbildungen von wilden Thieren tragen. Auf dem Pudsü des Kaisers (s. Taf. XXXI.) befindet sich dessen Wappen, ein Drache mit fünf Klauen an jeder Pfote, im blauen Felde. Zur Hofkleidung gehören auch die verschiedenfarbigen Gürtel und großköpfige Korallenschmüre, welche man um den Hals trägt und bis zum Gürtel herabhängen läßt (s. Taf. XXXI.).

Außer den schon oben gedachten zwei Rathsversammlungen sind zur Verwaltung der Regierungsangelegenheiten noch sechs Kollegien oder Oberbehörden niedergelegt: 1) des Lipu, welches die Beamtenstellen im ganzen Reiche besetzt und über deren Amtsverwaltung wacht; 2) des Hupu, die oberste Finanzstelle, unter welcher 14 Unterbehörden in den Provinzen stehen; 3) des Lypu, die Ceremonialbehörde, welche auch mit den auswärtigen Gesandten unterhandelt; 4) des Pinpu, die oberste, aber bloß mit Civilmandarinen besetzte Kriegsstelle; 5) des Hinpu, die oberste Justizstelle; 6) des Konpu, die oberste Baubehörde. Alle diese 6 obersten Behörden bestehen zur Hälfte aus Mandchuren und zur Hälfte aus Chinesen; auch von den zwei Präsidenten jeder Behörde ist der eine ein Mandchur, der andre ein Chinese. Diese Kollegien, an denen überdies noch ein kaiserlicher Kommissär, der das

*) Die Portugiesen, die uns zuerst mit den Chinesen bekannt machten, übersehten das Chinesische Mow Loan, Luang-su, d. i. Regierender, durch Mandarin.

über wacht, daß alles gesetzmäßig verhandelt werde, angestellt ist, berichten an den Kaiser, welcher sich darüber mit seinem ordentlichen Ministerrathe, nöthigenfalls auch mit der außerordentlichen Prinzenversammlung, (s. oben,) beräth und die Beschlüsse den Kollegien bestätigt, verbessert oder verwirft. —

Was überall gilt, daß sich der Geist eines Volkes nirgends treuer abspiegelt, als in dem Geiste seiner Gesetze, gilt besonders auch in China, diesem seltsamen patriarchalisch despotischen Reiche und seinen Institutionen, die ein merkwürdiges Gemisch von Brutalität und Weisheit sind. Der erste Abschnitt des chinesischen Gesetzbuches, das zum Besten der Unterthanen mit den deutlichsten Schriftzeichen, welche die Sprache hat, abgefaßt ist, führt den Titel: allgemeine Gesetze, und beginnt mit einer summarischen Aufzählung der üblichen Strafen. Die gelindeste ist eine mäßige Züchtigung mit einem dünnen Bambus, eine Strafe, die nach den Begriffen der Chinesen kaum für eine Strafe, sondern bloß für eine gelinde, durchaus nicht entehrende, Burechtweisung anzusehen ist. Schimpflicher ist das Tragen des Escha, einer großen hölzernen Tafel, auf welche das Vergehen des Verurtheilten mit großen Charakteren geschrieben ist, und die er nach Verhältniß Wochen und Monate mit sich herum schleppen muß. Die Strafe mit Bambusschlägen ist nicht allein, auf den großen Haufen beschränkt, sondern erstreckt sich durch jeden Rang und jede Klasse, und hört nur bei der Person des Kaisers auf, der dieselben sogar für seine Minister und erwachsenen Edkne so oft verordnen kann, als er es gut findet. Charakteristisch ist die Art, wie Chinesen und Mandchuren sich bei dieser Strafe benehmen; während nämlich erstere ganz erbärmlich schreien und sobald der letzte Streich gefallen ist, vor dem, der sie verordnete, auf die Knie sinken, tragen letztere sie mit verächtlichem Zillschweigen, oder murren und streiten darüber, ob ein Chinese das Recht habe, sie schlagen zu lassen. — Ueberhaupt sind die Strafen in 5 Grade abgetheilt. Ewige Verbannung, 6 bis 900 Meilen weit von der Hauptstadt, nebst 100 Streichen ist der vierte, Todesstrafe der fünfte. Werden

Vergehungen der Beamten dem Kaiser bekannt, so läßt ihnen dieser zuerst in der amtlichen Zeitung einen Verweis geben. Bedeutendere Vergehungen werden mit Rangerniedrigung bestraft, und jeder auf diese Art Erniedrigte muß dieses selbst in allen öffentlichen Blättern bekannt machen. Der letzte Grad öffentlicher Herabsetzung ist der Befehl, die Aufsicht über die Zubereitung des kaiserlichen Grabes zu übernehmen, denn dieß heißt: Der Verurtheilte sei tüchtiger, unter den Todten als unter den Lebenden angestellt zu werden. Der Vicekönig einer Provinz darf auf seinem Posten nicht länger als drei Jahre bleiben, und kein Regierungsbeamter darf an dem Orte seiner Anstellung eine Familiene Verbindung treffen, und eben so wenig in seinem Geburtsorte ein wichtiges Amt verwalten. — Bei Diebstahl und Mord ist, wenn der Angeklagte hartnäckig läugnet und sein Verbrechen aus mehreren Nebenumständen sehr wahrscheinlich wird, die Tortur vorgeschrieben, die darin besteht, daß man die Fußknochen zwischen zwei Brettern und die Fingerspitzen zwischen 3 Stäben von hartem Holz fest und immer fester einschneidet. Im Verhältniß zu seinem Buchstaben scheinen die Strafgesetze im Ganzen äußerst gelind vollzogen zu werden. So kommt im ordentlichen Gerichtsverfahren die Folter fast gar nicht in Anwendung. — Unter allen despotischen Regierungen giebt es keine, wo das Leben des Menschen so heilig gehalten würde, als die chinesische. Man übersteht niemals einen Mord, ausgenommen die abscheuliche Gewohnheit des Kindermordes oder wenigstens der Kinderaussetzung. Auch wagt der Kaiser selbst nicht, den geringsten Unterthanen ohne Urtheil und Recht das Leben zu nehmen. Kein Todesurtheil kann vollzogen werden, bevor es nicht die kaiserliche Bestätigung erhalten hat. Der Gebrauch, daß ein fremder Mensch, um seiner Familie aufzuhelfen, für Geld sich freiwillig an eines andern Stelle der Strafe, selbst der Todesstrafe, unterwirft, kommt natürlich sehr selten vor. In gewissen Fällen kann man sich von der körperlichen Züchtigung, ja selbst von der Strafe eines unvorsätzlichen Mordes, loskaufen. Unter den vom Gesetzgeber vorgesehenen Fällen findet sich eine

schöne, väterliche Verfügung: Hat ein Angeklagter wegen eines Verbrechens, das vom Begnadigungsgesetze nicht namentlich angenommen ist, das Leben verwirkt, und sein Vater oder seine Mutter, sein Großvater oder seine Großmutter sind krank, schwach, über 70 Jahre alt, und haben keine andere Stütze, als den Verurtheilten, so soll das Urtheil des letztern und die vorerwähnten Umstände der Weisheit des großen Vaters zur besondern Prüfung vorgelegt werden. Fast immer wird dann das Urtheil gemildert und die Todesstrafe in körperliche Züchtigung verwandelt. Dieselbe Vergünstigung genießen die Mitglieder der astronomischen und mathematischen Gesellschaft zu Peking. Die Gesetze und Verordnungen hinsichtlich der Fremden sind nie anders, als mit der größten Schonung vollzogen worden, und überdies bestehen gesetzliche Beschränkungen, die es einem Fremden sehr schwer machen, die Gesetze, ohne Beistand der Eingebornen zu verlegen, und dann fällt natürlich ihre ganze Strenge auf die letzteren.

Die Abgaben an die Regierung, deren Gesamtbetrag wohl etwas zu hoch auf fast 4 Millionen Thlr. angegeben wird, bestehen aus dem Zehnten der Landserzeugnisse, die meistens in natura abgeführt werden, aus einem Zölle auf das Salz, in Auflagen auf eingeführte fremde Waaren und in einigen kleinern Taxen, die nicht sehr drückend sind. Nur in besondern Fällen werden außerordentliche Auflagen ausgeschrieben.

Das chinesische Militär mag sich, mit Einschluß der mongolischen leichten Reiterei, die viel Ähnlichkeit mit den russischen Kosaken hat, auf 125,000 Mann belaufen. Nach den Büchern, aus denen sie besteht, theilt sich die chinesische Landmacht in vier besondere Theile. Der erstere besteht aus Mandschuren, der zweite aus Mongolen, die mit den Mandschuren nach China gekommen sind und sich hier niedergelassen haben; der dritte aus Chinesen, die gegen das Ende der Regierung der letzten chinesischen Dynastie Min zu den Mandschuren übergegangen und ihnen zur Besignahme des chinesischen Thrones behülflich gewesen sind; zu ihnen gehört auch die ganze, aus 400 Kanonen bestehende Feldartillerie; der vierte und letzte Theil

aus gebornen Chinesen, welche die Besatzungen im Innern ausmachen. Die einzelnen Abtheilungen unterscheiden sich durch die Farbe ihrer Fahne und der dieser entsprechenden Uniform; auch hat jede ihr besonderes Zeughaus, ihre Kaserne, Schatzkammer und Schule für ihre Kinder. Die Monturen der chinesischen Soldaten haben Ähnlichkeit mit der Kleidung aller übrigen Bürger, ausgenommen die Kurma oder der Spencer zum Ueberziehen (s. Taf. XXIV.), welcher von derselben Farbe sein muß, wie die Fahne, zu welcher der Soldat gehört, und entweder mit oder ohne Einsaffung ist. Ganz abweichend ist die Uniform der sogenannten Tigergarde (s. Taf. XXXII.) Sie besteht aus einem Jacken, langen Beinkleidern und einer Mütze von gelbem Tuch mit dunkelbraunen Streifen. Die Mütze hüllt den ganzen Kopf ein und der Kragen fällt auf die Schultern und die Brust herab; oben befinden sich auf beiden Seiten Zipfel, die wie kleine Hörner aussehen. Ein buntgemaltes, aus Bambus geflochtenes Schild und ein Säbel ist ihre Bewaffnung. Die Sättel der Reiterei, die auf ihren kleinen Pferden sehr schnell und ungestüm angreift, sind äußerst weich und sowohl vorn als hinten so erhöht, daß der Reiter nicht leicht aus dem Sige geworfen werden kann. — Alle chinesische Soldaten sind verheirathet und ihre Eöhne werden sogleich nach ihrer Geburt in die Regimentsverzeichnisse eingetragen, und treten, sobald sie erwachsen sind, in die erledigten Stellen ein. Die Soldaten der drei ersten Abtheilungen, die die Blüthe des chinesischen Heeres ausmachen und ausschließende Rechte und Ehrenbezeugungen genießen, empfangen von der Regierung, außer den Waffen, dem Pferde, dem Hause und Lebensmitteln an Reis, noch einen monatlichen, 4 bis 6 Thlr. betragenden Sold, wofür sie die Montur sich anschaffen und alle Kriegsgeräthschaften in gutem Stande erhalten müssen. Den Truppen der vierten Abtheilung, die äußerst vernachlässigt die größte Last des Dienstes tragen und dabei die wenigsten Vortheile genießen, giebt die Regierung Ackerfelder, die sie zu ihrem Unterhalte selbst bearbeiten müssen. Im Ganzen genommen ist die chinesische Kriegsmacht in elendem Zustande, und selbst

chinesische Komiker bringen die Soldaten ihres Landes als lächerliche Beispiele verzärtelter, an Geist und Körper schwacher Menschen, die ihren Muth verloren haben, und es vernachlässigen, sich durch Aufklärung zu vervollkommen, auf die Bühne. In noch schlechterm Zustande befindet sich die chinesische Seemacht. Sie besteht bloß aus zahlreichen Kriegesjunken u. kleinen Booten, wovon die größten nur 10, überdies noch schlecht bediente Kanonen führen und sich nur höchst selten in die hohe See wagen *).

In seinen Nahrungsmitteln ist der Chinese einfach, und genügsam. Reis, Hirse und andere Körnerfrüchte, mit einem Zusatz von Zwiebeln und Knoblauch, zuweilen auch mit einer Beimischung von andern Gemüsen, die in rangigem Oel, frisches Oel schmeckt den Chinesen nicht, gebraten werden, ist die Hauptkost. Schweinefleisch ist Lieblingspreiße, aber hier auch schmackhafter, als in jedem andern Lande. Geflügel halten die chinesischen Aerzte für schwer verdaulich und verbieten es daher den Kranken. Zu den Delikatessen gehört das Mark des Bambusrohrs, indianische Vogelnester, Seehundsklauen mit fetter Brühe und vielem Gewürze, Thee, ohne Milch und Zucker, oder sonst etwas, ausgenommen bei kaltem Wetter, wo man etwas Ingwer hineintut, und Milch ist das Hauptgetränk. Bei Gastmählern giebt es auch eine Art Reisbranntwein oder Rask, auch eine Art schlechten und trüben Wein, den man jedoch nur warm trinkt, weil man überhaupt alles kalte Trinken als der Gesundheit nachtheilig betrachtet. In großen Schmausereien ladet der Chinese dreimal ein und setzt oft so viel Tische als Gäste; nie sitzen wenigstens mehr als vier Personen an einem Tische. Kann ein Eingeladener wegen Krankheit oder aus einer andern Ursache nicht kommen, so wird ihm das, was er vom Gastmahle bekommen sollte, feierlich ins Haus geschickt; auch läßt jeder Gast das in seine Wohnung tragen, was ihm von seinen Speisen übrig

bleibt. Das Gastmahl selbst fängt nicht mit Essen, sondern mit Trinken an, doch muß immer zuerst der Haushofmeister, mit dem Knie auf die Erde fallend, die Gäste auffordern, die Tasse zu ergreifen. Jeder faßt hierauf die seinige mit beiden Händen, hebt sie bis an die Stirn empor, fährt dann damit bis unter den Tisch und setzt sie endlich an den Mund. Alle trinken auf einmal und zwar langsam mit drei oder vier Absätzen. Während des Trinkens werden neue Schüsseln aufgetragen. Kleine spitze Stäbchen mit Elfenbein oder Silber geziert, dienen als Messer und Gabel. Den Bedienten giebt man Trinkgelde. Wie groß oder gering diese sein müssen, bestimmt der Rang des Gastgebers, dem diese Trinkgelde zur Vertheilung unter die Dienerschaft übergeben werden. Nach beendigtem, oft bis nach Mitternacht ausgedehntem Schmause läßt sich jeder Gast in einer Sänfte nach Hause tragen. Einige Bedienten gehen voraus mit großen Laternen von gediehm Papier, worauf die Wärden und wohl auch die Namen ihrer Herren mit großen Buchstaben zu lesen sind. Jedermann, der sich ohne dergleichen Prunklaternen zu dieser Stunde auf der Straße sehen ließe, würde von den Wachen in Verhaft genommen werden, denn die nächtliche Polizei ist vielleicht nirgends strenger und aufmerksamer als in China. Niemand befindet sich, sobald die Nacht eingebrochen ist, ohne Noth auf der Straße, als die Nachtwächter (s. Taf. XXI.), die in der einen Hand ein hohles Stück Bambusrohr, in der andern einen Klöppel tragen, mit welchem sie, um die Zeit und ihre Wachsamkeit anzukündigen, dem ersten höchst unmelodische Töne entlocken. Auf den großen Laternen, die sie führen müssen, ist ihr Name und der Name des Distrikts, zu dem sie gehören, zu lesen. Tags darauf unterlassen die Gäste nie, ihrem Wirth für die erwiesene Ehre in einem kurzen Briefe aufs Höflichste und Freundschaftlichste zu danken.

*) So abentheuerlich daher auch der Vorschlag des Lord Elphinstone, ehemaligen Generals der englischholländischen Compagnie und Hauptbegründers der brittischen Macht in Bengalen, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts erschien, mit 10,000 Mann englischer Truppen ganz China zu erobern; so warb ihn der elende Zustand der chinesischen Armee doch sehr begreiflich. Lord Gatham Pilt, der damals die Angelegenheiten des brittischen Reichs verwaltete, trug Bedenken, auf diesen glänzenden Vorschlag einzugehen.

Im Allgemeinen sind die Bauwerke und Wohnungen der Chinesen unansehnlich, von geringer Festigkeit, ohne Geschmack und Bequemlichkeit in der Anlage, und ohne ein bestimmtes Verhältniß. Im Grunde blickt noch das Zelt der Urväter aus allen chinesischen Gebäuden hervor (s. Taf. XXXV.). Das gekrümmte, weit hervorragende und aufwärts geschwifte Dach, so wie die hölzernen Säulen desselben, weisen deutlich auf jenes Vorbild hin. Die Chinesen haben es nie gewagt, von dieser ursprünglichen Gestalt abzuweichen. Ihre Tempel sind größtentheils nach demselben Plane gebaut, und nur die Menge der Dächer unterscheidet sie von den andern Gebäuden. Dieß beweist auch der berühmte, in der ehemaligen kaiserlichen Residenz Panking sich befindende Porzellanthurm (s. Taf. XXXIV.). Die Außenseite dieses 200 Fuß hohen Thurmes, der 19 Jahre Arbeit und 6 Millionen Thaler gekostet haben soll, und dessen Erbauung in das Jahr 1411 fällt, besteht aus weißen Backsteinen, denen chinesische Eitelkeit oder europäische Uebertreibung den Namen Porzellan gegeben hat. Der innere Durchmesser ist überall 40 Fuß, und jedes der 9 Stockwerke wird von den andern durch dicke Balken abgesondert, die kreuzweis liegend den Boden tragen und einen Saal bilden, dessen Decke mit verschiedenen Gemälden geziert ist. Die Wände haben Nischen, in denen Bildsäulen stehen. Alles ist vergoldet. Die obern Stockwerke sind von gleicher Höhe; nur das unterste ist etwas höher als die übrigen. Bei jedem ragt ein Dach hervor, unter welchem eine Gallerie herumläuft. An den vielen Spitzen oder hervorragenden Dachspindeln sind kleine Glocken angebracht, die von der Luft bewegt sich hören lassen. Die Spitze des ganzen achteckigen Gebäudes macht seine größte Schönheit aus. Sie besteht aus einem starken Baume, der von dem achten Stockwerk, auf welchem er ruht, mehr als 30 Fuß über das Dach hinausragt und mit einem eisernen Gewinde schlangenförmig umgeben ist. Durch dasselbe soll man von außen zu den vergoldeten, einem Fichtenzapfen gleichenden Knopf gelangen können. — Die Wohnungen des gemeinen Mannes sind elende Lehmhütten, mit Reisstroh gedeckt.

Die Zimmer haben keine andre Decke als das Dach; die Scheidewände der Zimmer sind Matten. Das aus Backsteinen erbaute Haus des Bürgers wie die Lehmhütte des Bauers ist nur einstädig und nach der Straße hin ohne Fenster. Dünnes, gedörrtes Papier oder auch ein seidnes Zeug vertritt die Stelle des Fensterglases. Viele Familien leben beständig auf dem Wasser. Ihre Junke ist ihr Haus, dort sind sie geboren, dort sterben sie, und kommen nicht öfter ans Land als nöthig ist, die unentbehrlichsten Bedürfnisse zu kaufen. Ja es giebt ganze auf Fischen erbaute Dörfer (s. Taf. XXXV.), deren Bewohner gewöhnlich ein blasses und mageres Ansehen haben, das man dem fast ausschließlichen Genuß der Fische zuschreibt. Doch suchen sie die scharfen und ungesunden Gächte, welche aus dieser Art von Speisen herrühren mögen, durch häufigen Genuß der Zwiebeln und des Knoblauchs, welche Gewächse sie selbst in schwimmenden, an ihren Böden befestigten Gärten anbauen, zu mildern. Auch die Entenzucht wird auf diesen schwimmenden Wohnungen stark betrieben und hauptsächlich den Kindern überlassen. In einem einzigen Fahrzeuge sind zuweilen viele hundert Enten, die auf ein mit einer Pfeife gegebenes Zeichen ins Wasser springen, ans Ufer schwimmen, Futter suchen, und durch ein zweites Zeichen wieder zurückgerufen werden. —

Schnitt und Form der chinesischen Kleidung sind, bei den Städtebewohnern wenigstens, fast überall dieselben, doch giebt es verschiedene Nebenjerathen, die, den Rang und die Würde bezeichnend, dem, der sie ansetzt sich zulegen wollte, eine schwere Strafe zuziehen würden. Der Wechsel der Mode ist in China unbekannt. In der Hauptsache besteht die Kleidung der Chinesen in einem langen Unterkleide, das bis auf die Erde hinabreicht. Der linke Schoß dieses Kleides wird über den rechten geschlagen und auf dieser Seite mit 4 bis 5 goldenen, silbernen oder andern Knöpfen befestigt. Die Arme desselben sind nahe an den Schultern sehr weit, werden aber allmählig enger, so wie sie dem Gelenke der Hand näher kommen. Hier endigen sie fast in der Gestalt eines Fufreißens und lassen höchstens nur die Spitzen der Finger

frei und unbedeckt. An dem breiten seidnen oder baumwollenen Gürtel hängt ein Futteral mit einem Messer, worin zugleich die beiden Stöbchen stecken, die beim Essen die Stelle der Gabel vertreten. Außerdem tragen sie an der rechten Seite noch einen mit Seide gestickten Beutel mit einer Tabaksdose, und im Sommer noch einen Fächer. Des Ebenmaßes wegen binden sie an die linke Seite einen ähnlichen Beutel mit scharfen, gewürzhafte Nüssen, die sie nach dem Essen zur Beförderung der Verdauung kauen (s. Taf. XXI.). Unter diesem Unterleide trägt man lange, nach Verschiedenheit der Jahreszeit mehr oder weniger warme Beinkleider. Das die Stelle des Hemdes vertretende Unterleid wird selbst bei Vornehmen, die unter demselben noch ein seidnes Netz tragen, selten gewaschen, was um so widerlicher ist, da die Chinesen, der Gewohnheit aller andern morgenländischen Völker entgegen, das Bad nicht lieben und es im Sommer geradezu für schädlich halten. Den Hals, den man in der warmen Jahreszeit ganz bloß trägt, bedeckt man in der kalten mit Zobel oder Fuchspelz, oder mit einem Halstuch von Atlas.— Das Haupthaar lassen die alten Bewohner Chinas frei wachsen; seit 1644 aber, wo die Mandschuren das Land eroberten, wurden die Besiegten gezwungen, auf dem Vordertheile des Kopfes und an den Schläfen das Haar zu scheeren, einen langen Haarbüschel aber am Hinterkopfe stehen zu lassen. Gewöhnlich werden Verbrecher, die man einfängt, bei diesem Büschel gefaßt, und es liegt allerdings eine seltsame Energie in dem Gedanken, jeden Bürger zu zwingen, eine Handhabe zu tragen, bei welcher die Regierung ihn fassen kann! (s. Taf. XXI und XXXII.) Die Kopfbedeckung besteht im Sommer in aus Bambusrohrsäben überaus feingeflochtenen Hüten von verschiedener Form (s. Taf. XXI und XXXII.). Staatsbeamte tragen meist länglichrunde Mützen von kirchsfarbnem Atlas, mit schwarzer Verbrämung und einer rothen Quaste. Die Fußbedeckung der Vornehmen besteht in Stiefeln von Atlas oder anderm seidnen Zeug (s. Taf. XXXI.) Diese Stiefeln sind gefütterte, ohne Absätze, und mit ungefähr $\frac{1}{2}$ Zoll dicken Sohlen aus weißem Papier versehen. Für den Som-

mer hat man hohe Schuhe von Seidenzeug. — Die Kleidung der chinesischen Frauen ist von der der Männer nicht sehr verschieden. Die Gewänder der vornehmen Frauen gehen so tief herab, daß sie sogar die Fußspitzen bedecken (s. Taf. XXI.), und die Ärmel sind so lang, daß man nur selten die Hände erblickt. Den sehr glatt und niedrig gekämmten Kopf tragen sie meist unbedeckt. Künstliche Blumen, kostbare Haarnadeln, schöne Schmetterlinge, stecken auf das Unangenehmste gegen die Schwärze des Haares ab, in das sie geflochten werden. Die gemeinen Weiber tragen fast durchgehends ein blaues, baumwollenes, bis an die Knie reichendes Fuhmannsheid (s. Taf. XXI.). Die Männer der niederen Stände, welche noch etwas auf ihre Kleider wenden können, tragen eine Art von Sammtmütze und ein kurzes Kamisol mit weiten Ärmeln, lange, oder auch nur bis an die Knie reichende Beinkleider, Strohschuhe und Stroh-
hüte (s. Taf. XXXII.).

Die Art, wie in China die Ehen geschlossen werden, weicht von der im ganzen Morgenlande üblichen nur wenig ab. Ist der Brautigam mit den Aeltern der Braut um den Preis einig geworden, so wird sie ihm im feierlichen Aufzuge zugeführt. Wenn ihm aber nach Öffnung des Tragfessels, in welchem die vorher von ihm nie erblickte Braut ihm zugeführt wird, dieselbe nicht zusagt, so kann er das Mädchen den Aeltern zurückschicken, ohne jedoch den Kaufpreis zurück zu erhalten. Uebrigens nimmt der Chinese eine Frau, weil ihm daran liegt, seine Familie nicht aussterben zu lassen und Kinder zu haben, die einst die vorgeschriebenen Opfer auf seinem Grabe darbringen können. Bringt ein Mann die zweite oder dritte Frau ins Haus, mehr als 6, höchstens 10 Frauen findet man auch in den vornehmsten Häusern nicht, so empfindet die erste darüber weder Unruhe noch Eifersucht; sie begnügt sich damit, daß sie über die Familie im Hause gesetzt ist, die Angelegenheiten derselben leitet, und sich auch von den Kindern der andern Frauen Mutter nennen hört. Die Unkeuschheit der Ehefrauen und Mädchen wird dadurch bestraft, daß man sie öffentlich als Sclavinnen verkauft. Eine Frau kann ihren Gatten nicht be-

erben, wohl aber kann ihr letzterer in seinem Testamente als Geschenk etwas vermachen. Hat eine Wittve keine Kinder, oder nur Mädchen, so fällt das ganze Vermögen an den nächsten männlichen Verwandten des verstorbenen Ehemannes, der dafür aber auch die Töchter so lange erhalten muß, bis er ihnen Männer verschafft hat. — Schon von ihrem 8. oder 9. Jahre an trägt jedes Mädchen, als einen Bestandtheil ihres Anzuges, einen kleinen seidnen Beutel, in welchem sich Pfeife und Tabak befinden, mit deren Gebrauch sie auch schon in diesem zarten Alter nicht unbekannt sind. Seidenstickerei und Malerei, Weberei von seidenen und baumwollenen Zeugen beschäftigt nur wenig Frauen. Nur die Frauen und Töchter der niederen Stände dürfen sich öffentlich sehen lassen; wollen vornehme Frauen einander besuchen, so müssen sie sich einer dicht verhüllten Sänfte bedienen. Das häusliche Glück ist in China sehr schlecht bestellt. Unter den Gliedern der Familie muß immer ein kaltes, abgemessenes Betragen beobachtet werden. Schon im 9ten Jahre werden die Knaben von ihren Geschwestern getrennt und so das Gefühl der Geschwisterliebe in der Knospe erstickt. Das feste, feierliche Wesen, welches den chinesischen Kindern frühzeitig angeeignet wird, legt selbst allen kleinen Freuden ihres jugendlichen Alters einen schädlichen Zwang auf und erstickt den Geist der Thätigkeit und Unternehmung.

Ihre Todten begraben die Chinesen immer in einer gewissen Entfernung von den Gebäuden der Lebenden. Sonst herrschte bei den Begräbnißfeierlichkeiten großer Luxus, den jedoch der jetzt regierende Kaiser sehr zu beschränken sucht. Auf den chinesischen Begräbnißplätzen, die mit Zedern, Cypressen und Wachholdersträuchern, deren harzige Ausdünstungen die Luft auf den Todtenäckern reinigen, geschmückt sind, findet sich die größte Mannigfaltigkeit der Denkmäler. Manche legen die Ueberreste ihrer Verwandten in Häuser nieder, welche sich nur in ihrer geringeren Größe von denen unterscheiden, die sie bei ihren Lebzeiten bewohnten. Andere ziehen ein vieredriges auf alle Art verziertes Gewölbe vor, noch andere überbauen die Gräber mit einem Sech-

oder Achteck. Die Denkmäler vornehmer Personen haben gewöhnlich die Form von drei Terrassen, welche über einander gebaut und mit einer runden Mauer umgeben sind. Ueber der in der obersten Terrasse sich befindenden Thüre erblickt man passende Inschriften. Bilder von Sklaven, Pferden, Kindern und andern Geschöpfen, welche dem Verstorbenen im Leben dienten oder angenehm waren, verziern auch sein Grab (s. Taf. XXIII.). Der Zug bei einem Begräbniß ist gewöhnlich auf folgende Weise geordnet: Voran geht ein Priester, dann kommen Spielleute mit Flöten, Trompeten und Zimbeln, hierauf die männlichen Anverwandten des Verstorbenen in langen, weißen Kleidern, und hinter ihnen der vornehmste Leidtragende, auch zwei Freunde, die ihn abzuhalten suchen, die Wangen und das Haar zu zerreißen. Unmittelbar vor dem Sarge werden Räucherpfannen und eine Fahne, auf welcher der Name des Verstorbenen, seine Würde und seine Verdienste, zu lesen sind, hergetragen; nun erst folgt der Sarg, unter einem prächtigen Baldachin, von 8, 20, auch wohl mehr Personen getragen. Hierauf kommen die weiblichen Anverwandten in Sänften, oder in kleinen bedeckten Karren, auch wohl zu Fuß; ihr Haar ist in Unordnung und ihre Stirne mit breiten weißen Bändern umwunden. Nähert man sich einer Brücke oder einem Tempel, so hält der Zug still, der Priester verbrennt kleine Bildchen aus geschlagenen Zinnblättern, oder läßt ein paar Schwärmer los, worauf das Lärmbedeck und die übrige Musik ertönt. Ein Polizeibeamter begleitet in der Regel zu Pferde den oft sehr weitläufigen Zug (s. Taf. XXIII.).

Zu den Vergnügungen der Chinesen gehören Karten- und Würfelspiele, und Vornehme gehen selten aus, ohne ein Spiel Karten oder Würfel in der Tasche zu haben. Auch hat man Wachteln und eine Gattung Heuschrecken künstlich abgerichtet, sich gegenseitig zu bekämpfen und zu zerfleischen, und findet an diesen Wettkämpfen große Freude. Länze, ausgenommen die Pantomimen, welche aber sehr unvollkommen sind, und nur von Schauspielern vorgestellt werden, kennt der Chinese nicht; wie er denn überhaupt wegen seiner körperlichen Schwäche, die in den

südlichen Landschaften von dem heißen Klima, im Allgemeinen aber von der dürftigen Nahrung herrührt, Leibesübungen nicht liebt. Der Neujahrstag, der Geburtstag des Kaisers und das Laternenfest sind in China, wo man keine wöchentlichen Ruhetage, wie z. B. unsere Sonntage, hat, die wichtigsten Feste. Am ersten unterläßt auch der ärmste Bauer nicht, sich und die Seinen neu zu kleiden. Man besucht Freunde und Verwandte, giebt und empfängt Geschenke, und Männer in öffentlichen Aemtern geben Feste und Gastmähler. Am Geburtstage des Kaisers versammeln sich alle Prinzen und Beamten des kaiserlichen Palastes zu Peking in ihren Staatskleidern, um ihre Ehrfurcht vor dem Throne im großen Audienzsaal zu bezeugen. Bei dieser Gelegenheit werden auf dem Fußboden vor den Thron eine Tasse mit Thee, eine mit Reis und eine mit Oel auf drei kleine Dreifüße gesetzt, um dadurch anzuzeigen, daß der Kaiser Eigenthümer des Bodens sei, welcher diese drei Hauptergüsse hervorbringt. — Das Laternenfest, wo das ganze Reich von einem Ende zum andern, oft auf die sinnreichste Art erleuchtet wird, ist ein alter religiöser Gebrauch, dessen Entstehung sich nicht mit Sicherheit nachweisen läßt. An diesem Feste erleuchten die Chinesen nicht nur ihre Häuser, sondern üben auch ihren Scharfsinn durch Verfertigung von Transparenten in Gestalt verschiedener Thiere, womit sie des Nachts durch die Straßen laufen. Es macht einen sonderbaren Eindruck im Dunkel der Nacht, Vögel, vierfüßige Thiere, Fische und andere Geschöpfe vorüberzuschleifen und mit einander kämpfen zu sehen. Einige haben Schwärmer im Munde und hauchen Feuer; andere haben sie am Schwanz; aus einigen steigen Raketen; in

buntfarbigen Pyramiden erheben sich andere und zerplagen zuletzt mit heftigem Krachen, wie denn überhaupt die sinnreichen und geschmackvollen Feuerwerke der Chinesen alles Lob verdienen *). Auch von Schauspielen sind die Chinesen große Freunde, doch giebt es, Peking, wo nicht mehr als 6 Theater, alle in einer und derselben Straße erbaut sind, und einige andere große Städte ausgenommen, in China keine stehenden Bühnen: vielmehr ziehen die Schauspieler, ihr Stand ist nicht eben der geachtetste, truppenweise im ganzen Reiche herum und spielen in Privathäusern, bei Gastmählern und andern festlichen Veranlassungen. Die weiblichen Rollen werden von jungen Mannepersonen dargestellt. Einen Unterschied zwischen Trauer-, Schau- und Lustspielen scheint man nicht zu kennen, und obschon manche Stellen einer Rolle gesungen, auch wohl von Instrumenten begleitet werden, so hat man eigentliche Opern doch in China nicht. Der Inhalt der chinesischen Dramen stellt gewöhnlich das ganze Leben eines Helden dar und der Zuschauer wird von China aus bald in die Mongolei, bald in die Mandchurei versetzt. Jede auftretende Person beginnt die erste Scene damit, daß sie die Zuschauer mit sich bekannt macht; sie sagt ihren Namen und bezeichnet die Rolle, die sie im Stücke spielen wird. Auf den Theatern in Peking giebt man fast täglich tragische und komische Stücke mit Gesang und Musik, welche den ganzen Nachmittag bis zum Abend dauern. Für die Zuschauer hat man ein Parterre, und Logen, wo die Besucher, auf hölzernen Bänken an Tischen sitzend, von den Unternehmern der Theater unentgeltlich mit Thee bedient werden; auch brennende Lichter zum Anzünden der Pfeifen dürfen nicht fehlen. —

*) Eine Vorrichtung, sagt der Engländer Macartney, dessen Gesandtschaftsreise nach China der beliebteste von der Welt zum Gegenstand einer interessanten Erzählung machte, gefiel mir besonders. Es wurde ein großer Kasten, der 5 Fuß ins Gevierte hatte, 50 bis 60 Fuß emporgehoben. Der Boden war so gemacht, daß er beim Hinaufgehen schnell herausfiel und 20 bis 30 Reihen Laternen, die im Kasten waren, herabfallen ließ, welche sich allmählig eine aus der andern entfalteten, so daß ihrer zuletzt wenigstens 500 waren, in denen jeder ein Licht von bunter Flamme hell brannte. Diese Entzündung der Laternen, die aus Seide oder Papier gemacht schienen, wurde verschiedene Male wiederholt, und jedes Mal zeigten sich andre Farben und Figuren. Auf jeder Seite pasten mehrere kleine Kasten dazu, die sich eben so wie die andern öffneten und ein ungeheures Reichthum von Feuer mit Abtheilungen und Feldern von verschiedenen Formen und Größen, rund und vieredig, sechseckig, achteckig und rautenförmig herabwarfen, welche wie das höchstpolirte Kupfer glänzten und bei jedem Windstoße prismatische Blitze schluderten. Das Ganze entligte mit einem Vulkan oder allgemeinen Aufspringen von Sonnen, Sternen, Schwärmern, Raketen und Kometen.

Zur Vergnügung der geringern Stände, denn der Besuch des Theaters ist ziemlich kostbar, hat man auch Puppenspiele. Der Puppenspieler (s. Taf. XXXIII.) steht auf einem Schemel und läßt unter einem Vorhange von blauem baumwollenem Zeug, der bis an die Knöchel reicht, sehr kleine Marionetten eine Art von Komödie spielen. Der kleine Kasten auf dem Kopfe stellt das Theater vor. Die kleinen Figuren bewegen sich mit vielem Anstand, und der Inhalt der Stücke ist sehr unschuldig. Auch die chinesischen Bettler (s. Taf. XXXIII.) suchen durch die Befriedigung der Schaulust ihr kärgliches Brot zu gewinnen, und durch ein Kunststück, durch einen abgerichteten Affen oder, wie der hier abgebildete, durch eine zahm gemachte Schlange einige Stückchen Kupfermünze zu erhalten. Er trägt die Schlange um den Hals, läßt sie ganz in den Mund kriechen und zieht sie bei dem Schwanz wieder heraus. Manche legen sich Feuer auf den Kopf; andere stoßen sich die Stirn auf einen Stein oder suchen durch andre gewaltsame Verletzungen ihres Körpers das Mitleid der Vorbeigehenden zu erregen. Auch die Bonzen, eine Art Bettelmönche, Priester des Jaismus, müssen oft zu Taschenspielerkünsten ihre Zukunft nehmen, um dürftigen Almosen zu erhalten. Sie gehen von Thüre zu Thüre, und singen eine Art eintöniger Gesänge, die sie mit schwachen Schlägen auf ein hohles Stück Holz, das wie eine Birne gestaltet ist, begleiten (s. Taf. XXXII.) Sie gehen stets ohne Kopfbedeckung, und an jedem Knie befinden sich ein mit Baumwolle ausgestopftes Kissen, um sich das häufige Knien bequemer zu machen. Auf dem Rücken tragen sie ein Bretchen, auf welchem die Secte und der Tempel oder das Kloster, zu welchem sie gehören, mit chinesischen Buchstaben angegeben ist.

Ein großes Hinderniß eines ungezwungenen, heitern und geselligen Lebens ist in China die ängstliche Beobachtung einer Menge Ceremonien, mit denen es um so genauer genommen werden muß, als darüber besondere, sehr ins Einzelne gehende Gesetze, über deren Aufrechterhaltung eine eigene Behörde wacht, vorgeschrieben sind. Die Unterlassung der geringsten Klei-

nigkeit wird beinahe einem Verbrechen gleich geachtet und bei den Geringern mit harter körperlicher Strafe, bei Staatsbeamten mit Degradation und Suspension belegt. Man besucht sich, indem man Karten schickt, und der Rang desjenigen, welcher einen Besuch abstattet, läßt sich sogleich aus der Größe, Farbe und Verzierung seiner Karte sehen, welche hier wiederum auch in allen diesen Punkten nach dem Range des Besuchten sich richtet. Die Karte eines Vicereignis z. B. enthält so viel Papier, als hinreichen würde, die Wände eines Zimmers von mittlerer Größe zu tapeziren. Auch die Form jedes gewöhnlichen Grußes, der unter Personen gleichen Ranges darin besteht, daß man die Hände vor der Brust faltet, dann eine freundliche Bewegung damit macht, den Kopf ein wenig neigt und Tsin-tsin zu einander sagt, ist von der Ceremonienbehörde vorgeschrieben. Ist die Person, welcher man begegnet, von höhern Range, so muß man beide Hände zusammenlegen, sie über die Stirne emporheben, dann wieder zur Erde senken und sich mit dem ganzen Körper tief verneigen (s. Taf. XXXIV.) Treffen sich zwei bekannte Personen nach einer längern Trennung, so fallen beide vor einander auf die Knie, beugen sich hierauf bis zur Erde, stehen wieder auf und wiederholen dieß zwei bis drei Mal. Begegnet sich zwei Mandarinen von gleichem Range auf der Straße, so steigen sie nicht vom Tragessehl herab; sie legen die Hände zusammen, lassen sie herabsinken, heben sie wieder bis an die Stirn, und fahren mit dieser Begrüßung fort, bis sie einander nicht mehr sehen können. Begiebt sich der Kaiser aus seinem Palaste, so werden alle Querstraßen, die in die Hauptstraßen gehen, durch welche er seinen Weg nimmt, mit großen Vorhängen von blauem Samt verhüllt. Vereist er das Land, so müssen die zufällig auf der Straße Anwesenden sich mit dem Gesicht zur Erde werfen, und dürfen es nur verstohlen wagen, einen furchtsamen Seitenblick auf sein Antlitz zu werfen. — Diese steifen, abgemessenen Höflichkeitsformen haben wenigstens das Gute, daß sie ein rohes gewalthätiges Benehmen selbst unter den Menschen der niedern Stände hindern. Selten kommt es in

China zu gemeinen Schimpfwörtern, noch seltener zu Schlägereien, die höchstens mit Verlust des langen Zopfes oder dem Zerbrechen der Kleider endigen. Doch mag hierzu auch die große Furchtsamkeit der Chinesen, denen es in der Regel an persönlichem Muth und Geistesgegenwart unter Gefahren und Schwierigkeiten gar sehr fehlt, das Ihrige beitragen. Ein gezogener Degen, eine vorgehaltene Pistole kann sie bis zu Krämpfen erschrecken; ein Beweis, daß zum Selbstmord, der sowohl bei Männern als Weibern, vielleicht in keinem Lande häufiger ist, als in China, eben kein großer Muth gehört. Auch wird der Selbstmord hier für so wenig schimpflich gehalten, daß die Regierung ihn selbst begünstigt, indem sie dem zum Tode Verurtheilten aus übergroßer Gnade erlaubt, sich selbst hinzurichten.

Die meisten Einwohner Chinas nähren sich vom Ackerbau, in dessen Betreibung sie aber allerdings mehr Fleiß als Geschicklichkeit beweisen. Die große Bequemlichkeit, mit der sich das Wasser von der obersten bis auf die niedrigste Terasse leiten läßt, verbunden mit dem Umstande, daß man die Kunst, Sumpfe und Moräste zu entwässern, nicht versteht, hat die Chinesen bewogen, die Bergseiten in Terrassen zu verwandeln, eine Art von Ackerbau, welche von den Reisenden sehr häufig mit Bewunderung erwähnt wird, obschon man sie auch in Europa antrifft. Weil man in China, wohl nicht mit Unrecht, den Ackerbau als die wahre Quelle des Nationalreichthums und der öffentlichen Wohlfahrt betrachtet, so ist derselbe zu allen Zeiten von der Regierung kräftig unterstützt worden, wofür auch die Feierlichkeit des Pflugsührens durch den Kaiser zeugt. Das vom Kaiser im Frühlinge zu bearbeitende Feld befindet sich in der Nähe eines Tempels zu Peking, welcher dem Erfinder des Ackerbaues gewidmet ist. Wenn der Kaiser, der sich auf diese Zeremonie durch Fasten, Gebete und eine andächtige Zurückgezogenheit vorbereitet, in dieser geheiligten Arbeit ungefähr eine halbe Stunde zugebracht hat, entfernt er sich in ein Lusthaus, und sieht von da aus der Arbeit der Fürsten und Minister zu, die unter der Anleitung der ausgezeichnetsten Ackerbauer unter freiem Himmel — das Stück

Feld, welches der Kaiser bearbeitet, ist während er den Pflug führt, mit einem beondern Wetterdache bedeckt — das Land bearbeiten. Während dieser Feierlichkeit singt die Hofcapelle Lobgesänge, die schon in alten Zeiten zum Lobe des Ackerbaues gedichtet sind. Der Kaiser und seine Umgebungen tragen das Gewand der Dorfbewohner. Die Ackerwerkzeuge, deren sie sich bedienen, und die man in besondern Behältnissen bewahrt, sind sehr rein und zierlich. An die Hackenpflüge spannt man Ochsen — Maulthiere und Esel sind sonst das gewöhnlichste Zugvieh — die besonders dazu unterhalten werden. Das von des Kaisers Hand bearbeitete Feld soll ein bei weitem vorzüglicheres Korn, als das von den Fürsten und Beamten gepflügte tragen, daher man auch aus demselben die Brode bäckt, die man bei den dem Himmel (Zien) darzubringenden Opfern braucht. — In Verticung und Herbeischaffung des Düngers zeigen die Chinesen einen bewundernswerthen Scharfsinn; es läßt sich buchstäblich behaupten, daß sie zu diesem Zwecke nichts unbenutzt lassen. Selbst die Haare braucht man als Dünger, und die Barbier, die hier, wie viele andere Handwerker, ihre Verticung auf offener Straße treiben, sammeln sorgfältig die Beute ihres Scheermessers auf. Das Kästchen, welches ihre Werkzeuge enthält und das sie an einem leichten Bambusrohre über der Schulter tragen, dient auch zum Sitz für die, welche ihre Dienste in Anspruch nehmen und an dem Gefäße, in welchem sich das nöthige Wasser befindet, ist zugleich ein Stok mit Handtuch und Streichleber befestigt (s. Taf. XXXII.) — Die Getreidearten in China sind in den nördlichen und westlichen Gegenden Weizen, Moorhirse und in den Ebenen und Niederungen der mittleren und südlichen Provinzen Reis, von welchem in der Regel ein Korn 25 — 30 giebt. Um den Reis auszuhäusen, bedient man sich (s. Taf. XXXIII.) eines großen hölzernen, ausgeschliffenen Blockes, der beinahe bis oben an mit Reis gefüllt wird; in die Mitte desselben werden so viel gleich große einzelne Ringe auf einander gelegt, als nöthig sind, um raumgleiche Höhe mit dem Reis zu haben. Der Arbeiter schlägt oder

Kampfst nun mit einem schweren, langen, hölzernen Hammer, in den durch die Ringe gewonnenen leeren Raum, in welchen mit jedem Schläge mehrere Körner von dem um diese Ringe liegenden Reis fallen. Von Zeit zu Zeit wird der Reis gesiebt, gereinigt und in einer Strohmatte aufbewahrt; die Ringe (s. Taf. XXXIII.) werden nach der Menge des Reises gewechselt. — Aus der in China im Ganzen sehr unvollkommenen Art, das Feld zu bauen, vornämlich aber in der Beschaffenheit des vornehmsten Nahrungsmittels, des Reises, der in guten Jahren zwar außerordentlich gedeiht, aber dem Mißrathen auch mehr als alle andere Getreidearten unterworfen ist, erklärt sich die sonst auffallende Erscheinung, daß in China, bei aller Begünstigung der landwirthschaftlichen Gewerbe, doch selten 3 Jahre nach einander vergehen, ohne daß in einer oder der andern Provinz eine furchtbare Hungernoth entstehe, in der Kellern ihre Kinder zu tödten oder zu verkaufen, und Kinder den Leiden ihrer schwachen und bejahrten Kellern gewaltsam eine Ende zu machen gezwungen sind.

Bemerkenswerth ist in China die Betreibung der Fischerei durch Kormoran's (*Pelicanus chinensis*). Der Kormoran, in China *Leotse* genannt, ist eine Art Kropfgans oder Pelikan mit weißer Gurgel, braunem Rücken, weiß und braun geflecktem Bauche, rundem Schwanz, blauem Augenfleck und gelbem Schnabel und gelben Füßen. Dieser Vogel hat, wie die Pelikane, unter dem Schnabel eine Haut, die sich wie ein Beutel ausdehnt, und in welchen er alles, was er fängt, hineinfallen läßt. Der Fischfang mit diesen Vögeln wird auf den Seen und Flüssen Chinas auf folgende Weise betrieben: Auf jedem zum Fischfang bestimmten Fließ oder Boot, die von so leichter Bauart sind, daß sie von zwei Leuten bequem an einer Stange an den Ort des Fanges getragen werden können, befinden sich gewöhnlich zwei Fischer und 10 — 12 abgerichtete Kormorane, die auf ein gegebenes Zeichen aufsteigen, untertauchen und jeder mit einem Fisch oder mit mehreren beladen auf das Boot, wo man ihnen die Fische abnimmt, zurückkehren. Den noch nicht genugsam abgerich-

teten Vögeln wird ein Ring um den Hals gelegt, damit sie die gefangenen Fische nicht verschlingen können; auch sind diese an Schnüren gebunden, deren Ende die Fischer in den Händen halten; bei gut abgerichteten ist diese Vorsicht unnöthig (s. Taf. XXXII.).

Was den Kunstleiß der Chinesen betrifft, so haben sie es in einigen Zweigen, namentlich in der Färberei, Metallgießerei — man findet in China Glocken, die den berühmtesten europäischen gleich kommen — Seidenweberei, in Verfertigung irdener Gefäße und eisernen Schnitzwerks sehr weit gebracht. Die Kunst, Papier aus Pflanzenstoffen zu bereiten, soll hier schon 105 v. Chr. erfunden worden sein. Das aus Baumwolle bereitete Papier kommt an Weiße und Glätte dem besten europäischen gleich, und wird, um das Durchschlagen der Tinte oder Tusche zu verhindern, mit einer starken Auflösung von Kalk überzogen. Viele alte Leute und Kinder leben davon, daß sie die Tinte oder Tusche von altem beschriebenen Papier abwischen (letztere scheidet man nachher wieder vom Wasser und hebt sie zu künftigen Gebrauche auf), welches, nachdem man es geschlagen und zu einem Brei gekocht hat, wieder zu Papier gemacht wird. — Daß die Buchdruckerkunst in China eher heimisch gewesen sei, als bei uns, unterliegt keinem Zweifel. Die Beschaffenheit der chinesischen Schriftzeichen aber hat es verhindert, daß bewegliche Lettern, wie bei uns, zu ihrer Darstellung und Zusammenfügung gebraucht werden konnten, daher man sich noch heute hölzerner Tafeln bedient, in welchen die Schriftzeichen ausgeschnitten sind.

Der auswärtige Handel der Chinesen ist, seit die Europäer in den Ländern des indischen Oceans Niederlassungen errichtet haben, viel unbedeutender, als in frühern Jahrhunderten, und wird durch die strengen Gesetze der Regierung, nach welchen jedem Chinesen, der außer Landes zieht, eine bestimmte Zeit festgesetzt wird, binnen welcher er in seine Heimath zurückkehren muß, wenn er das Bürgerrecht nicht verlieren will, noch mehr beschränkt. Weder Schiffbruch, noch sonst ein hindernder Unfall auf der Reise können die Strenge dieses

Gefehes mildern. — Der Hauptgrundfah der jegigen chinesifchen Schiffahrt befteht darin, fih dem Ufer fo nahe als möglich zu halten, und das Land wo möglich nie aus dem Auge zu verlieren, ein Grundfah, der durch die unvollkommne Bauart ihrer Schiffe, Junken, die es auch begreiflich macht, wie allein aus dem Hafen von Canton, wo hauptfächlich der Handel mit Europa feinen Sig hat, jährlich 10 bis 12000 Menschen durch Schiffbruch umkommen, bedingt wird. — Die meiften und beften Gefchäfte mit China machen jetzt die Britten und Nordamerikaner. Im Behufe des Handels mit fremden Nationen befteht in Canton und damit verbundenen, eigentlich den Portugiefen gehörenden Hafen Macao, ein eigner, aus 12 bis 14 der angefehenften chinesifchen Kaufleute, welche die Hong genannt werden; gebildeter Verein. Nur die Mitglieder diefes Vereins haben das Recht, mit den ankommenden fremden Schiffen zu handeln, und es muß ihnen zu dem Ende ein fehr umftändliches Verzeichniß der ganzen Ladung derselben, gleich nach ihrer Ankunft, zugeftellt werden. Gleich nach der Ankunft eines Schiffes wird der Oberzolleennehmer, Hopu, mit der größten Feiertlichkeit auf dasselbe geführt, um es auszumessen, und darnach den Betrag des Zolles, der fih zuweilen auf 75000 Rthlr. beläuft, zu bestimmen. Außerdem hat der Hopu das Recht, gewisse Waaren für fih und feine Begleiter auszuwählen, welche dann die Hong, die ihren Gewinn mit den Mandarinern theifen, für ihn erhandeln müffen. Hierzu kommen noch mancherlei Gefchenke an die verfchiedenen Beamten, eine Menge herabwürdigender Beschimpfungen, fowohl von diefen als von Seiten des Pöbels, und Betrügereien aller Art, fo daß nur der ungeheure Gewinn die Europäer zur Fortfegung diefes Verkehrs ermuntern kann. Die bedeutentsten chinesifchen Ausfuhrartikel find Thee, rohe Seide, Manfin, Perlmutter, Schildpatt und Porzellan, wofür europäifche und indifche Waaren eingeführt werden. Ein beträchtlicher Theil, vielleicht die Hälfte der Ausfuhrartikel, wird auch mit baarem Geld ausgegeben, fo daß Haffel China mit Recht den Schlund nennt, worin fih bisher eine große

Maffe des europäifchen Goldes und Silbers, er rechnet in 200 Jahren 2000 Millionen Goldes, verlor und noch verliert. — Der auswärtige Landhandel der Chinesen wird theils mit den Ruffen mittelst Karavanen über Kiachta, theils mit den Bucharen, Birmanen und Koreanern getrieben. — Außersiß lebhaft ift der chinesifche Binnenhandel da, fo fehr den Chinesen jeder Verkehr nach außen befchränkt ift, der im Innern, wo durchaus keine Vorrechte der Monopoliften oder Mauchbefchränkungen, das Salz ausgenommen, befehen, deßo freier fih bewegen kann. Obwohl daher es in China keine Meflen und Jahrmärkte giebt, fo ift doch an jedem nur einigermaßen bedeutenden Orte tagtäglich ein fo lebhaftes Gewühl von Käufern und Verkäufern, daß man überall eine Mefse oder einen Jahrmarkt zu erblicken glaubt. — Im Handel und Wandel ift der Chiuefe nicht nur gegen Fremde, denen er wohl einmal hölzernen Schinken ftatt wirklichen, künstlich ausgeftopfte Kapanne für wüthliche verkauft, fondern auch gegen feine eignen Landkleute äufferst hinterliftig und betrügerifch. Die chinesifchen Handelsleute haben eine eigene Fingersprache, durch welche fie den Preis der Waare bezeichnen, und oft, ohne ein einziges Wort dabei zu fprechen, den Handel abfchließen. Kleinere Zahlen drücken fie durch Ausftreckung von eben fo viel Fingern aus; größere durch befondere Einbiegungen diefes oder jenen Fingers. Diefer Fingersprache bedienen fie fih befonders, wenn fie ihren Handel vor fremden Leuten geheim halten wollen. Sie faffen fih dann einander in ihren weiten und langen Ärmeln bei den Händen und machen ihren Handel fo im Verborgenen ab. Auch gebrauchen die Herren diefes Mittel, wenn fie beim Einkaufn ihre Bedienten mit fih haben. Es herrscht nämlich in China bei den Bedienten der Unfug, daß fie von dem Preise, den der Herr bei Einkäufen zahlt, von den Kaufleuten den achten oder zehnten Theil für fih verlangen. Wollte der Kaufmann fih nicht zu diefer Abgabe verfehen, fo würde der Bediente das nächfte Mal den Herrn in ein anderes Gewölbe führen. Dessen ungeachtet bezeichnet der hinter dem Herrn ftehende Bediente

seinerseits nicht selten durch heimliche Ausstreckung der Finger, daß er den siebenten, achten Theil u. s. w. von der Kauffumme verlange, und der Verkäufer ist nun genöthigt, den Preis um so viel zu erhöhen. Dieses Verfahren ist keinem Gerichte, nicht einmal einem harten Tadel unterworfen. Was den Betrug beim Kaufen und Verkaufen noch besonders begünstigt, ist die außerordentliche Verschiedenheit der Maße und Gewichte. Da man nämlich in China keine andere geprägte Münze hat, als Täng und Tschchen von Kupfer: so wird das Silber vom dem Käufer auf die oft falsche Wage des Verkäufers gelegt, der die Last noch überdies, indem er auf eine unmerkliche Weise, das Gleichgewicht der Schnellwage stört, zu seinem Vortheil zu vermindern sucht. Das chinesische Gewicht besteht in dem Dschin, etwa 18 Unzen; es enthält 10 Lana, die Lana 10 Tschina, die Tschina 10 Funa und die Funa 10 Li. In Canton rechnet man, nach den im ganzen ostindischen Handel üblichen Pulkus. — Die Längenmaße sind der Tschan, welcher 10 Tsch, d. i. Fuß, hat; das Getreide verkauft man nach dem Sché oder Tane, ein Maß, welches 120 Pfund wiegt. —

Die Wissenschaften sind bei den Chinesen nicht in dem glücklichen Zustande, welchen ihr Stolz erreicht zu haben wähnt. Seit Jahrtausenden sind keine Fortschritte gemacht worden, und wirklich giebt es in ganz China weder alte noch neue Werke, die so sehr geachtet, studirt und doch so wenig verstanden wurden, als die fünf sogenannten King oder klassische Bücher, eine Sammlung von Urkunden und Jahrbüchern verschiedener Fürsten, angeblich über 2000 Jahr v. Chr. hinausreichend, poetische Lehrsprüche und Grundsätze, Vorschriften über Ceremonien und moralische Gegenstände enthaltend, welche Confucius gelamelt und erläutert hat. Die chinesischen Gedichte haben zwar hier und da poetische Gedanken, im Ganzen aber doch wenig Werth. Für einen der besten Dichter neuerer Zeit, der auch einige sehr beliebte Romane schrieb, wird der Kaiser Kienlong gehalten, und sein berühmtestes Gedicht, eine Ode zum Lobe des Thees, welche man auf alle Theekannen im Reiche ge-

maht hat, lautet also: „Ueber ein glimmendes Feuer setzt einen Dreifuß, dessen Farbe und Korn seinen langen Gebrauch zeigt; füllt ihn mit reinem Schneewasser; kocht es so lange, als erforderlich sein würde, um Fische weiß und Krebse roth zu machen; gießt es auf die zarten Blätter von erlesenem Thee in eine Tasse von Juch — eine Art Porzellan; — laßt es so lange stehen, bis der Dampf in einer Wolke emporsteigt und auf der Oberfläche nur einen dünnen Nebel schwimmend zurückläßt. Trinkt diese köstliche Flüssigkeit, nachdem es euch bequem ist, und sie wird die Ursachen des Nisimuths vertreiben. Wir können den Zustand der Ruhe, den eine so zubereitete Flüssigkeit hervorbringt, schmecken und empfinden, aber nicht beschreiben!“ — Hierbei ist zu bemerken, daß die chinesischen Gedichte, man hat auch lyrische und didactische Elegien, Epigramme und Satyren, ihre Hauptschönheiten mehr der Wahl der Charaktere und den Gedanken, als den Tönen und der Versification selbst verdanken. Ein Europäer findet wenig Schönheit in der chinesischen Sprache; es fehlt ihr an kleinen Hülfswörtern, die den europäischen Sprachen Kraft und Anmuth geben. Die Schönheit eines Ausdrucks besteht in China vornämlich in der Wahl des Schriftzeichens und nicht in der Wahl oder Anordnung der Wörter. — Die Sprache der Chinesen gehört unter die einsilbigen Ursprachen und hat nicht mehr als 350 einfache Wurzelwörter. Da diese zur Bezeichnung aller Begriffe bei weitem nicht ausreichen, so nimmt man seine Zuflucht zu der Betonung, welche bei vielen Wurzelwörtern so verschieden ist, so daß dadurch eins allein 50 verschiedene Bedeutungen erhält. Der Bau der Sprache ist übrigens sehr einfach; jedes Wort bleibt überall einsilbig und weder Haupt- noch Zeitwörter erleiden eine Veränderung. Desto zusammengesetzter ist die chinesische Büchersprache oder vielmehr die Schrift (f. Taf. XXXIV.). Sie besteht nicht aus Buchstaben oder Lautzeichen, auch nicht, wie die der alten Ägypter, aus Hieroglyphen, sondern aus besondern willkürlichen Zeichen, deren man zusammen 80,000 zählt. Um jedoch die gewöhnlichsten chinesischen Bücher zu verstehen, reicht für den Europäer

die Kenntniß von 4 — 6000 Zeichen vollkommen aus. Die meisten übrigen kommen nur in den philosophischen, astrologischen und theologischen Schriften der Gelehrten vor. — Die Chinesen schreiben nicht mit Federn, sondern mit Pinseln aus Zierhaaren (s. Taf. XXXII.). — Von der Astronomie versteht der Chinese wenig. Ungewöhnliche Himmelsbegebenheiten, namentlich Sonnen- und Mondfinsternisse, werden mit Jammer und Wehklagen betrachtet. Während einer Sonnenfinsterniß fallen alle auf die Knie, bücken ihre Häupter zehn Mal zur Erde, und machen einen entsetzlichen Lärm mit rauschenden Instrumenten, um den Drachen, der Sonne oder Mond verschlingen will, zu verschrecken. Der Kaiser bleibt 3 Tage unsichtbar und der Hof legt Trauer an. — Auf einer nicht höhern Stufe steht in China die Chronologie. Man rechnet noch immer nach Mondjahren zu 354 Tagen. Die 12 Monate des chinesischen Jahres haben 29 oder 30 Tage; das neue Jahr beginnt mit dem Eintritt des ersten Neumonds, jetzt mit unserm Februar. — Die Arzneikunde ist nicht minder unvollkommen, denn es fehlt an öffentlichen Schulen zur Erlernung derselben, und nur Leute von geringer Herkunft wählen den nicht eben geachteten Beruf der Ärzte. Seit 1805 kennt man durch die Britten die Kuhpockenimpfung und wendet sie im ganzen Reiche mit dem glücklichsten Erfolg an; die Einimpfung der Menschenpocken war schon vor mehr als 800 Jahren in China bekannt. — Auch auf den Zustand der bildenden Künste hat das hartnäckige Festhalten am Herkommen, das ihrem wissenschaftlichen Streben hindernd entgegentritt, nachtheilig eingewirkt. In der Musik, Malerei, Baukunst u. s. w. sind sie wahre Stümper. — China hat öffentliche und Privatschulen. Der ersten sollen nicht weniger als 2338 sein. Die öffentliche Erziehung ist mit dem 17. Jahr nach vorhergegangener öffentlicher Prüfung, welche sich hauptsächlich auf die Sprachkenntniß bezieht und äußerst streng ist, beendigt. Der Knabe wird nun für einen Jüngling erklärt, erhält eine Würde und die Erlaubniß, sich fortan in Seide zu kleiden, was

er bis dahin nicht durfte, indem er als Knabe baumwollene Zeuge tragen mußte. —

Privatbibliotheken giebt es in China nicht, wohl aber finden sich in einigen Klöstern und manchen größern Städten öffentliche Bibliotheken, unter denen die zu Peking, die schon 502 v. Chr. 370,000 Bände enthalten haben soll, und fortwährend vermehrt wurde, ohnfehlbar die ansehnlichste ist. Wenn auch hierbei keine Uebertreibung statt findet, so muß man doch bedenken, daß die chinesischen Bücher nie über einen Finger stark, die Blätter nur auf einer Seite beschrieben und die Schriftzeichen meistens so groß sind, daß ein mäßiger Octavband in unsern Sprachen mehr enthält, als 200 chinesische Bände.

7. Bewohner Japans.

An der Ostspitze Asiens, umgeben von einer noch ungezählten Menge kleiner Eilande, liegen drei große Inseln, die den Europäern unter dem Namen des japanischen Reichs bekannt sind. Ein stürmisches Meer, hohe, felsige Ufer und noch mehr die Politik seiner Herrscher sondern diesen Inselstaat von der übrigen Erde ab und bilden daraus eine eigen Welt. — Der östlichen Lage wegen haben die Chinesen diese Inseln, *Cepon*, d. i. Wohnort des Lichts, genannt; nach der gewöhnlichen japanischen Mundart werden sie *Nipon* oder *Nippon*, d. h. Grundfeste der Sonne, genannt. Ob nun der in Europa gebräuchliche Name Japan aus *Nipon* oder *Cepon*, oder sonst woher entstanden sei, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen. Eben so ungewiß ist es, ob die Arien etwas von Japan gewußt haben. Zu Ende des 13. Jahrhunderts kamen durch den berühmten Reisenden *Marco Polo* die ersten Nachrichten von Japan, das er *Zipangu* nannte, nach Europa, aber erst seit 1541, wo drei portugiesische Schiffe durch einen Sturm an die japanische Küste verschlagen wurden, gewann man nähere Kunde von diesem Lande. Durch die Jesuiten ward ohngeachtet des heftigen Widerstandes der einheimischen Priester das Christenthum mit dem glücklichsten Erfolge ausge-

breitet, so daß um 1616 fast halb Japan christlich war. Eine Revolution aber, die dem japanischen Kaiser, der in seiner Person alle geistliche und weltliche Macht vereinigt, die letztere völlig entriß und in die Hände des unumschränkten Befehlshabers der Armee, des *Seogun* oder *Kubo* legte; der den Portugiesen feindselige Einfluß der Holländer, die von Batavia aus mit Japan Handelsverbindungen angeknüpft hatten, noch mehr das unvorsichtige und zügellose Betragen der Jesuiten, die sich unflug genug in die politischen Angelegenheiten mischten und gegen die neue Ordnung der Dinge sich erklärten, machte nach 40jährigen blutigen Verfolgungen, in welchen mehrere Millionen Menschen umkamen — die letzte Belagerung einer christlichen Niederlassung kostete allein 37000 Menschen das Leben — dem Christenthum und der Herrschaft der Portugiesen in Japan ein Ende. Die Holländer und die Chinesen sind jetzt die einzigen Völker, deren Schiffen, und zwar nur unter den härtesten Bedingungen, der Zugang nach Japan gestattet wird. — Die Japaner haben eine sehr alte Geschichte und das Studium derselben beschäftigt nächst der Religion die meisten Gelehrten unter ihnen. Die Japaner, vielleicht ein Urvolk, waren einst Barbaren und ihrem gewalthätigen, kühnen Charakter nach gewiß harte und strenge Barbaren durch die Nachbarschaft und den Umgang mit den Chinesen aber, von denen sie Gesetze, Schrift und Wissenschaften, Manufacturen und Künste lernten, bildeten sie sich zu einem Staate, der in manchen Stücken mit China wetterteifert oder es gar übertrifft. Als etwa 600 Jahr vor Chr. in Japan die monarchische Regierungsform eingeführt, und ein Mann aus einer alten heiligen Familie zum Haupte des Staates und der Religion erwählt wurde, scheinen die andern Fürsten und Herren in den einzelnen Provinzen einen Theil ihres Ansehens ihm übertragen zu haben, ohne jedoch ihrer Macht völlig zu entsagen. Der Kaiser oder *Dairi* ward nur das Oberhaupt der Fürsten, die in ihren Provinzen fast unumschränkt herrschten. Um die unruhigen lehnspflichtigen Fürsten im Gehorsam zu erhalten, hatten die *Dairi* ein mi-

litärisches Amt unter dem Titel *Kubo* errichtet und demselben volle Gewalt über die Armee gegeben. Zu ihrem Verderben! gegen das Ende des 16. Jahrhunderts nämlich entriß *Feddeschossi*, der Sohn eines Landmannes, der sich zur Würde eines *Kubo* emporgeschwungen hatte, dem *Dairi* oder *Kin Ken* alle weltliche Macht, wies ihm die Stadt *Kio* (oder *Miako*, die alte Hauptstadt des Reichs auf der Insel *Nippon*) zur Residenz an, und schlug sein weltliches Hoflager zu *Jeddo* auf. Seit jener Zeit wird Japan von zwei Kaisern, einem geistlichen und weltlichen, beherrscht.

Der Flächenraum der gesammten japanischen Inseln, die ehedem wahrscheinlich mit dem festen Lande von Asien zusammenhängen, beträgt 8000 Quadratmeilen, die Zahl der Einwohner aber ist nicht genau bekannt, mag sich aber, da besonders die 3 Hauptinseln ungeheuer stark bevölkert sind, auf 30 Millionen belaufen. — Wenn man auf andern Inseln des großen Oceans in der Regel verschiedene Volksstämme antrifft, so scheinen dagegen alle Bewohner Japans nur einem Menschenschlage anzugehören. Weshalb, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen. Nach einer uralten Sage soll in grauer Vorzeit ein chinesischer Arzt mit 300 Jünglingen und ebenso viel Mädchen nach Japan gekommen und der Stammvater des Volks geworden sein; dem aber widersprechen die Japaner selbst auf das Bestimmteste, sie wollen durchaus nicht von den Chinesen abstammen und leiten ihren Ursprung vielmehr unmittelbar von den Göttern her. Ihr lebhafter Charakter, so wie einige ihrer alten Gebräuche lassen auf malaisische, ihre Physiognomie, (s. Taf. XXXVI.) namentlich ihre länglichschmalen, tiefliegenden Augen, auf mongolische Abstammung schließen, so daß zuletzt die Ansicht derer, welche die Abstammung der Japaner aus einer Vermischung mongolischer und malaischer Rasse, die durch stürmische Wogen von der übrigen Welt getrennt, sich selbst überlassen und befreit von spätern Einflüssen der Nachbarn zu einem der originellsten und selbstständigsten Völker des Erdbodens ausbildete, herleitet, die richtige sein mag. — Die Japaner sind von

mittlerer Größe, geschmeidig und behende, und haben starke Gliedmaßen. Ihre Farbe ist durchgängig gelb, und nur die Vornehmen, die sich der Sonne wenig aussetzen, sind weiß. Die Augen sind länglich schmal und tiefliegend, schön schwarz und bei den Frauen besonders außerordentlich freundlich und seelenvoll. Die Augenbraunen sitzen höher als gewöhnlich. Der Kopf ist bei den meisten groß, der Hals kurz, das Haar schwarz, dick und von Oel glänzend. Die Nase zwar nicht platt, doch etwas dick und kurz (s. Taf. XXXVI.).

Die Japaner sind mäßig — starke Getränke werden zwar häufig, aber nur vom gemeinen Volke und dann nur des Abends genossen, denn am Tage betrunken zu sein bringt unauslöschliche Schande — arbeitsam — Ackerbau, Handel und Gewerbe werden selten mit größerer Thätigkeit betrieben, — reinlich, nicht blos in Bezug auf den Körper, den sie täglich in warmem Wasser baden, sondern auch in Abicht auf Kleidung, Wohnung, Geräthschaften, Gefäße, Essen und Trinken. Zu ihren guten Eigenschaften gehören ferner: ihre Ehrlichkeit und Treue, — Raub ist ganz unerhört, und nur kleine Diebstähle kommen zuweilen vor — ihre Höflichkeit, deren Gesetze wie bei den Chinesen streng und unverbrüchlich sind; ihr Muth und ihre Tapferkeit — der holländische Gouverneur von Formosa hatte einst einige Japaner gemißhandelt, da beschließen sieben Jünglinge, ihre Landeskente zu rächen; sie landeten auf Formosa, ergreifen den Gouverneur mitten unter seinen Umgebungen, entführen ihn mit gezogenen Säbeln nach ihrem Schiffe, wo er sofort ein Opfer ihrer Rache fällt. — Unter ihre schlimmsten Eigenschaften gehört ihr ungemessener Hang zur Wollust, der durch öffentliche Häuser, die unter dem Schutze der Gesetze stehen, ihre bestimten Einrichtungen, Regeln und Privilegien haben und oft mit fürstlicher Pracht eingerichtet sind, befriedigt wird; ihr Stolz, ihr Ehrgeiz, ihre Rachsucht, die nicht selten zur erblichen Blutrache wird und den unsinnigen Gebranch zur Folge hatte, daß, wenn höhere Personen einander beleidigt haben, der Beleidigte den andern heraus fordert, sich mit einem Mes-

ser den Bauch aufschlägt und dadurch den Gegner, wenn er nicht für ehrlos erklärt sein will, zwingt, dasselbe zu thun. Uebrigens zeigen die Japaner in ihren Unternehmungen, ihrer Regierungsform, ihrem Umgange mit Fremden, ihren Beschäftigungsarten und ihrer Wohlhabenheit, daß sie ein sehr verständiges Volk sind.

Hinsichtlich der Religion — es giebt in Japan vier verschiedene Arten derselben — herrscht völlige Glaubensfreiheit, und nicht selten bekennen sich die einzelnen Glieder einer Familie zu eben so viel verschiedenen Religionen. Jeder Bürger hat das Recht, sich zu dem Glauben zu bekennen, der ihm gefällt, und ihn so oft zu verändern, als es ihm gut dünkt; nur Profanienmacherei ist gesetzlich verboten. Predigt jemand die christliche oder sonst eine fremde Religion, so muß er eines martervollen Todes sterben. Eben so streng ist die Einführung fremder Religionsbücher verboten, und die holländischen Schiffe müssen, wenn sie ankommen, dem japanischen Befehlshaber zu Mangasack ihre religiösen Schriften in einer Kiste überliefern, welche ihnen erst bei ihrer Abreise zurückgegeben wird. Die Kinto- oder Sinto religion scheint die älteste und ursprünglich einheimische zu sein, und mag, da sich zu ihr der Dairi bekennt, als Staatsreligion angesehen werden. Ehe dieser Glaube mit Jutsaken und Ceremoniendienst überladen wurde, mag er wohl viel einfacher und edler gewesen sein, als jetzt. Die Grundsätze desselben ist die Verehrung eines einzigen, ewigen und unsichtbaren Wesens, welches über den Wolken thront; aber es ist zu erhaben, um in Tempeln oder unter einem Bilde verehrt zu werden; man schwört nur bei ihm. Diesem höchsten Wesen sind aber eine Menge Nebengötter oder Kami untergeordnet, die Vorsteher und Regenten der Elemente und überhaupt der sichtbaren Welt. Sie haben daher auch Einfluß auf die menschlichen Schicksale, und an sie richtet man seine Gebete, sie verehrt man in einfachen, von Holz erbauten, in schattigen Hainen, oder am Abhange eines Hügel, liegenden Tempeln, in denen man ihren Bildern, vor denen zu jeder Zeit Lichter brennen, Blumen, auch wohl Weiz, Früchte, Reis und andere Le-

bensmittel darbringt. Auch Heilige, oder solche Personen, welche sich durch ein besonderes frommes Leben ausgezeichnet haben, werden nach ihrem Tode angebetet. Die Sinto religion lehrt auch die Unsterblichkeit der Seele und gerechte Vergeltung. Die Tugendhaften nämlich erheben sich sterbend in die obere Lustbezirke und kehren zuletzt, alle Persönlichkeit aufgebend, zu dem einzigen und obersten Wesen zurück; die Gottlosen aber müssen hin- und herschwärmen, um für ihre Sünden zu büßen. Reinheit des Hergens und der Sitten, durch die Reinheit des Körpers, deren man sich im höchsten Grade befleißigen muß, vorgebildet, ist das höchste Gut. Die Sintoisten essen kein Fleisch von irgend einem Arbeitsthiere, wohl aber Geflügel, Hirsche, Hasen, Bären, Fische und Seethiere. Auch dürfen sie kein Blut vergießen und keine Leiche anrühren; sie würden dadurch auf längere Zeit unrein werden. Die Seelen der Thiere — diese Thiere richten in Japan großen Schaden an und sind daher äußerst verhaßt, — sind die einzigen bösen Geister. In allen Tempeln der Untergötter und Heiligen befindet sich ein großer Spiegel von gegossenein Metall, der die Andächtigen, welche sich betend davor niederwerfen, daran erinnern soll, daß die Gottheit jede Regung ihres Hergens erforscht, so wie der Spiegel alle Flecken ihres Gesichtes zeigt. Mit der größten Andacht naht man sich dem Tempel, und wagt denselben nicht zu betreten, wenn man sich für unrein hält. Daher badet man sich vorher, zieht seine besten Kleider an, tritt endlich mit dem Zeichen der tiefsten Ehrfurcht ein und stellt sich vor den metallnen Spiegel, vor welchem man sein Gebet verrichtet und seine Opfer niederlegt; hierauf zieht man dreimal an einer kleinen, im Tempel hangenden Glocke, und verläßt dann den Tempel. Zu den Religionspflichten der Sintoisten gehören auch einige Wallfahrten zu besonders berühmten und heiligen Tempeln, und die Feier mehrerer Feste, z. B. des ersten Tags des ersten, des dritten des dritten, des fünften des fünften, des siebenten des siebenten, des neunten des neunten Monats. — Von Priestern giebt es zweierlei Arten. Die

einen sind nichts weiter als verheirathete, zum Dienste des Tempels bestellte Aufwärter; die andern führen ein beschauliches Leben und theilen die Geheimnisse ihres religiösen Systems nur lang geprüften und eidlich zum Schweigen verpflichteten Schülern mit. — Das geistliche Oberhaupt aller Japaner, sie mögen sich zum Sintoismus oder Buddhismus bekennen, ist der Kin Koy, oder, wie ihn die Europäer gewöhnlich zu nennen pflegen, der Daii. Er hat alle geistlichen Aemter und die oft sehr einträglichen Pfründen zu vergeben, und das in Japan sehr lohnende Vorrecht, vornehme und heilige Ehrentitel, z. B. den Titel Kami, Untergott, Heiliger, zu verkaufen. Dem Kange, aber nicht der Macht nach, die, wie schon oben gedacht wurde, der Kubo gegen das Ende des 16. Jahrhunderts an sich riß, ist dieser Kin Koy die erste Person des Reichs, denn selbst der weltliche Kaiser, dessen schlaue Politik den Kin Koy, diesen Abkömmling des angeblich 2000 Jahr alten japanischen Herrscherstammes, in eine heilige Person verwandelte, den kein menschliches Auge, am wenigsten ein Mann, der nicht zur Bedienung desselben angestellt ist, sehen darf, erweist ihm äußerlich die tiefste Ehrerbietung, fragt ihn bei manchen Regierungsangelegenheiten um Rath, nimmt Ehrentitel von ihm an, und erwidert die ihm dadurch ertheilte Auszeichnung mit ansehnlichen Geschenken. Ehedem machte sogar der Kubo alljährlich eine Reise nach Miaco, um dem Daii persönlich seine Ehrfurcht zu bezeugen; nach und nach wurden diese Besuche seltener, und jetzt läßt er es dabei bewenden, ihm von Zeit zu Zeit durch Gesandte Geschenke zu übersenden. Unter den zum neuen Jahr üblichen Geschenken des Kubo muß sich durchaus ein weißer Kranich mit schwarzem Kopfe, den der Kaiser auf der Falkenjagd selbst gefangen hat, befinden. Kein Geschäft kann den Monarchen von dieser Verpflichtung befreien; nur Krankheit entschuldigt ihn, aber dann muß der Thronfolger die Verpflichtung des Vaters übernehmen. Der Daii kommt selten aus seinen Zimmern; ein dem weltlichen Kaiser verantwortlicher Statthalter bewacht ihn gleich einem Gefange-

nen. Will er einmal in seinem Garten oder in dem innern Bezirke seines ungeheuern, wohlbesetzten Palastes frische Luft schöpfen, so wird allen durch ein Zeichen Entfernung geboten, und vertraute, eigens dazu bestellte Träger bringen ihn auf ihren Schultern hin und zurück. Nur einmal im Jahre geht er auf einer bedeckten Gallerie, welche blos nach unten zu einige Oeffnungen hat, so daß die Undächtigen seine Füße wenigstens sehen können, spazieren. Er wird geboren, lebt und stirbt in dem Bezirke seines Palastes, findet und genießt alle seine Vergnügungen innerhalb desselben, und kommt in seinem ganzen Leben nicht aus demselben heraus. Sein Name wird so geheim gehalten, daß ihn nur wenige Menschen eher als nach seinem Tode erfahren. Haare, Nägel und Bart dürfen ihm nicht am Tage gereinigt oder beschnitten werden, heimlich nur und des Nachts, wo seine heilige Seele abwesend und nur die sichtbare Hülle zurückgeblieben ist, darf die geschähen. Er speist beständig auf ganz neuen Tellern, und auch alle übrige Geschirre, deren er sich bedient, müssen ganz neu sein, und werden nach der Mahlzeit sogleich zertrümmert, damit sie nicht durch fremden Gebrauch entheiligt werden. Eben so trägt er jedes Kleid nur einen Tag, und es wird den nächsten Tag sogleich seinen Hofleuten, die fast nur aus Personen seiner Familie bestehen, geschenkt. Diese Kleider bestehen aus seidenen Stoffen und müssen, von der ersten Vereitung der Seide an, von den Händen reiner Jungfrauen gefertigt werden. — Damit sein Stamm nicht erlischt, hat man dem Dairi zwölf Gemahlinnen gegeben, von denen jedoch nur eine an seiner Würde, die nach seinem Tode auf den ältesten seiner männlichen Nachkommen forterbt, Theil nimmt. —

Nächst dem Sintoismus findet der von den westlichen Küsten Ostindiens und von China hieher verpflanzte Buddhismus in Japan die meisten Anhänger. — Die dritte in Japan ebenfalls, namentlich unter den Vornehmen und Gelehrten in großer Achtung stehende Religion ist die Sintolchre oder die des Confucius. — Endlich giebt es auch eine kleine Zahl von Götternanbetern in Japan. Sie verehren als

die oberste Gottheit die Sonne, welcher im Range der Mond und dann die übrigen Sterne folgen. Alle diese Gottheiten streiten unter einander, verheirathen sich, suchen sich zu schaden und haben alle sittliche Gebrechen der Menschen, nur mit dem Unterschiede, daß sie unsterblich sind und jede Gestalt annehmen können. Eine besondere Secte dieser Sternbedienten betet das Feuer an, und hält es für eine von der Sonne abstammende Gottheit. — Im Allgemeinen sind die Japaner sehr abergläubisch. Ehe man den ältesten Greis der Gegend, in welcher eine neu erbaute Brücke sich befindet, über letztere geführt hat, wagt niemand, aus Furcht vor einem sichern Tode, über die neue Brücke zu gehen; einige geweihte Erbsen, bei einem Gewitter an die Wände des Hauses geworfen, verhindern das Einschlagen des Blizes u. s. w.

Die Regierungsverfassung ist der härteste Despotismus; der Wille des Kaisers das höchste Gesetz, so daß selbst die kleinern Landesfürsten, Damjos, die in ihren Provinzen ziemlich unumschränkt regieren, und sogar das Recht haben, einander zu bekriegen, ihm so unterwürfig sind, daß er sie für ein Vergehen durch Absetzung, Verbannung oder am Leben strafen kann. Um ihrer Treue gewiß zu sein, müssen sich diese Damjos abwechselnd ein Jahr in ihren Besitzungen, das andere in der Hauptstadt Jeddo aufhalten, ihre Frauen und Kinder aber immer in Jeddo bleiben. Der Kubo verwaltet die Regierung unter dem Beistande eines Staatsraths von sechs bejahrten Männern, welchem die sieben Theile oder Sectionen der Staatsverwaltung, als: Section der Staatsökonomie und der Einkünfte, der Schifffahrt und des Handels, der Polizei, des Bauwesens, der Civil- und Criminalgerichtsbarkeit, des Kriegswesens und der geistlichen Angelegenheiten — jede Section ist zweien oder dreien Ministern, Bunjo's, anvertraut — untergeordnet sind. — Der Kubo zieht seine Einkünfte, die zum größten Theil in Naturerzeugnissen bestehen, von einigen Kronländereien oder fünf kaiserlichen Landschaften und mehreren Städten, die unmittelbar unter ihm stehen, und hierzu kommen noch die ansehnlichen Geschenke,

ihm alljährlich die Landesfürsten dazubringen verpflichtet sind. Jeder dieser Fürsten besitzt erbliche Landeshoheit in seiner Provinz, erhebt die Einkünfte derselben — da er der einzige Eigenthümer von allem Grund und Boden seiner Provinz ist, so muß ihm der Bauer wenigstens die Hälfte, in manchen Gegenden sogar zwei Drittheile, seiner Aernthe abgeben — ohne dem Kaiser Ackerschenschaft abzulegen, und bestreitet davon die Kosten für seine Hofhaltung, seine Kriegsmacht, die Unterhaltung der Landstraßen, kurz alle öffentlichen Ausgaben. — Um Verwundungen zu verhüten, ist jeder durch die Gesetze des Staats zum Wächter, Aufpasser und Bürgen des andern gemacht, so daß jeder für denjenigen, der mit ihm in irgend einer Verbindung steht, dem Staate haften, und im Falle eines Vergehens mit demselben büßen muß. So muß der Vater für seine Kinder, der Herr für seine Diener, der Nachbar für den Nachbar, jede Gesellschaft für ihre Mitglieder stehen; in Städten werden zuweilen die Bewohner einer ganzen Straße wegen einer öffentlich auf dieser Straße verübten Gräueltat bestraft. Die Japaner vergleichen ihre uralten, noch heute geltenden strengen Gesetze mit einem ehernen Pfeiler, den weder Klima, Stürme, noch Zeit vernichten, ja nicht einmal erschüttern konnten, und da mit der größten Wachsamkeit auf ihre Befolgung gesehen wird, so findet man fast kein Land in der Welt, wo Ausschweifungen und grobe Vergehungen so selten wären, als hier. Die meisten Verbrechen werden mit dem Tode bestraft. Schon wer den Säbel gegen jemanden zieht, ist des Todes schuldig, eben so jeder Schleichhändler, so wie alle Theilnehmer an dem Schleichhandel, es mögen Käufer oder Verkäufer sein; auch jeder Auswanderer und wer sich mit Ausländern in irgend eine Verbindung einläßt, hat das Leben verwirkt. Meistens wird dem Verbrecher im Gefängnisse selbst der Kopf abgeschlagen; doch sind auch die Kreuzigung und andere grausame Todesstrafen nicht ungewöhnlich. Die, welche das Leben nicht verwirkt haben, bleiben lebenslänglich im Gefängnisse, oder man verbannt sie auf entlegene, wüste Inseln und zieht ihre Güter ein. Die Gefängnisse sind übrigens

reinlich und gesund. Jedes hat ein besonderes Zimmer zum peinlichen Verhör — die sonst allgemein übliche Folter, deren geringster Grad darin bestand, daß man den Verklagten mit nackten Knien auf einen stumpfen Säbel stellte und hierauf den Gefolterten mit immer schwerern und schwerern Gewichten behing, wird jetzt nur noch bei schon auf andere Weise überwiesenen Verbrechern angewendet — eine Küche, einen Speisesaal, eine Badestube und ein Gemach zu geheimen Hinrichtungen. — In einigen Fällen erlauben die japanischen Gesetze dem Vertheidigten, sich selbst Recht zu schaffen; so kann ein Ehemann den Verführer seiner Frau, ein Vater den Entehrter seiner Tochter auf der Stelle tödten, nur muß er nachher beweisen können, daß das Verbrechen wirklich geschehen sei. Auch das Leben misrathner Kinder steht gänzlich in der Gewalt des Vaters. Prozeßsachen werden größtentheils durch Vermittler, welche die streitenden Partheien selbst wählen, geschlichtet; gelingt es nicht, die Sache gütlich beizulegen, so wird sie dem Gericht übertragen. — Jede Stadt hat vier obrigkeitliche Personen, von denen eine, welche *Ninban* heißt, das Wort hat und den Vorsitz führt. Außer den Civil- und Kriegsbeamten, die über die öffentliche Sicherheit in den Städten wachen müssen, wird in jeder Straße aus den Bürgern ein Aeltester mit einigen Gehülften zu eben diesem Zwecke gewählt. Seine Pflicht ist, die Geburten und Todesfälle, die Heirathen, selbst die Abreise und Ankunft jedes Einwohners seiner Straße aufzuzeichnen. Er stiftet Frieden unter den Bürgern und hat selbst das Recht, Verbrecher gefänglich einzuziehen und sie in Ketten und Banden zu legen. Streifwachen durchziehen des Nachts die Straßen und verhaften jeden, der sich ohne Laterne blicken läßt. Besondere bei der leichten Bauart der japanischen Häuser, ihrem Mangel an Rauchfängen und Schornsteinen und dem Gebrauch, den Fußboden mit Strohecken zu belegen, höchst nöthige Sorgfalt wird angewendet, um Brandunglück zu verhüten, und doch vergeht, z. B. in Jeddo, kaum ein Tag ohne eine Feuersbrunst, die sich aber bei den zweckmäßigen Löschanstalten selten

über das Haus hinaus verbreitet, in welchem sie entstanden war. Außer den gewöhnlichen Nachtwächtern nämlich, deren in jeder Straße einer ist und welche zugleich die Stunden verständigen, hat man noch eine große Zahl Brandwächter. In Jeddo giebt es deren 48,000, die in 48 Regimenter getheilt sind, von denen jedes den Namen eines Buchstabens des japanischen Alphabets hat, der auch zum Kennzeichen auf ihre Kleider gestickt ist. Am Ende jeder Straße ist eine Treppe befindlich, auf welche die Wache steigen muß, um zu sehen, ob sich Feuer entdecken läßt. Oben auf jedem Dache ist ein viereckiger, mit einem Geländer umgebener Platz, auf welchem immer ein großes Gefäß mit Wasser steht; an sehr vielen Stellen sind feuerfeste, steinerne Pacht Häuser errichtet, wohin bei Feuersnoth die Waaren gebracht werden, und an den Mauern sind eiserne Haken eingeschlagen, um nasse Matten, die das Feuer abhalten, daran hängen zu können. —

Die Kriegsmacht der Japaner besteht in Friedenszeiten aus 100,000 Mann Fußvolk und 20,000 gepanzerten Reitern, wozu in Kriegzeiten die Rentingente der Fürsten kommen, die sich auf 368,000 Mann Infanterie und 38,000 Mann Kavallerie belaufen sollen. Die Artillerie ist in dem erbärmlichsten Zustande. Das Laden geht äußerst langsam; auch schießt man nicht eher, als bis alle Artilleristen sich ziemlich weit entfernt haben. Die gewöhnlichsten Waffen sind Säbel und Dold, Flinten, Pfeile und Piken. Die Uniform besteht in einem kurzen Rocke (Chauri), den man ohne Gürtel über den eigenen Kleidern trägt (s. Taf. XXXVI.). Die kaiserlichen Soldaten haben schwarzseidene Chauris, mit weißen Nähten auf Brust und Rücken, die Soldaten des Fürsten von Nambu hellblaue Chauris mit einem weißen Kreise auf dem Rücken, die des Fürsten von Eysngaru schwarzbaumwollne mit einem weißen Viereck u. s. w. Die Staatsuniform, die in den kaiserlichen Zeughäusern aufbewahrt, nur bei festlichen Gelegenheiten ausgetheilt wird, ist sehr kostbar aus schönen seidnen Stoffen verfertigt und mit Gold, Silber oder Seide gestickt. Im Kriege wird eine kurze, weite Hose und ein brei-

tes Kollert angezogen; die Brust, den Rücken, die Arme und die Beine vom Gürtel bis zu den Knien bedeckt ein Panzer, den Kopf ein großer metallner Hut, an welchem zum Schutz gegen feindliche Hiebe ein Bistri angebracht ist. Die Reiterei wird aus den schönsten Männern, die kostbar uniformirt und trefflich beritten sind, gebildet. Der Sold besteht entweder ganz oder zur Hälfte in Reis. Bleibende Heerführer giebt es nicht; bricht ein Krieg aus, so ernennt der Kubo aus den Fürsten die Hauptanführer, die übrigen Befehlshaber, Taischos, werden aus dem Adel und den Eivilbeamten gewählt. Uebrigens ist der Stand der Soldaten in Japan erblich und bildet daher eine besondere Volksklasse. Jeder Krieger, er mag noch so alt und schwach sein, erhält seinen Abschied nicht eher, als bis er seinen Sohn, der aber das 15. Jahr erreicht haben muß, statt seiner anstellen kann. Hat er mehr als einen Sohn, so steht es ihm frei, sie alle oder nur einen dem Soldatenstande zu widmen. Da der Dienst aber sehr leicht und der Unterhalt gut ist, so lassen Soldaten gewöhnlich alle ihre Söhne dieß Fach ergreifen und dienen selbst bis zum Tode. Hat einer keine Söhne, so kann er einen adoptiren, ihn erziehen und seine Stelle vertreten lassen. Die Gesetze erlauben es sowohl den Soldaten als auch andern Ständen, drei Pflegekinder anzunehmen, sterben diese aber, so darf man keine mehr adoptiren, da vorausgesetzt wird, daß es gegen den Willen der Götter sei. Der Soldatenstand ist in Japan sehr geehrt und jeder Krieger erhält den Titel Sama, d. i. Herr. Beim Eintritt in den Dienst muß jeder Soldat dem Kubo den Eid der Treue schwören und ihn nachher mit dem Blute aus seiner rechten Hand unterzeichnen. — Fast in jedem Dorfe befinden sich zwei oder drei Soldaten, die auf Ordnung sehen und ein wachsames Auge auf polizeiliche Gegenstände haben. — An einer Seemacht fehlt es seit dem 16. Jahrhundert, wo die Regierung den Unterthanen verbot, nach fremden Ländern zu schiffen, früher aber bedeckten japanische Schiffe die benachbarten Meere, und vor Ankunft der Europäer trieben die Japaner bedeutenden Actiohandel und eine ausge-

breitete Schifffahrt, besonders besuchen sie China und Ostindien bis nach Bengalen hin; und noch heute sind ihre seidenen und baumwollenen Zeuge, ihre Porcellanwaaren und ihre lasteten Blechwaaren mit erhöhten Blumen oder Figuren berühmte und gesuchte Handelsartikel. Die von der Regierung vorgeschriebene Bauart der Rauffahrtseischiffe, die auch keine Kanonen führen dürfen, ist so beschaffen, daß die Japaner sich nicht weit ins Meer wagen und so das Reich verlassen können. Der Grund, warum die Herrscher von Japan allen Verkehr mit dem Auslande so ungemein beschränkt haben, ist theils der große Gewerbefleiß des eignen Landes, welcher alle nöthigen Lebensbedürfnisse selbst hervorbringt, theils die Furcht, eroberungsglüchtige Völker auf ihr gesegnetes Land aufmerksam zu machen. Wollte die Regierung übrigen eine Kriegsflotte haben, so würde ihr dieß bei der guten Beschaffenheit der Häfen, bei dem Ueberfluß aller zum Schiffbau und zur Bewaffnung einer Kriegsflotte nöthigen Materialien, bei der Menge geschickter Zimmerleute und den sehr behenden und kühnen Matrosen, deren bewundernswürthe Geschicklichkeit und Geistesgegenwart allgemein gerühmt wird, nicht schwer fallen. Die Matrosen, namentlich die kaiserlichen (s. Taf. XXXVII.), werden sehr gut bezahlt, sind aber, wie die englischen, leichtsinnige Verschwender, die das Geld, das sie in vielen Monaten mit Gefahr ihres Lebens erwerben, oft in wenigen Tagen in öffentlichen Häusern vergeuden.

Die Hauptnahrungsmittel der Japaner sind Reis und Fische, die die Stelle des Fleisches vertreten, dann Kräuter, Wurzeln, Früchte, Erbsen, Bohnen und allerlei Muscheln. Man hält täglich drei Mahlzeiten. Das Hauptgericht ist Miso, eine mehligte Substanz, welche aus der kleinen, linsenförmigen Miso-Bohne, Dolichos Soja, gewonnen und mit Fischen und Zwiebeln gekocht wird. Sehr gewöhnlich sind auch Reiskuchen, die zuweilen grün gefärbt werden; der Aermere bäckt sich aus Gerstenmehl dünne Kuchen. Zum Braten der Fische hat man nur Oel, indem Butter, Salz und Schmalz in Japan, wo das Rindvieh nur zum Arbeiten gehalten wird, unbekannte Dinge sind. Auch

das Fleisch der Wallfische wird genossen und von Männern zum Verkauf angeboten, die es in offenen Körben herum tragen. Der Taf. XXXVII. abgebildete Wallfischfleischverkäufer trägt außerdem in seinem Korben eine Wage, ein Beil und einen Regenschirm. Bei den Taiseln der Vornehmen herrscht zuweilen ungeheurer Aufwand; ein Reisender erzählt von einem einzigen aus zwei Schellfischen und zwei Steinbrassen bestehenden Gerichte, das 1250 holländische Dukaten kostete. Zu den unentbehrlichen Lebensbedürfnissen der Japaner gehört auch Thee, den sie in ungeheurer Menge zu sich nehmen, und Tabak, mit dessen Gebrauch sie durch die christlichen Missionaire bekannt wurden, und der von beiden Geschlechtern jeden Standes fast ununterbrochen geraucht wird. In Bezug auf den letztern klagte selbst ein leidenschaftlicher Raucher: „jene Christuspriester haben uns nicht so sehr durch die Einführung ihres Glaubens, der innere Unruhen und Bürgerkriege unter uns erzeugte, als durch die Einführung des Tabaks geschadet; denn jenes war nur ein vorübergehendes, jetzt längst vergessenes Uebel, letzteres aber entzieht jetzt und vielleicht auch in den künftigen Jahrhunderten eine Menge Landes und Hände den nöthigern und nöthigern Erzeugnissen, die nun theurer sind als sonst; überdem würden auch die Arbeitsleute ihre Arbeiten nicht so oft unterbrechen, da sie jetzt beständig ausruhen, um ihre Pfeife zu rauchen.“

— Der Japaner stopft seine kleine Pfeife fast alle fünf Minuten und steht sogar oft des Nachts auf, um Tabak zu rauchen und einige Tassen Thee zu trinken. Hieraus wird es erklärlich, daß die Japaner, im Vergleich mit den Europäern sehr wenig essen und nicht selten für den ganzen Tag mit einer Hand voll Reis und einem Stück Fisch, das man auf einmal in den Mund stecken könnte, sich begnügen.

Die Kleidung beider Geschlechter ist seit den ältesten Zeiten immer die nämliche geblieben; sie besteht aus langen, weiten Gewändern nach Art unserer Schlafrocke. Nur die Wohlhabendern kleiden sich in Seidenzeuge, die an Dünne und Feinheit alles übertreffen, was Asien und Europa in diesem Fache aufzuweisen hat;

der gemeine Mann trägt baumwollene Stoffe und der ganz Arme Hanfgewebe. Die, welche das Recht haben, am Hofe zu erscheinen, legen, wenn sie am Neujahrstage dem Kaiser ihren Glückwunsch abkanten, aber auch nur bei dieser Gelegenheit, des lange und bunte chinesische Gewand (s. Taf. XXXVI.) an. Die gewöhnliche Farbe der japanischen Kleidung ist schwarz; zur Trauer trägt man weiße Gewänder. Zur Galla- oder Ceremonienkleidung, die man nur dann anlegt, wenn man einen Vornehmen besucht oder nach Hofe geht, gehören lange, weite Beinkleider, die fast wie Weiberdröcke aussehen (s. Taf. XXXVI.). Der Japaner trägt, besonders in der rauhen Jahreszeit, mehrere Röcke, die Frauen oft 20 — 30, die aber so dünn und leicht sind, daß sie alle zusammen nur 4 — 5 Pfd. wiegen, aber einander. Über diese Kleider werden mit einem Gürtel befestigt, der bei Mannspersonen eine Hand, bei den Frauen aber eine halbe Elle breit und so lang ist, daß er wenigstens zweimal um den Leib reicht und nachher in verschiedene Schleifen gelegt werden kann. Verheirathete tragen die Schleife vorn, unverheirathete hinten. In diesen Gürtel stecken die Männer ihren Säbel — Offiziere und höhere Staatsbeamte tragen zwei Säbel (s. Taf. XXXVI.) neben einander, wovon der eine ihr Amtssäbel ist; diesen legen sie ab, wenn sie sich setzen, den andern aber lassen sie stecken — und Sonnenschirme, ferner die Tabakspfeife, eine Art Brieftasche mit Papier und Geld, ein Zintensaß mit Pinselfutteral und einen Arzneibeutel; alles Dinge, ohne welche sie niemals ausgehen. Findet ein Japaner ein Zimmer zu warm, so zieht er den obern Rock aus und läßt ihn hinten am Gürtel herabhängen; ist dieß noch nicht genug, so wird auch der zweite, dritte u. s. w. bis auf einen herabgezogen; mit zunehmender Kälte nimmt denn auch die Zahl der wieder angezogenen Röcke zu. — Die Männer schneiden den mittleren Theil des Kopfes von der Stirne bis fast auf den Nacken ganz glatt und befestigen die Seiten und Hinterhaare in einen Busch auf dem Wirbel. Die Hute haben in der Regel so kleine Köpfe, daß sie nur den Haarbüschel bedecken, aber die Krämpen

sind sehr breit und der Hut muß daher mit einem Bande unter dem Rinne befestigt werden. Das gemeine Volk trägt Stroh Hüte, die wohlhabenden Leute lederne oder hölzerne, die lakirt, bemalt oder vergoldet sind. In der Regel werden sie aber nur bei einem längern Aufenthalte außer dem Hause getragen, und beim Eintritt in ein fremdes Haus eben so wie die Schuhe vor der Thüre abgelegt. Auf Reisen trägt man Regenschirm aus starkem, mit Oel getränktem Papier; Aermere bedienen sich, um sich gegen die Strenge der ungeschümmten Witterung zu schützen, eines Strohmantels und Regenhutes (s. Taf. XXXVII.). Die Tracht eines japanischen Handwerkers oder gewöhnlichen Bürgers im Winter besteht nächst dem langen, gewöhnlich blauen Unterkleide in einer weiten, schwarzen Jacke mit langen Aermeln; der Kopf wird durch ein dickes, unter dem Kinn zusammengebundenes Tuch geschützt. In dem Unterkleide, über der Leibbinde, trägt er, wie alle seine Landsleute, ein Taschenbuch, und in der Leibbinde einen Fächer, Tabakbeutel, eine Tabakspfeife und ein Zintensaß (s. Taf. XXXVII.). Statt der Schuhe hat man in Japan Sandalen aus Reisstroh, und nur bei schmutzigem Wetter bindet man dünne Leisten aus leichtem Holze unter die Füße (s. Taf. XXXVI.). Strümpfe tragen nur die Vornehmern. Am Halse sind die Kleider aller Japaner tief ausgeschnitten und vorn offen, so daß der Hals völlig bloß bleibt. Die Frauen tragen im Winter eine Art Hauben, die von seidner Watte gemacht, mit einem Kleister glatt überzogen, einem Turban nicht unähnlich sind. Kleinen Kindern wird gewöhnlich der ganze Kopf geschoren, auch haben sie, da man die rothe Farbe zu Kleidern für sehr gesund hält, meist reihe oder mit vielen Blumen gezierete, überaus lange Kleider. Die Kinder der Reichen werden von männlichen Bedienten auf der Schulter getragen (s. Taf. XXXVII.). An der Stelle der Schnupftücher braucht man in Japan ein Stück feinen weißen Schreibepapiers.

Die meisten Wohnungen der Japaner haben wegen der häufigen Erdbeben, nach einem australischen Geseze, nur ein, höchstens zwei Geschoß, und sind, den kleinern Grund aus-

genommen, bloß von Holz. Das Dach, das in der Regel mit Firniß überzogen, bei Vornehmen wohl auch leicht vergoldet wird (s. Taf. XXXVIII.) geht, um viel Schatten zu geben, überall weit hervor, und hat oft noch ein kleineres über sich, das die Decke eines besondern, rings um das Haus gehenden Ganges bildet. Die Tempel, deren Bauart chinesisches ist, haben oft sieben Dächer über einander. Obwohl die Japaner auf die Bereitung des Glases sich verstehen, so können sie doch kein Tafelglas bereiten, und haben daher an der Stelle der Glasfenster gebläutes Papier. Eben so fehlt es an Oefen und Kaminen; man bedient sich daher zur Erwärmung der Zimmer großer, kupferner Gefäße, die man mit glühenden Kohlen, denen man die schädliche Ausdünstung zu benehmen weiß, anfüllt. Spiegel braucht man nur beim Anziehen, nicht aber, wie bei uns, zur Verzierung der Zimmer. Hausgeräthe ist überhaupt in der ganzen Wohnung, die eigentlich nur aus einem großen Zimmer besteht, das durch Rahmen, die mit gefirnißtem Papier überzogen sind, und nach Art spanischer Wände aufgestellt werden, in mehrere Gemächer zerlegt werden kann, wenig vorhanden, weder Stuhl, noch Tisch, noch Bette, indem der Japaner sich mit untergeschlagenen Beinen auf den Boden setzt, und vor der reinen und netten Reisstrohmatten, über welche auch wohl noch Teppiche und Lächer ausgebreitet werden, seine Mahlzeit einnimmt. Auf dieser Bodenbedeckung schläft er auch, indem er sich bloß ein längliches Stück Holz unter den Kopf legt und sich mit dem weiten Oberkleide zudeckt. Vor dieses Nachtlager wird ein hoher, mehr oder weniger verzierter Schirm gesetzt. Dieser und einige Schränke mit Schubladen sind das einzige Hausgeräthe, außer welchem man nur noch einige Waffen und Porzellangefäße erblickt. Außerordentlich sehen die Häuser sowohl der Vornehmen als der Geringen sehr einfach aus, und der Unterschied besteht außer der Größe nur darin, daß die ersteren einen geräumigen Hof mit einer hohen Mauer haben, so daß man von der Straße aus nur das Dach erblickt. Bei Kaufleuten und Handwerkern befindet sich in dem Vordertheile des Hauses nach der Straße zu ge-

wöhnlich der Laden oder die Werkstatt; darauf folgen die Küche und die Gesindestube, und erst in dem hintern Theile wohnt die Herrschaft. Fast in jedem Hause giebt es eine Badestube, und in einem kleinen, abgesonderten Gebäude einen Abtritt oder doch ein Gefäß zur Aufsammlung des Harns, indem der menschliche Unrath für den japanischen Landbau das vornehmste Düngungsmittel ist. Außerdem haben vornehme und reiche Japaner neben ihren Häusern große, wohlgegerichtete Gärten, auf deren Erhaltung oft große Summen gewendet werden.

Die Japaner dürfen gesetzlich eigentlich nur eine Frau heirathen, die in den höhern Klassen von demselben Stande sein muß wie der Mann; Nebenweiber aber, die öffentlich und gemeinschaftlich mit dem Manne und der rechtmäßigen Frau in einem Hause beisammen leben, können sie haben, so viel sie wollen. Das Anhalten um eine Frau, die Verlobung und die Hochzeit werden mit vielen sonderbaren Gebräuchen, bei den Reichen mit vieler Pracht und großen Schmausereien begangen. Die Zähne der Braut werden mit einer aus Urin, Eisenfeilspänen und Saki, einem starken, warmen, bierähnlichen, aus Reis gebrauten Getränke, bereiteten Masse schwarz gefärbt, welche sich so in die Zähne einzieht, daß sich die Schwärze niemals wieder verliert; auch muß man beim Auftragen derselben Lippen und Zahnfleisch sorgfältig bewahren, indem diese sonst davon blau werden. Bei der Geburt jedes Kindes wird in dem Hofraum oder Garten ein Baum gepflanzt, der mit der Mannbarkeit des Kindes, gewöhnlich dem 15. Jahre, seine volle Größe erlangt. Verheirathet sich das Kind, so wird der Baum umgehauen und aus dem Holze Kasten und Schachteln gefertigt, um die Kleider und übrigen Habseligkeiten der Neuvermählten darin aufzubewahren. Ein Japaner kann sich nach dem Tode seiner Frau oder nach der Scheidung von derselben, die er ohne besondere Gründe zu jeder Zeit bewerkstelligen kann, (daher denn auch, besonders Männer, die für unbeständig gehalten werden, die gewählte Gattin oft mit schwerem Gelde von den Aeltern derselben erkaufen müssen) so oft wieder verheirathen, als er will, nur

nicht mit der selbstlichen Schwester oder mit der Schwester einer vorigen Gattin. Die Fürsten und der Adel, doch auch die Reichen, die diesen nachahmen, halten ihre Frauen fast beständig in den innern Gemächern des Hauses, zu welchen nur die nächsten Verwandten Zutritt haben, verschlossen; die Frauen anderer Stände aber, obschon sie in Abwesenheit ihrer Männer sich mit keiner Mannsperson unterhalten dürfen, können ungehindert ihre Verwandten und Freundsinnen besuchen und in den Straßen und öffentlichen Orten mit unverhülltem Gesicht sich zeigen. Auf die Erziehung der Kinder verwenden die Japaner mehr Sorgfalt als irgend ein anderes asiatisches Volk. Frühzeitig lernen die Kinder lesen und schreiben, und werden mit der Geschichte, Geographie und den Gesetzen des Vaterlandes nicht bloß nothdürftig bekannt gemacht; Geduld, Bescheidenheit und Höflichkeit, Tugenden, die den Japanern eigen sind, findet man, in keinem geringen Grade, schon bei der Jugend. Jedes Dorf hat seine Schule und in den größern Ortschaften und Städten giebt es mehrere Unterrichtsanstalten.

Die Todten werden bei den Vornehmen verbrannt, entweder öffentlich auf einem dazu bestimmten Plage oder in einem eigens dazu eingerichteten Hause. Die Asche wird in ein kostbares Gefäß gethan und eine Zeitlang von den Angehörigen in ihrem Hause aufbewahrt, zuletzt aber begraben; die Hinterlassnen besuchen dann das Grab von Zeit zu Zeit und bestreuen es mit Blumen. Geringe Leute werden beerdigt. Die ganze Trauerzeit dauert zwei Jahre, wovon aber nur fünf Tage in tieffter Trauer hingebacht werden. Die Trauerfarbe ist weiß.

Die Japaner sind überaus gesellig, lieben unterhaltende Gespräche und scherzen oft; bei den Arbeiten wird immer gesungen, und ist die Arbeit der Art, daß sie nach dem Tacte eines Liedes gehen kann, z. B. das Rudern oder Heben schwerer Lasten, so singt alles. Auch sind sie Liebhaber von Musik und Tanz. Taf. XXXVII. sind drei japanische Musikanten, der eine mit einem Tambourin, der zweite mit einem kupfernen Becken, der dritte mit einer Art von Schalmei, die an der vordern Seite

sieben Oeffnungen hat, abgebildet. Auch der Taf. XXXVI. abgebildete Bettelmann sucht durch Musik die Herzen milder Geber zu gewinnen. Auf dem Bauche hat er ein kleines kupfernes Becken fest gebunden, worauf er mit einem Stöckchen, das er in der Hand führt, einen beständigen Rhythmus macht. Diese Musik accompagnirt er mit einer Schelle, die er in der linken Hand hält und gewöhnlich auch noch mit Gesang. Der Kopf ist mit einem torbartigen Hute bedeckt, der ihn gegen Regen und Sonnenschein schützt. Trotz dem südlichen Charakter der Japaner haben ihre Gesänge doch etwas Melancholisches und Behnühiges. Auch dramatische Vorstellungen liebt man und hat eigene Schauspielhäuser. Der Inhalt der Stücke bezieht sich entweder auf die Götter- und Helden Geschichte der Japaner, oder es ist ein bloßes ungemeines Possenspiel, das zur Belustigung des Volkes dient. —

Reiche Japaner wenden viel Geld auf kostbare Wagen, welche aber noch die Form haben, wie sie vor etwa zwei Jahrhunderten durch die Holländer zuerst nach Japan gebracht wurden; sie werden zuweilen von Pferden, meist aber von Ochsen gezogen. Die Japaner reiten auch; halten es jedoch für gemein, den Zügel selbst zu halten, daher muß ein Diener das Pferd führen. Der russische Capitain Goltownin sah einst den Gouverneur zu einem Dankfeste nach einem Tempel reiten, wohin er sich alle Jahre im Frühling einmal begeben muß. Der Oberpriester, die Geistlichen und Beamten, die dort zugegen sein mußten, waren früher dahin abgegangen; der Gouverneur allein ritt, neben ihm ging ein kleines Gefolge zu Fuß. Am Gebiß des Pferdes waren statt der Zügel zwei hellblaue Gürtel angebunden, welche zwei Stallknechte auf jeder Seite unter der Schwanz des Pferdes hielten; die beiden Enden dieser Gürtel hielten zwei andre Stallknechte, die etwas entfernt von den andern gingen, so daß diese vier Menschen fast die ganze Straße einnahmen. Den Schweif des Pferdes deckte ein hellblauer seidener Lieberzug. Der Reiter saß ohne Kopfbedeckung auf einem prachtvollen Sattel und hielt die Füße in hölzernen, lackirten Steig-

bügeln, die kleinen Kästchen gleichen. Das Reisen in Japan ist sehr angenehm, denn die Wege sind das ganze Jahr hindurch in sehr gutem Stande; ja die Sorgfalt für gute Ordnung und Bequemlichkeit geht so weit, daß alle nach einerlei Richtung Reisende immer die linke Seite des Wegs einschlagen müssen, so daß sie niemals mit den von der entgegengesetzten Seite Kommenden zusammentreffen und dadurch aufgehalten werden können. Die Wege sind mit Baumpflanzungen oder Hecken von Ipestdäuden besetzt. Ueberall giebt es Weilenzeiger, die nicht allein angeben, wie viel Meilen man zurückgelegt hat, sondern auch, welchen Weg man noch weiter nehmen muß. Die Meilenzahl ist überall von einem einzigen Punkte, nämlich von der Brücke Niponbas in der Hauptstadt Jeddo an, gerechnet. Am gewöhnlichsten reiset man in Sänften, welche in Gestalt eines länglichen Vierecks aus dünnen Brettern und Bambusrohr verfertigt werden, und sowohl vorn als an beiden Seiten mit Fenstern versehen sind. — Den Pferden bindet man, da sie nicht mit Eisen beschlagen werden, Strohsohlen unter die Füße, und glaubt sie dadurch am besten vor Straucheln zu schützen.

Unter den Beschäftigungsarten der Japaner sind vornehmlich die verschiedenen Zweige der Landwirtschaft, Acker- und Gartenbau, Seidenzucht, Fischerei und Bergbau zu bemerken, welche sämmtlich mit großem Eifer und glücklichem Erfolg getrieben werden. Von geringerer Bedeutung sind Viehzucht und Jagd. Mehrere Manufacturzweige haben die Japaner zu großer Vollkommenheit gebracht. Die Lackarbeiten sind von unnachahmlicher Schönheit, und einige Seidenzeuge, besonders der Kreppstoff, sind die schönsten Fabrikate, die man sich denken kann. Von Metallarbeiten liefert der Japaner hauptsächlich treffliche Stahlwaaren; seine Säbel und Dolche übertreffen, vielleicht bloß mit Ausnahme der Damascener, alles, was andere Nationen an Waffen dieser Art verfertigen. Die japanischen Metallspiegel kommen den Glasspiegeln nahe; die Sägen sind so fein, daß man aus dem härtesten Holze die dünnsten Bretter sägen kann.

Das japanische Porzellan steht an innerer Güte und Dauerhaftigkeit über dem chinesischen. Weniger weit hat man es in den bildenden Künsten gebracht, und merkwürdig mag in dieser Hinsicht das Bild eines Gottes in einem Tempel von Miako sein. Es ist von so ungeheurer Größe, daß auf der flachen Hand sechs erwachsene Japaner mit untergeschlagenen Beinen sitzen können. Die Ohren sind lang, das Haar gekräuselt, die Schultern, deren Entfernung von einander 15 Ellen beträgt, nackt, der Leib mit einem Schleier bedeckt, die rechte Hand aufgehoben, die linke mit der Seite am Unterleibe liegend, die ganze Figur aber in sitzender Stellung und von oben bis unten stark vergoldet.

Was den Zustand der Wissenschaften betrifft, so stehen die Japaner in manchen Zweigen derselben höher, als die übrigen asiatischen Völker, und besonders sind gemeinnützige Kenntnisse und Fertigkeiten weit mehr durch alle Volksklassen verbreitet, als selbst bei vielen europäischen Völkern. Es giebt, wie schon oben bemerkt wurde, in Japan keinen Menschen, der nicht lesen und schreiben könnte, oder mit der Geschichte und den Gesetzen seines Vaterlandes unbekannt wäre. Besonders ausgebildet ist bei den Japanern die vaterländische Erdkunde. Sie haben nicht bloß vollständige Werke darüber, sondern auch große, genau und geschickt gearbeitete Karten von den einzelnen Inseln ihres Reichs. Der Großherzog von Weimar besitzt eine solche japanische Originalkarte. — Ihre Astronomen verstehen die Berechnung der Sonnen- und Mondfinsternisse und verfertigen Kalender. Das Jahr wird nach dem Laufe des Mondes eingetheilt, so daß manche Jahre 12, andere 13 Monate haben, welche der Reihe nach mit Zahlen benannt werden. Das Neujahr fällt bald in unsern Februar, bald in unsern März. Sowohl der Tag als die Nacht wird in 12 Stunden eingetheilt, welche durch Glockenschläge auf den Tempeln, die oft sieben Dächer über einander haben, und des Nachts durch die umhergehenden Wächter angezeigt werden. Wochen haben sie nicht, sondern der erste und funfzehnte Tag jedes Monats ist ein Ruhetag, an

welchem niemand arbeitet. Ihre Zeitrechnung fängt mit 660 v. Chr. an. — Die Philosophie, Theologie und Moral sind höchst einfach, und beschränken sich auf wenige Werke, welche man zum Theil aus China erhielt und fleißig studirt. Eben so einfach ist die Rechtsgelehrsamkeit und überhaupt das rechtliche Verfahren, indem man sich blos an den Buchstaben der kurz und bestimmt ausgedrückten Gesetze hält. Die Arzneikunde steht noch auf einer sehr niedrigen Stufe, und eine besondere Klasse von Wundärzten, die sich vorzüglich mit dem Reiben erkrankter Glieder abgeben, durchzieht, mit lauter Stimme ihre Dienste anbietend, das Land.

Handel treibt Japan gegenwärtig nur noch mit den Chinesen, die alljährlich nur mit 10 Schiffen, und den Holländern, die alljährlich nur mit einem großen und zwei kleinen Schiffen, in Nagasaki, dem einzigen ihnen zugänglichen Hafen, erscheinen dürfen. Sobald ein holländisches Schiff ankommt, wird das Steuerruder ausgehoben, Kanonen, Waffen und Schießbedarf weggeschafft, das Schiff mit einer japanischen Militärwache besetzt und außer dem noch ringum von Wachtboosen umgeben. Auch die Waaren schafft man an das Land und entzieht dem Schiffseigenthümer jede Aussicht darüber. Ihre Menge und Beschaffenheit, denn nur gewisse Waaren dürfen ein- und ausgeführt werden *), wird von japanischen Beamten untersucht, und von diesen auch der Preis in denselben Waaren festgesetzt, welche von den Holländern dafür verlangt werden. Der japanische Binnenhandel ist theils See-, theils Landhandel, und überaus lebhaft. Tausende von Fahrzeugen bedecken die Meerestüften und die

schiffbaren Flüsse. Nach Golownin's Bemerkung sind die Japaner in Beziehung auf Gewerbfleiß und Handel die Engländer des Orients. Alle von ihnen zu Markte gebrachten Waaren sind mit einer Art Stempel oder mit gedruckten Zetteln versehen, worin der Preis, der Gebrauch und die Benennung der Waare, der Name des Meisters oder der Fabrik und auch wohl ihre Vorzüge angezeigt sind. Beim Einpacken und Versenden wird die größte Vorsicht beobachtet. Auch geschieht von der Regierung sehr viel zur Beförderung des Handels. Es besteht nicht nur eine Art von Handelszeitung, welche die laufenden Preise der Waaren in allen Theilen des Reichs von Zeit zu Zeit bekannt macht, sondern das Publikum wird auch von dem Stande der Geldfrüchte, besonders des Reises, während der Zeit des Wachstums und der Reife, so wie endlich von dem Ertrage der Ackernte durch öffentliche Anschlagzettel unterrichtet.

Die japanischen Münzen, auch Papiergeld ist, namentlich in einer der südlichen Provinzen, nicht unbekannt, sind von Gold, Silber, Kupfer, Eisen und Messing. Die aus den drei letztern Metallen haben in der Mitte ein Loch, um sie an Ketten aufzuhängen. Von den jetzt gangbaren Münzsorten gilt der Koban oder Kotin (2 Zoll lang, 1 Zoll breit und an beiden Enden abgerundet) 10 fl. 46 Kr.; der Kotsukin 4 fl.; die Silbermünzen, der Itagama und der Kodama, sind unedelmiche Klumpen, die gewogen werden, und am meisten im Handel vorkommen. Das größte Handelsgewicht ist der Catti, = 106 Pfd.; die Holländer rechnen nach dem in ganz Ostindien gebräuchlichen Pikul.

*) In frühern Zeiten wurde daher eine Zeit lang von den Holländern ein ganz eigener Schleichhandel nach Japan getrieben. Wenn nämlich der Kapitän eines holländischen Schiffes ans Land ging, so zog er einen solchen, mit silbernen Tressen besetzten Rod an, der aber, weil die Kapitäne keiner Visitation unterworfen waren, sehr groß und weit gemacht und dazu gebraucht wurde, ihn mit durchaus verbotenen Waaren vollzustopfen. Gemeiniglich machte ein solcher dicker Kapitän, der oft so unbedürftlich war, daß ihn zwei Matrosen führen mußten, täglich drei Gänge ans Land, und es fiel ihm dadurch ein ansehnlicher Gewinn zu, der sich jährlich wohl auf mehrere tausend Thaler belief. Als aber 1772 ein Schiff strandete, fanden die Japaner so viel verbotene Waare darauf, daß sie den Betrug entdeckten und nun die strengsten Verordnungen tagen erließen, so daß auch der Kapitän visitirt wurde und seinen großen Ueberdruß ablegen mußte. Die Japaner erlaubten nicht wenig, als sie zum ersten Male einen so schwächlichen Kapitän sahen, indem sie bisher alle holländische Schiffbesitzer als sehr dicke Leute sich vorgestellt hatten.

II.

Die Völker Hoch- oder Mittel-Asiens.

Hoch- oder Mittelasien begreift den Landstrich vom schwarzen Meere bis an den Ocean. Es gehören dazu 1) das chinesische Hoch-Asien, 2) die Tartarei, 3) die kaukasische Landenge.

1) Bewohner des chinesischen Hoch-Asiens.

Die Bucharen, (s. Taf. XXXIX.)

gehören zum tartarischen Stamm, sind von mittlerem Wuchs, aber wohlgebildet und schlank, haben ein frisches und lebhaftes Gesicht mit großen, schwarzen und sprechenden Augen, eine Habichtsnase, schwarzes, sehr feines Haar und einen dichten Bart. In der ganzen Haltung des Körpers und im Benehmen beider Geschlechter liegt etwas Edles. Sie sind offen, freundlich, theilnehmend und gastfrei, gelassen und mehr zu friedlichen Beschäftigungen aufgelegt, daher sie auch von den ihnen verwandten kriegerischen Völkern spottweise Tadschi, d. i. Bürger, genannt werden. — Ihre Religion ist die mohamedanische. Tempel und Altäre haben sie, weil Gott ja überall sei, nicht, wohl aber Priester, die in großem Ansehen stehen. — Die Kleidung ist meistens tartarisch. Man trägt Hemden und Beinkleider von Baumwollenzug, über welche die Männer einen Kasan oder eine Weste von gestriktem Seidenzug ziehen. Den Kopf bedeckt eine hohe Mütze von Raupenwerk, oder ein Turban. Um den Leib geht eine vierfache seidene Binde. Außer dem Hause wird ein langer, mit Pelz verbrämter Luchrock und leichte Stiefeln angezogen. Die Weiber tragen lange Röcke von Baumwolle oder Seide, welche lose um den Leib hängen, und auf dem Kopf eine kleine, flache, bunte Mütze, unter welcher das Haar in Zöpfen, die mit Perlen und Edelsteinen geschmückt sind, herabhängt. Die Weiber sind bei den Bucharen, acht orientalisches, eine Waare, und werden nach ihrer Schönheit bezahlt. Ein Vater von schönen Töchtern wird daher

leicht ein reicher Mann. Bei der Hochzeit giebt es einen Schmaus, Pferderennen und Lustbarkeiten anderer Art. — Das liebste Nahrungsmittel ist ein Fleischgericht, klein geschnitten und wie eine Pastete mit Teig bedeckt. Wein und Brantwein sind nicht unbekannt; aber Thee, von dem sie eine geringere Sorte selbst erbauen, das gewöhnliche Getränk. Beim Essen vertreten die Finger die Stelle der Messer und Gabeln. — Die Wohnungen sind von Stein, und das Hausgeräth: einige Kisten, baumwollene Matrasen zum Schlaf, und einige Gefäße von Porzellan, Eisen und Kupfer für die Küche. — Ihre Sprache ist eine sehr ausgebildete türkische Mundart, so wie sie überhaupt wohl das gebildete aller türkischen Völker sind. Seit alter Zeit sind sie sämmtlich in Städten und Dörfern ansässig, treiben Ackerbau, Gewerbe, Handel, vornehmlich Karavanhandel nach Persien, Indien, China, Tibet und Sibirien, Künste und Wissenschaften, und vertragen überall, daß sie in früheren Jahrhunderten auf einer noch höhern Bildungsstufe gestanden haben.

Die Mongolen (Mogolen, Mungalen)

haben in der Geschichte des Mittelalters eine bedeutende Rolle gespielt und zu zwei verschiedenen Malen ihre verwüstende Herrschaft fast über ganz Asien und ein Drittheil von Europa erhoben. Ihre frühere Geschichte ist dunkel. Wer mag auch ihre Verwandtschaft mit den übrigen Steppenvölkern Hoch-Asiens nachweisen; wer die wechselnden Schicksale der vielen, bunt durch einander gemischten Horden in dem Dunkel der frühern Jahrhunderte erschauen? Sie kamen aus der Gegend, welche sie zum Theil jetzt noch bewohnen, der Mongolei. Ihre welterschütternde Macht verdauften sie dem Genie eines einzigen außerordentlichen Mannes, des bekannten Dschengis-Chan, d. i. höchsten Fürst, der, anfangs bloß das Oberhaupt einer einzelnen mongolischen Horde, die übrigen Horden nöthigte, sich seiner Herrschaft zu unterwerfen, und hierauf den kühnen Plan faßte, die ganze Erde zu erobern. In dieser Absicht versammelte er 1206 alle

Oberhäupter der Mongolen und entflammte sie zu wilder Erberung und Raubsucht. Nun erhob sich vom Altaischen Gebirgsrücken herab der allerschrecklichste Sturm, der je die Welt verheerte. Unter Dschengis-Chan und seinen Söhnen stürzten die Mongolen wie hungerrige Raubvögel über die Länder, warfen die mächtigsten Throne nieder und errichteten über deren Trümmern und über Millionen Leichen ihr eignes unermessliches Reich, an Umfang das größte, durch Blut und Verödung das schrecklichste in der Geschichte. Mit ungeheuren Kriegsschaaren, unersättlich und ohne Erbarmen, durchkärrten sie die blühenden Länder und ließen überall eine Wüste zurück. 1227 starb Dschengis-Chan, nachdem er zwei große tartarische Reiche im Osten und Westen Asiens und die mächtige Dynastie der Sultane von Chwaresmien, welche Turkestan und ganz Persien bis nach Indien hin beherrschten, vernichtet und im russischen Gebiet bis an den Dnieper alles vor sich niedergeworfen hatte. Mit gleichem Glück und gleicher Grausamkeit setzten seine Söhne und Enkel sein Werk fort, unterwarfen sich ganz China, eroberten 1237 Moskau, drangen 1240 in Polen ein, verbrannten Krakau, gingen nach Schlesien bis Plesznitz, wo sie 1241 den Herzog Heinrich von Breslau in einer blutigen Schlacht besiegten, Mähren und Ungarn ihren schweren Arm fühlen ließen und im letzten Lande alle Städte bis auf drei zerstörten. Weiter aber drangen sie nicht; Mangel an Unterhalt nöthigte sie bald, die Länder wieder zu verlassen, die sie durch Rauben, Morden und Brennen verwüstet hatten. Denn zur menschenleeren, unfruchtbaren Wüste wurden die blühendsten, fruchtbaren Gefilde, die sie durchzogen. Nicht Alter, nicht Stand, nicht Geschlecht fand Gnade vor diesen Barbaren, auch Unterwerfung sämstigte nicht ihren Grimm. Nur ein Beispiel. Als Oktai-Chan, Dschengis würdiger Sohn, Nordchina erobert hatte, geschah in dem Rathe seiner Großen der Vorschlag, die ganze Bevölkerung dieses weiten, menschenreichen Landes zu vertilgen, damit ein freier Weideplatz für die Heerden der Sieger gewonnen werde! Nur

die berebten Vorstellungen Jüdischuschaie, eines weisen, menschlich fühlenden Staatsmanns, der vergeblich durch Ränke und Wissenschaften sein unabhängiges Volk milder und gestiteter zu machen strebte, retteten mit Mühe das schwer bedrohte Volk.

Am Ende des 13. Jahrhunderts stand das mongolische Reich auf dem höchsten Gipfel der Macht. Es erstreckte sich damals, vom chinesischen Meere und von Indien bis tief in Sibirien und bis an die Grenze von Polen. Der Hauptsitz des großen oder Oberchans war China, dessen Eroberung ein Enkel Dschengis-Chans, Koblai, vollendete und zum Mittelpunkt seiner Macht auferlesen hatte. Die andern Länder wurden von Unterchanen, die alle von Dschengis abstammten, und mehr oder weniger von dem Großchan abhängig waren, beherrscht. Für das Reich der Mongolen selbst aber ward die Erwerbung Chinas, und der Uebergang der Eroberer zu den Sitten und der Religion der Ueberwundenen der nähere Anlaß zur Zersplitterung. Die chinesischen Mongolen wurden dadurch von ihren Brüdern getrennt und nicht länger — was ohnehin die ungeheure Ausdehnung des Reichs verwehete — konnte der Großchan die entferntesten Provinzen und Gewaltträger im Gehorsam erhalten. Also hing — nach dem ewigen Gesetze der asiatischen Despoten — auch hier die Theilung, der civilisatorischen Krieg, die Auflösung des großen Reichs in vielmäßige kleine an. Nach 100 Jahren, 1368, verloren die Mongolen China wieder, und auch in andern Gegenden erlitt ihr Gebiet, namentlich durch die Russen, viele Trennungen und große Verluste. Da erhob sich aus dem Stamme der Dschagatai-Mongolen Timurlank, fälschlich Tamertan genannt, das unermessliche Mongolenreich, das Dschengis einst gegründet, wieder herzustellen. Samarcand wählte er zum Sitz seiner neuen Herrschaft. Die übrigen mongolischen Stämme, welche allmählig zur Selbstständigkeit erwachsen waren, Persien, Mittel-Asien und Hindostan, wurden nach einander von ihm unterjocht, und der siegreiche osmanische Sultan Bajazet I., vor dem Constantinopel zitterte, 1402 in einer furchtbaren

Erschlacht bis zur Vernichtung geschlagen. Nun sollte auch in China die gestürzte Herrschaft der Mongolen wieder aufgerichtet werden; unermessliche Zerstörungen wurden gemacht, ungeheure Streitkräfte gesammelt, aber auf dem Wege dahin starb der sechzigjährige Weltstürmer an einem Fieber, 1405, und Timur's weites blutgetränktes Reich (pyramidalische Siegessäulen von 70,000, ein anderes Mal von 90,000 Menschenschädeln hatte der Wütherich errichtet und einst vor Delhi 10,000 Gefangene ermorden lassen, weil sie bei der Annäherung des befreundeten Heeres gelächelt hatten) ward, gleich dem Reiche des macedonischen Helden, in kurzer Frist zersplittert, durch den Haberdienst in seinem eignen Hause, durch die Herrschaft der untergeordneten Häupter und durch den Abfall der Besiegten. Die Errichtung eines neuen mongolischen Staates 1519 in Indien durch Babur, einen Nachkommen Timurs, und der Verfall auch dieses Reichs ist bereits S. 42 ff. bemerkt worden. — Die noch jetzt vorhandenen mongolischen Völkerschaften, von denen jedoch nur unvollständige Nachrichten bekannt sind, leben theils unter russischer, theils unter chinesischer Herrschaft. Jene wohnen, mit Kalmücken vermischt, in der Statthalterschaft Irkutsk; ihre Volksmenge wird zu 30,000 Seelen angegeben. Die andern, welche unter chinesischer Oberherrschaft stehen, aber von verschiedenen eignen Fürsten regiert werden, leben in der Mongolei.

Die Mongolen theilen sich in Kalkas-Mongolen, von einem Flusse also genannt, und in die Scharra-Mongolen, d. i. gelbe, wegen der gelben Farbe ihrer Zelte. Die ersten sind die ärmsten und rohesten, die zweiten die wohlhabendsten und geistreichsten. — Weit umher erstrecken sich die Jäger mongolischer Bildung: denn wohin sind diese Raubvögel nicht geflogen? Hat nicht über mehr als einen Welttheil ihr fliegender Zug geschwebt? Aber vollkommen ausgeprägt und in ihrer ursprünglichen ganzen Häßlichkeit erhalten, findet sie sich heute nur noch an den schwachen Ueberresten dieses sonst weitbin herrschenden Volks. Die Bildung der Mongolen giebt sich nebst der mittlern Größe

durch den länglichen, spitzigen Kopf, das platte Gesicht, den dünnen Bart und die gelbbraune Farbe kund; zeichnet sich dabei aber auch durch die gegen die Nase schief ablaufenden, flach ausgefüllten Augenwinkel, durch schmale, schwarze, wenig gebogene Augenbraunen, durch eine kleine, platte, gegen die Stirn zu breite Nase, durch hervorstehende Backenknochen, aufgeworfene Lippen, durch abstehende große Ohren, krumme Schenkel und Beine, und das weiße, starke Gebiß aus, das, nebst der ganzen Gesichtsbildung, ein Raubthier unter den Menschen zu bezeichnen scheint (Taf. XXXIX.). In Eigen und Reiten theilt sich der Mongolen Leben, daher die gebogenen Kniee und Beine; von Jugend auf werden seine Sinneswerkzeuge geübt; daher das abstehende Ohr, das immer zu lauschen und zu horchen scheint, das leiseste Geräusch, das entfernteste Pferdegetrabe augenblicklich bemerkt; daher das kleine, scharfe Auge in der weitesten Ferne den geringsten Gegenstand, den kleinsten Rauch oder Staub gewahr wird, und die platte Nase in weiter Entfernung jedes Feuer riecht. Nichts erquickt unsern Körper mehr und macht ihn gleichsam sprossender und fester, als das Baden im Wasser, zumal mit Gehen, Laufen, Ringen und andern Leibesübungen verbunden; und nichts schwächt den Körper mehr, als das warme Getränk, das der Mongole ohne Maß in sich schlürft, und noch außerdem mit zuwimmengiehenden Salzen würzt; daher seine schwächliche, hagere Gestalt, so daß fünf oder sechs Mongolen nicht ausrichten, was ein Russe zu thun vermag; daher sein besonders leichter Körper, mit dem er auf seinem kleinen nur Pferde zu schweben und zu fliegen scheint.

Der moralische Charakter der heutzigen Mongolen verdient im Ganzen Lob. Sie sind sehr gastfrei, selbst gegen Fremde, und theilen mit einander, selbst der Vornehme mit dem Geringsten, was sie haben; daher sieht man keine Bettler. Sie ehren das Alter, dienen und gehorchen ihm gern, verschweigen Geheimnisse und befehlen einander nicht leicht. Zu ihren Fehlern gehört eine große Unreinlichkeit und ein hoher Grad von Zanksucht; daher denn

die einzelnen Horden mit einander in unaufhörlichen Kriegen begriffen sind.

Die Religion der Mongolen ist der Lamaismus. Bei ihren Lagern haben sie Zempel, in deren Nähe die Jurten der Lamas, die im Allgemeinen im höchsten Ansehen stehen, aufgeschlagen sind. Ein geschnitzter Kopf und rothe und gelbe Kleidung sind die auszeichnenden Merkmale der Priester. Butter und Hirse sind die gewöhnlichsten Opfer, die man dem Schigemuni darbringt. Im Ganzen haben die Mongolen nicht so viel religiösen Aberglauben als andere mit ihnen verwandte Völker, z. B. die Kalmücken. —

Die politische Verfassung ist einfach. Die Horde, über welche ein Erbfürst oder Chan herrscht, besteht aus mehr oder weniger zusammen lebenden Haufen oder Klimats, über welche gewisse Edle, Saissans genannt, gebieten. Jeder Klimat theilt sich, der Weite wegen, in zehn bis zwölf Jurten oder Gezelle mit eben so viel Familien, und ein solcher Haufe heißt Chatun und hat auch einen Kusscher. Der älteste Sohn folgt seinem Vater in der fürstlichen Würde. Chans und Saissans, Fürsten und Vasallen herrschen unumschränkt, so daß sie ihre Untertanen willkürlich verschenken, nur nicht, dieß verbietet die Religion, tödten dürfen. Sie bekommen den Zehnten von allem Vieh und fordern oft noch willkürliche Abgaben. Jeder Chan hat einen Staatsrath zur Seite, der aus den vornehmsten Priestern, Prinzen und Saissans besteht und theils nach geschriebenen — seit 1620 besitzen die Mongolen ein Gesetzbuch, das von 44 ihrer Fürsten unterzeichnet ist, und worin auf die meisten Vergehungen Strafen gesetzt sind, wie z. B. einem Reisenden Milch verweigert, muß ein Schaf geben — theils nach herkömmlichen Gesetzen richtet. Um die innern Verhältnisse und die Regierung der mongolischen Horden

kümmert sich die chinesische Regierung wenig, oder gar nicht, und ist bloß bemüht, die Thronlung der Mongolen in besondere Chanate zu erhalten, damit nicht etwa des Dschengis und Timurlanks schreckliche Zeiten wiederkehren, was jedoch, seit die Mongolen von dem schamanischen Heidenthume zu dem die Sitten und Sittenart mildernden Lamaismus übergegangen sind, überhaupt weniger zu fürchten sein möchte. —

Die gewöhnlichen Nahrungsmittel der Mongolen bestehen, da das Tödten lebendiger Geschöpfe durch ihre Religion verboten ist, in dem Fleische gefallener Thiere, in Wildpret und Blut, das mit und ohne Gräbe in Därmen gekocht wird. Gesundes Vieh, Schafe ausgenommen, deren Fettschwänze eine Lieblingspeise sind, wird selten geschlachtet. Am meisten lieben sie das Fleisch der Füllen und einen fetten, gedrückten oder gespickten Pferdebraten. Kopf und Dickdarm werden für die besten Stücke angesehen und bei festlichen Gelegenheiten immer den Gästen vorgesetzt. Das überflüssige Fleisch wird in Streifen geschnitten, an der Luft getrocknet oder geräuchert, und dann für künftigen Gebrauch aufbewahrt. Die Magen großer Thiere dienen zu Milchgefäßen. Man trägt das zerschnittene Fleisch mit Brühe in hölzernen Schüsseln auf, setzt sich im Kreise mit untergeschlagenen Beinen umher und langt mit den Händen zu, die mit Bast und saulem Holze, die Geschirre aber mit Gras und Filz gereinigt werden. Das gewöhnliche Getränk ist zusammengegoßene, saure, in einem nie gereinigten Schlauche aufbewahrte Milch von verschiedenen Thieren oder Wasser mit Milch vermischt. Thee, namentlich Backsteinthee *), und Tabak sind ebenfalls im Gebrauche. Ein Säckchen mit Tabak, eine kleine Pfeife und ein Feuerzeug sind für jeden Mongolen die nö-

*) Der Backsteinthee kommt aus einer südöstlichen Provinz Chinas. Man vermischt hier die vorwiegend und unreinen Blätter, die sonst bei Zubereitung des Thees weggeworfen werden, mit klebrigem Harze, drückt diese Masse dann in längliche Formen und trocknet sie im Ofen. Diese kleinen, vieredigen Stücke von einigen Pfund Schwere nennen die Russen wegen ihrer Gestalt Backsteine, und sie sind nicht nur bei den Mongolen, sondern auch besonders bei den Bewohnern Sibiriens sehr beliebt. Man bereitet daraus den Thee ungefähr so, wie wir Schokolade machen. Reisende fanden ihn ziemlich schmackhaft und sehr nährend, und bemerkten zugleich, daß man solche Theebacksteine, auch Saturan genannt, bei dem Handelsverkehre der sibirischen und mongolischen Stämme statt des Geldes brauche und den Preis anderer Waaren darnach bestimme.

thigsten Geräthschaften, sowohl daheim, als auf der Reise. Wenn Bekannte einander begegnen, so bieten sie sich gegenseitig die angerauchte Pfeife an.

Die Kleidung der Mongolen besteht in einem weiten, offenen Hemde, langen leinenen oder baumwollenen Beinkleidern, einem tuchnen Oberkleide und Fuchsenstiefeln. Die Reichen tragen oft kostbares Pelzwerk, die Geistlichen — Fuchspelze. Bisweilen, und nur bei den in Vorder-Indien lebenden Mongolen, (s. S. 82, wird aber das kurze Unterleid noch ein baumwollner oder seidner, mit Blumen gestickter Schlafrock (Taf. XXXIX.) gezogen. Die Weiber sind fast eben so gekleidet wie die Männer, nur daß sie über das Oberleid noch eine Art Schawl von indischer Baumwolle nehmen, und denselben zugleich als Kopfbedeckung brauchen (s. Taf. XXXIX.). Die Männer scheeren den Kopf bis auf einen Fleck hinter dem Scheitel, dessen Haare in Zöpfe geflochten werden. Die Weiber tragen einen Hinterzopf, mehrere Seitenzöpfe und Ohrgehänge. Beide Geschlechter bedecken den Kopf im Sommer mit leichten Strohh- oder Filzhüten, im Winter aber mit wattierten, mit Pelz besetzten und mit einer rothen Quaste verzierten Mützen (s. Taf. XXXIX.), feltener, und nur in Indien, mit Turbanen. Als eine vorzügliche, nur ungern vermiste Zierde des Mannes gilt ein tüchtiger, meist horizontal herabhängender Knebelbart.

Die Wohnungen oder Kibitzen sind nichts, als ein durch Röhren und einen hölzernen Kranz zusammengehaltener und mit Filz bedeckter Gitterwerk, dessen Eingang mit Filz verhängt ist und dessen Dach aus zwei durch lange Stangen in die Höhe geschobenen Mänteln besteht, in deren Mitte sich ein Rauchloch befindet, das zugleich die Stelle des Fensters vertritt. Der Fußboden ist mit Filzteppichen belegt und in der Mitte der Feuerplatz mit einem großen Dreifuß, auf welchem die Speisen in flachen, eisernen Schalen an einem Feuer, das von dem getrockneten Auswurf ihrer Heerden genährt wird, geocht werden. Dem Feuer gegenüber befindet sich die Lagerstelle des Hausvaters und der Hausgötze, der an Festtagen

geschmückt wird. An den Seiten befinden sich Kleiderkasten, Sacke mit andern Habseligkeiten, Milchsäuche und sonstiges Hausgeräth. Die Hütten der Chan's und Saifans sind eben so gebaut, nur größer und reinlicher eingerichtet.

Vornehme und Reiche haben mehrere Frauen; doch wird nur eine, und zwar die von dem Priester ehelich eingesegnete, als die rechtmäßige betrachtet und hat vor allen übrigen den Vorzug. Der Vater verkauft seine Tochter, ohne sie zu fragen, an den meistbietenden Mann, muß ihr aber eine Ausstattung geben. Die Weiber beschäftigen sich mit dem Verbin der Felle, Verfertigung der Kleidungsstücke, der Milchsäuche und der wollenen Filze, welche zu Schlafproppern, Teppichen und andern Decken unentbehrlich sind, und werden mit allgemeiner Achtung und Schonung behandelt. Wer ein Weib beleidigt, zieht sich harte Strafe zu.

Da das Land der Mongolen voller Steppen und daher äußerst unfruchtbar und für den Ackerbau ganz ungeeignet ist, während die Viehzucht trefflich gedeiht; so besteht in der letztern so wie die einzige Hauptbeschäftigung, so auch der größte Reichthum der Mongolen. Im Winter halten sie sich mit ihren Pferden, Kamelen und Schaf- und Ziegenherden in den südlichen Gegenden auf, und bleiben meist an einem und demselben Orte. Im Sommer aber wandern sie nach Norden, alle vier bis acht Tage, nach einer gemeinschaftlich getroffenen Uebereinkunft ihr Lager verändernd. Die Chanen, Lamas und Götzen bekommen die besten Lagerplätze; jeder andere aber wählt den feinsten nach Belieben. Das Gepäc wird auf Kamelen oder Pferden fortgeschafft. Die Erwachsenen reiten, die Kinder setzt man in Körbe, die man über Lastthiere hängt.

Zu den Vergnügungen der Mongolen gehört das Schach- und Kartenspiel, bei welchem die Männer oft ganze Nächte zubringen, während die Jugend sich mit Tanzen, Gesang und Musik die Winterabende verkürzt. Auch hält man öfters Wettrennen zu Pferde und beehrt die Sieger mit ausgezeichneten Namen. — Die Kinder beobachten gewisse Kampfgesetze und dürfen einander nicht beschädigen. Mit

Wölfen schießt man sowohl nach dem Ziele, als auch, um die Stärke des Armes zu zeigen, in die Luft. Bei Festlichkeiten werden Trinkgelage angeordnet, zu welchen jeder seine Portion mitbringt. Auch die Jagd gehört zu den Vergnügungen der Männer. Auf Wölfe ist die Parforcejagd die gewöhnlichste. Haben die Reiter einen Wolf eingeholt, so wird er mit dicken Pfeilschüssen todtgeschlagen. Man hält dazu auch Hunde, und selbst die Pferde sollen während auf den Wolf losgehen und ihn mit den Vorderfüßen zu Boden schlagen. Füchse und Dachse treibt man durch Rauch aus den Höhlen; kleinen Thieren legt man Fallen; Rothwild und großes Geflügel schießt man mit der Büchse. Gewehre, Pulver und andere fehlende Bedürfnisse tauscht man gegen Vieh, Pelzwerk u. s. w. von den Chinesen, Russen und Bucharen ein.

Die Kalmücken (s. Taf. XXXVIII. XL. und XLII.).

auch Oeldten genannt, gehören zum mongolischen Volksstamme. Ihre ältesten Wohnsitze sollen sie, nach ihrer eignen Behauptung, zwischen dem Koko-Nor, d. i. blauen See, im südöstlichsten Theile der Mongolei, und Tibet gehabt und lange vor Dschengis-Chan gegen Westen bis nach Kleinasien hin einen Heerzug gethan, sich dort und um den Kaukasus verloren, der Ueberrest aber, welcher in der großen Tartarei zurückgeblieben war, von seinen tartarischen Nachbarn den Namen Kalimit, d. i. Ueberdünne, erhalten haben. In der That nennen sich die Kalmücken auch noch heute Kalimit, obgleich Oeldten oder Eleuten, welches Wort dasselbe bedeutet, ihre eigenthümliche Benennung ist. Sie theilen sich, wenigstens seit der Zerrüttung der mongolischen Monarchie, in vier verschiedene Hauptzweige. Die Ooschoten, d. h. Krieger, Helden, welchen Beinamen sie sich durch ihre Tapferkeit unter Dschengis erworben, haben sich unter chinesischer Oberhoheit noch in und um Tibet und Koko-Nor erhalten, und werden auf 50,000 Köpfe geschätzt. Ein geringer Theil derselben, etwa 18,000 Familien oder Zelte, hat sich seit 1759 an der Wolga niedergelassen und freiwillig die

russische Oberherrschaft anerkannt. Die Soongaren, die reichste und mächtigste Kalmückenhorde, führte im 17. und zu Anfange des vorigen Jahrhunderts mit den Mongolen sowohl, als mit China blutige Kriege, welche sich mit ihrer gänzlichen Unterjochung und Zerstreuung endigten. Schwache Ueberreste der Soongaren kehrten 1770 nach der Soongarei in der Mongolei zurück. Die Derbeten, die früher gegen den Zitsich zogen, ließen sich nachher am Ural und Don nieder, wo sie zum Theil mit den donischen Kosaken verschmolzen sind. Die Torgoten scheinen sich später als die übrigen kalmückischen Zweige zu einer besondern Horde gebildet zu haben. Anfangs ließen sie sich an der Wolga nieder, und wurden von den Russen, denen sie sich bereits 1616 unterwarfen, die wolga'schen Kalmücken genannt. Ueber den Druck der russischen Regierung erbittert, zogen sie 1770 in die Soongarei und bezogen sich unter chinesischen Schutz. — Alle diese verschiedenen Stämme standen ehemals und stehen noch jetzt unter ihren eignen Chans oder Taischahs, die der Regierung, unter deren Oberhoheit die Horde lebt, nur mittelbar durch Tribut unterthan sind. Auch giebt es eine Kolonie getaufter Kalmücken. — Die übrigen bekennen sich zur lama'schen Religion — denen die russische Regierung besonders im orenburgischen Gebiete die Statthalterschaft Ufa, ein fruchtbares Gebiet, nebst der Stadt Samaropol eingeräumt hat. Noch ist in eben der Statthalterschaft eine kleine Kolonie muhamedanischer Kalmücken vorhanden, die aus einzelnen Proselyten, welche die Kirgisen gemacht und unter sich aufgenommen haben, entstanden ist.

Die Physiognomie der Kalmücken (s. Taf. XL.) ist echt mongolisch. Das flache Gesicht zeichnet sich besonders durch kleine, enge Augen mit spitzigen Augenwinkeln, die sich weit nach der Nase und den Schläfen hinziehen; aus; das Kinn ist schmal, die Lippen sind dick; der dünne Bart scheint spitz hervor; die Zähne sind weiß und wohl geordnet; die vom Kopfe abstehenden Ohren weit und groß. Weil sie von Kindheit auf sich beinahe ganz nackt im

Rauche der Zelte aufhalten, so sehen sie aelbbraun aus, obgleich ihre Grundfarbe eigentlich weiß ist. Ihre auswärts gebogenen Kniee und krummen Schenkel rühren eben so wohl vom Reiten als von ihrer Art zu sitzen her. Die Leibesgröße ist mittelmäßig und die Figur mehr hager als fleischig. Bei den meisten Kalmücken sind Gefühl und Geschmack sehr abgestumpft, desto schärfer aber die übrigen Sinne. In großer Weite spüren sie den Geruch eines angezündeten Feuers oder eines Lagers, und durch den Geruch beurtheilen sie, ob ein Fuchs jetzt gerade in seinem Bane sei oder nicht. Ihr Auge, an große Weiten gewöhnt, ist scharf, und ungeachtet der ewigen Dünste, mit welchen auch bei heiterm Himmel ihre Steppen überzogen sind, entdecken sie doch in großer Entfernung einen Reiter, grüßen ihn und erwarten seinen Gegengruß. Ein Kalmück sah in der Entfernung von 7½ Stunde den Staub eines Heeres, welchen die Küssen mit ihren Ferngläsern nicht entdeckten. Nach den leichtesten Eindrücken der Füße verfolgen sie ein entlaufenes Thier durch Sand, Schnee, dürres Gras u. s. w., ohne sich leicht zu irren.

Die Kalmücken besitzen viel natürlichen Verstand, sind fleißig und ehrlich, und beweisen nicht nur unter einander, sondern auch gegen Fremde, viel Edelmuth und Herzensgüte. Ihre Gastfreiheit kennt keine Grenzen. Dagegen übertreiben sie es eben so, wenn sie sich irgend einem Laster ergeben haben. Die mächtigste Leidenschaft, welche sie beherrscht, ist die Spielsucht. Sie verpielen ihre Zelte, ihre Pferde und alles Mögliche, was sie besitzen, ja sogar, wenn sie nichts mehr haben, ihre eigene Person, indem sie sich auf eine längere oder kürzere Zeit als Leibeigene an den Gewinner hingeben.

In der Mitte der übrigen Zelte eines Kalmückenslagers steht das zum gottesdienstlichen Gebrauche bestimmte, durch seine weiße Farbe und größten Umfang sich auszeichnende Zelt. Im Hintergrunde desselben, dem Eingange gegenüber, befinden sich auf einem fünf Fuß hohen Altar sieben Schalen mit Wasser und über diesen Schalen sind die vorzüglichsten Götzen in verschiedenen possirlichen Gestalten,

mit bunten Farben auf Pergament gemalt, aufgehangen. An den Seitenwänden hangen die übrigen Götzenbilder in schwarzen Umrissen, ebenfalls auf Pergament gezeichnet. Der Fußboden ist mit Teppichen belegt. Acht Priester verrichten den Gottesdienst. Ihre langen, weiten Röcke sind von orangefarbenem Mantin. Von der rechten Seite zur linken Hüfte tragen sie eine rothe Binde, welche an den gleichfarbigen Gürtel befestigt ist. Den kahl geschornen Kopf bedecken sie mit einem gelben, flachen, runden Hute und die Füße mit Stiefeln von schwarzem oder noch öfter, namentlich wenn sie amtlich beschäftigt sind, von gelbem Cassian. An dem Gürtel hängt auf der linken Seite ein rundes, messingenes Fläschchen, aus welchem sie den Laien einige Tropfen des darin befindlichen Weihwassers geben, das diese in den Mund nehmen, um ihn zu reinigen und dann wieder ausspucken (s. Taf. XL.). An dem Gottesdienste selbst, bei welchen, wie bei allen Lamaiten, s. S. 164. des Singens und Lärmens sehr viel ist, nehmen die Laien keinen thätigen Antheil, sondern bleiben, alles den Priestern überlassend, außer dem Zelte, und heben bloß die Filzwände in die Höhe, um zu sehen, was darin vorgeht. Hier sitzen die Priester mit untergeschlagenen Beinen in zwei Reihen vom Altare nach der Thüre zu. Zwei von ihnen eröffnen die Feierlichkeit mit hölzernen Pfeifen, vermitteltst deren sie höchst widerliche Töne hervorbringen; alsdann stimmen sie einen nicht übelklingenden Gesang an, nach dessen Beendigung das Pfeifen wieder beginnt. Zwei andere Priester blasen dazu auf vier Ellen langen, weit gerändeten Hörnern; wieder zwei andere schlagen kleine an einem Stocke befestigte Pauken mit einem Klöppel aus Eisendraht, der einen ledernen Knopf hat, und die übrigen klatschen unter mancherlei Grimassen in die Hände und singen dazu. Die ganze Feierlichkeit wird mit einigen Gebeten beschloffen. Die Pflicht, vor den Götterbildern zu beten, machen sich die Priester durch Anwendung der schon oben bei Tibet, s. S. 163. beschriebene Gebetmaschine sehr leicht. In Bewegung muß das Gebet gesetzt werden, wenn es, nach der Lehre der la-

malschen Priester wirken soll, daher sind auch an den niedrigen Eingängen der kalmückischen Zelte kleine hölzerne, mit gewissen Gebeten beschriftene Windmühlensflügel angebracht, setzt diese der Wind in Bewegung, so wird dadurch den Bewohnern die Nähe des Selbstbetens erspart.

Die Nahrungsmittel der Kalmücken bestehen in dem, was ihnen ihre Herden und die Jagd liefert. Mit Ausnahme des Wolfes und Fuchses genießen sie alle Arten der Thiere; die Zieselmaus (*Arctomys Citillus*, auch Bilsch genannt, ein kleines, zu den Winterschlafern gehörendes Säugethier von der Größe eines Eichhörnchens) in saurer Milch gekocht, ist ein Leckerbissen. Das Hausvieh, Rinder, Schafe u. s. w., schlachtet man nur im Nothfalle, aber das umgefallene verachtet niemand. Hat man viel Fleisch, weil viel Vieh fiel, so wird es in Streifen geschnitten und geräuchert. Das Hauptgetränk ist Milch, am liebsten Stutenmilch, die frisch genossen einen Zwiebelgeschmack hat, aber gesäuert sehr angenehm ist. In den Milchschlauch — man reinigt ihn nie, weil sonst die Milch nicht gehörig gähren würde und thut daher auch in neue Ueberbleibsel der alten Milch — wird alte geronnene Milch gethan und fleißig umgerührt. Nach 24 Stunden kommt sie in Gährung und wird dann, fast eben so, wie unsere gebrannten Wasser destillirt. Dieser Milchbranntwein, Kuhmilch giebt nur halb so viel als Stutenmilch, wird Kumik, auch Kümik genannt und ist ein Getränk, welches die Küssen selbst dem gewöhnlichen Brantweine vorziehen, weil der Rausch davon sehr lange anhält, die Eslust benimmt und keinen Kopfschmerz verursacht. Den Thee, chinesisches können nur Wohlhabende sich verschaffen, die Kermern benutzen dazu mancherlei einheimische Kräuter, bereitet man mit Milch, Butter und Salz, und trinkt ihn aus großen, hölzernen Schalen. Fast Jedermann, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, hat eine brennende Tabakspfeife im Munde; selbst vierjährige Kinder wissen schon damit umzugehen, was ihnen bei ihrer Nacktheit, braunen Farbe und dem breiten Gesicht ein lächerliches, affen-

artiges Ansehen, wenigstens in den Augen eines Europäers, giebt.

Die allgemeine Tracht ist ein Oberkleid mit langen Ärmeln und mehrere bis an die Knie reichende Unterkleider, unter welchen Vornehme ein kurzes Hemde tragen. Vornehme tragen tuchene, Arme lederne Beinkleider, welche bis auf die aus russischem Leder gefertigten Halbstiefeln herabreichen. Ein Umschlag von Leinwand ersetzt die Strümpfe für den Sommer und für den Winter eine Art Filzsocke. Pelze von Lämmer- und Schaffellen, und für sehr schlechtes Wetter grobe Tuchmäntel und dergleichen sehr weite Ueberbeinkleider, sind ebenfalls im Gebrauche. Die Frauen tragen sich fast eben so, wie die Männer, nur sind ihre Kleider länger, die Ärmel zierlicher, und das bei den Männern offene Hemde eng an den Hals sich anschließend. Die Männer scheeren den ganzen Kopf bis auf einen Büschel in der Mitte, welcher in Zöpfe geflochten wird. Junge Leute lassen noch einen Kreis um diese Zöpfe ungesflochten stehen. Mädchen behalten ihr Haar, und flechten es an den Seiten in viele Zöpfe, während die Frauen es in zwei Hauptzöpfen hinter den Ohren vereinigen, es zuweilen in Taffetsutterale stecken und vorn über die Schulter herabhängen lassen. Mädchen dürfen nur einen Ohrring tragen. Die Mütze, deren Deckel aus gelbem Tuch gemacht, und wo nicht mit einer roth seidenen Quaste, doch auf der Mitte mit einem rothen Lappchen geziert ist, ist dick und wulstig, mit schwarzen oder braunen Lämmerfellen verbrämt und so platt, daß sie nur wie etwa ein Kranz auf dem Kopfe sitzt, (s. Taf. XL.).

Die Wohnungen der Kalmücken (s. Taf. XLII.) bestehen durchgängig aus trichterartigen, geräumigen Zelten von braunem Filz; sehen sehr schmutzig und räucherig aus und werden durch das Fleisch und die Haut, die in der Nähe derselben zum Trocknen aufgehängt sind, noch ekelhafter. Etwas geräumiger und reinflicher ist das fürstliche Zelt (s. Taf. XXXVIII.). Der Fußboden ist gewöhnlich in der Mitte mit einem bunten Teppiche und an den Seiten mit frischem Grafe bedeckt. An den Wänden erblickt man hölzerne Rippen mit eisernen Beschlä-

gen, lederne Schläuche, Sattel, Flinten, Schwerter, Bogen, Pfeile und andere Waffen. Dem Eingange gegenüber befindet sich, im Hintergrunde des Zeltes, das niedrige Ruhebett der Fürstin, über welchem an der Decke grüne oder gelbseidne Wolfenfestons hangen. — Ueberhaupt gilt, was schon oben über die Wohnungen, ehelichen Verhältnisse, Lebensart und Vergnügungen der Mongolen gesagt wurde, auch von den ihnen so nahe verwandten Kalmücken.

Die kalmückischen Steppen haben wenig Seen und Bäche, und obgleich man überall, wo man Quellen zu finden hofft, Brunnen gräbt, so muß das Vieh doch oft 3 Meilen weit zur Tränke geführt werden. Die kalmückischen Pferde sind zwar klein, aber unermüdlich im Laufe, mit schlechter Kost zufrieden und im Stande, zwei Tage ohne Wasser auszuhalten. Ziegen hält man wenig, und Kameele haben nur Reiche, weil sie mit aller Sorgfalt nur schwer durch den Winter zu bringen sind. Auch von den Schafheerden geht im Winter zuweilen ein Dritteltheil verloren, Pferde verlaufen sich im Schneegestöber und ganze Heerden kommen abhanden, wenn der Wind ihre Spur verweht. Am schlimmsten sind die Jahre, wo im Herbst schon nach Schnee und Regen die Steppe überfriert; die Hungernoth ist unter den Urmern dann unvermeidlich.

Ringen, Bogenschießen und Pferderennen sind Betustigungen der Jünglinge, an denen als Zuschauerinnen auch die Mädchen Theil nehmen. Beim Ringen (s. Taf. XLII.), wo es darauf ankommt, den Gegner auf den Rücken zu legen, gießt man den Kämpfern, wenn sie zu hitzig werden und ernstliche Beschädigungen zu fürchten sind, Wasser über den Rücken. — Abendliche Tänze und Trinkgelage, Karten- und noch mehr Schachspiel, und selbst Erzählungen und Märchen, an denen die Kalmücken eben so reich sind, als irgend eine morgenländische Nation, dienen zu Zeitverkürzungen.

In dem letzten russisch-französischen Kriege war ein kalmückischer Prinz, Zumin, Bruder des Oberhauptes der um Astrachan wohnenden Kalmücken und ein sehr reicher Mann,

der 4000 Pferde, 10,000 Ochsen und 40,000 Schafe besaß, Anführer eines Kalmückenregimentes, welches aus den reichsten Eigenthümern dieses Volks bestand; es war keiner darunter, der nicht wenigstens einige Kameele, 30 bis 40 Pferde, 100 bis 150 Rinder und eine ansehnliche Schafheerde besessen hätte. Von diesem Regimente, welches sich durch besondere Tapferkeit auszeichnete, kehrte nur die Hälfte nach der Heimath zurück. Dem Prinzen wurden 7 Pferde erschossen, er selbst aber erhielt keine Wunde. Nach einer langen Abwesenheit wieder heimgekehrt, war ihm hier alles, was er sah, seine Frau, seine Kinder und sein Hausgefinde, wegen ihrer großen Unreinlichkeit, ein Gegenstand des Ecks. In Europa, besonders in Paris, hatte er so manches Gute und Schöne kennen gelernt und wollte sich nun den Sitten und Gebräuchen seines Volks nicht mehr fügen, sondern dieselben vielmehr nach europäischer Weise umschaffen. Obgleich man seinem Willen sich gedulbig unterwarf, so waren die Neuerungen doch nicht von Dauer und bald kehrte die Einrichtung seines Hauswesens wieder auf den alten kalmückischen Fuß zurück.

Die Tungusen (s. Taf. XLI. und XLII.)

sind ein zahlreiches, weit verbreitetes Volk, welches theils in Sibirien, in den untern Gegenden des Jenisei, an dem Tunguskaflusse und an der Lena, theils in der Wandschurei, auch Tungusien oder Amurland genannt, zerstreut anzutreffen ist. Die jenseits des Amurflusses lebenden Tungusen sehen unter chinesischem, die diesseits sich aufhaltenden unter russischem Einflusse. Ungewiß ist, zu welchem Volksstamme, ob zum mongolischen, ob zum tartarischen sie gehören; ihre Physiognomie und Lebensart scheint bald für den einen, bald für den andern zu sprechen, und wenn die jenseits des Amur in der Wandschurei lebenden Tungusen — ein Stamm derselben, die Manttschen (s. S. 170) eroberte 1644 China — die Spuren tartarischer Abstammung an sich tragen, so haben die diesseits des Amur lebenden die größte Ähnlichkeit, ein plattes Gesicht, eine gedrückte Nase, kleine Augen, mit den

Mongolen. Auch hinsichtlich der Religion, zu welcher sie sich bekennen, herrscht große Verschiedenheit. Die in der Mandschurei oder Tungusen lebenden sind zum größten Theil Foiten; von den russischen Tungusen sind nur sehr wenige Christen, die Mehrzahl schamanische Heiden, und nur die gemeinschaftliche Sprache ist das Band, welches die verschiedenen Tungusenstämme als ein Volk erkennen läßt. Die unter Chinas Oberherrschaft befindlichen Tungusen sind regelmäßig gebildet, starke und behende Menschen von mittler Größe und von Farbe wenig dunkler als die Südeuropäer. Von den Chinesen unterscheiden sie sich durch einen längern und vortheilhafteren Wuchs und weniger Anlage zur Dickleibigkeit, ob schon auch sie, wie die Chinesen, einen fetten Körper und besonders einen großen Schmerbauch für schön und ehrwürdig halten. Ihrem Charakter nach sind sie zwar rauh, aber gerade und offen, stolz und tapfer, und verabscheuen Hinterlist, Betrug und Diebstahl.

Reis, Rüben, Hülsenfrüchte, Fische und Wildpret sind die gewöhnlichsten Nahrungsmittel. Die Häuser der Vermern sind gewöhnlich von Flechtwerk und Lehm. Das auf allen Seiten wie verkehrte Schiffsdach ruht auf außerhalb der Wände stehenden Säulen und ist oben, aus einem ähnlichen Uberglauben, wie der S. 176 bei den Chinesen erwähnte, mit einem fliegenden Drachen oder einem andern Ungeheuer versehen (s. Taf. XLI.). Die Wohnung, welche aus einer einzigen geräumigen Stube oder einem Saale besteht, der mittelst Matten in mehrere Kammern getheilt werden kann, wird reinlich gehalten. Auf dem Fußboden ausgebreitete Matten versehen die Stelle der Tische, Stühle und Betten. Gewöhnlich befindet sich an jedem Hause ein kleiner Garten, welcher mit Palisaden aus Bambusrohre und einem breiten Graben, über welchen eine einfache Brücke führt, umgeben ist. Die Häuser der Vornehmen und Reichen sind, wie die der Chinesen, von bedeutendem Umfange, zwar nur ein Stockwerk hoch, aber mit Schieferwerk, Mauerwerk, Firnisankrich, Vergoldungen und dergleichen verziert, mit Marmor bekleidet und ge-

pflastert, das Dach mit bunt lackirten Ziegelpfästen gedeckt und überdacht mit vergoldeten Schnitzwerk und Bildchen geschmückt. Im Innern befinden sich prächtige Möbeln, besonders niedliche, schön lackirte Tische und Stühle, und um die Wohngebäude sind oft große und herrliche Gärten geschmackvoll angelegt. Bemerkenswerth ist in dieser Hinsicht der äußerst weitläufige, überaus prächtige Park in der Sommerresidenz des chinesischen Kaisers zu Gehol oder Tschol (s. Taf. XLI.). Man findet in demselben einen sehr großen See, mit den überraschendsten Ansichten und mehr als 40 Paläste, die mit den prächtigsten Gemälden, Vasen, Porzellan u. s. w. geziert sind. Der östliche Theil des Parks ist einer der schönsten Thiergärten in der Welt, und mit Hirschen und andern Jagdthieren reichlich angefüllt. Die mit Waldung bedeckten Hügel sind ebenfalls mit Palästen, Tempeln und dergl. geschmückt; in den Thälern findet man großartige Wassersfälle u. s. w. Ein besonderer Theil dieses Parks wird bloß vom Kaiser, seinen Frauen und deren Wächtern bewohnt und ist durch eine Mauer sorgfältig eingeschlossen. — Die Kleidung Armer besteht in einem Stück groben Zeug, das um die Hüften gewunden und zwischen den Enden hindurchgezogen wird; übrigenß gehen sie nackt. Vornehme tragen lange und weite Brinkleider, eine lange, am Halse anschließende Weste und ein langes, einem Schlafrocke nicht unähnliches Gewand, mit langen weiten Ärmeln, und umgürten das Leib mit einer Binde. Oft werden mehrere Gewänder über einander gezogen. Der sparsam wachsende Bart wird beschoren und die Kopfhaare auf dem Wirbel in einen Knoten gebunden, dessen Ende ein gekrümmtes Bößchen bildet (s. Taf. XLI.). Priester lassen die Haare über den Rücken herabhängen und schmücken die Nüde mit Bildchen und bunten Knöpfen (Taf. XLII.). Die weibliche Kleidung besteht aus einem langen, bis auf die Knie herabgehenden Hemde von dunkler und einem größern Stück Seiden- oder Baumwollzeug von heller Farbe; den Kopf bedeckt ein überaus großer, aus Schilf oder Stroh geflochtener Hut, der im Verhältnisse zu seiner Größe

und der mannigfaltigen auf denselben angebrachten Verzierungen ziemlich leicht ist, (s. Taf. XII.). Als Schmuck werden von Frauen und Mädchen goldene Ohren- und Armringe getragen; die Haare werden mit wohlriechendem Oel gesalbt und die Nägel an den Fingern nicht nur sorgfältig genährt, sondern auch roth gefärbt. — Wer um ein Mädchen wirbt, überreicht oder sendet dem Vater desselben ein zierliches Betelstücken, dessen Annahme als Javort gilt, und worauf bald das gegenseitige Einbringen und der Hochzeitstag bestimmt wird. Ein großes Gastmahl wird veranstaltet, Verwandte und Freunde dazu eingeladen, das neue Ehepaar von einem Priester eingeseget und dann die Gäste bei und nach Tische von Musikanten, Gauklern, Tänzern und Possenreißern belustigt. — Das Andenken der Verstorbenen hält man in Ehren. Jede Leiche wird, rein gewaschen und festlich gekleidet, in einen mehr oder weniger kostbaren Sarg gelegt und erst nach einigen Tagen begraben. Ehe sie in das Grab gesenkt wird, steckt man ihr noch eine Münze in den Mund. — Die Hauptbeschäftigung der Tungusen in der Wandschurei besteht in Jagd, Fischerei, einiger Viehzucht und Ackerbau. Auch giebt es unter ihnen geschickte Bildhauer, Maler, Lackirer, Leinwand-, Kattun-, und Seidenweber. Merkwürdig sind ihre aus Rohr geflochtenen Schiffe, die wegen ihrer Dichte und Leichtigkeit gerühmt werden. —

Die Tungusen unter russischer Oberhoheit, ihre Zahl mag sich ungefähr auf 25,000 belaufen, werden nach ihrer Lebensweise in Pferde-, Rennthier-, Hund- und Fischtungusen eingetheilt. Die in der jakutskischen Provinz in der Gegend von Ochot am Meere wohnenden heißen Lamuten, welches in ihrer Sprache, worin Lam so viel als Meer bedeutet, am Meere wohnende Leute bezeichnet. Sie sind besonders diejenigen, welche sich der Hunde zum Fahren und Essen bedienen. —

Das Gesicht der russischen Tungusen ist platt und die Augen klein, doch nicht so merklich wie bei den Kalmücken. Ihre Wohnungen sind kegelförmige Hütten aus Birkenrinden, welche

man über Stangen gelegt hat. Da sie es für ein großes Uebel halten, immer an einem Orte zu leben, wo sich in ihren Hütten, Unrath anhäufen und üble Gerüche entstehen würden, so wechseln sie ihre Lagerplätze fast alle 4 bis 6 Tage. Viele Tungusen nehmen einen Theil ihrer Nahrung von den Wurzeln und Zwiebeln, welche die Feldmäuse sich eingetragen haben. Diese schwärzlichen kleinen Thiere, welche man paarweise beisammen trifft, hohlen sich Vorrathskammern unter dem Nasen aus, und schleppen die ausgegrabenen, erst sorgfältig von Erde und Fasern gelauberten Wurzeln in unterirdischen Gängen zu ihren Höhlen. Zuweilen sind auch betäubende Wurzeln darunter. Diese haben sie zu ihren Festtagen, um sich damit zu berauschen, gesammelt, sagt der Tunguse, der, wenn er es haben kann, sich selbst gern ein Häufchen trinkt. Wie arm aber muß ein Volk sein, das in die Vorrathskammer der Mäuse einbricht, um mit diesen ihre kärgliche Nahrung zu theilen! und wie genügsam, da sein Backwerk in einem an der Luft getrockneten Kuchen besteht, der von gesammelten Beeren, die mit den in den Magen der Rennthiere unverdaut gebliebenen Futter vermischt werden, bereitet wird. — Von Gelde und dem Gebrauche des Goldes und Silbers wissen sie nichts: Ihren Tribut entrichten sie in Zobelfellen und andern Pelzwaren nach der von der russischen Krone vorgeschriebenen Taxe. Einige schwache Stämme, namentlich die Pferdetungusen, die auch den Ruhm geübter Bogenschützen haben, sind frei von Tribut, dienen aber dafür als leichte Truppen an der mongolischen Grenze. Die Vielweiberei (Polygamie) ist bei den Tungusen fast allgemein, doch bleibt die erste Frau immer die angesehenste. Außer einem Schmause giebt es keine Heirathsfesteierlichkeiten. — Die Todten beerdigen sie nicht gern; lieber packen sie den Leichnam in eine Kiste, die sie zwischen zwei Bäumen anhängen. Nur wenn gerade ein Priester gegenwärtig ist, wird ein Rennthier bei diesem Luftbegräbniß geschlachtet und verzehrt. Ein Theil davon bleibt für den Odgen. Vor den Menschenblättern, die häufig unter ihnen die gräßlichsten Verheerungen anricht-

ten, haben sie große Furcht. Zeigt sich diese Krankheit, so stellen sie Milch, Thee und Fleisch speisen vor ihre Wohnungen und bitten die Krankheit mit höflichen Verbeugungen, an ihren Häutten vorüber zu ziehen! —

Die Bewohner Korea's,

einer großen unter China's Oberhoheit stehenden, südwärts von Lungusen gelegenen Halbinsel, sind wahrscheinlich mandchurischer Abstammung, haben sich aber später mit Chinesen und Japanern vermischt; ihre Gesamtzahl wird auf 12 Millionen geschätzt. Sie haben eine mittlere Leibesgröße, einen ziemlich starken Körperbau, ein schwarzbraunes Gesicht und schwarze Haare. Ihre Religion ist der Fois mus; ihre Regierungsform monarchisch, nur muß der König durch den chinesischen Kaiser in seiner Würde bestätigt werden und am Anfange jedes Jahres einen Tribut sowohl an den Hof des chinesischen als des japanischen Herrschers senden. Es wird streng darauf gesehen, daß außer mit Japan und China die Koreaner durchaus keinen Verkehr mit Fremden unterhalten. Die Armee ist gut bewaffnet und die Seemacht, da jede Stadt auf ihre Kosten ein Fahrzeug ausrüsten und unterhalten muß, nicht unansehnlich. — In Hinsicht der Kleidung und Lebensweise, der Sitten und Gebräuche, der Künste und Wissenschaften herrscht zwischen Korea und China die größte Uebereinstimmung; nur sind die Koreaner im Betragen viel einfacher und bekümmern sich nicht so sehr um die Beobachtung kleinlicher Ceremonien wie die Chinesen; auch ist ihre Sprache von der chinesischen ganz verschieden. In der Residenz des Königs, Ringlitao, befindet sich eine ansehnliche Bibliothek von geschriebenen und gedruckten Büchern, aber welche jedes Mal ein Prinz von Gehalt die Oberaufsicht führen muß. — Das Haupterzeugniß Korea's ist Baumwolle, und die daraus gefertigten Gewebe, so wie rohe Seide und grobe Seidenzeuge, ferner Rauchtaback und Pferde, die man wegen ihres ungewöhnlich kleinen Wuchses, aber ihrer starken

Leibesbeschaffenheit in China sehr schätzt, bilden die Hauptartikel der Ausfuhr.

2. Bewohner der Tartarei,

auch die große oder freie Tartarei, um sie von der von China abhängigen zu unterscheiden; auch Turkestan, nicht sowohl weil es das Stammland der Türken ist, sondern weil die Fürsten derselben vormals ihre Herrschaft über einen großen Theil des ganzen Landes ausgedehnt hatten; endlich auch Dschagatai, nach einem Sohne Dschingis = Chan's, welcher hier ein mächtiges Reich stiftete, genannt. Seltener kommt die Tartarei, welche den ganzen Theil des mittlern Asiens, welcher sich zwischen dem asiatischen Rußland, dem chinesischen Reiche, Persien und dem kaspischen Meere ausbreitet, umfaßt, unter dem Namen der großen Bucharei und Westschagatai, um sie von der China unterworfenen kleinen Bucharei oder Ostschagatai zu unterscheiden, vor.

Die Einwohner, deren Gesamtzahl zu 4 Millionen angenommen wird, gehören zu dem großen und immer als schön bezeichneten tartarischen Volkstamme (S. 1.) — Die Tartaren, höchst wahrscheinlich die Scythen der Alten, ein sehr zahlreiches, in Europa und Asien in sehr vielen Zweigen und unter verschiedenen Benennungen verbreitetes Volk, dessen ursprünglicher Name Turk oder Turkmanen ist, waren einst als Eroberer das Schrecken ihrer Nachbarn und tranken, weithin herrschend, ganz Asien mit Blut. „Alle Raubgier, die unter einem nördlichen Himmel der ungebändigte Naturzustand des Menschen erzeugen mag, ist und war von jeher der Charakter der tartarischen Horden. Dem Ackerbaue fremd, theils durch die Beschaffenheit des Landes, theils durch Abneigung, blieben sie in ihren unwirthbaren Steppen für Nahrung und Kleidung auf die einfachen Erzeugnisse der Viehzucht und der Jagd beschränkt. Beide Beschäftigungen, zumal in einem unfruchtbaren Lande, fordern weite Räume, gebieten ein unstätes Wanderleben, geben statt Häuser Gezelle, höchstens fahrbare Hütten, und entfernen von allen Künsten, wie von allen

Bequemlichkeiten der Civilisation. Mit Mangel und Mühseligkeit vertraut, der Unfreundlichkeit der Jahreszeit fast schirmlos Preis gegeben, oft von allem fast ausschließend von animalischer Nahrung lebend und an Blutvergießen durch unaufhörliche Tödtung zahmer und wilder Thiere gewöhnt, erwarben sich diese Nomaden eine mit ihrem Klima harmonirende Härte des Körpers, wie der Seele, und wurden so, unbekannt mit feinern oder sanftern Empfindungen, wilden Leidenschaften ihre ganze Kraft hingebend, geschildt und geneigt zur Gewaltthat und zum Krieg, dessen Vorbild und Schule — Jagd und Wanderung — ihr tägliches Geschäft, ihr Vergnügen, ja fast die Summe ihres Lebens war. Der Besitz des Pferdes, welches, in den meisten Gegenden Hoch-Asiens häufig und von einem harten Schlag, auch der fast unzertrennliche Gefährte der Männer ist, während die geringern Herden der Sorge der Weiber überlassen bleiben, vermehrte die Furchtbarkeit dieser kriegerischen Völkern, und brachte die in ihren eigenen Wildnissen Unangreifbaren mit überraschender Schnelligkeit nach den fernsten Fluren eines unverbereiteten oder weichen Feindes.“ Kottck. Jetzt gehören die Tartaren zum großen Theil fremden Regenten, und nur in einigen Gegenden Asiens, deren unersteigliche Gebirge das Schwert des Eroberers und den Weg der Cultur und Civilisation hemmten, haben sie noch ihre Unabhängigkeit behauptet. — Der tartarische Stamm, wohl auch der kaukasische genannt, weil er am Kaukasus in vorzüglicher Ausbildung erscheint, und von dort aus in viele südliche und westliche Länder ging, hat einen regelmäßigen, fast runden Schädelbau, ein ovales Gesicht, kleine, aber lebhaft, ausdrucksvolle Augen, ein schönes Verhältniß der Zähne, eine weiße, jedoch leicht braun werdende, Hautfarbe mit frischem Incarnat, und dunkles Haar. Der Hauptstamm der Tartaren ist vom kaspischen Meer bis zum Gebirge Altai, in den arabischen Ländern und in der großen und kleinen Bucharei. Aber sie haben sich noch in viele Länder nach allen Weltgegenden hin ausgebreitet. Nördlich und westlich am kaspischen Meer, am Jaik, an der Wolga, in der Krimm und

Kuban, in verschiedenen Gegenden Sibiriens, doch hier in bunter Vermischung mit mongolischen, kalmdäischen und finnischen Stämmen, in einem großen Theile Persiens u. s. w. haussenen Tartaren; und die weit verbreiteten Türken, mit deren Namen Turuk, Turek, die Tartaren sich selbst benennen, sind ihre Geschlechtsverwandten (f. S. 2.) Nur etwa der fünfte Theil der Tartaren hat die christliche Religion angenommen, die meisten bekennen sich zum Islam, und einige sind sogar noch Heiden. Wie lernen jetzt die einzelnen tartarischen Stämme nach ihren unterscheidenden Merkmalen näher kennen.

Die Bewohner Turkestans, (f. Taf. XLIII.),

des Stammlandes der Türken, sind von Wuchs mehr klein als groß, haben eine lange und gerade Nase, schwarze, feurige Augen, eine gelblichbraune Gesichtsfarbe, einen muskelligen, gedrungenen und starken Körper, und werden sehr alt. Sie sind stolz und tapfer, gaffrei, großmüthig, aber auch träge, unwissend und abergläubisch. Ihre Religion ist der Islam. — Die Kleidung der Männer besteht in zwei bis drei weiten, langen, oft gestickten, durch einen Gürtel zusammengehaltenen Röcken von Baumwolle oder Kamelhaar über einander. Das Hemde ist von weißem Baumwollenzug. Zu Hause trägt man Pantoffeln, auf Reisen und im Kriege Stiefeln. Das geschorene Haupt ist mit einer runden, hohen, mit Schaffell verbrämten Tuchmütze, bedeckt. Die Waffen bestehen in einem einschneidigen Dolche in Säbeln, Bogen, Pfeilen und Luntensinten. Die Weiber tragen baumwollne oder seidne, meistens rothe Hemden, weite, bis auf die Knöchel reichende Pantalons, lederne Strümpfe und Pantoffeln, über dem Hemde ein buntes Oberkleid, und auf der Brust ein Stück buntes Zeug; das mit einem Bande um den Hals befestigt wird. Die Mädchen tragen auf dem Kopfe eine aus Baumrinde in Gestalt eines Bienenkorbs verfertigte, gelb oder roth überzogene, mit Blechstäben, kleinen Münzen und Korallen behängte Mütze; ferner Halsbänder von Korallen, Per-

len, Edelsteine und reiche Ohrgehänge.' Endlich gehört zum Anzuge der meisten tartarischen Frauen auch in Turkestan eine Schnur mit bunten Glasperlen, welche über die rechte Schulter und über den linken Arm weggezogen wird, und von der ebenfalls Metallplatten, vergoldete Kugeln und Münzen, ein Futteral mit Wohlgerüchen und Amulette herabhängen. Die Haare sind in herabhängende Zöpfe geflochten, deren die Mädchen mehr als die Verheiratheten, denen nur drei erlaubt sind, haben. Außer dem halten alle tartarische Frauen viel auf das Schminken. Sie bedienen sich dazu der rothen chinesischen Schminke und des Bleiweißes, belegen auch das Gesicht noch mit Schminkpflasterchen von runder, halbmonds, und sternförmiger Gestalt. Die von Natur schönen, weißen Zähne färben sie mittelst eines Pulvers aus Galläpfeln und Eisenvitriol schwarz, die Nägel aber roth, indem sie von Zeit zu Zeit einen Brei aus dem zerquetschten Krante der Balsamrinne, sammt deren Blume und gepulvertem Maun, eine Nacht hindurch darauf binden. — Lieblingsspeisen sind saure Milch, Fleisch, besonders von Schafen und Fischen. — Ihre Hauptbeschäftigung ist Viehzucht und Fischerei, nur wo der Boden sich leicht bewässern läßt, wird einiger Ackerbau getrieben. Die Frauen verfertigen Filzzelte, Teppiche und alles, was zur Kleidung gehört.

Die Usbeken oder Usbeken

sind hauptsächlich um Samarkand, Buchara, Karakul in Chiwa und in Taschkent zu Hause, und theilen sich in vier Hauptstämme. Sie werden für die wildesten unter den Tartaren gehalten, und sollen vor etwa 400 Jahren aus der Umgebung von Astrachan in die Tartarei eingedrungen sein. Die Usbeken haben einen kurzen, untersehten Wuchs, breite Vorderköpfe, hohe Backenknochen, dünne Härte, kleine Augen, schwarze Haare und eine lichte Hautfarbe. Haß und Rachsucht, die sie auf Kind und Kindeskind vereeren, sind Flecken ihres Charakters, mit dem jedoch ihre Gerechtigkeitsliebe, ihr offener, der Lüge und Kriecherei frem-

der Sinn wieder versöhnt. Den Raub halten sie für eine ehrenvolle Beschäftigung, und Verurteilung der Ungläubigen als Muhamedaner für eine Religionspflicht. — Ihre Kleidung besteht in einem Hemde, baumwollenen Bein Kleidern und einem wollenen oder seidenen, durch einen Gürtel über den Hüften zusammengehaltenen Oberkleide. Die gewöhnlichste Hauptbedeckung ist der Turban; die Füße werden mit Bändern umwunden, über die man dünne und leichte Stiefeln zieht. Im Gürtel stecken Messer, Stahl und Feuerstein. Die Waffen sind lange, schwere Lanzen, Schilde, lange Messer oder Dolche, selten Schwerter. Die Weiber, die nicht selten mit dem Manne ins Gefecht ziehen, kleiden sich auf ähnliche Art, nur etwas zierlicher als die Männer. Das Haar lassen sie in einem Zopfe vom Scheitel herabhängen und schmücken sich mit goldenen und silbernen Ringen und Armbändern. — Die vornehmste Nahrung ist Pferde- und Rindfleisch; die Getränke bestehen in Kumiß und Thee, den sie, wie die Mongolen, mit Milch, Butter und Del genießen. — Die Usbeken leben größtentheils als Nomaden, nur wenige sind sesshaft und bebauen das Land. Sie reden eine eigene, zum Stamme der türkischen gehörige Sprache.

Die Karakalpakken,

d. h. Schwarzmützen, wohnen an der Ostseite des Uralsees und um die Mündungen des Eir und sind Halbnomaden, welche im Sommer umherziehen, im Winter aber in kleinen Häusern oder Rohrhütten sich aufhalten. Sie theilen sich eigentlich in zwei Horden, von denen die eine, von den Kirgisen beinahe ausgerieben, die andre aber heute noch ihre eignen Chane hat, deren Gewalt jedoch durch die muhamedanischen Priester sehr beschränkt ist. — Ihre Zahl mag sich auf ungefähr 100,000 Seelen belaufen. Die ungeheuern Rohrsfelder am Ufer des Uralsees liefern ihnen fast alle Bedürfnisse, Brennstoff, Baumaterial für ihre Hütten und Futter für ihr Vieh. Der Ackerbau der Karakalpakken beschränkt sich auf Gerste und Hirse.

Die Chiwingen,

ein Gemisch von vier verschiedenen Völkern: Bucharen, auch Tartaren und Taischits genannt, Usbeken, Turkmanen und Karakalpakken, die im Laufe der Zeit in Eins verschmolzen sind, bewohnen das Chanat Chiwa, eine große, ringsum von Wüsten umgebene Oase, im Osten der Tartarei. Die Staatsverfassung ist der ärgste Despotismus. Die Strafen für Vergehungen und Verbrechen sind schrecklich. Das Pfählen oder Erhängen z. B. wird mit solcher Grausamkeit vollzogen, daß der Gestrafte erst noch zwei Tage lebt. Die Einnahmen des Chans bestehen in Kopfsteuer, Geschenken, im Ertrag seiner Landgüter, in Zöllen, außerordentlichen Auflagen, im Antheil an Raub u. s. w. Die Usbeken und Turkmanen sind frei von Abgaben, müssen sich aber in Kriegzeiten auf eigne Kosten ausrüsten und den Chan ins Feld begleiten. Die Hauptgewerbe der Chiwingen sind Ackerbau, Gärtnerei und Handel, der besonders in den Händen der Bucharen und überaus einträglich ist. Alles, was die Chiwingen von Fabrikaten zum eignen Bedarf brauchen, wird von ihnen oder ihren Sklaven, welche aus Gefangenen oder geraubten Russen, Persern und Kurden bestehen, selbst verfertigt. Diese Sklaven erhalten monatlich nicht mehr als 70 Pfd. Mehl und zuweilen ein abgetragenes Kleidungsstück ihrer Herren. Ihr Loos ist hart. Denn wenn auch die Herren aus Eigennutz selten einen tödten, so erlauben sie sich doch bei den kleinsten Vergehungen die entsetzlichsten Mißhandlungen gegen diese Unglücklichen, namentlich Peitschenhiebe, Abschneiden der Ohren und Aufschneiden der Nase.

3. Bewohner der kaukasischen Landenge.

Unter dem Namen der Länder am Kaukasus oder der kaukasischen Landenge begreift man die zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere gelegenen Länder, deren Einwohner, ungefähr 2 bis 2½ Millionen Seelen, über einen Flächenraum von 5478 Quadratmeilen sehr un-

gleich vertheilt sind. Fast alle stehen theils freiwillig, theils gezwungen seit dem 1813 zwischen Rußland und Persien geschlossenen Frieden unter Rußlands Oberherrschaft, und nur wenige leben in den höhern Gebirgsgegenden in völliger Unabhängigkeit und erhalten sogar Geschenke von der russischen Regierung, die ihr Gebiet gegen die Einfälle dieser räuberischen Gebirgsvölker durch eine militärische Linie und eine Reihe von 22 Festungen noch außerdem sichern muß. — Die kaukasische Menschenrasse — Julius von Klaproth, welcher in den Jahren 1807 und 1808 das kaukasische Gebirge bereiste, hat diese Benennung als ungegründet nachgewiesen — zu welcher, nach Blumenbach, alle Europäer, mit Ausschluß der Finnen und Lappen, ferner die Bewohner des westlichen Asiens, diesseits der Flüsse Ob und Wanges und des kaspischen Meeres, so wie die Nordafrikaner, im Ganzen ungefähr 435 Millionen, also fast die Hälfte des ganzen Menschengeschlechts, gehören, hat eine mehr oder weniger weiße Hautfarbe, mit, besonders an Wangen und Lippen, durchscheinender Röthe des Blutes, langes, rußbraunes Haar, welches nach den nördlichen Gegenden hin ins Blonde, nach den südlichen und östlichen ins Schwarze übergeht. Die Form des Schädels und Gesichts ist nach vorn hin eiförmig, die Stirn gewölbt; weder Backenknochen noch Kiefern ragen vor, sondern bloß das Kinn; die Nase ist gerade und schmal, die Ohren von mäßiger Größe und anliegend, Mund und Augen haben das gehörige Verhältniß; die Leutern sind wacker und weit geschlitzt; ihre Farbe ist braun oder blau. —

Folgen wir der gewöhnlichen Eintheilung der kaukasischen Landenge in die nordkaukasischen und südkaukasischen Länder, so findet sich zunächst

die Bewohner der großen und kleinen Kabarda (s. Taf. XLV.)

die Tschertassen oder Tscherkessen, von den Europäern gewöhnlich Circassier genannt, die hier in Betracht kommen. Der

Name Tscherkessen soll aus dem Türkischen stammen und so viel als Wegabschneider, d. h. Straßenräuber, bedeuten, sie selbst nennen sich *Adigé* und ihre Gesamtzahl mag sich auf 51,000 Familien belaufen. Bevor die Russen bis an den Kaukasus vordrangen, war die Macht der Kabardinerfürsten ziemlich ausgedehnt und auch die Osseten, Abchasen, Tschetschenen und Mogaier des Hochgebirges, ihnen unterwürfig, seit 1777 aber sind sie in ihre gegenwärtigen Grenzen zurückgetrieben worden, und reiben sich, während sie vereint immer noch auch einem stärkern Feinde furchtbar werden könnten, durch gegenseitige ununterbrochne Feindseligkeiten selbst auf.

Die Tscherkessen sind im Allgemeinen wohl gestaltet; die Männer zeichnen sich durch einen hohen, schönen Wuchs und muskulösen Körperbau aus; Schultern und Brust sind breit; die Augen und Haare braun; der Kopf hoch und schmal, die Nase gerade und schmal. Die tscherkessischen Frauen sehen zwar durch die ganze Welt in dem Rufe, die schönsten zu sein, werden aber, nach den neuesten Nachrichten, von den Georgierinnen in Grusien, Imerethi und Mingrelien, in mehrfacher Hinsicht übertroffen; namentlich haben die letztern regelmäßigere Züge, keine aufgeschülpfte Nase und keine rothen Haare, wie viele Tscherkessinnen. Um eine schlankte Taille hervorzubringen und zu erhalten und das Fett und Wolleleibwerden, was doch sonst im Morgenlande als Schönheit gilt, zu verhindern, bedrückt man die Mädchen fast blos mit Milch und legt ihnen im fünften und sechsten Jahre schon eine starke Schnürbrust an, die Tag und Nacht getragen und erst von dem Dolche des Bräutigams gelöst wird. —

Unbegrenzter Stolz, Raubsucht und Rachgier sind Flecken in dem Charakter der Tscherkessen, dagegen verdient ihre Tapferkeit und Gastfreiheit alles Lob. Obschon der Diebstahl bestraft wird, indem der Dieb den mehrfachen Betrag des Gestohlenen erlegen muß, so hat er doch, mit Geschicklichkeit begangen, nichts Entehrendes, und nur unter Verwandten, Freunden und andern, durch irgend ein Verhältniß näher mit einander verbundenen Perso-

nen ist das Eigenthum geachtet. Das Verlingen des Diebstahls gilt daher als ein vorzügliches Talent, und ein Mädchen kann einem Jüngling keinen schwerwiegenden Vorwurf machen, als den, er habe noch nicht einmal eine Kuh gestohlen. Die Raubzüge im Großen werden theils gegen die Nachbaredlitter des innern Gebirgs, theils gegen die Russen ausgeübt, mit welchen letztern die Tscherkessen in einem fast unaufhörlichen Kriege leben. Sie rauben, wo es nur angeht, besonders, indem sie den Reisenden auslaunern, Menschen und Vieh. Das Vergeltungsrecht, welches die Russen dafür ausüben, dient nur dazu, die gegenseitige Erbitterung, die noch außerdem durch die Mollasse der Tscherkessen, die alles anwenden, das Volk im muhamedanischen Glauben zu erhalten und dadurch vor einer nähern Verbindung mit den ungläubigen Russen zu bewahren, unterhalten wird, zu vermehren. Die Rachgier der Tscherkessen wird schon aus der bei ihnen noch üblichen Blutrache ersichtlich. Ein Mörder, wenn er anders sein Verbrechen nicht mit einer bedeutenden Geldbusse sühnen wollte oder konnte, muß von des Ermordeten nächstem Verwandten, wäre dieser auch zur Zeit des Mordes noch ein Kind gewesen, mit List und Gewalt verfolgt und wieder umgebracht werden, wenn letztern nicht die Schmach der größten Ehrlosigkeit treffen soll. Nicht nur von dem Vater auf den Sohn, nein von Stamm zu Stamm erbt solche Rache, und wird der Grund ewiger Fehden. Fürsten, die gegen einander in Blutrache stehen, müssen sich, wo sie sich auch begegnen, auf Leben und Tod schlagen. Gleich heilig aber ist den Tscherkessen und fast allen Völkern des Kaukasus der Gastfreundschaft heiliges Recht. Ein Gastfreund, Konak, muß mit Blut und Leben geschützt, zum nächsten Bundesverwandten geleitet und die ihm zugesagte Beleidigung wie die eines Blutsreundes gerächt werden. Ja selbst dann, wenn er der Mörder eines Blutsreundes wäre, ist er unverletzlich, falls er sich unter den Schutz eines Weibes begiebt, oder ihre Brust mit seinem Munde berühren kann; er ist dann ein Sohn des Hauses. Von Jugend auf ganz Gebrauch der Waffen angeleitet, kennt der Tscherk-

keine größere Schande, als Freiheit. Selbst im Frieden verlassen die Männer ihr Dorf niemals, ohne Helm und Panzer anzulegen, den Säbel umzuhängen, den Dolch in den Gurt zu stecken und die Taschen mit Patronen zu füllen. Die gemeinsten und ärmsten Leute, die eine so vollständige Bewaffnung sich nicht erzu- gen können, tragen wenigstens immer einen dicken Stab mit eiserner Spitze und einem dergleichen Knopf (s. Taf. XLIII.), um denselben im Nothfall als Wurfspieß brauchen zu können.

Die Religion der Tscherkessen ist der Jslam, mit Resten ihres ehemaligen Heidentums und Christenthums vermischt. So verehren sie z. B. noch die vielen Kreuze, die es in ihren Wäldern giebt, obgleich die Bedeutung derselben ihnen fremd ist, ja die Wälder selbst, in welchen diese Kreuze aufgerichtet stehen, sind ihnen heilig und an gewissen feierlichen Tagen die Stätten ihrer frommen Versammlungen. Die Priester treten vor das Kreuz zu der Schutzgöttheit Merissa *), um Erhaltung der Felder, Ergiebigkeit der Ernte und Verwahrung vor der Pest stehend. An dem Kreuz sind mehrere kleine Kerzen angebracht; eine wird abgenommen, um daran einige Haare des zum Opfer bestimmten Ochsen zu verbrennen; auf den Kopf des Leutern wird hierauf Hirsebie, Busa, gegossen, und zuletzt noch der Gottheit ungesäuertes Brod und Käse geopfert. Den Beschluß des Festes macht ein gemeinschaftliches Gastmahl, zu dem jeder Bewohner des Bezirkes beisteuert, so wie Tanz und Spiel. Der Hirtengott der Tscherkessen, Scossere, scheint zugleich ein Hausgott zu sein, und man verehrt ihn unter dem Bilde eines von allen Nesten entblößten jungen Birnstammes, welcher sich fast in jedem tscherkessischen Bauernhofs befindet. Sein Fest wird im Herbst gefeiert. Man bringt ihn dann, unter dem Klange verschiedener Instrumente und dem Freudengeschrei der Bewohner, in das Innere des Hauses und schließt um den

Stamm, welcher mit Kerzen bedeckt ist und am Gipfel einen Käse trägt, einen Kreis. Hier auf wird gegessen, gezecht, gesungen und am Schluß des Festes der hölzerne Götz wieder in den Hof gebracht, wo er, an eine Mauer gelehnt, den übrigen Theil des Jahres stehen bleibt, ohne weiter ein Zeichen der Verehrung zu erhalten. Auch bei den alten Kirchen und Kapellen versammelt man sich an gewissen Tagen, besonders nach der großen Fasten im Frühjahr, und opfert dabei Thiere. Ein Theil des Fettes und der Nieren wird unter die Umstehenden vertheilt, das Uebrige ins Feuer geworfen. Auch an den Einfluß guter und böser Geister glaubt der Tscherkesse mit den andern kaukasischen Gebirgsvölkern. Außer dem Propheten Elias, der in sehr großem Ansehen steht, weil er die Feldfrüchte vor Hagel bewahren kann, wird auch St. Georg, St. Michael und St. Nicolaus, der nach ihrer Meinung oft unter der Gestalt eines Adlers erscheint, verehrt. Am Michaelisfest opfert man Ochsen und trinkt Bier dazu; am Weihnachtsfeste schlachtet man Ziegen und am Neujahrstage, der mit den Russen zugleich begangen wird, Schweine.

Die Tscherkessen theilen sich in fünf genau unterschiedene Klassen: die Pschich, Fürsten, auch Murzen oder Knesen genannt; Usden, Edle, die von den Fürsten und Edlen Freigelassenen, welche dadurch auch Edle werden, aber nicht vom Kriegedienste unter ihren vorigen Herren befreit sind; ferner die von dieser 3. Klasse Freigelassenen und endlich die Tschochotl oder Leibeigenen, die, so wie ihre Kinder, von dem Grundherrschaft ohne Umstände verspielt, vertauscht, verkauft werden können. Jeder Fürst ist der Oberlehnsherr seiner Edlen, wie diese wiederum die Herren ihrer Leibeigenen sind. Die edlen Familien können nach Belieben von einem Fürsten zum andern übergehen und es sind auf diese Weise mehrere Fürstenfamilien, besonders in den Kabardas,

*) Von der Göttin Merissa, wahrscheinlich das griechische Melissa, die Biene, geht unter den Tscherkessen die Sage: einst seien bis auf eine einzige Biene, die sich in den Kernen der Merissa gesüßet und dadurch gerettet habe, diese, den kaukasischen Völkern besonders nützliche, Insekten alle umgekommen; jene Biene sei nachher die Stammutter aller jetzt lebenden geworden und Merissa ihre Schutzpatronin geblieben.

sehr mächtig geworden. Die Bauern sind nicht gehalten, den Usden bestimmte Abgaben zu bezahlen, aber sie müssen ihnen alle ihre dringendsten Lebensbedürfnisse liefern. Dasselbe Verhältniß findet zwischen den Fürsten und Edlen statt; jene fordern von diesen das, was sie zum Lebensunterhalt bedürfen, aber weiter nichts. Uebereigns findet kein eigentliches Regierungssystem statt, sondern jeder thut im Grunde, was ihm gut dünkt. — Öffentliche Angelegenheiten und Rechtshandel werden meist durch Versammlungen abgemacht, welchen die ältesten unter den Fürsten und Edlen, ja selbst die ältesten und reichsten Bauern beizuhören und wobei die ersten den Vorsitz führen. Die Entscheidung erfolgt nach den alten Gebräuchen, welche für die Tscherkessen heilige Gesetze geworden sind. — Jeder Fürst pflegt von Zeit zu Zeit seinen Edlen Geschenke zu machen, welche in den Familien forterben, indem der Vater zugleich dem Sohne die Ursachen erzählt, warum sie gegeben worden sind. Wenn sodann ein Edler sich ohne hinreichenden Grund weigert, seinem Fürsten zu gehorchen, so muß er alle Geschenke zurückgeben, welche er und seine Vorfahren von ihm erhalten haben. Die Hauptverpflichtung der Usden ist, den Fürsten, so oft er es verlangt, in den Krieg zu begleiten und zugleich so viele ihrer Unterthanen mitzubringen, als für nothwendig erachtet werden. Macht der Fürst Schulden, die er nicht bezahlen kann, so sind die Edeln verbunden, sie zu bezahlen. Eben so müssen die Leibeigenen die Schulden und mißlungenen Diebstähle ihrer Lehnsherren bezahlen.

Die Nahrungsmittel des gemeinen Mannes bestehen meist aus Hirse, Reis und etwas Fleisch, die Vornehmen genießen außer diesen Speisen eingemachte Früchte und andere Leckerbissen und leben überhaupt ziemlich prächtig. An starken Getränken besonders, obgleich die Religion den Genuß des Weins und Branntweins ihnen verbietet, läßt man es nicht fehlen. Aus Gerste, Weizen und Hirse verfeht man ein starkes und liebliches Bier zu brauen, auch die Bereitung des Meths und Kuhmils ist nicht unbekannt. Gabel, Messer, Teller und Löffel hat man nicht; um die niedrigen

mit starken brennenden Wachskerzen besetzten Tische sitzt man mit untergeschlagenen Beinen, und Riche trinken mit großen Ceremonien aus schweren goldnen Bechern, deren mancher oft 500 Dufaten Gewicht hat. Saure Milch, in welche man jeden Bissen eintaucht, vertritt die Stelle des Salzes; Knoblauch, Zwiebeln und türkischer Pfeffer die der Gewürze.

Die Häuser (s. Taf. XLIV.) der gemeinen Tscherkessen bestehen aus Weiden geflecht, von außen und innen mit Lehm überzogen und mit Stroh- oder Schilfdächern versehen. Auch die Häuser der Fürsten, obgleich etwas geräumiger und mit mehreren Gemächern und manchen Bequemlichkeiten, z. B. Rauchfängen, Polstern und Teppichen versehen, sind aus dem nämlichen Material errichtet. Um diese Residenz, Kaback, her liegen nun näher oder entfernter die aus 40 — 50 Wohnungen bestehenden kreisförmigen oder viereckigen Dörfer der Unterthanen. Während der Nacht werden die Heerden in den mittlern Raum dieser Dörfer zusammengetrieben. Im Sommer zieht man mit den Heerden der Weide nach und kehrt erst im Winter wieder zurück. Die Sommerwohnungen sind leichte Hütten von Stangen, mit Filz überdeckt. Um das Dorf her sieht man Heuschobers oder Kornhäufen, und um alles zusammen wird, zur Abhaltung unvermutheter Anfälle, eine Hecke gezogen. Im Winter baut man an den Flüssen und auf den Wiesen noch besondere Hütten für die Schafe.

Die Kleidung beider Geschlechter ist sehr reinlich und anständig, je nach Verhältniß sogar prächtig, meistens nach tartarischer Art. Das Oberkleid ist von Luch, bisweilen mit Treffen besetzt (s. Taf. XLIV.) und kürzer als das Unterkleid, welches aus einem leichtern Zeuge gemacht ist. Die langen Beinkleider werden am Knie geschnallt und die sassianen Socken bisweilen mit Goldtreffen eingefast oder auch gestickt. Geht ein Vornehmer zum Besuch, so zieht er über das Unterkleid einen Panzer und die volle Rüstung und darüber wohl auch noch eine Weste (s. Taf. XLV.) Diese Panzer sind aus polirten stählernen Ringen gemacht und werden in Persien verfertigt. Der Helm

und die Armschienen sind von polirtem Stahl. Im Gürtel befinden sich Pistole und Dolch, und zur Seite führt man Bogen und Köcher. Wenn sie zu Pferde sitzen, kleiden sie sich eben so (s. Taf. XLIII.) Die Stelle einer stählernen Rüstung vertritt bei gemeinen Ischerkessen ein gewaltiger, gottiger Filzmantel und ein langer Stock mit eisernem Knopf und einer zwei Spannen langen Spitze, dessen sie sich als Wurfspieß bedienen, (s. Taf. XLIII.) Auf der Brust befinden sich am Oberleibe auf beiden Seiten durchnähet Taschen zu den Pantlonen (s. Taf. XLIII und XLIV.). Um einen schlanken Wuchs zu erhalten, wird auch bei Männern der Leib über den Hüften durch breite Riemen zusammengepreßt. Die Männer scheren Kopf und Bart und tragen bloß einen Knebelbart. Die hohe, melonenförmige Mütze, welche nur im Kriege mit dem stählernen Helme vertauscht wird, besteht aus durchnähetem Baumwollenzeuge und ist bei Reichern mit Treßsen besetzt. Ueber dem Hemde tragen die Mädchen ein geschnürtes, bis an die Knöchel reichendes Unterkleid, das von Verheiratheten mit Beinkleiden vertauscht wird und über diesen ein Oberkleid mit halben Ärmeln. Die Haare werden in einen dicken, an der Seite herabhängenden Zopf geflochten, der Kopf aber mit einer melonenförmigen Mütze bedeckt. An den Füßen trägt man eng anschließende Socken von farbigem Saksian und um dieselben, wenn man ausgeht, nicht zu beschmutzen, Stelzenschuhe (s. Taf. XLIV.).

Die Ischerkessen, obgleich Muhammedaner, erlauben sich doch nie mehr als eine Frau zu ehelichen, und nehmen es überhaupt mit der Keuschheit sehr genau. Eine Ehebrüchlerin wird Sclavin, und wenn ihre Eltern, denen sie zugeschiedt wird, sie nicht verkaufen können, sogar getödtet. — Ist der Vertrag in Bezug auf das Geschenk, welches den Eltern der Braut von Seiten des Bräutigams gemacht werden muß, abgeschlossen: so begiebt sich der Bräutigam in Begleitung eines Freundes zu Pferde nach der Wohnung der Brauteltern und entführt das Mädchen im vollen Galopp nach seiner Heimath. Bevor sie ein Kind geboren hat, darf die junge

Frau vor ihren Schwiegereltern sich nicht sehen lassen, so wie sie auch nur erst nach ihrer ersten Niederkunft ihre Mitgift erhält, wobei ihr der Vater einen Besuch macht, ihr die Mütze, die sie bisher noch als Unterscheidungszeichen des Mädchenstandes trug, abnimmt, und ihr dafür den Schleier der Weiber umhängt. — Wird einem Fürsten ein Kind geboren, so giebt er große Feste, und überträgt, ist es ein Knabe; die Erziehung desselben am dritten Tage nach der Geburt einem seiner Vasallen, Udsen; ist es ein Mädchen, der Frau desselben. Das Kind wird hierauf einer Amme anvertraut, die ihm einen Namen giebt. Zuweilen sind auch alle säugenden Mütter des Stammes die Säugammen des Fürstentums, welches daher aus einem Dorfe in das andere getragen, von verschiedenen Müttern bis zum Entwöhnen geküßt wird. Erst nach drei oder vier Jahren wird der Knabe beschnitten und der Moksch (Priester) erhält bei dieser Gelegenheit ein Pferd zum Geschenk. Der Vater sieht in der Regel seinen Sohn nicht eher wieder, als bis zu dessen Verheirathung; eine Sitte, welche große Kälte zwischen den nächsten Verwandten zur Folge hat. Bei der Erziehung der Prinzessinnen haben die Frauen der Edelleute, denen sie übergeben wurden, vorzüglich darauf zu sehen, daß sie vollkommene Schönheit erhalten und in weiblichen Arbeiten, im Kochen, Nähen, Weben, Sticken, Matten- und Korbweben u. s. w. recht geschickt werden. Die schwerste, oft mit großen Opfern verbundene Pflicht für den Pflegeräter ist die, der herangewachsenen Pflgetochter einem ihrem Range angemessenen Gatten zu schaffen, denn unter ihrem Range darf keine Prinzessin, kein Fürst heirathen, wie denn überhaupt wohl heut zu Tage bei keinem Volke ein so hoher Grad von Udelstolz gefunden wird, als bei den Ischerkessen. — Die Söhne der Udsen bleiben bis ins dritte oder vierte Jahr im väterlichen Hause; alsdann giebt man ihnen einen Aufseher oder Erzieher, dessen einzige Belohnung darin besteht, daß der Jüngling, wenn er erwachsen ist, und sein Lehrer bei ihm bleibt, diesem das Beste von der im Kriege oder bei Wanderungen gemachten Beute schenkt.

Die Hauptbeschäftigung der Tscherkessen besteht in Viehzucht, Ackerbau, Jagd und Raub. Pferde, nächst den arabischen werden die tscherkessischen für die besten gehalten, Büffel, Schafe, langschwänzige, feinwollige, und Ziegen machen ihren größten Reichtum aus. Der Ackerbau, der namentlich in den beiden Kabardos, fruchtbaren und gemäßigten Ländern, die man mit den schönsten Italiens vergleichen kann, denn im freien Felde wachsen Melonen und an Bergen und Bäumen die schönsten zuckersüßen Weintrauben, sehr ergiebig sein könnte, wird höchst einfach betrieben. Im Frühling verbrennt man das Unkraut, welches den zum Anbau bestimmten Boden bedeckt; es ist dies der einzige Dünger, den man dem Lande zu geben für nöthig findet. Statt der Egge dient ein Baum, woran noch die Aeste und Blätter sitzen. Man baut vornehmlich Hirse, Weizen und hier und da auch Reis. Die hier sehr lobnende Bienenzucht wird ebenfalls stark betrieben. Der Gewerbefleiß der Tscherkessen ist nicht bedeutend. Einige Stämme verfertigen wollene Tücher, Filz und Lederwerk, und tauschen diese Gegenstände, so wie Felle, Wachs, Honig, Salz, Getreide und Sclavinnen an die benachbarten Völker, namentlich die Türken und Perser, gegen Waffen und andere Dinge aus.

Zu ihren Vergnügungen gehört die Jagd, gemeinschaftliche Schmausereien, Kampfspiele und Tänze (s. Taf. XLIV.).

Die tscherkessische Sprache weicht sehr von den Sprachen der übrigen kaukasischen Völker ab. Sie hat eine Menge Lippen- und Gaumenlaute, welche durch ein Pfeifen und Schnalzen der Zunge hervorgebracht werden, was das Sprechen derselben für die Fremden sehr schwer macht. Eigne Schrift haben sie nicht, folglich auch keine Bücher. Wollen sie Jemandem etwas schriftlich mittheilen, so lassen sie ihm durch den Dschah türkisch schreiben.

Die Abchasen, den Tscherkessen in Sitten, Kleidung und Sprache sehr ähnlich, leben wie diese von Raub, Ackerbau, Pferde- und Bienenzucht. Die Männer sind gute Schmiede, und ihr selbst bereiteter Stahl ist vortrefflich, daher die Gewehre, Sä-

bel, Dolche und Messer, welche sie verfertigen, sehr gesucht sind. Die Frauen, die sich durch ihre Schönheit auszeichnen, und daher im Eclat verhandelt sehr gesucht sind, fertigen sehr geschätzte Baumwollenwaaren. Wie die andern kaukasischen Völker, waren die Abchasen in Folge des Religionszeifers der griechischen Kaiser und georgischen Könige, ehemals Christen, und es giebt daher eine Menge alter, zum Theil noch wohl erhaltener Kirchen im Lande. Im Laufe des 18. Jahrhunderts, wo sie bereits wieder Heiden geworden waren, wurden sie von den Türken unterworfen und zum Islam gezwungen. Allein die Neubekehrten empörten sich 1771 gegen die Pforte und wandten sich wieder zum alten Aberglauben zurück, unter dem sich noch einige Reste des Christenthums befanden. Vom Muhamedanismus haben sie die Enthaltung vom Genuß des Schweinefleisches, einige wenige Familien auch den Gebrauch der Beschneidung beibehalten. Seit 1812 gehören die Abchasen unter Rußland, welches sich aber, die Küstenplätze ausgenommen, wenig um diese Provinz bekümmert. In früheren Zeiten gingen viele junge Abchasen nach Aegypten und verkauften sich dort als Sclaven, mit der Aussicht, durch ihren guten Wuchs, Leibesstärke und Tapferkeit zu einer ausgezeichneten Stelle im Heere zu gelangen. Wirklich waren auch mehrere der letzten Mamelucken in Aegypten abchasischer Herkunft und die Leibwachen vieler anderer türkischen Großen bestehen heute noch zum großen Theil aus Abchasen.

Die Osseten, auch Ossetinier genannt, eines von den halbwilden Völkern, welche das Innere des Kaukasus bewohnen und unter eigenen Oberhäuptern entweder ganz unabhängig leben oder den Russen tributpflichtig sind und von ihnen geschützt werden, unterscheiden sich von allen Kaukasusbewohnern durch ihr, einen fremden Ursprung verrathendes, Aeußeres. Sie selbst nennen sich Iron und sollen nach Klaproths Meinung, der eine Zeit lang unter ihnen lebte, Ueberreste der Alanen und Afen des Mittelalters sein (andere geben China als das ursprüngliche Vaterland derselben an). Sie sind ziemlich gut gebaut, stark, kräftig, ge-

wöhnlich von mittlerem Wuchs, selten dick, aber fleischig und breitschulterig, besonders die Weiber. Ihre Gesichtsbildung nähert sich sehr der europäischen; blaue Augen, blonde oder röthliche Haare sind am gewöhnlichsten; sehr selten findet man ganz schwarzes Haar. Die Weiber sind in der Regel kleiner als die Männer und nicht eben hübsch; sie haben ein rundes Gesicht, eine platte Nase und einen stämmigen Wuchs.

Religion, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, findet auch bei den Osseten, wie bei den meisten kaukasischen Völkern, nicht statt, sie sind weder Christen noch Muhamedaner; auch trifft man keine äußern und allgemein angenommenen gottesdienstlichen Gebräuche und eben so wenig eigentliche Priester bei ihnen an. Zwar wurde unter Elisabeths Regierung eine Mission griechischer Geistlichen unter den Osseten gegründet, die sie zum Christenthum zurückzuführen und nebenbei unter russische Gewalt bringen sollte; allein viele Osseten ließen sich nur taufen, manche sogar mehrere Male, weil jeder Neubekehrte ein Geschenk von Leinwand, zwei gefalgene Fische und ein metallnes Kreuz empfing, und kehrten nachher zu ihrem Un- oder Uberglauben zurück. Nahe bei dem großen ossetischen Dorfe Kaka dur sieht man am Ende einer Ebene einen hohen Felsen, in welchem sich eine, dem Propheten Elias geweihte, Höhle befindet, von welcher sich die Eingebornen viel Wunderbares erzählen. In der Mitte soll ein hoher Stein wie ein Altar aufgerichtet sein, mit einer Vertiefung, in welcher sich ein silberner, mit Bier gefüllter Becher befindet; läuft dieser Becher während des dem heiligen Elias alljährlich dargebrachten Opfers an Bier, Ochsen und Schafen über, so bedeutet es reiche Ernten, Friede und glückliche Zeiten. Unterhalb des Felsen weiden die Heerden unter dem Schutze des Heiligen, ohne daß man sie zu hüten braucht, weil der allgemeinen Sage nach den, der sich an ihnen vergreift, Tod oder Erblindung treffen würde.

Was den Charakter der Osseten betrifft, so sind sie nach der Erzählung mehrerer Reisenden sehr geschwätzig und jankfüchtig. Sie drohen einander bei der geringsten Veranlassung

mit Flinten, Dolch und Bogen, begnügen sich aber gewöhnlich mit Lärmachen und versöhnen sich, wenn nicht Blutrache im Spiele ist, leicht, wenn ein Dritter mit dem Brantwein- oder Bierkrüge dazwischen tritt.

Ihre Nahrung besteht in ungesäuertem Weizen- oder Gerstenbrot, das sie in Asche backen, oder in Kuchen von Hirse und Roggen, die sie mit dem Messer zerschneiden und warm oder kalt anstatt des Brodes essen. Auch genießen sie Ochsen- und Hammel-, die Armen auch Schweinefleisch. Ihr gewöhnliches Getränk ist das in den Gebirgen in der Regel sehr reine und gesunde Flußwasser. Doch bereiten sie auch Brantwein und ein Gerstenbier, mit welchem sie einen ansehnlichen Handel bis nach Tiflis treiben, wo es gegen eine gleiche Menge Wein ausgetauscht wird.

Früher war das Land der Osseten mit Städten und Dörfern bedeckt, die in der Mongolenzeit zerstört wurden; jetzt leben sie größtentheils zerstreut in Dörfern, oder einzelnen Häusern, die zur Vertheidigung mit steinernen Mauern und Schanzpfehlern umgeben und mit Pferdetränken oder andern Knochen verziert sind.

Der Feldbau ist in ihren Gebirgen sehr beschwerlich und selten ergiebig; ihre Hauptbeschäftigung besteht daher vorzüglich in Viehzucht, Jagd und Raub. Außerdem beschäftigen sich die Männer noch mit Schmiedearbeiten und mit Verfertigung von allerlei Geräthschaften und Lederwerk; auch Schießpulver wissen sie zu bereiten. Die Weiber besorgen das Hauswesen und kleinere Feldgeschäfte; auch verfertigen sie Teppiche, die durch ihr dichtes Gewebe, so wie durch ihre dauerhaften Farben sich auszeichnen. — Eine Frau darf sich nach dem Tode ihres Mannes nicht wieder verheirathen. Sie erhebt bei seiner Leiche ein lautes Geschrei, zerrauft sich das Haar, zerschlägt sich Gesicht und Brust, will sich jeden Augenblick mit einem Messer oder Stein tödten, sich ertränken, oder von der Höhe eines Felsens herabstürzen, wird aber von den Ihrigen, die sie in den ersten drei Tagen nicht verlassen, glücklicher Weise daran verhindert. Noch drei Tage ver- gehen auf diese Weise, während auch entferntern,

tere Verwandte herbeikommen, die Wittve trösten und auf ihre Kosten, indem sie sich in Verbesserung des Verstorbenen erschöpfen, schmausen und gehen.

Die Kisten oder Midschegen,

Bewohner der kalten und gebirgigen Landschaft Kistin oder Midschegi, theilen sich in mehrere Stämme, von welchen die Tschetschenzen, Karabulaken und Inguschen die merkwürdigsten und zahlreichsten sind.

Die Tschetschenzen (s. Taf. XLVI.)

auch Tschetschen genannt, gehören zu den wildesten Völkern des Kaukasus. Sie sind von mittlerer Größe, aber sehr stark und verwegen. Ihre Waffen sind eine Pike, ein Dolch, ein Säbel, zuweilen auch Lanze und Schild. — Es herrscht unter ihnen derselbe Unterschied der Stände, wie bei den Tcherkessen. Vormalst waren sie Christen, jetzt sind sie unwissende Muhamedaner, größtentheils ohne Mollahs und Mekteen. — Ihre Nahrung besteht meist in Hirse und Kuchen, welche sie in heißer Asche backen. Fleisch und Brantwein kommen nur an festlichen Tagen vor. — Ihre Wohnungen sind ohne alle Bequemlichkeiten. — Ihr Landbau beschränkt sich auf Gerste, Roggen, Tabak und Zwiebeln, wird aber meist den Weibern überlassen. — Die Hauptbeschäftigung der Männer ist Raub und Plünderung, und so lange die geraubten Lebensmittel ausreichen, bleiben sie in träger Ruhe. Die Russen, gegen welche sie unaufhörliche Streifzüge machen, haben eine eigene Verteidigungslinie gegen sie errichten müssen. Dürfen sie sich von einem Gefangen ein gutes Lösegeld versprechen, so tödten sie ihn nicht, behandeln ihn aber äußerst hart und grausam. — Westlich von den Tschetschenzen wohnen

die Karabulaken,

oder, wie sie sich selbst nennen, die Urschte. Den ersten Namen führen sie von dem Flusse Farthau, der auch Karabulak, d. i. schwarze Quelle, heißt. Sie sind eben so arge Räuber, wie die Tschetschenzen, leben aber mit ihnen in

Feindschaft. Ehemals waren auch sie Christen, nachher Muhamedaner, und jetzt hängen sie an den abergläubischen Gebräuchen der übrigen Kaukasier. Sie haben keine Fürsten, sondern nur Älteste, und konnten von den Russen bis jetzt eben so wenig, als die Tschetschenzen, unterjocht werden. — Noch westlicher als die Karabulaken wohnen

die Inguschen (s. Taf. XLVI.),

ein selbst noch im weiblichen Geschlechte heldenmüthiges, höchst räuberisches, an Viehheerden reiches Volk. Wie ihre Nachbarn, waren auch sie ehemals Christen, nachher Muhamedaner, und betrachten noch heute die Schreibekunst als ein Wunder, welches die Religion bei Christen und Muhamedanern wirke, bleiben aber dessen ungeachtet bei ihren heidnischen Gebräuchen und der Verehrung ihres Götzen Däle. Den Sonntag feiern sie bloß durch Ruhe; haben im Jahre zwei Fasten, und halten Wallfahrten zu heiligen Orten, welche wahrscheinlich Ueberbleibsel christlicher Kirchen sind. — Ihre Nahrung besteht in kleinen, in heißer Asche gebackenen Kuchen, in dem Ertrage der Jagd und ihrer Viehheerden. — Ihre hölzernen, selten steinernen Häuser sind durch Umzäunungen befestigt. — Die Kleidung stimmt mit der der übrigen Kaukasier überein. Mädchen tragen weiße, Verheirathete rothe, Witwen blaue Beinkleider. Samba begegnete auf seiner Reise einem vornehmen Inguschen mit seinen Vasallen. Sie waren alle zu Pferde. Der Fürst war mit einem Panzerhemd und Kürass bekleidet, auf dem Kopfe trug er einen zugespitzten Helm und am linken Arm einen kleinen ledernen Schild von ungefähre einem Fuß im Umfange, wie denn überhaupt Schild und Lanze bei den Inguschen vor allen andern hiesigen Völkern im Gebrauch sind. Die übrigen Waffen waren Pike, Säbel, Pistole und Dolch. Nicht minder furchtbar waren seine Leute ausgerüstet. Zum Gefolge gehörten auch sechs ungeheure Windhunde. — Die Inguschen sind sehr gastfrei, lebendig im Sprechen, sehr arbeitsam, und zeichnen sich durch Verstand und Betriebsamkeit vor vielen ihrer Nachbarn aus.

So haben sie, unter Anleitung der Russen, denen sie fast gänzlich unterworfen sind und die durch Einführung des Ackerbaues und Christenthums die allmähliche Civilisation derselben zu bewirken hoffen, gelernt, die Erde an den Abhängen durch Mauern fest zu halten und an den Bächen einfache Mühlen anzulegen. — Sonderbar ist die Sitte, daß der Sohn nach des Vaters Tode, die Weiber desselben, mit Ausnahme der eigenen Mutter, zu heirathen verpflichtet ist. Stirbt in einer Familie ein Sohn, so kommt ein anderer Familienvater, dessen Tochter gestorben ist, zu dem, der seinen Sohn verloren hat und sagt: dein Sohn könnte in der andern Welt eine Frau nöthig haben, ich gebe ihm meine verstorbene Tochter! So ein Antrag wird selten abgewiesen, obwohl der Preis für die Tochter an 30 Rüb. betragen kann. — Was ein Jungsche von dem andern fordert, wäre es auch das beste Pferd, darf nicht abgeschlagen werden, dagegen muß bei einem Gegenbesuche des Gebers bei dem Bittenden letzterer auch geben, was gefordert wird.

Die Kumdäken oder Kumdäken

am nordöstlichen Vorgebirge des Kaukasus sind tartarischer Abkunft und etwa 12,000 Familien stark. Ihren Namen haben sie von Kum, d. i. Sand, denn ihr Land hat viele Sandwüsten und todte Ebenen. Sie leben in Dörfern, deren Häuser oft drei Stockwerk hoch, von Fremden nie betreten werden dürfen, beschäftigen sich mit Ackerbau und Fischerei, weniger mit Viehzucht und ziehen nebenbei auch auf Raub aus. Sie werden von mehreren kleinen Fürsten beherrscht, welche unter sich in beständigem Streite lebend, die Oberhoheit Rußlands anerkennen.

Die Lesghier,

Bewohner Lesghistans, des östlichen Gebirgslandes, scheinen seit den ältesten Zeiten im Kaukasus zu wohnen, denn der Name dieses Volks kommt schon bei Strabo und Plutarch vor. Wahrscheinlich aber haben sich die ursprünglichen Lesghier späterhin mit den

Ueberresten anderer Völker vermischt, welche sich von den Zeiten der Völkerwanderung an in diesen Gegenden niedergelassen haben. — Die Männer sind groß und wohlgebaut, voll Feuer und Kraft, das weibliche Geschlecht sehr schön. — Sie theilen sich in eine fast unzählbare Menge kleiner Stämme, die theils unter eigenen Fürsten, die sie Chane nennen, stehen, theils eine Art von Freistaaten bilden, und sollen zusammen an 138,600 Familien stark sein. — Die meisten Stämme sind Muschamedaner von der Secte der Sunniten. Früher waren sie Christen und namentlich solten die Georgier, unter ihrer Königin Thamar, im 12. Jahrhundert, ihnen, unter harten Mißhandlungen, den christlichen Glauben aufgezwungen haben, daher auch heute noch ihre Rachgier gegen die Christen, vorzüglich gegen die Georgier. Gewöhnlich kommen sie gegen Ende des Mai aus ihren Bergen hervor und zerstreuen sich in den georgischen Provinzen, wo sie an den Ufern der Flüsse, in dichten Gebüzen oder alten Ruinen sich verbergen. Aus diesen Schlupfwinkeln brechen sie von Zeit zu Zeit hervor, um unerwartet die Dörfer anzugreifen, Vieh zu rauben und die Einwohner als Gefangne wegzuführen. Wenn sie dann wieder in Sicherheit sind, so kündigen sie den Verwandten der letztern an, daß sie dieselben für eine Summe von etwa 13 Rthln. nach unserm Gelde loskaufen können. Ist der Gefangne von höherm Stande, so steigt das Lösegeld bedeutend. Kann er aber eine gültige Bürgschaft für künftige Zahlung leisten, so wird er auf der Stelle in Freiheit gesetzt. Der Gefangene genießt übrigens in dem Hause seines Räubers das Recht, weder verkauft, noch ohne Entscheidung der ganzen Gemeinde getödtet werden zu können. Ist er oder seine Familie zu arm, um das Lösegeld zu bezahlen, so muß er 10 Jahr in dem Hause seines Herrn als Sklave dienen. — Ungeachtet ihrer Raubsucht und der bei ihnen allgemein üblichen Blutrache rühmt man doch auch wieder in dem Charakter der Lesghier ihren einfachen und geraden Sinn und die Tugend der Gastfreundschaft. In Gesellschaft eines Füh-

rens aus ihrem Volke, den sich der Fremde als Gastfreund wählt, kann er sicher überall durch ihre Länder reisen, und wird bei einem Angriffe eben so vertheidigt, als wenn er zu den Irgen gehörte. — Die Kleidung ist tartarisch. — Das von ihnen bewohnte rauhe, unfruchtbare Gebirge, welches mit geringen Ausnahmen weder Ackerbau noch Viehzucht begünstigt, zwingt sie zu einer einfachen Lebensart und härtet sie so ab, daß sie auf ihren Feld- und Raubzügen die größten Mühseligkeiten ertragen. Sie treten in den Sold anderer Fürsten und werden wegen ihrer großen Tapferkeit sehr gesucht, indem ihre Theilnahme gewöhnlich den Kampf entscheidet. Als Soldner im Kriege erhält ein bewaffneter Lesghier zu Pferd, mit Ausschuß der ihm noch besonders verabreichten Lebensmittel, für einen Feldzug, der jedoch nicht über 4 Monat dauert, ungefähr 15 Rthlr. Durch die Erzählung der Großthaten seiner Vorfahren feuert aber auch vom jüngsten Alter an die Mutter den Sohn zum Heldennuthe an; sie reicht ihm seine ersten Waffen, führt ihn, wenn er zum ersten Mal in den Kampf zieht, an die Grenze des Bezirks und ermahnt ihn, wie die alten Spartanerinnen, entweder mit Ruhm und Beute heimzukehren, oder auf dem Kampfplatze zu sterben. — Unter den Lesghierstämmen gedenken wir hier nur noch der

Awaren, Afschen und Kasikümücken.

Die Awaren, ein unstreitig von dem zur Zeit der Völkerwanderung berühmten Volk dieses Namens übrig gebliebener Lesghierstamm, 14,700 Familien stark, sind einem Chan unterthan, welcher den Titel Nuzahl führt und der mächtigste Fürst in dem Hochgebirge des östlichen Kaukasus ist. Seine Residenz ist Gundasch, ein großes Dorf, wo er in einem geräumigen, neuen Hause mit Glasfenstern, in diesen wilden Ländern eine große Seltenheit, wohnt. Er kann gegen 10,000 waffenfähige Männer ins Feld stellen und erhält, weil er sich den Russen sehr ergeben zeigt, von diesen ein jährliches Geschenk von ungefähr 12,000 Rthlern.

Der Stamm der Afschen hat weder Fürsten noch Adel, sondern besteht aus 12 Kesten oder Butas, deren Älteste den Titel Darga führen und mit der Verwaltung beauftragt sind. Sie leben meist von Viehzucht, und ihre Schafe sind wegen der Wolle berühmt, aus der die Afschen selbst ein, im ganzen Kaukasus beliebtes, Tuch verfertigen.

Die Kasikümücken stehen, 15,000 Familien stark, unter einem Fürsten, der Chan Butai heißt, mehr als 6000 Mann ins Feld stellen kann und mit den Russen in steter Feindschaft lebt. Die Zahl seiner Dörfer ist etwa 100; seine Residenz heißt Schabar, d. i. Stadt, ist aber nur ein großes Dorf von 400 Häusern. Zahlreiche Ochsen- und Schafheerden, weniger der Ackerbau, für welchen das Klima zu kalt ist, sind die Nahrungsquellen der Kasikümücken.

In den südkaufasischen Ländern, die man insgesamt unter dem Namen Georgien oder Grusinen begreift, kommen zudem noch in Betracht:

die Georgier oder Grusinier (s. Taf. XLVI.), die man zwar für Abkömmlinge der Tartaren hält, in Sprache und Sitten aber merklich von diesen verschieden sind. 1783 erkannten die georgischen Czaare für sich und ihre Nachkommen die Oberherrschaft Rußlands an, dessen Monarch jeden neuen Regenten bestätigen sollte; letzterer versprach dagegen, mit seinen Nachbarn keine gebrühen Unterhandlungen zu pflegen, wofür ihm die mit der innern Regierung verbundene Gewalt, die Rechtspflege und die Hebung der Abgaben allein verbleiben sollte. Auf Bitte des Czaars Georg erklärte der Kaiser Paul 1801 sich für den unmittelbaren Besitzer von Georgien, und Kaiser Alexander verband durch ein Manifest vom 24. Septbr. 1801 Georgien förmlich mit seinem Reiche, um es besser gegen alle äußere und innere Unruhigungen schützen zu können; die noch vorhandenen Prinzen aus dem alten Königsge schlecht der Georgier wurden pensionirt und Tiflis zum Sitz der Regierung gemacht. Seit dieser Zeit hält eine hinlängliche russische Willkürmacht, zweckmäßig durch das Land vertheilt,

die benachbarten Gebirgsvölker von ihren gewohnten Räubereien und Verwüstungen ab; bürgerliche Obergerichte, deren jeder Kreis eins hat, verhindern die Gutsbesitzer an Gewaltthatigkeiten gegen ihre leibeigenen Unterthanen; die öffentlichen Einkünfte werden zum Besten des Landes, zur Errichtung öffentlicher Gebäude, zum Wiederaufbau verwüsteter Städte und Dörfer, zur Verbesserung des Acker- und Weinbaues, der Seidenzucht u. s. w. verwendet. Auch haben sich in Folge dieser Verbesserungen mehrere Ansiedler aus Persien und der Türkei, ja selbst viele Deutsche und Schweizer, gegen 500 Familien, hier niedergelassen. — Faulheit, Streitsucht, Verrätherie, Schwelgerei, sind große Flecken in dem Charakter der Georgier. In Kleidung, Wohnung und Lebensweise ahmen die Vornehmern den Persern nach, der gemeine Mann aber lebt in dem elendesten und rohesten Zustande. Das Christenthum kam um 370 aus Armenien *) in die georgischen Länder, die einzigen auf dem Kaukasus, wo es sich, wiewohl neben einer Menge altnationaler abergläubischer Gebräuche, bis heute vollständig erhalten hat. Die Georgier sind griechische Christen und gegen fremde Religionen sehr duldsam, daher es in Tiflis allein neben den griechischen noch 12 armenische Kirchen und 3 Moskeen giebt. Für die Verstorbenen wird von dem Bischof eine Messe gelesen, die mit mehr als 100 Aßtr., welche man oft erst aus dem Nachlasse des Verstorbenen, und wenn dieser nicht hinreicht, aus dem Verkauf seiner Wittve und Kinder löst, bezahlt werden muß. Dafür bekommt die Leiche von dem Bischof einen Brief an den heiligen Petrus mit, in welchem bezeugt wird, der Verstorbene sei ordentlich zur Erde bestattet, die Gebühr für ihn gehörig entrichtet, und er könne unbedenklich zum Himmel eingelassen werden. Bemerkenswerth ist, daß auch die Ruhmestab-

ner in Georgien ihren Verstorbenen solche Schutzbriefe mitgeben. Nächst dem Seidenbaue und der Viehzucht ist die Verfertigung von Filzmänteln, Burks, welche aus Schaf- und Ziegenwolle bereitet werden und ein unentbehrlicher Theil der Kleidung bei den Gebirgsbewohnern ist, der gewöhnlichste Gewerbezweig.

Die Mingrelen

gleiches an Gestalt und Sitten den Georgiern und leben unter eigenen Fürsten, Czaren, die jedoch unter russischem Einfluß stehen. Der französische Consul Gamba machte 1822 die Bekanntschaft des jetzigen Fürsten, Lera von Georg. Die Fürstin gab durch ihre Größe und Körperkraft einen Begriff von den alten Amazonen; aber es fehlte ihr nicht an Anmuth, und ihr Gesicht war schön. In ihrem Gefolge befanden sich, außer 10 bis 12 Frauen und 30 bis 40 Edelknechten, beide Geschlechter zu Pferde, eine große Menge Leibeigener, zu Fuß, welche auf der ganzen Reise, wie schnell auch die Pferde laufen mögen, neben her traben und sogar die Flüsse durchwaten mußten. Die Frauen tragen fast alle einen Mantel von scharlachrothem Tuch und auf dem Kopfe einen runden Filzhut von gleicher Farbe, der auf beiden Seiten durch breite Schnüre aufgeträmpelt, mit Tressen besetzt und mit allerlei Verzierungen, nebst Gold- und Silbermünzen, versehen war. Diese Mäntel und Hüte, welche in der Familie forterben, werden nur auf der Reise getragen. Die Pferdebedeck der Fürstin war von Goldstoff und hing bis auf die Erde herab. Den Gegensatz zu diesem orientalischen Luxus bildet der Adel, welcher sich eingesalzenen Stier zum Essen einkauft, und wovon jeder ein Bündel auf beiden Seiten des Pferdes herabhängen hatte, indeß die ganz zerlumpten Leibeigenen barfuß einhergingen. Ein Pope zu Pferde gehörte zu dem Gefolge der Fürstin, so wie sie auch ihre beiden

*) Unweit der noch gut erhaltenen Kathedrale in der ehemaligen georgischen Hauptstadt Mtscheta, die im Alterthume 80,000 streitbare Männer in ihren Mauern und 5 Stunden im Umfang gehabt haben soll, befinden sich noch die Ruinen einer alten Kapelle, welche die heilige Nina, die im 4. Jahrh. das Christenthum in Georgien predigte, erbaute. Ein Kreuz aus Weinranken, mit ihrem eigenen Haupthaar zusammengebunden, welches die Heilige mit sich führte, wurde in der Folge von georgischen Fürsten sorgfältig in der Kathedrale aufbewahrt. Als 1720 Georgien von den Persern und Türken überfallen wurde, brachte man dieses Kreuz in die Gebirge und später nach Moskau, wo es ein georgischer Prinz, dem Kaiser Alexander verehrte, der es aber den Georgiern zurückgab.

Eöhne und deren Hofmeister bei sich hatte. Unter den Fußgängern machten sich noch zwei Sekretäre bemerklich, welche ein langes, kupfernes Dintensaß im Gürtel trugen. — Das gemeine Volk lebt in dem elendesten Zustande. Eine schlechte, grobe Decke dient als Mantel, ein Hemd, das man alle Jahre nur drei Mal wäscht, statt Weste und Hosen. Die Kleidung der Vornehmen ist ein langes, rothseidenes Hemde, lange, weite Beinkleider, ein oder mehrere kurze Röcke und rothlederne Stiefeln. Außerdem trägt man goldne Ketten über der Brust, Harnisch und Armschienen, Säbel, Dolch und Pistolen. Die Nahrung besteht vornehmlich aus Erbsen und die Wohnung aus einer elenden Hütte; selbst die Residenz des Fürsten ist ein elender Ort, aus Hütten von Baumzweigen bestehend. Der Adel bringt seine Tage in Faulheit und Schwelgerei zu, geräth häufig mit seinen Nachbarn in Streitigkeiten, raubt ihnen ihr Eigenthum, Weiber und Kinder, die dann als Sklaven dienen müssen oder verkauft werden. Alle sind in die größte Unwissenheit versunken; selbst viele Priester können weder lesen noch schreiben, und leben so sittenlos wie das übrige Volk. — Man treibt einigen Acker- und Gartenbau, der, da der fetter Ackerboden mit Ueberfluß die geringste Arbeit vergilt und alle Getreidearten jahrelang hervorbringt, ohne der mindesten Düngung zu bedürfen, weit einträglicher sein könnte; etwas Vieh- und Bienenzucht; erzeugt hier und da Baumwolle und Seide, und beschäftigt sich auch mit der Fischerei; an Kunstfleiß aber ist nicht zu denken und der wenige Handel ist in den Händen der Armenier, Griechen und Juden.

Die Tartaren (s. Taf. XLVII, bis LII),

zu denen, als Stammverwandte, die bisher aufgeführten Völker gehören, werden bald in Stadt-, Dorf- und Zelttartaren, bald nach den Gegenden, welche sie bewohnen, in Mogaiern, Sajanern, Tomskern, Kasanern, Orenburgischen, Turalinsern, Tobolskern, Kundurowschen, Obischen, Kubanertartaren u. s. w. eingetheilt. Der Charakter der Tartaren ist im Allgemeinen

sehr zu loben. Sie sind offen, besonders gegen Ausländer, gastfrei, verträglich, christliebend, suchen zwar Bequemlichkeit, sind aber nicht träge und lieben Ordnung und Keuschheit. Mit ihren natürlichen Fähigkeiten steht aber ihre Geistesbildung nicht im Verhältniß, was man dem Muhamedanismus, zu dem sich bei weitem die Mehrzahl bekennt und der alle Weisheit und Kenntnisse, deren Grund und Quelle nicht der Koran ist, verachten lehrt, zuschreiben muß. Was jedoch auf den Koran Bezug hat, das studiren sie mit unermüdetem Eifer, und man findet in ihren Schulen nicht blos Knaben und Jünglinge, sondern auch Männer, welche sich noch fortzubilden suchen. Nicht nur Stadt-, sondern auch manche Dorfartaren besitzen kleine handschriftliche Sammlungen historischer Nachrichten von ihrem Volke sowohl, als von andern Nationen. Die Mädchen selbst werden zu Hause unterrichtet, und lernen in den Städten lesen, schreiben, nähen und mit Gold und Silber auf Leder sticken. In manchen großen Dörfern giebt es besondere Mädchenschulen. Die muhamedanischen Religionslehrer der Tartaren studiren in der Bucharei. Ihr Oberhaupt ist der Kaufti, welcher in Ufa, in der Statthaltertschaft Orenburg, lebt und von der Regierung besoldet wird. Unter ihm stehen die Khaus oder Oberpriester und die Mollas, oder die gewöhnlichen Priester, die keinen festen Gehalt haben, sondern blos von den freiwilligen Gaben ihrer Gemeinden leben. Bei jedem Metsched, so heißen hier die Moskeen, sind zwei, bisweilen auch drei, Mollas angestellt, die neben ihren übrigen Geschäften auch die Schullehrer, besonders auf dem Lande, auszubilden haben. Außerdem giebt es noch bei jeder Metsched einen oder mehrere Kasantschis, Ausrufer, welche das Volk zum Gebete versammeln. Sie begeben sich dazu täglich fünf Mal auf das Minaret, (lange, schlanke Thürme mit einem vergoldeten Halbmonde auf der Spitze) des Metsched, und zwar bei Sonnenaufgang, Nachmittags um 1 Uhr, um 4 Uhr, bei Sonnenuntergang und beim völligen Eintritte der Finsterniß. Auf jeden dieser Rufe begeben sich die Tartaren zum Metsched, wo ein Molla ein

Stück aus dem Koran vorliest oder ein Gebet hersagt, oder auch eine kleine Rede hält. Ihre gottesdienstlichen Gebräuche, so wie die Gebräuche bei der Geburt eines Kindes, bei Hochzeiten und Begräbnissen, stimmen im Allgemeinen mit denen anderer mohamedanischer Völker überein (s. S. 12 u. ff.).

Selbst die in russischen Provinzen lebenden Tartaren, obschon sie, namentlich die Stadt- und Dorfstartaren, einigen russischen Gesezen unterworfen sind, sind dennoch freie Leute, keiner ist leibeigen, und man hat sie im Ganzen bei ihrer Verfassung gelassen. Sie wählen sich ihre Vorgesetzten, Bajas, Baschliks, selbst, gewöhnlich aus ihrem Adel, der zum Theil aus fürstlichen Personen, Mursen, besteht, die ihre Abkunft von alten berühmten Fürsten abzuleiten pflegen. Der Tribut, Jassak, den die russische Regierung den Tartaren auflegt, ist sehr mäßig und wird von den Bajas eingesammelt und an die russischen Behörden abgeliefert.

Die Nahrung der Tartaren besteht in allerlei Fleisch und Pflanzentrost; besonders liebt man Reis und Honig. Den Genuß des Schweinefleisches und der Krebse unteragt der Koran. Das gewöhnlichste Getränk ist Wasser, aber auch Milch und Meth, der Wein und Brantwein ist zwar durch den Koran verboten, wird aber doch, besonders von den Städtern und Handelsleuten, die mit den Russen in steter Verbindung leben, zuweilen getrunken. Die Reichern genießen viel chinesisches Thee mit Zucker, ohne allen andern Zusatz, die Zelttartaren aber den schon mehrfach erwähnten Backsteinthee mit Milch, Butter und Salz. In der Regel hält man des Tages vier Mahlzeiten, wobei man auf den Fersen um die Schüssel herum sitzt. Löffel sind mehr im Gebrauch als Messer und Gabel. Die mohamedanischen Tartaren waschen sich und beten vor und nach dem Essen. Beide Geschlechter rauchen und schnupfen gern Tabak; manche Personen pflegen ihn auch zu kauen. Um ihre Heerden zu schonen, essen die Nogaien, und mit ihnen so manche andere nomadisirende Tartaren, nur alte und verreckte Thiere und schlachten bloß an festlichen Tagen ein junges. Jeder Fremde, der in

ihre Dörfer kommt, wird gastfreundlich aufgenommen, bekommt das beste Essen und Trinken und die weichste Schlafstelle. Wenn man durch ihre Dörfer reist, so treten die Einwohner vor die Thüre, und man kann wählen, wo man einkehren will.

Die Kleidung der Tartaren ist je nach der Wohlhabenheit und dem Klima ihres Wohnortes verschieden und im Allgemeinen morgenländisch. Zum vollständigen Anzuge des Mannes gehört ein leinernes Hemd, ein langes, glatt anliegendes Unterkleid von buntgestreiftem, halbschidenem Zeuge, dessen Vordertheile über einander gelegt und mit Schleißen zusammen gebunden werden, lange Beinkleider von Zig oder Leinwand, Stiefeln mit weichen Sohlen, oder vielmehr Strümpfe von gelbem oder grünem Saffian oder Schaffleder, Pantoffeln mit niedrigen Absätzen, ein buntschäbiges Oberkleid in Form unserer Schlafrocke von Baumwolle oder Seide, welches durch einen Schawl von gleichem Stoffe um den Leib beschnürt und in der rauhern Jahreszeit mit Pelzwerk verbrämt wird, auf den geschornen Kopfe ein rundes, dicht anschließendes, mit Gold gesticktes Kappchen und darüber einen Turban. Doch vertritt auf dem Lande und bei den Armen die Stelle desselben meistens eine Pelzmütze, so wie überhaupt bei schwerer Arbeit und im Winter manches russische Kleidungsstück, z. B. ein Schafspelz, das ächte Kostüm verdrängt. Die in russischen Diebstählen befindlichen Tartaren kleiden sich wohl auch ganz russisch, und beim Militär sind sie sogar dazu gezwungen; beim Eintritt in den Mesched muß aber diese Tracht abgelegt und die nationale angenommen werden. Die Tracht der Weiber kommt mit der der Männer ziemlich überein. Abweichend von der eben beschriebenen tartarischen Kleidung ist die Kleidung der Gebirgs- oder Bergtartaren in Taurien (s. Taf. L.). Sie tragen nämlich weite, nur bis über die Knie reichende Beinkleider, eine kurze Jacke mit etwas weiten Ärmeln, darüber oft eine buntgestreifte, auf der Brust und an den Seiten verzierte Weste mit Metallknöpfen, die aber nicht zugeknöpft wird, weil man Brust und Hals bloß trägt. An einem zwei bis drei Finger breiten

Gürtel mit einem Schloß oder einer Schnalle hängt die Tabakspfeife, der Tabaksbeutel und ein großes breites Messer. Einige haben Strümpfe, andere bedecken die Brüste mit Stücken Zeug, die durch mehrere Riemen befestigt werden. Die Füße sind mit zugeschnürten Socken bekleidet. Den Kopf bedecken sie mit einer hohen, weißen Mütze, in Form unserer Schlafmützen, oder auch mit einer niedrigen, runden, oben zugespitzten, um die man noch außerdem ein buntes Tuch, dessen Zipfel man seitwärts herabhängen läßt, windet. Einige lassen den Bart ganz wachsen, andere tragen Knebelbärte. Die Steppentartaren (s. Taf. LL.) auch Zeltartaren genannt, tragen kurze, etwas weite Beinkleider, eine kurze Jacke, die von einem breiten Gürtel vorn zusammengehalten wird, bei ungestümem Wetter auch einen Mantel. Den kurz abgehornten Kopf bedeckt eine Mütze; im Gürtel steckt ein langes Messer, auch werden die Tabakspfeife und Beutel daran gehängt.

Die Wohnungen der ansässigen Tartaren sind größtentheils hölzerne, seltener steinerne Häuser, in welchen sich in der Mitte der Hausflur und auf jeder Seite ein Wohnzimmer befindet, eines für die Männer, das andere für die Weiber. In diesen Zimmern stehen ringsum breite Bänke mit Teppichen, Matten oder Rissen belegt, auf welchen man sitzt und schläft. Mehrere Familien, besonders auf dem Lande, wohnen auch oft in einem Zimmer; dann sind aber die Sitze der Weiber durch einen Vorhang abge sondert. Der Ofen hat einen Schornstein, und die Tartaren zeichnen sich dadurch sogar vor den russischen Bauern aus, bei welchen der Rauch das Zimmer erfüllt. Die Dächer sind platt und die Fenster, die reiche Leute von Glas machen lassen, während bei Aermern größtes Papier oder Fischhäute die Stelle derselben vertreten müssen, klein. Um das Wohnhaus herum sind Hofräume, Ställe, Wirtschaftsgebäude, und ein besonders Badehaus, ja auf den Dörfern selbst nicht selten kleinere Häuser zur Aufnahme von Fremden. Keinslichkeit herrscht freilich nicht überall in gleichem Grade, ist aber doch unter gleichen Verhältnissen des Standes und der Wohlhabenheit bei den Tar-

taren größer, als bei den übrigen Völkern dieser Gegenden. Am wenigsten reinlich sind jedoch die überhaupt den ansässigen an Bildung weit nachstehenden Zeltartaren, z. B. die Nogaier, die taurischen Steppentartaren u. s. w. Die Zelte oder Jurten von ungefähr 10 bis 12 Fuß im Durchmesser, bestehen aus einem dicht zusammengefügt, mit Filzdecken von Kamelhäaren verhängenen Stangengerippe. Das Dach ist ein flaches Gewölbe von gebogenen Stäben, in der Mitte mit einem Loch versehen, welches zugleich Rauch-, Luft- und Lichtloch ist. Ueber die obere Oeffnung ragt eine Stange mit einer besondern Decke hinaus, welche nach dem Winde gedreht wird und diesen abhält, das Ausströmen des Rauches zu hindern. Die Thüre ist so eng und niedrig, daß man hinein kriechen muß. Das Innere ist unreinlich und schwarz beräuchert und enthält außer dem Feuerherde und der Lagerstätte bloß eine hölzerne Kiste, Säbel, Bogen und Köcher; bei Wohlhabenden nur findet man Flinten und Pistolen. Gewöhnlich hat jede Familie zwei solche Jurten, das eine für die Frauen, das andre zugleich für Betuche, und sie werden so fest gemacht, daß man sie beim Weiterziehen nicht aus einander zu nehmen braucht. Man legt sie vielmehr auf einen zweirädrigen Karren, so daß die Köder desselben von der Thüre, wie von einem Schirm, bedeckt werden. Während der Reise sitzen, essen, schlafen die Frauen unter diesem Zelt. Auf einem andern, gleichfalls bedeckten, Karren befindet sich ein mit tierischen Decken behängter Kasten, welcher die besten Kleidungsstücke, so wie das übrige Hausgeräthe, Kessel, hölzerne und lederne Gefäße, Korbflaschen, Beile und dergleichen enthält. Nebenher gehen die Männer mit den Viehheerden. Die festen Wintergebäude der Nogaier bestehen aus hölzernen Stämmen und Pfählen mit Haselzweigen durchflochten und mit Lehm überzogen, unter welchen gehacktes Stroh gemischt wird. Die Wände sind mit Kalk geweißt, und Thüre, Fenster und Balken roth angestrichen. Neben jedem Hause sind Ställe und Scheunen von Rohr, mit Mist und Erde beworfen und mit einem Rohrzaune eingefast. In der Mitte

des Dorfes ist ein Platz zu Leibesübungen und Spielen für die männliche Jugend, und ein anderer, wo der kleine Marktplatz steht. Merkwürdig sind die Wohnungen der Bergtataren auf der taurischen Halbinsel (s. Taf. LI.). Es sind Felsenhöhlen, deren nur wenige ohne Gefahr zugänglich sind, und man vermuthet, daß dieselben von den Christen der ersten Jahrhunderte zur Zeit der Verfolgungen zuerst bewohnbar gemacht, nachher aber auch von den Eremiten häufig benutzt worden seien. Taf. LI. sind drei solche Wohnungen mit platten, vorn auf hölzernen Säulen ruhenden Dächern, abgebildet. Auf diesen gewöhnlich mit Erde belegten Dächern pflegen, bei günstigem Wetter, die Bewohner ihre Mahlzeiten zu halten, auch mit Nachbarn und Freunden zu traulichem Gespräche sich zu versammeln. Das Innere einer solchen Felsenwohnung ist in der Regel sehr geräumig; zwar wenig licht, im Sommer aber kühl und im Winter warm. Die Stelle des Ofens mit Herdes vertritt ein Kamin mit einem Schornstein. Dem Kamin gegenüber liegen auf dem Fußboden mit Wolle, Ziegenhaar oder auch nur mit welchem Moose gefüllte Matragen. Die Säulen, welche die Vordächer stützen, bilden Kolonnaden, und bei regneriger Witterung hält man sich mehr unter diesen, als in den dunkeln Wohnungen auf. Nicht selten findet man auch größere und kleinere Gärten (s. Taf. LI.), je nachdem es der Raum und Boden gestattet, an solchen Felsenwohnungen. Der Zugang zu einer solchen Wohnung aber ist gewöhnlich so steil, daß es einem Ungeübten schwer wird, ihn zu erklimmen. Oft geht der schmale Weg noch überdies an einem mehrere hundert Fuß tiefen Abgrunde knapp vorbei, und man hat alle Behutsamkeit nöthig, ihn glücklich zu passiren. Doch nicht nur die mit Gefahren vertrauten Einwohner und ihre Kinder, sondern auch bepactete und oft schwer belastete Pferde schreiten sicheren Schrittes auf demselben fort.

Die Gebräuche bei der Geburt eines Kindes, bei Hochzeiten und bei Begräbnissen sind von denen anderer mohamedanischer Völker nicht wesentlich verschieden. Bei

einer Hochzeit, die ein Reisender mit feiern half, waren die niedrigen und breiten Bänke mit Teppichen belegt, desgleichen der Tisch, auf welchem Kuchen, große Rosinen und Zedernüsse standen. Die Ankommenden wurden mit Branntwein und Thee bewirthet. Indessen versammelten sich die Pferde zum Wettrennen, für welches Braut und Bräutigam die Preise aussetzten, die diesmal ein rothes, ein grünes und ein weißes Stück Zeug, die Haut von einem braunen Pferde, ein Fuchsbalg, ein Ottersfell und noch einige verschiedenfarbige Zeuge waren, so daß zehn Preise herauskamen, die nach der Ordnung ihres Werthes vor dem Hochzeitthause aufgesteckt, und den zehn ersten preisgewinnenden Reitern bestimmt waren. Alte Lieder, des Volkes frühere Geschichte enthaltend, wurden mit Begleitung mehrerer musikalischen Instrumente, unter welchen sehr einfache, dumpf ertönde Trommeln die Hauptrolle spielten, abgesungen. Nun führte man den Bräutigam in den Hof, in welchem er dreimal herumging; als er beim ersten Umgange unter die Stube der Braut kam, wurden viel kleine Stücke Zeug aus ihrem Fenster unter das versammelte, schaulustige Volk geworfen. Der Bräutigam trug einen langen, rothen Rock, die Knopflöcher mit Goldfäden ausgehätet; auf dem Kopfe eine rothe, ebenfalls mit Gold durchnähte Kappe. Von dem Hofe aus ging er eine Treppe hinauf, in ein Zimmer, in welchem der Priester, zwei Brautwerber und mehrere Verwandte sich befanden. Ehe er eintrat, ließ er anfragen, ob der Eintritt erlaute sei; beim Eintritte aber, ob er die, in einem andern Zimmer befindliche Braut zur Hausfrau erhalten könne. Nach erfolgter bejahender Antwort erteilte der Priester den Brautleuten seinen Segen und die Zuschauer erhoben bei Beendigung der Ceremonie ein allgemeines Gelächter. — Einige in Stücken zerfallene Zuckerhüte wurden unter die Anwesenden vertheilt, und dann begann ein dreitägiger Schmaus.

Die Vergnügungen der Tataren bestehen im Singen und Tanzen, und die öffentlichen Lustbarkeiten an festlichen Tagen im Ringen und Pferdewettrennen (s. Taf.

LI.), bei denen es den Weibern und Mädchen nur erlaubt ist, aus der Ferne, von einer Anhöhe, auf offenen oder halbbedeckten Wagen das Spiel zu betrachten.

Das erbaute Getreide lassen die Steppentartaren durch Pferde austreten (s. Taf. LI.). Ist nämlich das Feld, auf welchem das Getreide wuchs, trocken, so wird gleich auf diesem, sonst aber auf einer Anhöhe, ein geeigneter Platz gereinigt, mit Wasser begossen und mit gehacktem Stroh bestreut; hierauf in der Mitte des Kreises ein starker Pfahl senkrecht eingetrieben und oben an den Pfahl ein Seil, welches etwas länger, als der halbe Durchmesser des Kreises sein muß, befestigt; an das andere Ende des Seiles werden nun einige Pferde neben einander fest gebunden und dann vorwärts getrieben. Da sich das Seil beim Herumtreiben schneckenförmig um den Pfahl windet, wird es immer kürzer und die Pferde kommen dem Pfahle immer näher. Sobald sie ihm nahe genug sind, werden sie umgewendet und wieder zurück getrieben, und dies so lange wiederholt, bis der Boden im ganzen Kreise fest getreten ist. Als dann wird das Getreide, welches gedroschen werden soll, um den Pfahl in Kreisen an einander, mit den Aehren auswärts, der letzte weiteste Kreis aber mit den Aehren einwärts, eine Hand bis eine Spanne hoch gelegt und die Pferde dann wieder, wie beim Festtreten des Bodens, so lange im Kreise hin- und zurückgetrieben, bis alle Körner aus den Aehren und alles Stroh zu kurzen Stücken getreten ist. Hierauf wird das Stroh aus dem Kreise geschafft und um eine in die Erde befestigte Stange ausgeschoben, die Körner von der Spreu und dem Stanbe durch Wurfen gereinigt und entweder im Hause an einem trocknen Ort aufgeschüttet oder in Gruben aufbewahrt. Diese Gruben werden an hoch gelegenen Stellen ausgegraben, mit Stroh angebrannt und das hineingeschüttete Getreide zunächst mit Stroh und dann mit Erde bedeckt. Hat man nur dafür gehörig gesorgt, daß in diese Magazine kein Wasser eindringen kann, so hält sich in ihnen das Getreide mehrere Jahre hindurch sehr gut.

III.

Die Völker Nord-Asiens.

Nord-Asien, welches auch das asiatische Rußland heißt und einem großen Theile nach unter dem Namen Sibirien bekannt ist, hat einen Flächeninhalt von 260,000 Quadrat-Meilen. Es erstreckt sich vom europäischen Rußland im Westen bis zum Ocean im Osten. Nach Norden macht das Eismeer seine Grenze. Was das Klima betrifft, so ist zwar das russische Asien der kälteste Theil Asiens, allein bei einem Unterschied von einigen zwanzig Breitengraden, der zwischen der südlichen und nördlichen Grenze statt findet, läßt es sich denken, daß diese Behauptung einer großen Einschränkung bedürfe und daß das Klima nicht durchaus von gleicher Beschaffenheit sein könne. Der nördliche Theil ist eines der kältesten Länder der nördlichen Halbkugel, und hat, wie wohl auch dann noch die Luft größtentheils mit Nebeln erfüllt ist, im Sommer nur einige Wochen Wärme. Der Winter in den übrigen Monaten ist außerordentlich streng und das Land daher keines Anbaues fähig, so wie überhaupt der Boden von Pflanzenwuchs entblößt und größtentheils nur mit Moosen und Flechten bedeckt ist, die dem Kenteiere zur Nahrung dienen, von dessen Zucht, so wie von der Fischerei und einiger Jagd, die wenigen Bewohner nothdürftig leben. Im südlichsten Theile des asiatischen Rußlands herrscht ein sehr warmes Klima, der Boden ist fruchtbar, und selbst Südfrüchte gedeihen; doch enthält die westliche Hälfte auch große Steppen mit sandigem und salzigem Boden. Der mittlere Theil dieses großen Reichs hat viele wasserarme Wäldereien. Ungeheure Waldungen bedecken einen großen Theil des bessern Landstrichs, und auch da, wo der Boden mit Erfolg gebaut werden könnte, fehlt es bei der äußerst dünnen Bevölkerung an Händen; denn, wenn Rußland überhaupt in Hinsicht auf Menschenzahl zu Holland wie 1 zu 10, zu England wie 1 zu 7, zu Preußen und Oestreich wie 1 zu 6 sich verhält, so kann man schon daraus auf die geringe Dichtigkeit der Bevölkerung seiner asiatischen Pro-

vingen schließen. — Das asiatische Rußland besteht aus mehreren Ländern, von welchen einige in frühern Zeiten besondere Königreiche waren, z. B. das Königreich Astrachan, Kasan und Sibirien. Gegenwärtig ist das Ganze, wie im europäischen Rußland, in Statthaltertschaften oder Gouvernements, und diese wieder in Kreise, eingetheilt. Größere Statthaltertschaften zerfallen auch wohl in Provinzen. An der Spitze jeder Statthalterchaft steht ein Civilgouverneur oder Statthalter. Seit 1823 stehen mehrere Civilgouverneurs unter einem Generalgouverneur, von dem zugleich sämtliche Militär- und Civilbeamten seines Bezirks, so wie die Oberhäupter der Kosaken, Kalmücken und anderer unterwürfiger Stämme abhängen. Die vormaligen besondern Militär-gouverneurs, welche jedem Civilgouverneur zur Erite standen, sind jetzt abgeschafft. Die Generalgouverneurs stehen unmittelbar unter dem Kaiser, empfangen von ihm ihre Befehle und berichten an den Senat in Petersburg. Einige Kosakenstämme haben unter ihren Utamans eigene Gerichtsbarkeit. Was die Kirgisen und einige sibirische Völker betrifft, so bestärkt die Regierung nur ihre Oberhäupter, verwahrt ihre Gelfeln, erhebt den Tribut und sorgt auf's Eifrigste für ihre Civilisirung und Uekehrung zum Christenthume, denn außer den Russen und Kosaken, die zum christlich-griechischen, den Kirgisen und Baschkiren, die zu dem muhamedanischen, und den Kalmücken, die zum lamaischen Glauben sich bekennen, sind die meisten umherstreifenden Völkerschaften Nord-Asiens Heiden. — Die Einwohner, deren Gesamtzahl nicht sicher auszumitteln ist, man rechnet zwischen 5 bis 8 Millionen, bestehen aus einer Menge Nationen, die größtentheils mehr oder weniger roh sind. Die bekanntesten sind: die Kosaken, Baschkiren, Ordwinen, Kirgisen, Tscheremissen, Jakuten, Ostiaken, Tschuwaschen, Samojeden, Kamtschadalen, Kurilen u. s. w.

Die Kosaken (s. Taf. LIII. und LIV.)

auch Kasaken genannt, müssen sowohl in Betreff ihrer Abstammung, als ihrer gegenwärtigen

Verfassung in zwei Hauptstämme eingetheilt werden, in die kleinrussischen (malorossischen) und in die donischen. Beide Hauptstämme haben wieder viele Nebenzweige gebildet. In den erstern gehörten die auf den Inseln jenseit der Wassersfälle der Dniepers wohnenden saporogischen Kosaken, auch Haydamaken genannt, die jüdelloisten und wildesten, überall gefürchtet und verabscheut, so daß sie seit 1775 durch Vertheilungen unter andere Stämme und Versezungen in andere Gegenden aufgehoben werden mußten. Die tschernomorsischen, zwischen der Kuban und dem Tri bis zum schwarzen Meere wohnhaft, und die bugischen sind ihnen zunächst verwandt. Von dem zweiten Hauptstamme, der gebildeter ist, dem donischen, die an dem Don und den dazu gehörigen Flüssen bis zum asowschen Meere wohnen, stammen ab: die wolgaischen mit den Nebenzämmen der dubowschen und astrachanschen, terefschen, grebinskischen, auf den hohen Spigen des Kaukasus, uralischen und sibirischen Kosaken. — Was den Ursprung dieses Volks und die Herleitung seines Namens anlangt, so ist man darüber nicht einig. Im Tatarischen bedeutet das Wort Kasak einen Räuber, im Tartarischen aber einen herumstreifenden, leicht bewaffneten Soldaten. Da die Kosaken allerdings aus den weiten Gefilden jenseits der Wolga herzustammen scheinen: so können sie allerdings Ueberbleibsel von verschiedenen Türken- und Tartarenhorden sein, welche sich zu verschiedenen Zeiten daselbst niedergelassen haben; allein richtiger ist die Meinung derer, welche die Kosaken für ächte Russen halten, da ihre Sprache, obschon mit einigen tartarischen und polnischen Wörtern vermischt, die großrussische Sprache ist, die sich von der kleinrussischen noch weniger, als das niedere oder Plattdeutsche von dem Hochdeutschen unterscheidet. Höchst wahrscheinlich entstanden also sowohl die donischen als die malorossischen Kosaken von zusammengelaufenen, verwegenen, russischen Abenteurern der nowgorodischen Provinzen. Ihre Absicht war das Beutemachen in den unaufhörlichen Kriegen mit den Tartaren

an den Grenzen des russischen Reichs. Da sie dadurch zu einer brauchbaren Bedeckung der Grenzen selbst wurden, so gewährte ihnen die Regierung große Vorrechte, wodurch dann diesem Freicorps, besonders als man demselben auch Land einräumte, ein bedeutender Zulauf verschafft wurde, so daß es nun nicht allein an Stärke, sondern auch an innerem Gehalte und dauerndem Bestande gewann. Die offenbar physische Verschiedenheit aber, welche zwischen den Kosaken und den eigentlichen, besonders den nördlichen, Russen statt findet, indem sie sich von diesen durch regelmäßigere Gesichtszüge, einen bessern Wuchs, größere Keintlichkeit und besonders durch einen Grad luxuriöser Cultur auszeichnen, liegt wahrscheinlich darin, daß jene Abenteurer, die natürlich keine Weiber mit sich führen konnten, tartarische und ischerlessische Frauen raubten und dadurch ihren Nachkommen eine abweichende Physiognomie ertheilten. 1579 machten 3000 donische Kosaken den ersten Feldzug mit den Russen nach Sibirien, um die nämliche Zeit entdeckten und eroberten sie Sibirien, unter der Anführung eines gewissen Yerma! Timofeen, der, um der Strafe für begangene Verbrechen zu entgehen, mit etwa 7000 Mann seines Stammes, nach Permien, der damals äußersten russischen Besetzung gegen Osten, floh. Yerma!, ein Mann voll Muthes und Unternehmungsgelust, hörte hier von östlich wohnenden Völkern, die reich an kostbarem Pelzwerk wären, und entschloß sich zu einem Zuge in das unbekannte Land. Unter manchen Kämpfen mit den Einwohnern zog er mit seinem kleinen Heere siegreich von Fluß zu Fluß bis an den Obi. Die Nachricht, die er nun dem Czar von seinem Eroberungszuge ertheilte, und die reichen Geschenke von prächtigen Zobeln, Fuchs- und Biberfellern, welche sie begleiteten, erwarben ihm leicht Verzeihung. Yerma! selbst aber sollte die Eroberung dieses ungeheuern Landstrichs nicht vollenden. Den Pfeilen der Tartaren entgangen, fand er 1584 durch einen Fehltritt im Wasser sein Grab. Rußlands Kaiser vollendeten das begonnene Werk und schätzten ihre Eroberungen durch längs den Flüssen

angelegte Kastelle. Furchtbar machten sich die donischen Kosaken dem russischen Reiche, als sie unter der Anführung des schrecklichen Pugatschow, dem Sohne eines gemeinen Kosaken, der, eine furchtige Aehnlichkeit seiner Gesichtszüge mit denen des verstorbenen Kaisers Peter III. benutzend, sich selbst für diesen ausgab, 1773 schon Moskau bedrohten. Als aber die Gefahr am höchsten war, wurde Pugatschow durch den kühnen russischen Obersten Michelson von seinem Heere abgeschnitten, gefangen genommen, 1775 zu Moskau hingerichtet und dadurch endlich ein Aufruhr, der über 100,000 Menschen und überhaupt mehr als einer der blutigsten Feldzüge gekostet hatte, gestillt.

Ueber die Stärke der Kosaken im Allgemeinen ist man immer sehr abweichender Meinung gewesen. Der wirklich streitbaren Männer soll es 700,000 unter ihnen geben, gewiß aber ist, daß davon nicht die Hälfte in wirklichem Dienste steht. Zwei Drittel von dieser Hälfte werden überdies noch zum innern Dienste, namentlich zur Bewachung der Grenzen, gebraucht, und kommen nie nach Europa, so daß für europäische Kriege der russischen Regierung nicht viel mehr als 100,000 Mann zu Gebote stehen dürften. Nach der 1804 erhaltenen, frühere Vorrechte in etwas beschränkenden Organisation sind gewöhnlich von 3 Regimentern (Pulks, von 500 bis 3000 Mann stark) 2 zu Hause, und sorgen durch Viehzucht und Fischerel selbst für ihren Unterhalt, das dritte versieht den Dienst an der Grenze. Erst wenn sie ins Feld rücken sollen, werden ihre Regimenter vollzählig gemacht, und sobald sie auf dem Marsche sind, und überhaupt während des ganzen Feldzugs, erhalten sie Sold und Verpflegung wie die regelmäßigen Truppen. — Die Kosaken haben keinen Adel unter sich, wiewohl es uralte und berühmte Familien giebt, die in großem Ansehen stehen, sie betrachten sich alle als Brüder, die ohne sich herabzusetzen, bald befehlen, bald gehorchen können. Die Vorgesetzten werden von ihnen aus ihrer Mitte gewählt; nur die Oberbefehlshaber werden von der Regierung bestatigt,

and können auch nur mit Genehmigung derselben wieder abgesetzt werden. Die Befehlshaber stehen sämtlich im Solde der Regierung. Der Offizier heißt *Batka*, d. i. Vater, und ist mit ihnen aus einer Schüssel, die Befehlshaber der Regimenter heißen *Ataman* oder *Hettmanns*, so wie auch der Oberbefehlshaber sämtlicher Kosakencorps den Titel *Hettmann* führt. Die Offiziere bis zum Obersten sind ohne Rang, und können Unteroffizieren der regulären Armee untergeordnet werden. Jeder Kosak muß sich auf eigne Kosten beritten machen, bekleden und bewaffnen und vom 18. bis zum 50. Jahre dienen. Ihre Hauptwaffe ist die 10 bis 11 Fuß lange Pike; nebenbei führen sie einen Säbel, eine Flinte oder ein Paar Pistolen, auch wohl nur Pfeil und Bogen. Die Lanze wird im Reiten vermittelst eines Riemens auf dem Fuße, am Arm oder Sattelknopfe hängend, aufgerichtet getragen. Die Bogenschützen tragen einen Köcher über der Achsel und die Lanzen sind meistens mit bunten Fähnchen geschmückt. Selbst den Kantscha, ihre aus Leder dick geflochtne Karbatsche, mit dem sie ihre Pferde züchtigen, brauchen sie als Waffe gegen unbewaffnete Feinde, so wie sie sich auch gefallen lassen, selbst damit gezüchtigt zu werden, da hingegen nach ihrer Meinung Stockprügel mit der Würde eines freien Mannes unverträglich sind. Weniger geschickt zu eigentlich taktischen und regelmässigen Bewegungen, thun sie Wunder bei Anfällen auf Bagagen, Magazine und beim Verfolgen zerstreuter Corps. Wie wichtig sie überhaupt als leichte Reiterei für das russische Kriegsheer sind, ist allgemein bekannt, und man hat sie daher wohl nicht mit Unrecht „das Auge der Armee“ genannt. Das Corps der uralischen Kosaken wird für das reichste, schönste und tapferste gehalten und diese hatte unfehlbar Walter Scott im Sinne, als er nachstehende Schilderung des Kosakenheeres entwarf: „Von ihrer Kindheit an werden die Kosaken im Reiten und im Gebrauche der Lanze geübt. Das in ihrem Lande einheimische Pferd ist zwar nichts weniger als schön, aber fromm, ausdauernd, behend und, wie vielleicht keins in der Welt,

knochenfest. Zu Hause und im Schooß seiner Familie ist der Kosak gutmüthig, harmlos, freundlich; aber unter den Waffen und im Felde nimmt er zuweilen die räuberischen und wilden Sitten seiner Vorfahren, der manberischen, an. — Auf dem Schlachtfelde selbst bedienen sie sich einer besondern Gerechtart. Statt in einer geschlossenen Linie anzugreifen, fährt ein Kosakencorps auf das Commandowort wie ein schnell entfalteter Fächer aus einander, worauf dann jeder einzelne mit lautem Hurrah auf den Gegenstand des Angriffs, dieser mag nun aus Fußvolk, Reiterei oder Geschütz bestehen, losrennt und Schaden genug anrichtet. Aber besonders als leichte Kavallerie sind die Kosaken unübertrefflich. Sie können in 24 Stunden wohl 100 englische Meilen zurücklegen, ohne Halt zu machen. Sie durchstreifen Wälder, schwimmen über Flüsse, schleichen sich durch Engpässe, setzen durch tiefe Moräste und bringen durch Wästen von Schnee, ohne Schaden zu nehmen und zu ermüden. Mit einem Corps Kosaken in der Fronte kann keine russische Armee je überrascht werden; dagegen ist der Feind, der mit ihnen zu thun hat, nie gegen einen Ueberfall sicher. Wenn sie den Rückzug ihrer eignen Armee decken, so werden sie der eindringenden feindlichen Reiterei durch ihre Gewandtheit, Thätigkeit und Kühnheit sehr gefährlich; verfolgen sie einen fliehenden Feind, so sind sie noch furchtbarer.“

Die Verfassungen der verschiedenen Kosakensämme mögen zwar vielfältig von einander abweichen, die donischen und uralischen indessen haben fast einerlei und zwar ziemlich demokratische Verfassung. Ihre Angelegenheiten werden in allgemeinen Volksversammlungen, die sie *Krug*, d. i. Kreis, nennen, verhandelt. In dem neben der Hauptkirche, deren Glocken die Versammlungen einläuten, gelegenen Regierungsgebäude versammeln sich alle volljährige Kosaken auf einem mit Schranken versehenen, viereckigen Platz. Hieran tritt der *Ataman* mit seinem Ehrenstabe — einem großen Stöcke mit einem Knopf von verguldetem Silber — unter Begleitung der *Starschinen*, d. i. Aeltesten, auf die überdeckten Stufen vor dem Re-

gierungsgebäude. Seine beiden Jessoale, d. i. Adjutanten, treten in die Schranken, legen ihre Rüden und Stäbe auf die Erde, verrichten ihr Gebet, und neigen sich hierauf erst gegen den Utaman und die Starschinen, dann gegen die Versammlung, welche den Gruß erwidert. Nun nehmen sie Mäße und Stab wieder auf, legen die erstere zu den Füßen des Utamans, sprechen zum Volke: pomolschite, d. i. schweig, und machen nun den Vortrag, über welchen die Stimmen gesammelt und an den Utaman gebracht werden. Ist der Antrag des Utamans angenehm, so ruft das Volk: „wir sind zufrieden,“ im Gegentheil: „wir sind nicht zufrieden.“ Gegen Befehle vom Kriegscollégio aber dürfen sie nichts einwenden, sondern sie nehmen die Mäße ab, hören den Befehl vorlesen und gehorchen.

Die Wohnplätze der Kosaken, die aus kleinen Häusern von dünnem Fachwerk mit weißgetünchten Wänden und wenig Hausgeräthe bestehen, heißen Stanizen. Jede Stanize hat ihre Oberhaupt, nebst mehreren Mitvorstehern. Mehrere Stanizen stehen unter einem Obersten, dessen Würde nicht wie bei dem Utaman und dessen Gefährten auf jährliche Wahl ankommt, sondern bleibend ist. Die Hauptstanize ist die schon im Jahre 1570 von den Kosaken erbaute Stadt Tscherskaskoi, oberhalb Kow, auf einigen Inseln mitten im Don. Die Stadt hat ansehnliche Kirchen, deren Inneres reich mit Gold und Edelsteinen ausgeschmückt ist. Es ist daselbst sogar ein Theater vorhanden, auf welchem regelmäßig gespielt wird; auch findet man mehrere Privatbibliotheken daselbst, ferner eine Lehranstalt, in welcher der Kosakenjugend Französisch, Deutsch, Geometrie, Geschichte u. s. w. gelehrt wird. Da die Stadt wegen der häufigen Ueberschwemmungen eine ungesunde Lage hat, wodurch nicht selten verheerende Krankheiten entstehen, so hat man an einem Arme des Don, eine Meile von der jetzigen Stadt, Neuscherskaskoi zu bauen angefangen, wohin alle Einwohner der alten Stadt, gegen eine angemessene Entschädigung ziehen sollen, so daß vielleicht nach einem halben Jahrhundert kaum eine Spur von der alten Stadt übrig sein wird.

Die Kleidung der Kosaken ist verschieden. Viele tragen sich pelzisch. Der von ihnen Frauen gewirkte, grobwoollene Rock geht bis an die Halsstiefeln und wird durch das Degengelenk um den Leib befestigt. Die weiten, gewöhnlich linnenen, im Winter tuchenen, Beinkleider reichen bis an die Fußbedeckung und eine mit Pelzwerk verbrämte Mäße deckt den Kopf. Die Weiber tragen bunte Hemden, Beinkleider, an welchen ihre gelben Strümpfe angeheftet sind, Pantoffeln und reichgestickte, oben platte Mützen. — Ist ein Mädchen verlobt, d. h. hat ein Familienvater für seinen Sohn durch eine Swacha oder Freiwerberin, bei einem Nachbar eine Frau ausfinden lassen, so versammeln sich, wäre auch der Hochzeitstag noch so lange entfernt, die unverheiratheten Personen beider Geschlechter bei der Braut, und tanzen und singen. Nähert sich der Tag, an welchem der Priester die Verlobten zusammengeben soll, so muß der Bräutigam der Braut einen vollständigen Weiberanzug schenken, wogegen er Mäße, Hemde, Beinkleider und Stiefeln empfängt. Nach der Trauung fährt die Braut auf der Zelega, d. i. dem offenen Wagen, nach Hause. Mutter und Freiwerberin sitzen hinter ihr. Letztere muß an allen Fingern Ringe haben und nebst der Brautmutter bemäht sein, das Antlitz der Braut durch vorgetragene Lächer zu verhüllen. Der Bräutigam geht mit dem Vater und den männlichen Verwandten dem Wagen voran, und hinter dem Wagen reiten andere, unter welchen einer ein Placht'a — ein buntgestreiftes Zeug, wie es die Tscherskassinen zu Unterröcken tragen — an einer Stange als Fahne wehen läßt. Auf der Straße tanzt, singt und trinkt man. Die Tänze sind meistens tartarisch und erfordern viele Stärke und Gewandtheit des Körpers. Obschon Ehescheidungen bei den Kosaken, wie bei allen Russen, äußerst selten sind, so spielt doch eheliche Zärtlichkeit bei ihnen eine sehr große Rolle. Das Weib ist immer in den Kreis der häuslichen Dienstbarkeit eingeschränkt, lebt unter orientalischem Drucke und in strenger Engherzigkeit, als ein Lastthier, dem der Mann alles aufbürdet, und kennt noch weniger, als der letztere,

Sitten und Kultur. Der Kosak legt etwas darin, Herr in seinem Hause zu sein, und das Weib gesteht dem Manne ohne Widerrede das Recht der eigenmächtigen Züchtigung zu, und wird sich nicht leicht darüber beklagen, wenn sie nur nicht zu unmenslich ausfällt; ja manches Weib glaubt sich sogar vernachlässigt, wenn ihr Mann nicht dann und wann mit ihr zankt und ihr seine Zuneigung durch eine Tracht Schläge bekräftigt.

Der Kosak treibt wohl auch Ackerbau, aber nur zur höchsten Noth; seine Hauptbeschäftigung ist vielmehr Jagd und Fischfang. Die Freiheit, sich ihren Branntwein selbst zubereiten, da sonst die Erzeugung dieses Getränks ein Vorrecht der Regierung ist, benutzen sie fleißig, und bereiten noch überdies einen wohlgeschmackenden, dem Champagner ähnlichen, Wein, in dem sie sich, besonders an hohen Festen, an denen sie auf Kosten der Krone tractirt werden, tüchtig betauschen.

Die Tscheremissen (s. Taf. LIV.)

finnischen Ursprungs, machen etwa 90,000 Personen aus, die zum größten Theil in den Gouvernements Kasan und Simbirsk leben, und nennen sich selbst Mari oder Männer. Sie sind ein armseliges, schmutziges und furchtbares Völkchen, im Charakter den Finnen, deren Sprache sie in einem eigenen, doch mit vielen tartarischen Wörtern vermischten Dialekte, reden, sehr ähnlich; dabei etwas größer, als die übrigen Finnen. Sie haben ein blondes oder röthliches Haar, das rund um den Kopf kurz abgeschnitten wird, eine weiße Haut und kommen auch den Russen hinsichtlich der Körperbildung nahe, doch ohne die Kraft, die Entschlossenheit und Gewandtheit derselben zu besitzen.

Der größte Theil der Tscheremissen ist jetzt zum Christenthume (zur russisch-griechischen Kirche) bekehrt, der kleinere Theil, fest an seinen väterlichen Gebräuchen hangend, dem Heidenthume treu geblieben. Letztere glauben an einen höchsten Obergott, Koju-Juma, welcher mit seiner Gemahlin Juma-Kwa, d. i. Göttermutter, viele Kinder gezeugt und diesen die Regierung der Welt und der menschlichen

Schicksale anvertraut habe. Außerdem glauben sie auch an ein böses Urwesen, von dem die bösen Geister abstammen. Am meisten fürchten sie den Donnergott, Kudortscha-Juma, den sie als eine kleine Puppe in einer Schachtel von Birkenrinde, in einem Winkel ihres Hauses aufstellen, und ihm von Zeit zu Zeit, ohne weitere Verehrung, einige Wiesen Kuchen hinlegen. Ihre Priester halten sie in großen Ehren und glauben ihnen unbedingt. Wo dergleichen nicht vorhanden sind, wählt sich die Gemeinde einen alten klugen Mann, Kart, von unbescholtener Rufe, der nebst einigen Gehilfen, Udschd, die Geschäfte des Priesters besorgt. Man verehrt die Götter auf freien heiligen Plätzen, die mit einem Saune umgeben, drei Zugänge, nämlich in Westen, Osten und Süden, haben. Das Opferfleisch wird außerhalb der Umzäunung, unter einem Schuppen gekocht. Man opfert allerlei zahme und wilde, vorzüglich Hirsche, Kuchen und Getränke, welche von Jungfrauen zubereitet sein müssen. An diesem, alle Freitage stattfindenden, Götzendienste dürfen Frauen keinen Theil nehmen. Nach den Vermögensumständen der Gemeinde wird aller 3 oder 5 Jahre im Herbst ein allgemeines Fest für die ganze Götterfamilie begangen. Die Priester zünden dann auf dem heiligen Platze 7 Feuer an. Vor jedem Feuer ist ein Tuch ausgebreitet, auf welches Trankepfers, Honig und Kuchen gesetzt werden. Jedes Feuer hat seinen Priester und dessen Gehilfen. Jeder Gehilfe stellt sich mit seinem Opfervieh vor sein Feuer; der des Koju-Juma mit einem Hengste, der der Juma-Kwa mit einer Kuh, die andern mit kleinem Vieh oder Vögeln. Die Gemeinde steht mit entblästem Haupte hinter ihnen. Der Priester der obersten Gottheit hebt einen Kuchen und ein Gefäß mit Getränke in die Höhe und betet laut, wobei sich die Gemeinde oft zur Erde neigt und zuletzt Amen! sagt. Dieselbe Feierlichkeit wiederholen der Reihe nach die übrigen Priester. Dann begießt jeder Gehilfe sein Thier mit kaltem Wasser; schaudert es, so ist es gut, wo nicht, so wiederholt er das Begießen, und wenn es nach dem siebenten Male nicht schaudert, so haben es die

Götter verwerfen. Die Opferthiere werden so getödtet, daß das Blut ins Feuer spritzt. Hierauf reinigen die Priester Fleisch und Eingeweide, und kochen es, halten sodann unter wiederholten Gebeten Herz, Lunge, Leber und Kopf in einer Schüssel in die Höhe, bringen die Schüsseln dem Oberpriester, welcher alles in kleine Stücke zerschneidet und jedem der Anwesenden davon reicht. Eben so theilt der Oberpriester etwas Kuchen und Getränk aus. Die Knochen werden verbrannt, die Häute bekommen die Priester, ausgenommen die Häute der Hengste, welche an einem Baume aufgehängt werden. Das Uebrige vom Opfer trägt ein jeder nach Hause, um es mit den Seinen unter lautem Jubel zu verzehren.

Ihre sonstiges Nomadenleben haben die Tscheremissen jetzt aufgegeben und wohnen dafür in kleinen Dörfern, die bis 30 Bauerhöfe enthalten, unter eigenen Ordnung, Eotnisse und Etarosten, Aufseher über 10, Aufseher über 100 Mann oder Räuchsfänge, und Aelteste, die sie nach russischer Art selbst wählen. Die von Bälten und Brettern errichteten Häuser stehen zerstreut und haben entweder nur eine sogenannte Schwarzhütte, oder eine besondere Winter- und Sommerhütte, einen bedeckten Gang und eine Treppe. Die Schwarzhütte ist eine Kiste hoch über dem Keller und enthält einen Backofen, einen Herd und eine Schlafbank. Die Thür ist niedrig und das Fenster ein vieredriges Loch von 1½ Fuß im Durchmesser, vor welches eine Blase gespannt wird. Das Hausgeräth ist russisch. In der Nähe sind Ställe und kleine aus Pfählen gebaute Magazine. Das Ganze ist mit einem Zaune umgeben.

Die Kleidung der Männer gleicht der der russischen Bauern. Die Kragen und Schlitze ihrer Hemden sind mit farbiger Wolle gestickt und der grobe, schwarze Tuchrock hat einen breiten, herabhängenden Kragen und unten aufgeschnittene Schöße. Die Frauen, die nicht so schön, als bei den Tartaren, und durch ihre gewöhnliche Kleidung noch häßlicher sind, tragen Weinkleider und darüber im Sommer ein bloßes Hemd, welches bis an die Knie reicht, an

den Hals und an die Hände anschließt und durch einen Gurt um den Leib befestigt wird. Kragen, Mähe und Mänder sind bunt gestickt. Im Winter trägt man über diesem Hemde ein Kleid von Tuch oder Pelzwerk. Die aufgemundenen Haare bedecken die Frauen mit hohen, spitzigen Mähen von Birkenrinde, die mit Leinwand überzogen und mit Korallen, Schlangentöpfchen und kleinen silbernen Münzen geschmückt sind. Dieselbe Herde hat der von der Mähe hinten hinabhängende, handbreite Riemen, der nicht selten, wie bei den Tartaren (s. Taf. LII.), bis an die Knöchel reicht (s. Taf. LIV.). Die Füße bedeckt man mit Wasschuhen.

Bei den heidnischen Tscheremissen ist die Vielweiberei noch Sitte. Die Frauen werden gekauft; man heirathet aber nie in die Verwandtschaft, auch nicht zwei Schwestern zugleich. Am Hochzeittage findet sich der Brautgarn mit seinen Freunden und einigen Musikanten bei der Braut ein, entrichtet 30 bis 100 Rubel, als Kaufpreis, theilt Geschenke aus, wohnt einer Mahlzeit und Lustbarkeit bei und fährt den andern Tag die Braut nach seiner Wohnung, wo der Priester vor einem mit dem Hausgötzen geschmückten Tische die Trauung verrichtet. Die Braut reicht jedem Gaste Bier und Mith, wofür beim Weggehen jeder einige Kopelen (die Kopete zu etwa 3 Pfennigen gerechnet) als Geschenk für das Ehepaar zurückläßt. — Will ein Mann sich von seiner Frau trennen, so zerreiht er ihren Schleier und beide Theile sind von diesem Augenblicke an geschieden.

Verstorbene werden noch am Todestage beerdigt. Man trägt sie, gut angekleidet, in einem Sarge auf den Begräbnisplatz, und legt sie, den Kopf nach Westen, ins Grab. In den Sarg werden dem Todten noch einige Kopelen gesteckt, auch giebt man ihm einiges Hausgeräth mit, dann einen Schnitzleisen, einen Stock und einen kleinen Bündel Rosensträucher, der die bösen Geister abhalten soll. Auf das Grab setzen die Begleiter nicht bloß für den Verstorbenen, sondern auch für jeden vorher verstorbenen Freund eine Kerze, mit den Worten: *Lebe untrüglich!* — Jänden dann die Kerzen

an und essen eine Art Kuchen, von dem sie drei Bissen auf das zuletzt mit einer Flagge geschmückte Grab legen. Nach der Rückkehr von dem Begräbniß baden sie sich und ziehen andere Kleider an. Den Zustand nach dem Tode denken sie sich überhaupt nur als eine Fortsetzung des Erdenlebens, wo zwar alles ist wie hier, aber nur besser und für die guten Menschen ohne irgend ein Ungemach.

Die Ischeremissen treiben Ackerbau und Viehzucht; im Winter beschäftigen sie sich mit der Jagd, fischen auch gern und sind gute Viehweirthe. Handwerke treiben sie nicht. Ein Hausvater, der 30 Pferde, eben so viel Stück Rindvieh und etwas mehr Schafe hat, gilt für reich. Die Weiber spinnen, nähen, weben, sticken leinene Kleider mit selbst gefärbter Wolle, besorgen die Küche und die übrigen häuslichen Geschäfte. — Uebrigens sind alle Ischeremissen freie Leute und der Rekrutierung nicht unterworfen.

Die Ischuwaschen (s. Taf. LIV.),

deren Gesamtzahl 370,000 betragen mag, und die vorzüglich in den Gouvernements Nischnei-Nowgorod, Kasan, Orenburg und Astrachan wohnen, sind ebenfalls finnischer Abkunft, gleichen den Ischeremissen fast in allen Stücken, nur daß sie schwärzliche Haare und ein bläuliches Gesicht haben; auch sind sie träger noch und stumpfsinniger und in der Wahl und Zubereitung ihrer Speisen noch nachlässiger und schmutziger, als die Ischeremissen. — Sonst Nomaden und Heiden, haben sie sich jetzt zu festen Wohnsitzen und Ackerbau, auch die meisten seit 1723, jedoch mit Beibehaltung vieler abergläubischer und heidnischer Gebräuche, zum Christenthume bequemt. Sie wohnen nie in Städten, sondern in kleinen Dörfern, nach allgemeiner finnischer Neigung am liebsten im Walde, und haben, außer der väterlichen Sprache, auch Kleidung, Sitten, Gebräuche und Aberglauben der Vorfahren beibehalten.

Die Ischuwaschen halten ordentliche Mahlzeiten, sitzen dabei um einen Tisch herum und beten zuvor: Gott, gib uns Brod! — In einigen Dörfern tragen die Frauen statt der

Mütze eine Stirnbinde, von welcher auf dem Rücken ein kurzer Streif herabhängt, zu dessen Verlängerung eine hinten am Gurt angebrachte Schleppe dient. — Will jemand heirathen, so muß er sich eine Frau kaufen. Die Aussteuer der Braut an Vieh, Hausrath und Kleibern steht mit dem Kalyin, d. i. dem Kaufpreise, in ungefährem Verhältnisse. Die neuen Verwandten werden von Seiten des Bräutigams mit Hemden, Lächern oder Leinwand beschenkt. Der Brautvater opfert ein Weizenbrot und Honig, indem er es betend gegen die Sonne hält. Am Hochzeittage geht die verschleierte Braut in der Stube, wo sich die Gäste versammelt haben, rund herum, und läßt durch Mädchen Bier, Honig und Brod vor sich hertragen; beim dritten Umgange nimmt ihr der Bräutigam den Schleier ab, küßt sie und wechselt mit ihr die Ringe. Darauf theilt sie die obigen Lebensmittel aus und begiebt sich hinter einen Schirm, wo ihr eine reiche Weiberhaube aufgesetzt wird. Im Schlafgemache muß sie dem Gemahle zum Zeichen der Unterthänigkeit die Stiefeln ausziehen. Des andern Tages folgt der Hochzeitsmahl, zu welchem jeder Gast wenigstens ein Gericht mitbringt, und auf der Tafel steht eine Schüssel mit Brode und einem Pseile, zu welchem die Gäste einige Kopfen als Hochzeitgeschenk legen. Bei der Geburt eines Kindes kommen Freunde und Freundinnen zusammen, werden mit Bier bewirthet, beschenken hierauf den Neugeborenen mit einigen Geldstücken und geben ihm einen Namen. — Den dritten und siebenten Tag nach der Beerdigung eines Verstorbenen begehen sie ein Gedächtnißfest; im October aber schlachtet ein Jeder bei dem Grabe der Seinigen ein Schaf, Rind, auch wohl ein Pferd, kocht und verzehet es bei demselben bis auf etwas Weniges, das man nebst Bier, mit den Worten auf das Grab setzt: Das sei für dich! Am grünen Donnerstage setzt jeder Hausvater, für jeden seiner Verstorbenen etwas Speise auf den Hof und zündet jedem eine Kerze an. Von der Fortbauer nach dem Tode hatten sie als Heiden schon einige Begriffe, und glauben heute noch, daß die Guten in das Land der Zu-

feidenheit eingehen, die bdsen aber in kalten, unfruchtbaren Steppen herumirren. — Wenn sie vor Gerichte schwören müssen, giebt man ihnen einen Bissen Brod und Salz in den Mund, wobei sie sagen: Das fehle mir, wenn ich lüge oder nicht Wort halte! Den zu den Fahnen schwappenden Refruten reicht man Brod und Salz über zwei kreuzweise gehaltene Degen.

Die Mordwinen (s. Taf. LV.),

von den Russen Mordwa genannt, wohnen, gegen 92,000 Personen stark, in den Gouvernements Nischnei-Nowgorod und Kasan und an der Mokscha im Gouvernement Pensa, und theilen sich in zwei Hauptstämme, Mokschan, die an der Mokscha wohnen, und Ersan, die Anwohner der Wolga. Ihre Sprache ist finnisch-er Abstammung, aber sehr mit tartarischen und russischen Wörtern vermischt; jeder Hauptstamm spricht seinen eigenen Dialekt. Beide Dialekte wichen sonst sehr von einander ab, nachdem aber der größte Theil der Mordwinen das Christenthum angenommen hat, schmelzen auch die beiden Dialekte immer mehr zusammen. Auch hielten sich vor der Annahme des Christenthums die beiden Stämme unvermischt, und es war früher keinem Mokschan erlaubt, eine Ersan zur Frau zu nehmen; doch hat jeder Stamm noch seine Eigenthümlichkeiten in der Kleidung und einigen Gebräuchen beibehalten. — Die Mordwinen haben meist braunes, schlichtes Haar, einen dünnen Bart und ein hageres Gesicht, nähern sich übrigens in der körperlichen Bildung, männlicher Tracht und Lebensart den russischen Bauern; in Rücksicht der Bauart ihrer Häuser, der innern Einrichtung derselben, der Nahrungsmittel und der Beschäftigungen kommen sie mehr mit den Tscheremissen und Tschuwaschen überein. Sie sind ehrlich, freundlich, fleißig, aber langsam und unreinlich. Die Frauen tragen kurze leinene Beinkleider, statt der Strümpfe wickeln sie Tücher um die Beine, und an den Füßen tragen sie Baststühle mit spitzigen Schnäbeln. Außerdem gehört zu ihrem Putze ein buntenähtes Hemde, das durch einen Gürt oberhalb der Beinkleider befestigt wird, eine kleine, mit Fran-

sen und Quasten geschmückte und zierlich ausgenähte Schürze, die hinten vom Gürt herabhängt, ein von Korallen und Zapfenfennigen verfertigtes Gitterwerk, welches, um Hals und Schultern getragen, bis an die Brust reicht, Ringe an den Fingern und um die Handgelenke und Ohrgehänge, die, mit einer Menge Klapperwerk versehen, bis an die Achsel herabhängen und nicht in die Ohren, sondern mit einem Faden um die Ohren befestigt werden. Ueberhaupt mag der gesammte Staat einer verheiratheten mordwinischen Dame — Unverheirathete müssen sich einfacher tragen, und dürfen nicht so viel Klapperwerk um und an sich haben — wohl völlig der Last gleichkommen, die bei uns ein reich gepugtes Schlittenpferd zu tragen hat, so wie man dieselben auch wehl eben so weit hören wird. — Die Väter suchen den Söhnen, ohne sie zu befragen, die Bräute aus. Nach Festsetzung des Brautpreises, Kalyum's, der selten 10 Thlr. übersteigt, wird der Hochzeittag bestimmt. An diesem holt der Vater des Bräutigams die verschleierte Braut ab. Ist sie in dem Hause ihres unbekannten Geliebten angekommen, so setzt sich dieser neben sie an den Tisch und zieht sich die Mäute fest über die Augen. Auf dem Tische liegt ein langer Kuchen, dessen Spitze der Vater des Bräutigams unter den Schleier der Braut schiebt, sprechend: „Siehe das Licht! habe Glück zu Brod und Kindern!“ Nun erst sieht der Bräutigam die Braut, welche der Vater ihm gefreit hat. Ein Schmaas, zu welchem die Verwandten und Freunde beider Familien eingeladen sind, und wobei es an einem guten Trunk, an Spiele und Tanne nicht fehlt, endet damit, daß man die Braut auf eine Matte setzt, sie in die Kammer des Bräutigams trägt und lechtern zuruft: Da nimm, du Wolf, das Schaf (wotet wergaß uscha). Die Braut stellt sich hierbei sehr ungeberdig, wehklagt laut und manche zertragen sich sogar schonungslos Gesicht und Brust. Nach dem Hochzeittage schenkt der älteste Verwandte der jungen Frau ein Brod, auf welches eine kleine Münze befestigt ist, setzt es ihr dreimal auf den Kopf und spricht dabei in willkürlicher Ordnung die Worte: Tätei, Mesei, Pa-

wei; das zuletzt ausgesprochene Wort bleibt der Rufname der Frau. Die heidnischen Nordwinen bedienen sich nur selten der Freiheit, mehrere Weiber zugleich zu haben. Stirbt die Frau, so heirathen sie gern die Schwester derselben. Wird sie abgeschlagen, so legt der Wittwer unvermerkt ein kleines Brot auf den Tisch und sagt: Hebe mir meine Schwägerin auf! worauf er die Flucht nimmt. Holt man ihn ein, so wird er tödtlich durchgeprügelt, wo nicht, so ist das Mädchen sein. Obschon die heidnischen Nordwinen ihren Göttern andere Namen geben, so heißt z. B. der höchste Gott bei ihnen Paas, der Sohn dieses Gottes Initschi Paas, ein anderer, dem sie den Wohlstand der russischen Nation zuschreiben, Nikolai Paas, so ist doch ihr Heidenthum dem der Tschuwassen und Tscheremissen ganz ähnlich. Der Sonne opfert jeder Hausvater zu Hause Geflügel, Kuchen und starke Getränke. Vor dem Neumonde verneigen sie sich, wenn sie ihn zuerst erblicken, und bitten ihn um Glück. Am ersten Weihnacht- und Osterfeiertage opfern sie der ihnen unbekannten Gottheit der Christen und den russischen Heiligen, um sie sich zu Freunden zu machen, Geflügel, Kuchen und Getränke.

Die Baschkiren (s. Taf. LV.),

welche sich selbst Baschkurt nennen, in den südlichsten Gegenden um das Uralgebirge in den Gouvernements Orenburg und Perm zu Hause sind, und ungefähr 30,000 Familien, die in 24 Stämme oder Geschlechter zerfallen, ausmachen, werden zwar gewöhnlich unter die tartarischen Völker gerechnet und sprechen auch eine tartarische Sprache, verrathen in ihrer Körperbildung aber mehr eine mongolische Abkunft. Ihr stärkerer Gliederbau und ihr fleischiger Wuchs unterscheidet sie von dem Tartaren, während ihr schmales und plattes Gesicht, die großen, abstehenden Ohren und die kleinen Augen den Mongolen bezeichnen. — Ihr Charakter wird als dreist; kriegerisch und unbiegsam geschildert; dabei sind sie jedoch freundlich und gastfrei. Ihren guten, natürlichen Fähigkeiten fehlt es nur an angemessener Ausbildung. Jeder Baschkirenstamm besitzt einen oder meh-

tere Bezirke eigenthümlich, in welchem er des Sommers unter Filizinten umherzieht, des Winters aber in aus 30 bis 40 Hütten bestehenden Dörfern wohnt. Jeder Stamm hat einen Ältesten als Vorkaiser, dem die russische Regierung einen Schreiber zuordnet, um ihre Befehle bekannt zu machen und auf deren Befolgung zu halten. Statt des Tributs an die Krone leisten sie Kriegsdienste, wobei sie sich selbst mit Pferden, Kleidern und Waffen versehen müssen und die Verpflegung der Kosaken erhalten. Die Befehlshaber über Haufen von 10, 50 und 100 Mann können sie sich selbst wählen; aber die Anführer der Regimenter werden von der russischen Regierung gewählt. Jeder Krieger kleidet sich nach Belieben, doch immer in einen langen Rock, und hat außer dem Reitpferde noch ein Handpferd bei sich, das seinen Proviant an sanfter Pferdemilch (Kumiß) und Getreide trägt. Der größere Theil ist mit Bogen und Lanzen, der kleinere mit Flinten und Pistolen bewaffnet; alle aber tragen einen Säbel, einige auch Panzerhemden. Wegen ihrer Geschicklichkeit im Reiten und im Gebrauche ihrer Waffen werden sie nicht bloß in auswärtigen Kriegen, wie in den Feldzügen 1813 und 1814 in Deutschland und Frankreich, als leichte Truppen, sondern auch zu Hause als treffliche Grenzwachter gegen die räuberischen Kirgisen gebraucht.

Die Religion der Baschkiren ist der Islam, doch haben sie noch allerlei heidnische Gebräuche und Meinungen aus früherer Zeit beibehalten, z. B. das Akerfest, das alle Frühjahr gefeiert wird, und an welchem jede Dorfschaft zu Pferde erscheint. Den Abend vorher reiten die jungen Leute von Hütte zu Hütte, und toben so lange, bis ihnen der Wirth zu essen und zu trinken giebt. Der Festtag selbst wird mit einem gottesdienstlichen Gebet des Mollah angefangen und dann mit Lustbarkeiten, namentlich mit einem Wettrennen zu Pferde, bei welchem der Preis ein buntes, von der jüngsten Frau im Dorfe verfertigtes und von einem Mädchen auf einer Stange getragenes Tuch ist, gefeiert.

Die gewöhnlichsten Speisen und Getränke bestehen in dem Ertrage der Viehzucht. Im Winter ist man getrocknete Fische, Wildpret und auch krankes Vieh; gefallene Thiere aber werden, als unrein, nicht gegessen. Milch, theils frisch, theils gesäuert, ist im Frühling und Sommer die Hauptnahrung, denn nur bei Festlichkeiten schlachtet man das Vieh und das Getreide hebt man für den Winter auf. Aus saurer Milch verfertigt man Kumiß und aus Hönig Weiz. Im Frühjahr sammelt man wohl auch Birkenwasser zum Getränke. Die Baschkiren essen übrigens sehr stark; 15 Pfund Fleisch und 8 Maß Milch sollen zur Mahlzeit eines Mannes gehören. Sie sitzen dabei auf den Fersen um die Schüsseln herum, und beten und waschen sich vor und nach Fische. Bei einem Freundschaftsmaße, den sie einem Reisenden zu Ehren anstellten, ward ein großes Faß Meth in einer Viertelstunde ausgeleert. Kumiß brachte jeder so viel mit, als er eben hatte und das ganze Zeit des Starschins, Aeltesten, in welchem das Mahl angerichtet wurde, stand voller Schläuche. Zwei junge Baschkiren machten die Wirth; einer schenkte ein, der andere trug zu und bot es dem Gaste, indem er auf die Fersen niederkauerte, mit einer Hand die Trinkschale darbielt und mit der andern den Ellenbogen des Trinkenden unterstützte. Anfangs ging alles ganz still und ehrbar zu, nachdem aber der Kumiß und Weiz seine Wirkung gethan, wurde man laut und es entstanden Schlägereien. Musik wurde mit Maultrommeln und Schalmeien gemacht, indem zwei den Bass dazu brummen. Ein alter Sängersang unter vielen Gesüßulaptionen so rührend, daß viele Baschkiren weinten. Hierauf stimmte er ein Lieblingslied, Karai Jurga, oder den schwarzbraunen Pafsgänger, an, wobei er die wunderbarsten Hochsprünge machte; dann wurde ein Ball eröffnet, bei welchem man den Gang, die Sprünge und die Stimmen mehrerer Thiere auf das Ländchensie kopirte. Das Ende, bei welchem auch den Frauen zuzusehen verflattet war, bestand in kriegerischen Uebungen. Man schoß in vollem Rennen nach einem Ziele, ja selbst nach Baschkiren, die ihre Geschicklichkeit im Ausbügen

zeigten. Bei einem Begräbnißschmause saßen die Baschkiren auf Bänken, die ins Dreieck gestellt waren. Innerhalb des Dreiecks lagen des Verstorbenen nächste Verwandte auf Filzdecken, Kumißschläuche neben ihnen; an der Spitze des Dreiecks saß der Starschin. Erst sang man eine Stunde, dann sprach man dem Getränke tüchtig zu, als sodann Pferdefleisch und Fischbarmak, Kldße aus kleingeschnittenem Pferde-, Rind- und Schafffleisch. Der Starschin wurde dadurch besonders geehrt, daß jeder Anwesende mit bloßen Fingern einen tüchtigen Griff in den Speisnapf that und sodann das Ergriffene demselben in den Mund schob. Zuletzt trank man Fleischbrühsuppe aus Schüsseln und die Gäste nahmen mit, was übrig war, oder theilten es den Kindern aus, die mit Schüsseln umherliefen. — Die Zurichtung der Speisen ist meistens sehr unreinlich; die Milch wird nie geseiht und ist voll Haare; die Schaffsüße werden mit der Wolle ins Feuer geworfen und so gebraten.

Die Wohnungen der Baschkiren sind nach den Jahreszeiten verschieden. Die Winterhütten bestehen aus leichtem Blockwerk, haben ein plattes Dach und mehrertheils nur eine Stube. Inwendig sind sie auf tartarische Art, aber ärmlicher und unreinlicher eingerichtet. Die Thüre ist oft so niedrig, daß man durchkriechen muß, und die kleinen Fenster bestehen aus Thierblasen oder mit Del getränktem Papiere. Jedes Haus hat eine Vorrathshütte in der Nähe, und jedes Dorf eine Mokee von derselben einfachen Bauart, wie die Hütten. Die Sommerjurten liegen in Gruppen von 5 bis 20 beisammen. In der Mitte ist ein Feuerplatz mit einem Dreifuße oder einem an einer Kette darüber hangenden Kessel. Die Bänke sind mit Filzdecken belegt, und außer dem eisernen Kessel findet man nur Gefäße von Holz und Birkenrinde, lederne Schläuche, Handmühlen zum Gröhe- und Mehlmahlen, selten irdene oder metallene Gefäße.

Die Lieblingstracht der Baschkiren beiderlei Geschlechts ist ein langer, weiter, mit Pelzwerk leingefasteter Rock von rothem oder blauem Tuche, den die Männer mit der Säbel-

Koppel umgürten, mit einem Gurte befestigen und vorn mit Knöpfen versehen. Im Winter trägt man Schafpelze, oder Kleider aus Pferdehäuten, die so zugetichtet sind, daß die Nähe den Rücken hinabhangt. Den Kopf deckt eine spannenhohe, etwas spitzige Tuchmütze, mit schmalen, aufwärts gebogenem und abstehendem Pelzrande. Auf Reisen ziehen die Männer so weite Beinkleider an, daß alle Kleider hineingestopft werden können. Die Tracht der Weiber ist von der der Tschumaschen wenig verschieden. Sie tragen Ober- und Unterkleider von grobem, selbstverfertigtem Nesseltuche, weite Beinkleider, Halbstiefeln oder Pantoffeln. Auf dem Kopfe haben sie über der Mütze eine kleine viereckige, und kegelförmig erhabene Platte angeheftet, an welcher ein langer, über den Rücken heruntergehender Riemen. Alles dies ist mit kleinen Silbermünzen besetzt, oder mit Glasperlen geziert. Auch um den Hals pflegen sie diesen Schmuck zu hängen. Die Mädchen streichen das Haar in eine Menge Zöpfe, woran sie Bänder und Glitterwerk hängen; die Frauen tragen entweder keine, oder nur zwei Zöpfe. Die tadschirischen In-croyables waschen, um ein Ansehen von Wohlbeleibtheit zu erlangen, das Gesicht, welches davon natürliches hoch aufläuft, wohl gar aufspringt, mit einem Aufgusse der Beeren des Seidelbaums.

Wenige Männer haben mehr als zwei Frauen. Der übliche Brautpreis, von dem jedoch die junge Frau einen Theil wieder mitbringt, besteht in 15 bis 200 Stück Vieh. Bei der Trauung überreicht der Mollah dem Bräutigam einen Pfeil mit den Worten: „Sei tapfer, ernähre und vertheidige dein Weib!“ In der ersten Nacht bleiben zwei Männer und zwei Frauen bei den Neuverheiratheten und werden am Morgen beschenkt entlassen. Beim Eintritte in das Haus der Schwiegerältern fällt die Braut vor diesen oder den nächsten Anverwandten auf das rechte Knie, beide Hände in einander auf das linke legend. — Die Wiegen der Kinder sind wie ein Kahn gestaltet, aus Bienenrinde gemacht, und am Rande mit Weidengerten umflochten. Reitet die Tadschikin — Fuhrwerk kennt man nicht, und beide Geschlechter reiten,

und zwar das weibliche auf eben solchen Sätteln, wie das männliche — so wird die Wiege über die Schulter gehängt und das Kind darin angebunden. — Die Verstorbene begleitet man reitend zu Grabe. —

Die Hauptbeschäftigung der Tadschikern ist Viehzucht, vorzüglich Pferdezucht, neben welcher Viele Bienenzucht mit 3 bis 500 Stücken treiben. Alle Tadschikern sind leidenschaftliche Jäger. Einen Hirsch können sie eine Woche lang verfolgen und mit Lebensgefahr suchen sie, mit Halstern und Stricken an den steilsten Felsen sich herablassend, die Nester der Falken auf, die sie, nebst den Windhunden und selbst den Adlern, zur kleinen Jagd trefflich abzurichten wissen. Für den Ackerbau sind sie zu träge und legen überdies auf das Brod keinen großen Werth. Die Männer beschäftigen sich bloß mit der Verfertigung einiger Geräthschaften, der Waffen, mit der Fischerei, der Jagd und bringen die übrige Zeit mit Essen und Trinken, Tabakrauchen, Tanzen und Singen zu. Die Weiber müssen melken, Butter und Käse machen, Kumiß und Meth bereiten, Fleisch und Fische trocknen, Häute gerben, Pelzwerk zureichten, aus Nesseln, Hanf oder Wolle Garn spinnen, Leinwand und Tuch weben u. dergl. m. Die großen Meth- und Kumißschläuche macht man aus Thierhäuten, die man enthaart über einen Regel von Stäben spannt, wodurch sie die nöthige Form bekommen, und sodann über einem Rauchfeuer härtet. Die großen Milchsäuche fassen 5 bis 6 Eimer und hängen gewöhnlich an Sellen bei der Thüre. Kleine als Flaschen dienende Schläuche werden von der Haut der Pferdeköpfe gemacht. Das Maul giebt die Wundung und den Hals des Gefäßes, die Ohren vertreten die Stelle der Handhaben und der Boden wird besonders eingenaht. Eben so verfertigt man lederne Eimer zum Melken. Diese Eimer und Schläuche bleiben zwar hinlänglich fest und dicht, aber sie werden bald schmutzig und haben einen üblen Geruch, der sich dem Inhalte mittheilt.

Die Mescherjaken, etwa 2000 Familien stark, offenbar tatarischer Abstammung, gleichen den Tadschi-

für en, neben denen sie theils nomadisiren, theils im Winter in Dörfern wohnen, in Charakter, Religion, Verfassung, Lebensart, Sitten und Gebräuchen, nur daß sie weniger roh, unwissend (viele von ihnen können lesen und schreiben) und unreinlich, auch von jeher der russischen Regierung mehr ergeben gewesen sind, als diese.

Die Wotjaken (s. Taf. LVI.),

sie, ungefähr 30,000 Seelen stark, in dem Gouvernement Orenburg wohnen, sich selbst Udi oder Wardi nennen, sind finnischen Ursprungs. Die Gesichtsbildung beider Geschlechter ist häßlich, das Haar meist feuerroth, wenigstens hat der dünne Bart immer einen feuerrothen Schnitt, die Figur klein und übel gebildet. — Die Religion der meisten Wotjaken ist ein dem der Ischereimissen ähnliches Heidenthum. Dem gemäß begehen sie zu verschiedenen Zeiten und zu besondern Zwecken, namentlich nach der Sommerfaat, vor der Heuernte und zur Zeit der russischen Fastenachten, wo sie ihr Neujahr anfangen, gottesdienstliche Feste, theils auf offenem Felde, theils auf eingeeigten, heiligen Plätzen, Keremets. Ihren Hausgötzen, der in einem kleinen Fannenreife besteht, welches auf ein kleines, aus der Wand hervorstachendes Bretchen gelegt ist, darf keine fremde Hand anrühren, und niemand, als der Priester, wegnehmen. Ihr Hauptgott, der in der Sonne wohnt, heißt Inmare. — Die Männer lieben der Trunk, sind aber, wie die Frauen, fleißig und gefällig, dabei jedoch schüchtern und zurückhaltend, und reden, da sie von jeher in Zurückgezogenheit von andern Völkern gelebt haben, eine rein finnische Sprache. Sie theilen sich in mehrere Stämme mit besondern Oberhäuptern; ihre Wohnungen liegen zerstreut und kein Gehöft ist umzäunt. — Die Kleidung der Männer ist russisch und meist von weißem Tuch. Die Frauen tragen kurze Hemden, ein ausgehängtes Brusttuch und Baststulpe. Die Oberärde haben lange, oben aufgeschligte Ärmel, durch welche man die Arme steckt. Die Winterkleidung besteht in einem langen Tuchrocke, mit engen Ärmeln, vorn mit Lippen,

aber ohne Halskragen. Eine Seltenheit, und in ihrer Art einzig ist der Kopfschmuck der Weiber. Ein Stück Birkenrinde, eine Spanne hoch, wird in einen halben Cylinder, der auf den Kopf paßt, zusammengebogen und hinten mit einem schmalen Stück Rinde und inwendig mit Querschlägern befestigt. Unter dem obern Rande ist eine andere doppelte Rinde angenäht, die an beiden Seiten nach hinten umgebogen und mit rothem oder blauem Tuch bekleidet und obendrein noch mit Kopfen und Blechen besetzt ist. Dieses zwei Spannende hohe Gerüste befestigt man mit einem Riemen auf dem Kopfe und giebt ihm noch dadurch ein schönes Ansehen, daß man ein großes, viereckiges Tuch, das ausgehängt und mit Fransen geziert ist, darüber hängt. Unter diesem Kopfschmuck wird das Haar zusammengeflochten und in einen dicken Knoten geschürzt, doch so, daß an jeder Seite eine starke Locke herabfällt. Keine Ehefrau zeigt sich ohne diese Mütze, ja wenn Fremde und Reisende eintreffen, dient sie sogar zur Schlafhaube. Matronen und Wittwen haben bloß ein Tuch auf dem Kopfe, und die Mädchen, welchen der oben beschriebene Schmuck nicht erlaubt ist, tragen runde, den tartarischen ähnliche, nur noch mit einem Tuche gezielte, Mützen. Das in Zöpfe geflochtene Haar hängt herab und wird im Gürtel, welcher mit herabhängenden Quasten besetzt ist, befestigt. Der Wotjake kann so viele Frauen nehmen, als er zu ernähren vermag; die meisten haben jedoch nur eine. Wenn der Bräutigam das Kaufgeld, 8 bis 15 Rubel, bringt, holt er zugleich die verschleierte Braut ab. In seiner Aeltern Hause haben sich indeß die Gäste versammelt, zu welchen die Braut, nachdem sie vorher in einem besondern Zimmer als Frau angekleidet worden, geführt wird. An der Thür bleibt sie auf einem ausgebreiteten Tuche stehen, bis der Priester ihr und dem Bräutigam einen Becher mit geweihtem Bier dargereicht und ihnen Brod, Kinder und Reichthum gewünscht hat. Dies ist zugleich die Trauungszeremonie. Ein Mädchen giebt hierauf Bier und Meth herum, und die Braut muß so lange vor jedem Gaste betend knien, bis er den Becher geleert hat. Dann folgt der

Schmaus nebst anderen Lustbarkeiten. Bald nach Hochzeit holt der Brautvater seine Tochter auf einige Monate, ja selbst auf ein Jahr zurück, in welcher Zeit sie theils für sich, theils für ihre Kellern arbeitet. Will sie der Mann wieder haben, so muß er sie selbst abholen, wobei die Hochzeit von neuem gefeiert wird. Uebrigens ist es bei den Botjaken, wie bei andern dortigen Wildkern, welche die Frauen kaufen, nichts Ungewöhnliches, daß arme und abgewiesene Liebhaber, von ihren Freunden unterstützt, das Mädchen rauben. Glückt die Entführung, so vergleichen sie die Kellern des Mädchens mit dem Entführer sehr bald.

Die Verstorbenen werden in ihrer vollen Kleidung, sogar mit dem Messer im Gurt, von dem man aber die Spitze abbricht, bei einer brennenden Kerze und mit einem Kuchen auf der Brust, aufgestellt. Mit den Worten: Erde gieß Plag! wirft man vor dem Begräbniß zunächst einige Kopelen in das Grab, legt hierauf die Leiche zwischen Bretter und giebt ihr die nöthigsten Hausgeräthe und Werkzeuge mit. Auf dem erhobenen Grabe zündet man hernach einige Kerzen an und bestreut es mit kleinen Stücken von hart gekochten Eiern. Bei der Rückkunft zum Trauerhause schreitet die ganze Begleitung über ein brennendes Feuer weg, reibt sich die Hände mit Asche, badet sich, wechselt die Kleider und schmaust. Am dritten und siebenten Tage feiert die Familie das Andenken ihrer Verstorbenen, so wie auch noch außerdem alljährlich im Frühling ein allgemeines Todtenfest gefeiert wird.

Die Hauptbeschäftigung der Botjaken ist Ackerbau, Jagd und Bienenzucht, doch sind sie auch als geschickte Drechsler, Lackirer und Wollenweber bekannt. Die Bienenzucht, besonders die wilde, treiben nächst den Baskiren die Botjaken am stärksten. Es giebt Bienenböden, welche in den Wäldern 5 bis 800 wilde Bienenstöcke beßzen, die ihnen jährlich 2 bis 3000 Pfund Honig und Wachs einbringen. Sie suchen im Walde die stärksten und geradesten Bäume aus, und legen an dem obern Theile derselben etwa 4 bis 5 Klaster hoch, den Bienenstock an, indem sie den Stamm

aushöhlen und die Oeffnung nach außen mit einem durchlöchernten Deckel verschließen. Unter dem Bienenstocke reinigen sie den Stamm von allen Aesten und Zweigen und schälen ihn auch wohl glatt, damit den lästernen Bären das Hinaufklettern erschwert oder unmöglich gemacht werde. Manche besetzen darum auch den Stamm von unten bis oben mit Messern und spitzigen Stacheln. Gelänge es dem Bär dessen ungeachtet, bis zum Bienenstocke hinaufzukommen, so findet er vor der Oeffnung desselben einen dicken Prägel oder einen kleinen Balken an einem Seile hängen. Indem der Honigdieb diesen auf die Seite schiebt, schlägt er gewaltsam zurück und versetzt um so kräftigere Schläge, je höher die Wuth des Thieres steigt, ja er tödtet den Bären nicht selten, oder schlendert ihn herab, wo ihm dann durch die Stacheln, auch wohl durch die im Grase liegenden Fußangeln das Garaus gemacht wird. Trotz aller dieser Vorkehrungen aber thun die Bären den Bienenstöcken immer noch sehr viel Schaden.

Die Kirgisen (s. Taf. LVI. und LVII.)

sind tartarischer Abstammung, haben einen mittlern, mehr schlanken und hageren, als untersehten Wuchs, eine einnehmende Gesichtsbildung, platte Nase, kleine Augen und Mund und große, abstehende Ohren, sind kräftig und gewandt und tragen ihren Körper, besonders zu Pferde, sehr gut. Sie selbst nennen sich Sarakaisaken, d. h. Wüstenfoksaken, und bestehen aus 3 Horden, Ordas, der kleinen, mittleren und großen. Die beiden ersteren stehen seit 1731 unter russischer Oberhoheit, und es sie schon ihre Chane oder Sultane sich selbst wählen, so müssen dieselben doch von der russischen Regierung bestätigt werden und derselben den Eid der Treue schwören. Man schätzt die kleinere und mittlere Horde jede auf 30,000 Kibiken oder Familien, wahrscheinlich sind sie jedoch weit stärker. Die erste Orda ist noch jetzt wegen ihrer Tapferkeit und wegen der unzugänglichen Gebirge, in denen sie wohnt, völlig unabhängig. — Gegen einander selbst sind die Kirgisen sehr gutmüthig und gastfrei, abrigens aber als ein sehr unruhiges, trennloses, wankelmüthiges und gefährliches Volk bekannt,

weßhalb auch von Seiten der Russen, längs den Grenzflüssen, Linien von kleinen Festungen gegen sie angelegt werden mußten.

Die Kirgisen werden durch Älteste oder Familienhäupter, so wie durch Begs, Beshadirs, Sultane und Chan regiert. Der Älteste muß reich sein und eine zahlreiche Familie haben. Der Titel eines Beg ist erblich; wer ihn aber nicht durch Verdienste behaupten kann, verliert ihn bald, während ein anderer, der sich Achtung erwirbt, ihn erlangt. Die Beshadirs sind Krieger von anerkannter Tapferkeit und Unternehmungsgelüste, welche mit ihren untergebenen Haufen als Parteigänger dienen. Der Chan steht an der Spitze eines ganzen Stammes, und hat zwar das Recht über Leben und Tod, muß aber doch die Sitte oder das Herkommen und den Koran beachten, auch hat er eine Art Divan, oder Rathversammlung zur Seite, welche aus den Ältesten besteht. Die Sultane sind Verwandte des Chans, müssen aber persönliches Verdienst haben, wenn sie sich Ansehen verschaffen wollen. — Eigentliche Strafen sind nur auf Mord und Diebstahl festgesetzt. Der Mörder muß z. B. dem nächsten Erben des Getödteten 100 Pferde, 1 Sklaven, 2 Kamele, den besten suchenen Kasten, einen schwarzen Fuchs, einen Habicht oder Adler und einen Panzer oder eine andere Waffe geben. Ist er unversmögend, so müssen seine Verwandten für ihn bezahlen. Der Dieb muß das Gestohlene sieben- und zwanzigfach ersetzen, oder er wird auch nach Verhältniß mit dem Tode bestraft. Auch körperliche Züchtigungen finden statt.

Die Religion der Kirgisen ist der Islam, jedoch mit vielem heidnischen Aberglauben gemischt. Sie halten viel auf Amulette, fürchten sich vor Zauberei, lassen sich aus den Rissen eines ins Feuer gelegten Schafschulterblattes, oder aus der Farbe der Flamme, die das mit Butter und Fett unterhaltene Feuer macht, vorhersagen.

Die Wohnungen sind reinliche und geräumige Hütten, die oft mehr als 30 Personen beherbergen können. 30, 50 und mehr solcher Zelte bilden ein Dorf oder Kul. Das Zelt der Vornehmen beider Geschlechter, denn die

Weiber haben ihre eigenen Zelte, bleibet in der Regel den Anblick eines sehr bunten Gemisches von Gegenständen des Luxus und der einfachsten Lebensbedürfnisse, so wie eine Vereinigung der Prunkliebe mit einem rohen Geschmack und nicht minder rohen Sitten, dar. Die Wände sind mit Teppichen geschmückt, Kleider hängen an einem Stricke, Tigerfelle sind auf dem Fußboden ausgebreitet, und neben einem reich mit Gold und kostbaren Steinen verzierten Diadem sieht man ein Stück übelriechendes Fleisch am Haken hängen, so wie einige hölzerne Kannen und große Schläuche mit Stutenmilch gefüllt.

Die Hauptkost der Kirgisen, die alle sehr starke Esser und Trinker sind, besteht in Fleisch, Käse und Grütze; selten genießt man Fische, und nur im äußersten Nothfalle Brot. Das Lieblingsgetränk ist Kumiß. Beide Geschlechter lieben den Rauch- und Schnupftabak, den sie, so wie Pulver und Blei; nebst andern Bedürfnissen, theils von den Bucharen, theils von den Russen einhandeln. Sie berechnen dabei, da sie keine Münze haben, den Werth der Dinge nach Pferden und Schafen, nach Wölfen und Lämmerfellen. Doch gewinnen sie einen großen Theil ihrer Bedürfnisse auch durch Raub von den ihr Land durchziehenden Karavanen.

Die Tracht beider Geschlechter ist morgenländisch. Den Kasten, dessen Röhre auf dem Rücken und den Schultern nicht selten mit Pferdemaßnen besetzt sind, hält ein Gurt zusammen, an welchem Pulverflasche und Kugelbeutel hängen. Die Weinkleider sind weit und die Halbschleier, die aus gezeigter Eselshaut gemacht werden, haben überaus lange Haken, sind unter den Sohlen mit Nägeln beschlagen und oft mit Eisen eingefast. Kegelförmige Filzmützen mit zwei breiten Klappen, wovon die eine aufgeschlagen wird, und ein schwarzes, bunt genähtes Untermützchen, bedecken den kahl geschornen Kopf. Die Frauen tragen ein blaues, vorn zugenähtes Hemde, lange Weinkleider, Fußbinden, platte Sohlen. Der Kopf ist so in baumwollene, die Form eines Turbans bildende, Tücher gewickelt, daß auch der Hals davon bedeckt ist. Wollen sie sich putzen, so ziehen sie noch ein seidnes oder ein gebläutes Hemd an,

das von einer baumwollenen Schürze fest gehalten wird, und darüber einen weiten, bucharischen Rock. Ihr werthwürdigster Kopfschmuck ist eine am Hinterkopfe befestigte, unter dem Gürtel durch und unten schmal zulaufende Schleppe, über welche ein zweifacher Pops in Sammt gewickelt geht, welcher sich in der Kniebeuge mit großen Seidenquasten endigt. Dieser Pops ist der Lastträger vieler klammernder Kleinigkeiten.

Die Verstorbenen beerdigt man in ihren besten Kleidern, und bedeckt das Grab mit Reißern, die hernach mit Steinen beschwert werden.

Die Hauptbeschäftigung der Kirgisen ist Viehzucht und Jagd. Ein bemittelter Kirgise hält 1000 bis 4000 Pferde, ein armer wenigstens 50. Diese Pferde, klein, rasch, gelehrt, dauerhaft, dienen nicht bloß zum Reiten, sondern auch zur Nahrung, indem sowohl ihre Milch (Kumiß,) als ihr Fleisch sehr gern gegessen wird. Sie weiden immer in den Steppen und müssen, da sie nie gefüttert werden, und selbst im Winter ihr Futter unter dem Schnee hervorzuscharren genöthigt sind, sich mit sehr magerer Kost begnügen. Daher sind sie auch halb wild, leben heerdenweise beisammen, und jede Herde (Tabune,) hat einen Hengst zum Anführer und Vertheidiger. Werden sie von wilden Thieren, besonders von Wölfen, angefallen, so bilden sie einen dichten Haufen, indem sie sich mit den Köpfen zusammenstellen und mit den Hinterfüßen die Angriffe des Feindes abwehren. Außer der Pferdezucht herrscht bei den Kirgisen auch eine ansehnliche Kameel- und Schafzucht. Das Kameel, sowohl das ein- als das zweibuckelige, gedeiht in den warmen und salzigen Steppen sehr gut. Das erstere taugt mehr zum Reiten, indem es länger Durst leiden kann; das letztere, auch das baktrianische geheißen, giebt dagegen jährlich 10 bis 12 Pfund Wolle und Haare, woraus Stricke und Gewebe verfertigt werden. Außerdem nutzt man das Kameel beider Gattungen durch sein Fleisch, welches, obgleich grob, doch häufig gegessen wird; durch die schmackhafte Milch, aus welcher man nicht bloß Butter und Käse, sondern auch Kneiß macht. Aus den Häuten bereitet man vorzüglich dauerhafte Schläuche. Im Winter

näht der Kirgise diese Thiere, deren er nicht selten 50 bis 100 besigt, in Filzdecken ein, oder bringt sie unter Zelte von Schilfmatten. — Das kirgisische Schaf hat in seiner Bildung etwas Hirschähnliches, und zeichnet sich nächst seinem wilden Ansehen, vornehmlich durch den nicht selten 30 bis 40 Pfund wiegenden Fettschwanz aus. Jagd ist ein Hauptvergnügen des Kirgisen und er versteht Hunde, Adler und Falken recht gut zu diesem Zwecke abzurichten. Die Antilopen fängt er dadurch, daß er das Schilf, in welchem diese Thiere den Winter über sich aufhalten, abstutzt. An den scharfen Schilfstumpfen zerßt sich die Antilope die zarten Füße und wird dann leicht erlegt. Fischfang und Ackerbau wird nur aus Noth getrieben und gilt für ein Zeichen der Armut. Auch fürchten die Kirgisen, denen nichts über ein freies, umherschweifendes Leben geht, durch den Ackerbau um so mehr an Grund und Boden gefesselt zu werden, als einer alten Sage zufolge sie ihre Freiheit verlieren würden, sobald sie ihre beweglichen Zelte mit festen Wohnungen vertauschen würden.

Der Kunstfleiß der Kirgisen beschränkt sich auf die Erbauung und Einrichtung ihrer Jurten, die Bereitung einiger Stoffe zur Kleidung und die Zurichtung der Produkte der Viehzucht für den Handel. — Viele können lesen und schreiben, was sie ihren Mollahs verdanken, und finden Geschmack an der Dichtkunst. Sie haben epische Gedichte, in denen die Thaten ihrer Helden besungen werden; auch lyrische Gedichte, die besonders in mondheilen Nächten, wo man einsam im Freien sitzt, in melancholischen Weisen durch die wüste Steppe ertönen. Ein Reisender, der sie im Jahre 1820 besuchte, theilt uns das Lied eines Mädchens mit: „Siehst du jenen Schnee? Wohlan, mein Körper ist noch weißer! Siehst du das Blut jenes geschlachteten Schafes den Schnee röthen? Wohlan, meine Wangen sind noch röther! Steige jenen Berg hinauf, du wirst einen verbrannten Baumsamm sehen. Wohlan, meine Haare sind noch dunkler! Bei dem Sultan giebt es Mollahs, welche viel schreiben; wohlan,

meine Augenbraunen sind noch schwärzer, als ihre Dinte!"

Die Kasaner (I. Taf. LVIII.)

Bewohner des Gouvernements Kasan, gehören zu den gebildetsten Nordasiaten, und selbst die Tschermischen, Tschurwaschen und Botjakén, die sich hier niedergelassen haben, stehen auf einer höhern Stufe der Bildung, als ihre Stammverwandten in andern Gegenden Nordasiens, besonders aber gilt dieß von den Tartaren Kasans. Der blinde Engländer Holman, welcher im Jahre 1823 diese Gegenden bereiste, bestärkt die Bemerkung, die schon andre Reisende vor ihm gemacht haben, daß die gemeinen kasanischen Tartaren ungleich gebildeter sind, als ihre Eroberer, die Russen der mittleren und niederen Stände. Nicht nur die tartarische Hauptschule in Kasan, sondern auch die 8 Bezirkschulen werden von den Wohlhabendern auf das Freigebigste unterhalten, indem es selbst der gemeinste Tartar für eine Schande hält, nicht lesen und schreiben zu können. Man bringt die Kinder, die in diesen, unter der Aufsicht des Mollah stehenden, Schulen, zugleich Kost und Wohnung erhalten, schon mit dem 7. und 8. Jahre in dieselben und läßt sie wenigstens 5 Jahre darin. Das Lesen lernen sie an kurzen Sprüchen aus dem Koran; hierauf folgt das Lesen tartarischer Gedichte und später das Studium eines Werkes, das, in arabischer Sprache geschrieben, eine Mannigfaltigkeit von kaufmännischen Vorschriften und Regeln enthält. Manche Aeltern lassen ihre Kinder auch im Persischen unterrichten, entweder aus bloßer Liebhaberei, oder zum künftigen Gebrauche für den Handel, denn der Handel wird in Kasan hauptsächlich von tartarischen Kaufleuten, deren einige sehr reich sind und mit den ersten Plätzen der Monarchie und der Nachbarländer in Verbindung stehen, getrieben. Ihre Oelleute, Oberhäupter und Fürsten (Mursen) selbst treiben Handel und Gewerbe, und die beste Seifenwarei in Kasan gehört dem "tartarischen Fürsten" Samanoff, dessen Waare mit seinem Namenszuge versehen ist. —

Alle Tartaren Kasans schlafen auf Federbetten, und sollen eben davon eine zartere Haut haben, als die Russen, daher sie sich auch mehr als die letztern vor dem Stock und Kantischuh fürchten und sich, droht ihnen eine solche Strafe, lieber dazu verstehen, den Islam anzuschwören und Christen zu werden, in welchem Falle sie ihnen erlassen wird. Ueberhaupt aber hätten sie sich sehr ängstlich vor allen Vergehungen, welche mit Peitschenhieben oder Stockschlägen bestraft werden. Am wenigsten können jedoch die gemeinen Tartaren der Verführung zum Diebstahl widerstehen, besonders wenn Pferde, deren Fleisch sie sehr gern essen, der Gegenstand sind. Auch in der zweideutigen Kunst, Handschriften und Banknoten zu verfälschen, haben sie es zu einer großen Fertigkeit gebracht. — Andere Eigenthümlichkeiten der das Gouvernement Kasan bewohnenden Völker, namentlich der Tartaren, haben wir schon oben geschildert, und wir gedenken hier nur noch kurzlich der

Turalingen und Katschingen (I. Taf. LVIII.), zweier sibirischen Tartarenzweige, die nur im Sommer nomadischen, den Winter über aber festere Wohnungen beziehen. Sie weichen in Bildung, Lebensart, Sitten und Gebräuchen nur wenig von den eben beschriebenen kasanischen Tartaren ab. Sie sind ehrlich, betriebsam, mäßig und reinlich, und nähren sich vom Ackerbau, Vieh- und Bienenzucht, einigen Handwerken und Handel.

Die Permier,

ehedem das herrschende Volk in dem Gouvernement Perm, sind finnischer Abstammung, machen jetzt kein eigenes Volk mehr aus, sondern sind völlig mit den Russen verschmolzen, deren Sprache, Religion, Kleidung und Lebensweise sie angenommen haben.

Die Bogulen oder Mansi,

am östlichen Abfall des Ural, am Kama und Irtsch, nur familien-, nicht völkerverweise zusammenwohnend, von finnischer Gesichtsbildung und Leibesgestalt, auch eine eigene finnische Sprache redend, leben größtentheils von

der Jagd, bei welcher sie sich mit gleicher Fertigkeit der Flinte, des Bogens, des Spießes, der Fallen und der Schlingen bedienen. Ihr Hausvieh, welches mit den Weibern stets in der Hütte, sei es nun die festere Winter- oder die leichtere Sommerwohnung, bleibt, sind Hunde und Kühe, denn Pferde halten sie unwegsamer Gegenden, der häufigen Wäden und des Mangels an Weide wegen nicht. Die beisammen wohnende Familie leidet nicht, daß in ihrem, oft einige Meilen weiten, mit einem, zwischen jungen Tannen und Fichten eingeflochtenen Zaunwerk umgebenen Gehege ein anderer jage, Holz fälle, Heu ährte. Die Mehrzahl der Wogulen sind noch Heiden und beten die Sonne als oberste Gottheit an. Alle, auch die Christlichen, Wogulen kaufen ihre Weiber und die Klerikern entführen sie. — Unter den

Bewohnern Sibiriens

gedenken wir hier zunächst der zur Strafe dahin verurtheilten Verbrecher und deren Nachkommen. Nachdem man in Rußland die Todesstrafe abgeschafft hatte, erhob die Regierung, seit der Mitte des 18. Jahrhunderts die Verbannung nach Sibirien zum allgemeinen Gesetz. 1799 fing man an, die Verurtheilten in zwei Klassen einzuhellen; die erste besteht aus denjenigen, welche zur Strafe des bürgerlichen Todes, und die zweite aus denen, welche bloß zu Besserungsstrafen verurtheilt sind. Die ersten verwendet man zu Zwangsarbeiten, aus den letztern bildet man Niederlassungen. Außerdem giebt es noch eine dritte Klasse von weniger schuldigen, oder auch von vornehmen Verurtheilten, denen bloß ein bestimmter Ort zum Aufenthalte angewiesen ist, aus welchem sie sich nicht entfernen dürfen. Alle, die zur Strafe nach Sibirien wandeln, werden, die Füße in Eisen geschmiedet, theils zu Fuße, theils zu Wasser transportirt. Nur Vornehmen bewilligt man bedeckte Wagen, die aber in den Städten, durch welche die Reise geht, nicht geöffnet werden dürfen. Die Summe, welche jedem zur Verpflegung, täglich ausgesetzt ist, besteht, nach Verhältniß des Standes und Verbrechens, aus einem oder mehreren Rubeln, oder auch nur

aus so vielen Kopeten. Auch die Zwangsarbeiten, zu welchen die erste Klasse verurtheilt wird, sind verschieden. Die größten Verbrecher kommen in die Bergwerke und müssen die härteste Behandlung erdulden, obschon durch den verstorbenen Kaiser Alexander viele Willkürungen eingetreten und namentlich die Strafe des Spießruthenlaufens und des Todprügelns, welche sonst in der Willkür der Aufseher standen, abgeschafft worden sind. Viele solche Verbrecher haben vor ihrer Transportierung nach Sibirien die Knote bekommen und sind gebrandmarkt worden, oder man hat ihnen die Nasenspitzen aufgeschlitzt. Etwas erträglicher ist das Loos derer, welche in den für Rechnung der Krone betriebenen Manufakturen, Branntweinbrennereien u. s. w. arbeiten müssen. Am besten leben die Ansiedler, welche von der Regierung nicht nur Land erhalten, sondern auch mit Geld, Werkzeugen und in den ersten drei Jahren sogar mit einem Vorrath von Lebensmitteln unterstützt werden. Vergleichs Niederlassungen stehen unter einem alten Soldaten, der den Polizeimeister macht, des Abends nachsieht, ob alle zu Hause sind, ihre Zwiste und Vergehungen auf der Stelle, meistens mit dem Stocke in der Hand, schlichtet und bestraft, oder die Widerspenstigen zu ernsterer Züchtigung anzeigt. Personen, die nicht zur Arbeit verurtheilt, sondern nur an einen bestimmten Ort verbannt sind, werden gewöhnlich in festen Häusern bewacht, können aber sonst ohne Zwang leben, sich manche Bequemlichkeiten und Vergnügungen verschaffen, sich wohl auch Geld zu ihrem Unterhalte von zu Hause kommen lassen, und erhalten, im Fall der Armuth, von der Regierung täglich 20 bis 30, und nach Verhältniß des Standes auch mehr Kopeten, womit, bei der Wohlfeilheit der Lebensmittel, schon auszukommen ist. — Wenn auch nach einer Durchschnittsrechnung der letzten Jahre jährlich 3 bis 4000 Sträflinge nach Sibirien geschickt werden, so ist doch der aus dieser Einwanderung für die Bevölkerung hervorgehende Zuwachs nicht von großem Belang, denn theils sind viele nur auf eine gewisse Zahl von Jahren zum Aufenthalt in Sibirien verurtheilt, theils unter-

liegen viele sehr bald den schweren Arbeiten in den Bergwerken u. s. w., theils endlich ist unter der Zahl der jährlich Ankommenden nur etwa ein Zehntel Weiber, von welchen kaum die Hälfte heirathet, die ältern Kolonisten aber bezeugen in der Regel wenig Lust, ihre Töchter mit den neu ankommenden Mannschaften zu verheirathen.

Die Ostjaken (s. Taf. LIX.),

im nordwestlichen Sibirien, ungefähr 30,000 Köpfe stark, und wahrscheinlich finnischer Abstammung, sind klein von Wuchs, schwach und besonders dünnbeinig, haben ein bleiches, plattes, ausdrucksloses Gesicht, das röthliche, ins Goldgelbe spielende Haar hängt ordnungslos um den Kopf. Sie sind in hohem Grade abergläubisch und furchtsam, überaus träge, übrigens aber sehr gutmüthig. Nur ein kleiner Theil der Ostjaken hat sich zum Christenthum gewendet, die Mehrzahl blieb einem Fetischismus der rohesten Art ergeben. Seinen Götzen, eine kleine, schlecht geschnitzte Holzpuppe mit Lappchen und Pelzflecken behangen, hält jeder werth, räumt ihm den Ehrenplatz in der Hütte ein und stellt auf einem Kistchen Geschenke aller Art, unter welchen ein Horn mit Schnupftabak und Weidenbast nicht fehlen darf, vor ihm auf. Besmiert man ihm das Maul mit Fischtett, so ist das eine besondere Ehre. Durchreisende Russen pflegen bisweilen, wenn des Nachts alles in der unverschlossenen Thüre schläft, das Horn auszuleeren und den Tabak für sich zu verwenden. Da wundert sich denn der Ostjake des Morgens, daß sein Gott so stark geschnupft habe und vermuthet, er müsse des Nachts auf der Jagd gewesen sein, weil man da gewöhnlich mehr Tabak braucht, als zu Hause. Die Ehrfurcht vor diesem Götzen dauert aber nur so lange, als es den Bewohnern der Hütte wohl geht. Treten wiederholte Unglücksfälle ein, so nimmt man dem Götzen seinen bunten Puz, entzieht ihm die Geschenke, stößt Schimpfreden gegen ihn aus, prügelt ihn tüchtig durch, wirft ihn am Ende wohl gar ins Feuer und ein anderes Stück Holz tritt an seine Stelle. Außer dem Hausgott verehren die Ostjaken

aber auch einen höchsten Gott, den Urheber aller Dinge. Aber nur in wichtigen Fällen nimmt man zu diesem seine Zuflucht und bringt ihm große Opfer. — In einem waldigen Thale, dessen Zugänge selbst den Russen verheimlicht werden, haben Ostjaken und Samojeden noch gemeinschaftlich zwei sehr hoch gehaltene Götzenbilder. Es sind dieß ein männliches und ein weibliches Wesen, in prächtige Felle und Pelze gekleidet, mit messingenen und blechernen Thierfiguren behangen, die Häupter mit Silberblechkränzen geschmückt. Jedes Bild steht unter einem besonderen, mit Zeug überzogenen, mit weißem Blech beschlagenen und oben mit einem vom Winde in Bewegung gesetzten Gldächchen versehenen Baume. Oben am Baume hat der Götze seine eigene Hütte, und der männliche Götze zugleich Pfeile und Bogen am Baume hängen. An den umstehenden Bäumen sind die Häute der geopfertten Rennthiere befestigt und rings um den Götzen her liegen Opferthalen, Kessel, Edßel, Schnupftabaksdörner und andere Geräthe. Bei den weiblichen Götzen versammelt sich nur die Weiber. — Jeder Untergott, — und es giebt ihrer eine große Menge, — hat sein eignes Revier, in dessen Grenzen man nicht jagen, fischen oder Holz fällen darf. Aus einem einem Götzen gehörigen Flußbezirke wagt man, selbst im Nothfall, keinen Trunk Wasser zu nehmen, ja die Vorüberfahrenden hüten sich sogar, das Ufer mit ihren Kutbern zu berühren. — In ihrem heidnischen Aberglauben werden die Ostjaken durch ihre Schamanen oder Priester bestrickt, die in so großem Ansehen stehen, daß auf ihr Geheiß den Götzen oft ganze Heerden Rennthiere geschlachtet, oder vielmehr mit Stangen niedergeschlagen werden. Bei Unfällen, Krankheiten, bösen Träumen, nimmt man zu dem Schaman seine Zuflucht, der die Träume deutet, die Zukunft vorhersagt. Bei seinen Prophezeiungen macht er auf der Trommel den abscheulichsten Lärm, trägt eine wunderliche, aus Lappen bestehende, mit Eisenwert, Wogellauen u. s. w. besetzte Kleidung, dreht sich im Kreise herum, verzerrt das Gesicht, fällt in Verzuckungen, wobei ihm der Schaum aus dem Munde dringt, fällt dann nieder und spricht Worte aus, die

so verschieden ausgelegt werden können, daß der Prophet immer Recht behält. — Der Uberglaube der Ostjaken ist mannigfaltig. Die Rückenfehren des Stors dürfen nicht mit einem Messer berührt, der Bauch des Fisches nicht gerade aufgeschlitt werden. Den Abend vor der Jagd sucht man zu niesen; aber kommt einem am Morgen des Jagdtages das Niesen an, so sucht er es zurückzuhalten, gelingt dieß nicht, so bleibt er von der Jagd zurück. Bei Ablegung des Hundigungseides, der stets unverbrüchlich gehalten wird, muß ein Beil gegenwärtig sein, mit dem ein Bär erlegt wurde, oder eine Bärenhaut, um welche die Schwörenden im Kreise knien. Dann reicht man ihnen Brot auf einer Messerspitze und der Ostjak sagt etwa also: „Wenn ich nicht treu bin, nicht meinen Tribut bezahle u. s. w., so mag ich an diesem Brote ersticken, das Beil haue mir den Kopf ab, der Bär zerreiße mich, das Messer tödte mich!“ Sie sind bei diesem Eide oft so eifrig, daß sie mit den Zähnen Haare aus der Bärenhaut reissen, um welche sie knien. Der Bär ist den Ostjaken überhaupt ein furchtbares und ehrwürdiges Thier. Da nach ihrem Glauben auch die erschlagenen Bäre mit in die andre Welt hinübergangen werden, so haben sie ein eignes Mittel erfunden, den Getödteten im Voraus mit sich zu versöhnen, damit er sie dort nicht anpöcke. Sie hängen nämlich seinen Pelz an einen Baum, gehen einige Mal ehrerbietig und mit vielen Verbeugungen um denselben herum, und stimmen dann einen Trauergesang an, in welchem die einzelne Stimme fragt: „Wer hat dich erwürgt? dir den Kopf abgehauen? den Leib dir aufgeschnitten?“ Der Chor wälzt antwortend alle Schuld auf die Rüssen und zum Beschluß schreien alle: „O verzeihe, verzeihe!“

Die Kleidung der Männer und Weiber besteht aus Pelzwerk, meistens von Krenn-thieren. Das Unterkleid, an welchem die Haare einwärts gefehrt sind, hat die Form eines Fuhrmanneshemdes und reicht bis an die halben Schenkel; das Oberkleid, mit auswärts gefehrten Haaren, reicht bis an die Kniee und hat oben, wo man mit dem Kopfe hineinkriecht,

eine Kappe, die statt Mütze dient und mit Hundfell überdrant ist. In großer Kälte zieht man noch einen dritten Pelz darüber, der aus dem Winterfell der Krennthiere gemacht ist und daher längeres Haar hat. Im Sommer wird bei regnerischer Bitterung ein Kleid von Fischhaut getragen, das man aber bei eintretender Hungersnoth kocht und verzehrt. Aus Krennthier- oder Fischhaut macht man auch die engen Weinkleider, die kaum bis an das Knie reichen, die Strümpfe werden aus jungen, kurzhaarigen Krennthierfellen verfertigt. Die Pfoten des Krennthieres schneidet man in Streifen zu Stiefeln; die zwischen den Klauen sitzenden, borstigen Haarflecken dienen zu Sohlen, denn sie halten stark, verhindern durch das Strauben der Haare das Ausgleiten auf dem Schnee und werden deshalb selbst von den Rüssen geschätzt. Die Weiber tragen auf dem bloßen Leibe eine Art Pelzschlafrock, ohne Weinkleider, und nur im Winter Schuh und Strümpfe. Das Haar hängt in zwei Zöpfen auf dem Rücken herab und die Weichen haben an den Spitzen der Zöpfe bis an die Kniebeugen herabgehende Tuchstreifen mit Wessingblechen, welche Pferde, Krennthiere, Fische u. dergl. darstellen. Das Gesicht bedeckt ein Schleier, denn unverhüllt darf sich kein Weib vor einem Manne, selbst den Schwiegervater nicht ausgenommen, sehen lassen; so wie sich auch der Mann so lange nicht vor der Schwiegermutter sehen läßt, als er keine Erben hat. — Beide Geschlechter tätowiren sich gewisse Figuren, die mit Ruß vorgezeichnet werden und nachher in blauen Punkten erscheinen, auf den Nacken, die Hände, die Arme und die Schienbeine.

Im Sommer ziehen die Ostjaken den fischreichen Gegenden nach, und verändern ihre leichten Wohnungen, die nur aus pyramidenförmig in die Erde gestoßnen Pfählen, die mit zusammengehäuter Birkenrinde bedeckt sind, sehr oft. Die Winterwohnungen werden gern nahe an den Flüssen, oder auf Anhöhen aus festem Holze und zur Hälfte unter die Erde gebaut, auch oben, um gegen die Kälte geschützt zu sein, mit Erde beworfen. In das Fensterloch läßt man statt des Glases ein Stück Eis

einfrieren und vor der Thüre wird ein bedeckter Gang angelegt, zu dessen beiden Seiten man das Geräthe und das Pelzwerk aufbewahrt. Der innere Raum einer solchen Erdhütte ist in so viel Verschläge eingetheilt, als Familien, deren zuweilen 30 sind, darin wohnen. Eine solche Jurte ist also gleichsam ein ganzes Dorf. Zwar leben die Familien einer Jurte sehr verträglich mit einander, aber durch die Ausdünstungen so vieler fischessender Menschen, durch die Menge der Speisen, die täglich gekocht werden müssen, durch den Dampf der Thranlampen, die Unreinlichkeit der Kinder und die ausgeweideten Fische, welche in der Nähe des Feuers aufgehängt werden, entsteht ein solcher Gestank, daß der daran nicht gewöhnte Fremde beim Eintritt in eine solche Hütte in Ohnmacht zu fallen Gefahr läuft. — Ihre Kessel und Schüsseln werden nie gereinigt, selbst nicht, wenn die Hunde daraus gefressen haben. Die Hände wäscht sich die Hausfrau nur dann, wenn sie Fische schlachtet, oder aus dem Kessel langt, und dann trocknet sie sich an ihrem Pelze ab. Mit Ungeziefer sind sie reichlich versehen. — Zu welcher Tageszeit man auch in eine Hütte treten mag, stets brennt in der Mitte ein Feuer; denn man hält keine regelmäßigen Mahlzeiten, sondern ein jeder kocht und bratet, wenn ihn hungert. Von dem beständigen Rauche wird das Innere so stark mit Ruß überzogen, daß er an einigen Stellen zapfenweise herunterhängt. Die Lagerstätte der Erwachsenen ist entweder auf Heu oder Rennthiersellen, am Boden oder auf erhöhten Schlafbänken, unter denen die Hunde liegen. Kleine Kinder legt man in Wiegen von Birkenrinde, auf zerriebenes, faules Holz, bedeckt sie mit einem Stück Pelz und schnürt sie fest zu.

Das Hauptnahrungsmittel im Sommer und Winter sind Fische, die man roh und gekocht, getrocknet und zu Pulver gestampft ist. In den untern Gegenden der Flüsse, wo die Menge der Fische unglaublich groß ist, reißen sie denselben bloß das Fett aus und werfen den Körper weg, und selbst die gierigen Hunde sind dann oft nicht im Stande, alle weggeworfene Fische zu verzehren. Im Winter werden

auch große Jagden angestellt, bei welchen die Bewohner einer Jurte sich gewöhnlich in mehrere kleine Gesellschaften theilen. Man hüllt sich in dicke Pelze, besetzt Schneeschuhe an die Füße, bewaffnet sich mit Bogen und Pfeilen, und jeder schleppt, da solche Jagden oft monatelang dauern, seinen Mundvorrath auf einem kleinen Schlitten hinter sich. Um die Kälte im Gesicht auszuhalten, machen sie sich den Schnupftabak, den sie viel leidenschaftlicher als den Rauchtobak lieben, durch Zusatz von der Asche des Baumschwammes, höchst reizend, stopfen die Nase davon voll, und drehen dann in jedes Nasenloch einen Pfropf von Weidenbast, so daß in der Regel das ganze Gesicht dadurch entzündet wird. Erlegen sie ein Stück Wild, so ziehen sie ihm einstweilen bloß das Fell ab, und verscharren den Körper unter den Schnee. Nach ihrer Heimkehr ziehen sie dann mit Hundeschlitten wieder an den bezeichneten Ort und schleppen das Thier nach Hause. Dann giebt man seinen Freunden und Nachbarn ein fröhliches Mahl, bei welchem das Wild zerlegt, und Gehirn, Herz, Lunge, Leber und das Knochenmark roh verzehrt wird.

Weiber heirathet der Ostjake so viele, als er bezahlen und ernähren kann; vorzüglich gern nimmt er der Frauen Schwestern, weil diese nur den halben Kalin (Kaufpreis) kosten. Mit dem Freierwerber begiebt sich der Heirathslustige in das Haus des gewünschten Schwiegervaters, der die Gäste erst bewirthet, und sodann in eine andre Jurte sich begiebt; nun beginnt, hin- und herlaufend, der Freierwerber sein Geschäft und handelt so lange, bis man über den Kalin, der nicht selten hundert Rennthiere und vieles Pelzwerk beträgt, einig ist. Sobald ein Theil des Kalins abgetragen ist, hat der Bräutigam die Rechte des Ehemannes, darf aber seine Frau nicht eher in seine Hütte führen, bis Alles entrichtet ist. Gewöhnlich haben die Weiber der Ostjaken mehr Arbeit, als die Männer; während diese bloß ihre Fischernetze, Rähne, Hundeschlitten, Schneeschuhe, Bogen, Pfeile, und andere Geräthschaften verfertigen und dann entweder auf die Jagd gehen, oder unthätig in der Jurte liegen, haben die Wei-

ber das Pelzwerk zu gerben, Thran und Fischelein zu kochen, aus Messelfaden Leinwand zu weben, Kleider zu machen und auszubessern, Seife zu siedeln, ja sogar die Sommerwohnungen zu bauen und dem Manne alles in die Hand zu geben, was er braucht. Dafür darf aber auch ein Mann seine Frau nicht ohne Einwilligung des Schwiegervaters schlagen, sonst erfolgt Scheidung.

Eine Hauptbelustigung der Ostjaken ist der Tanz, der, wie bei vielen andern sibirischen Völkern, mimisch ist, und gewöhnlich Begebenheiten der Jagd und Fischerei vorstellt. Alle Thiere werden pantomimisch nachgeahmt. Bei der Vorstellung des Kranichs hüpfet der Tänzer auf den Fersen herum; ein Stab, den er aus dem Pelze emporsteckt, bedeutet den Hals des Thieres. Auch wenn sie Renn- oder Elenthiere darstellen, ahmen sie den Gang und Lauf derselben sehr genau nach und die Musik beobachtet, den Vorstellungen gemäß, den nöthigen Wechsel, geht langsam, sauft, schleppend oder rasch. Zu einer andern Zeit ahmen sie in ihren Balletten, mit vielem Geschicke, die Gebärden und Sonderbarkeiten ihrer Nachbarn, besonders der Russen, nach, die sie nicht leiden können und stets lächerlich zu machen suchen.

Seine Todten beerdigt der Ostjake 10 — 12 Stunden nach ihrem Verschleiden, und da er an ein künftiges mit dem gegenwärtigen ganz übereinstimmendes Leben glaubt, so werden den Todten auch Kleider und Geräthschaften mitgegeben, damit es ihnen in der andern Welt an nichts fehlen möge. Außerdem erhebt man an dem Grabe ein lautes Klagegeschrei, opfert das beste Rennthier und macht sich von werthen Verstorbenen sogar Bilder, bei welchen freilich an keine Ähnlichkeit zu denken ist. Frauen haben oft statt ihrer verstorbenen Gatten Puppen, die sie mit an den Tisch setzen, mit auf's Lager nehmen, anputzen, füttern u. s. w.

Die Samojeden (s. Taf. LX),

die unter diesem Namen den Russen schon seit dem 11. Jahrhundert bekannt waren, nennen sich selbst Stenetsch, d. i. Menschen, oder Chassowa, d. i. Männer. Als die siegen-

den Russen sie erreichten, waren sie schon von den Tartaren aus ihren heimischen Wohnsitzen verdrängt, von ihren verwandten Stämmen getrennt und nirgends in ihrer eigenthümlichen Verfassung. In den kältesten, rauhesten und öddesten Gegenden des Erdbodens, vom weißen Meere bis fast an die Lena, also sowohl in Europa, als in Sibirien, leben sie einzeln und sparsam zerstreut, in mehrere, in ihrer Mundart sehr von einander abweichende, Stämme eingetheilt. Die Samojeden, wahrscheinlich finnischer Abstammung, gehören, wie die Eskimos, zu den kleinsten Menschen der Erde; sie sind 4 bis höchstens 5 Fuß lang, von unterseitem Wuchse, haben kurze Beine, einen dicken und flachen Kopf, einen großen Mund, lange Ohren, kleine und langgeschlitzte Augen, eine braungelbe, von Fett glänzende Haut und schwarzborstige, bis auf die Schultern herabreichende Kopshaare. An den übrigen Theilen des Körpers rupfen sie die Haare sorgfältig aus. Das weibliche Geschlecht ist etwas schlanker, aber auch kleiner, und im Ganzen eben so häßlich; die meisten Mädchen werden im 11. und 12. Jahre schon Mütter. Von Charakter ist der Samojede gutmüthig und ehrlich, und wenn einige Reisende über sein unausgeglichenes Pflergma klagen, so haben andre wieder an demselben eine ganz eigne Reizbarkeit, die er wahrscheinlich als Nationalcharakter mitbrachte, und die selbst von dem Klima hat nicht bemeisert werden können (sie findet sich auch bei den Ostjaken, Jakuten, Tungusen, Tschuktschen und Kamtschadalen) zu bemerken, Gelegenheit gehabt. Eine Kleinigkeit, ein unerwartetes Zurufen, eine unermuthete Berührung, der Anblick eines ungewöhnlichen Gegenstandes, ein Zischen, ein Pfeifen des Windes u. s. w. setzt ihn in eine Art von Wuth, in welcher er mit Weis, Prädgel oder Messer andre anfaßt. Hält man ihn zurück, dann schreit er, schlägt um sich, wälzt sich wie unsinnig auf der Erde herum und wird ganz rasend. So hatte ein Russe einmal einem Samojeden seinen rauben Handschuh angezogen; der Samojede betrachtete starr die Hand, hielt sie für eine Barentage und gerieth darüber in den oben beschriebenen Zustand. Einen solchen

Währenden räucheret man stark mit Rennthierhaaren an, und hält ihm den Dampf dicht unter die Nase, worauf er in einen oft 24 Stunden Schlummer versällt und gesund erwacht.

Noch vor wenigen Jahren waren die Samojeden, hinsichtlich ihrer Religion, Heiden, im Jahre 1825 aber wurde auf kaiserlichen Befehl zu Archangel mit günstigem Erfolge eine Mission gestiftet, um zunächst die im europäischen Rußland wohnenden Samojeden zum Christenthume zu bekehren. Für die Bekehrten sind jetzt 3 Kirchen auf öffentliche Kosten erbaut und bei denselben Geistliche angestellt und besoldet. Doch mögen wohl die meisten Samojeden, besonders die sibirischen, nur dem Namen nach Christen seyn. Als Heiden verehrten und verehren sie zum Theil noch eine oberste Gottheit, Stum oder Telumbarto genannt, die nicht bildlich dargestellt werden darf. Von dieser sind die Tadehzy, Untergrötter, deren es eine Unzahl giebt und zu denen auch Sonne und Mond gehören, erschaffen. Diese verehrt man unter hölzernen Bildern, deren sich in jeder Hütte eines befindet, und welches auch, wenn man reiset oder jagt, mitgenommen und an den Schlitten gebunden wird. Die Lehrer und Diener der Religion, welche die Grundsätze derselben aufbewahren und überliefern, sind Käufer und Zauberer, die in der Sprache der Samojeden Tadi bei, auf Russisch Chudebniki heißen und ganz den Schamanen der Ostjaken gleichen. Man betrachtet sie als heilige, erleuchtete Menschen, die in inniger Verbindung mit den Göttern stehen, und trauet ihnen daher prophetischen Geist und eine übernatürliche Fähigkeit zu, den Menschen Gutes oder Böses zu thun, durch ihre Zauberei eine Krankheit zu verursachen, oder auch zu heben. Wenn das Tambourin des Schamanen ertönt, ein Zeichen, daß der Geist über ihn komme, so eilen die Samojeden nach der Hütte desselben, und setzen sich um ihn herum. Nun beginnt der Zauberer seine Beschwörungen, läßt von neuem seine Trommel, erst ganz schwach, darauf stärker, endlich mit aller Gewalt ertönen. Die Zuschauer begleiten ihn mit ihren Stimmen und schreien endlich wie während: Hoi! Hoi!

Hoi! Alsdann ruft der Schaman die Tadehzy an, unterhält sich mit ihnen und erzählt hierauf desklamirend seinen Zuhörern die ihm enthüllten Geheimnisse. Zuweilen bohrt er sich eine Gerte, womit man die Rennthiere treibt, auf den Leib, oder zieht quer durch denselben einen Riemen, dessen Enden zu beiden Seiten herabhängen, spannt ein Rennthier daran, setzt sich auf einen Schlitten und läßt sich so einige Klaftern weit ziehen. Alles dieses thut er, wie er versichert, auf Befehl der Götter, damit er, ihnen zu Gefallen, diese Martern ertragen, die Erfüllung seiner Gebete von ihnen erlange. Dieser scheußliche Anblick, der den Samojeden entzückt, dauert ungefähr zwei bis drei Stunden, und ein Opfer, dem höchsten Gott und seinen Untergröttern dargebracht, beschließt die Ceremonie. Der Gegenstand der Prophezeiung ist für den Samojeden eine wichtige Sache; es handelt sich darum, zu wissen, ob er von einer natürlichen, oder durch Zauberei über ihn gebrachten Krankheit genesen; ob er auf der Jagd glücklich seyn; wie dieser oder jener Traum zu deuten sey u. s. w. Fließt während der Ceremonie das Blut reichlich aus des Zaubereis Leibe, oder empfindet er den geringsten Schmerz in Folge seiner vermeintlichen Wunden, so bezeichnet dies ein kommendes Unglück; thut ihm aber nichts weh, so ist dies ein höchst glückliches Vorzeichen. Das Recht, Tadi bei zu sein, gehört ausschließlich einigen Familien, in welchen es selbst auf die Töchter forterbt. Bestimmte Einkünfte haben die Schamanen nicht; wenn sie aber auf besonderes Verlangen irgend jemandes die Götter befragen, so giebt ihnen dieser, je nach seinen Mitteln und der Wichtigkeit der Sache, eine bestimmte Anzahl Rennthiere. Geht die Prophezeiung in Erfüllung, so behält der Tadi bei die Rennthiere als sein Eigenthum, im entgegengesetzten Falle muß er sie zurückgeben.

Die Wohnungen der Samojeden gleichen ganz denen der Ostjaken. Da der unfruchtbare Boden ihres Landes Feld- und Gartenbau unmöglich macht, und das Pflanzenreich ihnen bloß einige Schwämme und Beeren liefert, so sind sie genöthigt, ihre ganze Nahrung aus dem Thierreiche zu nehmen. Wildes

Kennthierfleisch^{*)}), denn sein zahmes Kennthier schlachtet der Samojede eben so ungern, als er es isst; Fische, die in Netzen aus Weidenbast gefangen werden, und Vögel sind seine gewöhnliche Nahrung. Auch todte Wallfische und andere Seethiere, welche der Sturm ans Ufer schleudert, werden nicht verschmäht. Als Getränk dient häufig das warme Blut der geschlachteten, oder auf der Jagd erlegten Thiere; außerdem trinken sie Wasser, und wenn sie ihn haben können, auch Brantwein, der unter ihre kostbarsten Leckereien gehört und sie zur Fröhlichkeit und zum Tanze begeistert. Eben so begierig sind sie nach Tabak, den sie schnupfen, rauchen und kauen. In Ermangelung des Brantweins bereiten sie ein berauschendes Getränk aus giftigen Schwämmen, welches sie zu legt in eine Art von Raserei und Bewußtlosigkeit versetzt.

Die Trachten der Samojeden sind verschieden. Manche scheeren den Kopf ganz, manche nur zum Theil, manche gar nicht; einige lassen einen Stuhbart, einige die Haare an den Kinnladen stehen. Die Frauen flechten das Haupthaar in zwei Zöpfe, die nie ausgespült werden; das vom Halse bis zum Knie, wie ein Hemd herabgehende Kleid hat Brust- und Rückenstücke aus jungen Kennthierfellen, das Uebrige ist aus zusammengestückten, rothen, gelben und blauen Tuchlappen gemacht. Auch vorn und hinten müssen einige Tuchlappen angehängt werden. Das Oberkleid wird vorn bloß zusammengeschlagen und mit einem Gürtel, dessen beide Enden sich in einem großen, eisernen Ringe vereinigen, fest gehalten; unten am Rande hat es eine dreifache Pelzverbrämung. Die Beinkleider, mit welchen die aus Pelzwerk bestehenden Strümpfe ein Stück ausmachen, sind aus gegerbten Kennthierfellen bereitet. Eine Art Halbstiefeln tragen alle, und überhaupt ist die Bekleidung beider Geschlechter dieselbe, nur haben die Frauen den Rand des Pelzes mit

Tuch eingefast, und die Mädchen tragen die Haarkleider herabhängend. Die Samojedin legt ihre Kleider nie ab, der Samojed aber zieht sie, mit Ausnahme der Beinkleider, beim Schlafengehen aus.

Vielweiberei ist zwar erlaubt, doch haben die Urmern in der Regel nur eine Frau, Leute von mittelmäßigem Vermögen selten mehr als zwei oder drei. Der Reichtum der Samojeden aber besteht in ihren Kennthieren; wer 1500 bis 2000 zahme Kennthiere besitzt, ist reich; 20 bis 30 sind zum Unterhalte einer Familie nothwendig; wer indeß nicht mehr als 10 besitzt, ist arm, und muß seine Nahrung vorzüglich durch die Jagd suchen, oder bei andern in Dienste gehen. Ein Samojede, der heirathen will, setzt sich mit einem Brautwerber, Kiruta, und mehreren Verwandten auf den Schlitten und fährt nach der Wohnung des künftigen Schwiegervaters. Während die Gesellschaft auf dem Schlitten sitzen bleibt, geht der Kiruta in die Hütte, und handelt mit dem Vater des Mädchens um den Brautpreis, Kalin, der bei Reichen in 100 bis 150 Kennthieren und manchen andern Gegenständen, die man zum Theil nur von den Russen haben kann, besteht. Unterdessen müssen die Gäste oft lange frieren, denn der Schwiegervater verlangt gewöhnlich viel und der Bräutigam will wenig geben. Kommen sie nicht überein, so muß die erfrorene Gesellschaft ohne Bewirthung abziehen. Wird man Handels einig, so nöthigt der Brautvater die Gäste zum Absteigen und veranstaltet ein tüchtiges Mahl, über welchem er den Bräutigam singend ermahnt, seine Tochter zu lieben und gut zu halten, was ihm von diesem, ebenfalls singend, versprochen wird. Hierauf kehren die Gäste, nachdem noch die Mitgift der Braut, die sich in der Regel nach dem gegebenen Kalin richtet, festgesetzt worden ist. Nach einiger Zeit holt der Bräutigam seine Braut ab, die sich anscheinend so ernstlich gegen die Beglei-

^{*)} Ist man so glücklich, ein wildes Kennthier zu erlegen, so opfert man die hingeworfenen Ohren dem künftigen glücklichen Fange, schält das Fleisch von den Knochen, die man spalter, um das warme Mark herauszulassen. Das noch rauchende Gehirn gilt für einen Leckerbissen. Das im Frühling noch weiche Gewebe wird ebenfalls verzehrt, man zerstoßt es, mischt Blut darunter und erdört davon einen kräftigen Brannt oder einen haltbaren Ritt.

tung sträubt, daß man sie auf dem Schlitten fest binden muß. Ehescheidungen halten nicht schwer; doch verliert der Mann, welcher seine Frau verstoßt, auf immer die für sie gegebenen Kenntniss, verläßt ihn aber seine Frau, so bekommt er den Kalin zurück. Geschiedene haben völlige Freiheit zum Schließen einer neuen Verbindung, aber für eine geschiedene Frau giebt ein Mann lange nicht so viel Kenntniss, als für ein Mädchen. Uebrigens werden, wie bei allen rehen Völkern, so auch hier, die Weiber hart behandelt. Wenn sie ihre Arbeit auch noch so fleißig verrichten, so zeigt sich der Mann doch nie freundlich gegen sie; demüthig warten sie ihm bei Fische auf und verzehren die Ueberbleibsel der Mahlzeit in einem stillen Winkel. Der schmutzige Samojede verachtet sein Weib als ein unreines Wesen; alles ist unrein, worauf sie gegessen hat, und muß erst mit Kenntnisshaaren gedüchert werden, ehe der Mann davon Gebrauch macht. Hinter dem Feuer in der Hütte ist ein Pflock eingeschlagen, über welchen sie nie schreiten darf, weil man glaubt, daß der Wolf in derselben Nacht ein Kenntniss fresse, wo das Weib den Pflock überschritten hat; eben so wenig darf sie in die Fußstapfen der Männer treten, und wenn mehrere Schlitten hinter einander auf der Straße fahren und sie von einer Seite der Reihe auf die andere gehen will, so muß sie entweder den ganzen Zug umlaufen, oder unter der Reichelslange des Schlittens wegfriechen. Auch darf sie zu gewissen Zeiten nichts kochen und dem Manne darreichen, und nach ihrer Niederkunft, die in einer eigens dazu bestimmten, unrein genannten Hütte erfolgen muß, in 2 Monaten kein frisches Fleisch genießen. — Sobald ein Kind zur Welt gekommen, wäscht es die Hebamme mit einem Schwamme, der in warmes Wasser, worin man Beifuß hat kochen lassen, getaucht wird, und nachdem das Kind noch mit Kenntnissfett eingerieben worden, legt man es in eine einem länglichen Korbe gleichende Wiege von Birkenrinde auf Moos oder saules, weich geriebenes Holz. Im 15. Jahre bekommen die Knaben einen Namen, den sie behalten, denn einen im 5. Jahre erhaltenen verlieren sie wieder. Mädchen haben nie einen

eigenen Namen und die Frauen heißen bloß Ne, d. i. Weib.

Die Hauptbeschäftigung der Männer ist der Fischfang, die Jagd der wilden und die Abwartung der zahmen Kenntniss. Die Weiber müssen Kleider verfertigen, Leder gerben, Fische trocknen, die Sommerhütten bauen, Fäden und Schnüre aus den Sehnen der Kenntniss thiere zum Nähen verfertigen und die Küche besorgen.

Zu den Vergnügungen der Samojeden gehören Tänze, die in wunderlichen Drehungen und Wendungen des Körpers, der dabei nicht von der Stelle kommt, bestehen. Musikalische Instrumente kennt man nicht; statt der Musik wiederholt man einige seltsame, schnarrend durch die Nase gezogene Töne. Jedes Geschlecht tanzt für sich allein. Außer den Tänzen hat man noch Kampfspiele, die hauptsächlich in Bogenschießen und Springen über ein gewisses Ziel bestehen.

Stirbt ein Samojede, so ziehen ihm die Frauen seine schönsten Kleider an, hüllen ihn in eine Decke von Kenntnissfellen, umbinden diese mit Stricken, und ziehen den Todten, den Kopf voran, durch eine der Stelle, wo er gestorben ist, gegenüber gemachte Oeffnung heraus; denn wollte man ihn zur Thüre des Zeltes herausschaffen, so konnte er den Rückweg leicht finden und einen nachholen. Hierauf legt man den Verstorbenen auf den Schlitten, dessen er sich gewöhnlich bediente, und ein Schaman sucht durch seine Kunst zu entdecken, an welcher Stelle derselbe beerdigt zu sein wünsche. Zu diesem Zweck wirft er eine Art wider einen Baum oder irgend einen andern Gegenstand; kann er sie leicht wieder herausziehen, so steht dieser Ort dem Todten an. Nun spannt man an den Schlitten, auf welchem der Verstorbene liegt, eins seiner liebsten Kenntniss thiere, und alle Bekannte und Verwandte beiderlei Geschlechts begeben sich nach dem Grabe; die Frauen nehmen den Leichnam an Kopf und Fuß, und legen ihn, das Gesicht nach Morgen gewendet, in die Grube, neben ihn die Geräthschaften, deren er sich bei Lebzeiten bediente. Ueber den Kopf wird ein Kessel oder ein anderes dazu taugliches

Gefäß gestellt, damit die Seele, die ein sehr zartes Wesen ist, beim Zuwerfen des Grabes nicht zerquetscht werde. Das Renntier, das den Todten zu seinem Grabe zog, wird hierauf, den Kopf gegen die Füße des Verstorbenen gerichtet, auf den Hügel gelegt; vier Samojeden fallen mit Stechgabeln über dasselbe her, verendet es schnell, so ist dies ein günstiges Zeichen, hebt es aber den Kopf noch einmal, oder macht es eine kleine andere Bewegung, so fliehen alle erschreckt, denn unfehlbar wird nun einer oder der andere von ihnen nächstens sterben. Zum Beschlusse der Begräbnißfeierlichkeiten wird ein großes Feuer angezündet, Oel, Talg, Brot und Tabak hineingeworfen und zuletzt nimmt jeder der Anwesenden eine Fischgräte, der Schaman aber, der vorher den Abgeschiedenen ermahnt hat, die Nachbleibenden in Ruhe zu lassen und seine glücklichen Jagden den Verwandten zu beschleunigen, zwei, worauf alle, das Gesicht gegen Abend gewendet, über das Grab gehen und jeder seine Gräte zu den Füßen des Todten, der Schaman aber die eine zu den Füßen, die andere am Kopfe einstekt; die eine bezeichnet des Todten, die andere den der Trauerbegleitung. Zieht ein Samojede, wäre es auch nach 10 Jahren, am Grabe des Verwandten vorüber, so opfert er dem Andenken desselben ein Renntier, verzehrt es mit seiner Gesellschaft und steckt das Geweihe am Grabe auf. Der Name des Verstorbenen aber darf lange Zeit nicht genannt werden, denn dieß könnte ihn im Grabe beunruhigen, ja sogar sein gespenstliches Wiederkommen veranlassen. Aus alle dem ergibt sich, daß die Vorstellungen der Samojeden von Tod und Grab höchst schauerlich sind. — Die Trauer um die Todten besteht darin, daß man eine Zeit lang den Leib nicht gärtet, die Wittwen anfangs die Haare flechten lösen und nachher statt zwei drei Flechten tragen.

Die Jakuten (s. Taf. LXI.),

zum tartarischen Stamme gehörend und an den beiden Seiten der Lena bis zum Eismere hin wohnend, nennen sich selbst Socha und mögen jetzt ungefähr 100,000 Köpfe zäh-

len. Sie sind von mittlerer Größe und starkem Baus, haben ein plattes, mageres, hellkupfriges Gesicht, kleine Augen und wenig Haare. Man rühmt an ihnen die Tugenden der Ehrlichkeit, Menschenliebe und Gastfreundschaft. — Die ärmern Jakuten haben, um dadurch einige Jahre vom Kopfgelde befreit zu sein, die christliche Religion angenommen, die Reichen aber verschmähen das Christenthum, weil ihnen die Geistlichen den Genuß des Fleisches in der Fastenzeit, auf immer aber ihren Leckerbissen, den Pferdebraten, unterlagen. Auch wird es in der That den Jakuten, da sie weder Brot noch Gemüse, oft auch keine Fische haben, beinahe unmöglich, die langen Fasten der griechischen Kirche auszuhalten, sie sind daher noch eifrige Anhänger der Schamanen, die durch ihre Zaubereien und Geisterbeschwörungen sich im Anschen zu erhalten wissen. Lappenspinnen mit Korallenaugen sind ihre Götzen, denen sie Rauch- und Speiseopfer bringen und das Maul mit Fett und Blut schmieren. Der Hauptgötze heißt Tangra, unter ihm steht der Welterschöpfer, der nebst seiner Frau allmächtig ist. Wechsit überbringt die Gebete und erscheint zuweilen in Gestalt eines weißen Hengstes oder Vogels. Der Eid, bei welchem der Schwörende mit gegen die Sonne gekehrtem Gesichte sagt: Möge ich alles verlieren, was dem Menschen werth ist, Vater, Mutter, Weiber, Kinder, das Licht der Sonne und das Leben, und möge mein Geist in das ewige Elend hinabfahren, wenn ich lüge, ist ihnen über alles heilig. Der Schwörende muß überdieß in einen Bärenkopf beißen und wird gewiß einmal von einem Bären erwürgt, wenn er falsch geschworen hat.

Die Nahrungsmittel der Jakuten bestehen in dem Ertrage der Viehzucht, Jagd und Fischerei, die als ihre Nahrungsweige zu betrachten sind. Pferdefleisch ist ihr liebstes Gericht. Mit heißer Begierde essen sie Pferdes- und Rinderfett und Talg roh, und geben sogar den kleinen Kindern, um sie zu beschwichtigen, ganze Stücke rohes Fett in den Mund. Außerdem essen sie das Fleisch der Renntiere und aller wilden Thiere, welche ihnen vorkommen, selbst Räuse nicht ausgenommen, daher sich

manche sibirische Bauern keine Kägen halten, weil ihre Jakutenknechte ohnedieß die Mäuse, der geschicktesten Käge gleich, wegfangen. Ueber die Gefräßigkeit der Jakuten bemerkt ein neuerer Reisender: „Alles, was der Mensch kauen kann, es mag Fisch oder Fleisch sein, einerlei von welchem Thiere, es mag sinken oder nicht, das frisst der Jakute, bis er genug hat, d. h. bis sein Bauch ganz rund wird. Der Schlund dieser Menschen muß ganz anders gebildet sein, als der unsrige; denn den heißesten Thee und die heißeste Suppe, die unsere Lippen nicht berühren konnten, vermochten sie hineinzugießen. Das Werthwürdigste bei dieser Gefräßigkeit ist, daß keine Krankheit darauf folgt.“ Der nämliche Reisende sah ein genährtes Jakutenkind, das unbeschwert drei Falgterzen, zwei Pfund gefrorene Butter und ein großes Stück Seife schmauste, und der Admiral Zaritschef gedenkt eines Mannes von demselben Stamme, welcher im Laufe von 24 Stunden das Hinterviertel eines großen Ochsen sammt 20 Pfund Fett genoß, auch viel zerlassene Butter dazu trank, und er selbst bewirthete ihn einst, als jener schon gefrühstückt hatte, mit 28 Pfunden des steifsten Reisbreyes, die dem Jakuten wohl bekamen. Im Sommer trinken sie gewöhnlich saure Pferdemilch und im Winter, wenn Branntwein, den sie über alles lieben, nicht zu haben ist, Uuden, ein Getränk, das aus saurer Milch, ungesalzener Butter und Wasser besteht. Ferner trinken alle gern geschmolzene Butter, die sie auch bei mehreren Krankheiten mit Erfolg als Arznei brauchen.

Die Sommers- und Winterwohnung, so wie die ganze häusliche Einrichtung, hat mit der der Ostjäten viel Aehnliches. Der Thür gegenüber befindet sich bei den christlichen Jakuten das Bild des Schutzheiligen, bei den heidnischen das Bild des Hausgötzen, und darunter ist der Ehrensitz angebracht. Das Küchengeräthe besteht aus einem großen eisernen Kessel, den sie selbst, und zwar besser als die Russen, zu verfertigen wissen, einigen hölzernen Töpfeln und Napfen, einigen irdenen Töpfen und einem Messer für jeden Hausgenossen. An den Wänden befinden sich Tische und kleine Verschläge zum

Schlafen. Die Weiber nehmen die nördliche, die Männer die südliche Wand der Hütte ein; die Thür ist allezeit gegen Osten. Der Feuerherd steht frei in der Mitte der Jurte und außer der Wirthin darf kein Weib einem Fremden etwas zu essen oder zu trinken reichen, ohne vorher rund um den Herd gegangen zu sein. Hornvieh und Pferde werden in einem Nebenhause gehalten, das mit dem Wohnhause durch eine große Oeffnung zusammenhängt. Den Geruch, welcher von diesem Stalle ausgeht, hält man für sehr gesund.

Die Kleidung macht man im Winter aus Pelzwerk, im Sommer aus braunem Rennthier- oder Pferdeleder, nach einerlei Schnitt mit und ohne Verzierung. Die Stelle des Hemdes vertritt ein Brustlag, über welchen im Winter ein Halbpelz, das Rauchwerk nach innen, und darüber eine Art von Kasan mit aufgeschlagenen Schößen, das Rauchwerk nach außen, gezogen wird. Die Beinkleider bedecken nur die obere Hälfte der Lenden, die untere Hälfte und die Waden werden zugleich mit den Füßen, mit weit herausgehenden Stiefeln bekleidet. Reiche Leute unterscheiden sich durch zwei vorn an den Gürtel gebundene Stücke rothen oder blauen Tuches. Auf Reisen und bei Jagden ist außer Bogen und Pfeilen ein langes, am Gürtel befestigtes, Messer, ein Feuerzeug und der aus Wermuth bereitete Sander ihr beständiger Begleiter. Die Festtagskleidung der Weiber besteht in langen Pelzen, die mit gefärbtem Tuche oder chinesischem Seidenzeuge überzogen, mit silbernen und messingenen Biechstücken behangen, und rund herum mit Bibern, Zobeln und Otterfell besetzt sind. Auf dem Kopfe tragen sie eine besondere Art von Mütze mit zwei bis drei Federbüschen, und in den Ohren große silberne Ringe. Die Haare flechten sie hinten in einen Zopf und um das Gesicht gegen Kälte zu schützen, bedecken sie es mit ledernen Masken.

Die heidnischen Jakuten nehmen sich in der Regel mehr als eine Frau. Ist man über den Kaufpreis einig, so schlachtet der Bräutigam zwei fette Stuten, kocht die Köpfe, nimmt vier Stunde zu sich, und läßt, wenn er mit

ihnen vor der Hütte des Schwiegervaters angekommen ist, diesem durch einen der Begleiter den einen Pferdekopf überbringen. Hierauf geht der Bräutigam mit seinen übrigen Freunden selbst in die Wohnung; ein Schaman steht dem Herde gegenüber, der Bräutigam, das Gesicht dem Feuer, in welches einige Butter geworfen ist, zugewendet, kniet nieder, läßt seine Nase ein wenig, nicht dreimal mit dem Kopfe, und steht, nachdem ihm der Schaman den Segen erteilt, wieder auf, verneigt sich gegen die Brautältern und setzt sich dann dem der Braut bestimmten Plage gegenüber. Alles dieß geschieht schweigend. Nun bringt man Speisen herein und vertheilt sie; der Bräutigam begiebt sich zur Ruhe und bekommt nun erst die Braut zu sehen, die ihm von Frauen zugeführt wird. Nachdem der neue Ehemann noch einige Tage in des Schwiegervaters Hause schmausend zugebracht hat, bestimmt er, wenn er die junge Frau in seine zu diesem Zwecke im Neumond ganz neu erbaute Jurte führen will, in die sie, das Gesicht mit Zobelfellen verhüllt, von einer Menge Weiber eingeführt wird. Bei ihrem Eintritt zerbricht sie mit ihrer Brust einen schwachen, quer vor dem Eingange angebrachten Stab, stellt sich vor den Herd und empfängt 7 Stückchen Holz und einige Stückchen Butter, die sie ins Feuer wirft. Der Ehemann giebt nun seinen Freunden ein zweitägiges Fest und entläßt sie hierauf beschenkt, wofür er aber bei seinen nächsten Besuch, die er seinen Hochzeitsgästen abstattet, Gegengeschenke zu erwarten hat. — Stirbt der ältere Bruder, so erbt der jüngere dessen Weib, stirbt aber der jüngere, so sind die Weiber frei. Die eiste Frau bleibt immer die angesehenste. Wird dem Jakuten ein Sohn geboren, so wird den dritten Tag nach der Geburt eine Stute geschlachtet, alle Freunde und Nachbarn zusammengerufen, das Kind mit Fett eingerieben und demselben ein Name gegeben. Bei der Geburt einer Tochter aber werden gar keine Feierlichkeiten vorgenommen.

Den Todten zieht man ihre besten Kleider an, legt sie ausgestreckt, beide Hände in die Seite

gebunden, in einen Sarg, giebt ihnen Stahl, Feuerstein und Zunder, Fleisch und etwas Butter mit, und führt sie, unter Voraustritt eines Schamans, zur Beerdigungsstätte, wo unter einem Baume zwei Gräber bereitet sind. Hier auf schlachtet man des Verstorbenen Lieblingspferd und verscharrt es in das eine, den Leichnam aber in das andere Grab. Nun wird noch eine Stute geschlachtet, von den Begleitern verzehrt und die Haut an den Baum aufgehangen, unter welchem die Leiche, den Kopf nach Westen, liegt. Der Schaman nimmt endlich seine Zaubertrommel, beschwört die Geister, deren es 27 Kompagnien giebt, den Verstorbenen nicht zu beunruhigen, und füllt hierauf die Gruben vollends mit Erde zu.

Die Buräten oder Burjäten (s. Taf. LXII.),

von den Russen Bratskoi genannt, ein Nomadenvolk im Gouvernement Irkutsk, am Jenissei, Tunguska, Lena und dem Baikalsee, sind mongolischer Abstammung, und reden auch eine besondere mongolische Sprache. Ihr schwarzes, dickes Haar pflegen sie bis auf einen Zopf, den sie oben stehen lassen, abzuschneiden. Die Barthaare reißt man in der Regel völli aus. Die Buräten sind schwächlich und von tränklichem Ansehen, und erreichen, wozu wahrscheinlich, nächst der Rauheit des Klimas, ihre überaus große Unreinlichkeit viel beiträgt, selten ein hohes Alter. Ehemals richteten auch die Pocken große Verwüstungen unter ihnen an, jetzt aber bringen sie ihre Kinder in die Impfungsanstalt nach Irkutsk oder impfen sie selbst. Dem schwächlichen Körper entspricht auch der Geist der Buräten. Sie haben wenig Fassungskraft, sind schläfrig, feige, mißtrauisch, dabei aber gehorsam, und wenn man sie freundlich behandelt, gefällig und gastfrei.

Hinsichtlich der Religion sind die meisten Buddhisten und haben ihre Lamas und Pagoden, welche wie die chinesischen Landhäuser aussehen, bemalt sind und zuweilen aus mehreren Stockwerken bestehen.

Nach Schamanen *) und Schamaninnen und deren schon oben beschriebene Zauberkünste findet man unter ihnen. Ihre von Blech, Holz und Lämmerfellen gemachte Götzenbilder sind äußerst häßlich und werden von den Schamanen mit Ruß überzogen. Die Gesamtzahl der Buräten, die sich auf 73,000 Köpfe belaufen mag, theilt sich in 11 Stämme. Jeder Stamm steht unter einem so genannten Seikan, alle aber werden von 3 Taischas oder Ältesten ihrer Nation auf eine patriarchalische Weise regiert. Unter den 3 Taischas führt ein nicht weit von der Stadt Irkutsk wohnender den Titel eines russischen Hofrathes. Er ist der vornehmste, seine Würde erblich, und der Tribut, den er von seinen Unterthanen erhält und zum Theil an die russische Regierung giebt, ansehnlich. Er ist auch Chef eines Burätenregimentes von 1500 Mann, welches von ihm, auf seine Kosten ausgerüstet und unterhalten wird und an der chinesischen Grenze, wie die Kosaken, Wachdienste verrichtet.

In Hinsicht auf Lebensweise, Wohnung und Kleidung gleichen die Buräten den Kalmücken. Ihre Oberkleider machen sie von Tuch oder von chinesischen seidenen Zeugen, in Form weiter, mit Pelzwerke, gewöhnlich Biberfellen, besetzter Schlafrocke. Zu Unterkleidern nimmt man Renntbierfelle, und statt der Hemden trägt man im Winter und Sommer behaarte Schaffelle, die man nicht eher ablegt, als bis sie vom Leibe fallen. Im Sommer werden die Hützhütten auf Wiesen errichtet, im Winter erbaut man hölzerne Häuser in Wäldern, die jedoch so wenig vor Kälte schützen, daß man sich zum Schlafen ordentlicher Federbetten, die den unfrigen nichts nachgeben, bedienen muß.

Die Hauptbeschäftigung der Buräten ist die Viehzucht; manche sollen 1000 Kameele, 4000 Pferde, eben so viel Rinder und doppelt so viel Schafe besitzen, und nächst dieser die Jagd und Fischerei. Brot und Salz haben sie nicht, und selbst die, welche etwas Getreide bauen, kochen die Körner bloß, weil es ihnen an Mühlen fehlt. Den Branntwein bereiten sie, wie andre Mongolen, aus saurer Milch, und einen wohlschmeckenden Thee aus einer Art von dastendem Farrenkraute. In Schmiedearbeiten sind sie sehr geschickt und verstehen sogar ihre Arbeiten mit Silber einzulegen.

Die Weiber, an deren Kleidung viel Quasten und mancherlei Klappen und Schellenwerk zu bemerken ist, werden für unrein gehalten, dürfen den Götzen nicht zu nahe kommen, ja nicht einmal nach der Seite der Hütte gehen, wo der Götze aufgestellt ist. Jeder Platz, wo eine Burätin gesessen hat, muß, ehe ein Mann sich darauf setzt, durch Räuchern gereinigt werden.

Die Tugagiren,

ein kleines Volk mongolischer Abstammung, in den Statthalterschaften Tombsk und Irkutsk wohnend, waren ehemals sehr zahlreich und von ihren Nachbarn gefürchtet, haben sich jetzt aber durch Krankheiten, namentlich durch die Menschenblattern, so wie durch langjährige Fehden mit den Tugusen und Korjaken, nach und nach so vermindert, daß ihre Zahl sich nur noch auf 1500 beläuft. In den Wäse, als sie sich verminderten, wurden sie auch den Russen immer mehr unterwürfig, und haben daher jetzt auch die Gebräuche und die Lebensweise der Kosaken angenommen, aber ihre Sprache, eine korjakische Mundart, beibehalten. Das frühere Nomaden-

*) Schamanen, d. i. Einsiedler oder Waldbrüder, nennt man in der großen Tartarei und Mongolei einen Theil von China, in Sibirien und Kamtschatka, die Priester, die zugleich Keryte, Zauberer, Weissher, Schwärmer sind, und unter den in jenen Ländern wohnenden Völkern den crassesten Aberglauben erhalten. Die schamanische Religion hat ungefähr folgende Hauptlehren: Es giebt unzählig viel Götter, theils erschaffne, theils unerschaffne, die zum Theil in Himmelskörpern, zum Theil in andern lebendigen und leblosen Geschöpfen bestehen, oder auch durch Menschen, in willkürlichen Formen, gemacht werden; auch erfillen gute und böse Geister. Die Menschen dauern nach ihrem Tode in einem ziemlich freudlosen Zustande, der weder durch gute noch durch böse Handlungen motivirt ist, fort, ohne daß die Götter sich um sie bekümmern. Der ganze Gottesdienst der schamanischen Religionsbekenner besteht in Opfern, Gebeten, Gesängen und allerlei mit vielem Klingklang verbundenen Ceremonien, wodurch sie von den guten Göttern viel Glück zu erlangen und die bösen sich zu versöhnen hoffen. Die religiösen Opfer und Geschenke, den Göttern dargebracht, machen sich die Schamanen zu Nuge.

leben haben sie ganz aufgegeben, wohnen in Erzhütten und halten statt der Kennthiere zu ihren Schlittensfahrten Hunde. Ihre Nahrung besteht in Fischen und dem Fleische der Elenthiere. Obschon getauft, sind sie doch noch ihrem heidnischen Uberglauben ergeben und hängen noch sehr an ihren Schamanen. In Körperbildung gleichen sie den Korjaken.

Die Tseluten oder Tselüten (s. Taf. LXIII.) von den Russen weiße Kalmücken genannt, sind artarischer Abstammung, reden eine tartarische Mundart, haben aber wenig mehr von tartarischer Bildung an sich. 500 Köpfe stark, leben sie in dem Gouvernement Tomsk, sind sämmtlich anständig und nähren sich vom Ackerbau, Viehzucht und Jagd. Der Religion nach sind sie größtentheils schamanische Heiden und nur einige Familien haben das Christenthum angenommen.

Die Tungusen (s. Taf. LXIII.) sind schon oben S. 214 erwähnt worden. Ihre Zahl hat sich in neuern Zeiten beträchtlich vermindert, und mag sich jetzt nur auf etwa 16,000 Köpfe belaufen. Sie theilen sich in Stämme, woron die von den berühmtesten Familien entsprungnen eine Art von Adel bilden, der sich seine Häuptlinge, die jedoch von der russischen Regierung bestätigt werden müssen, selbst wählt. Obwohl die Hautfarbe der russischen Tungusen gelblich ist, so haben doch besonders junge Leute ein recht angenehmes Aussehen, welches sie durch Munterkeit und Bescheidenheit noch erhöhen. Sie sind aufgeweckt und voll Witz, haben ein sehr gutes Gedächtniß und eine lebhaft e Einbildungskraft, so daß sie dem Reisenden von der Gegend, wohin er zu gehen gedenkt, auf Schnee oder Eis eine sehr genaue Karte zu zeichnen im Stande sind. Ihr Charakter ist aufrichtig und kräftig. Bei Beleidigungen fordern sie sich auf Pfeil und Bogen heraus, und wagen sich auch einzeln mit ihren Spießen an Bären.

Ihrer Religion nach sind sie meistens schamanische Heiden, die die Sonne, oder ihr Ebenbild, das Feuer, göttlich verehren.

Die Kleidung, die im Allgemeinen der büratischen gleich, besteht aus Röcken von

Leder oder Pelz, aus kurzen Beinkleidern und Strumpfstiefeln von gleichem Stoffe. Bei Wohlhabenden findet man auch Silber- und Verzierungen mit Glasforallen. die oft sehr künstlich sind, und Götzenbilder, Stier- und Pferdeköpfe u. s. w. darstellen. Die Wintermüge besteht aus Thierfellen, die zum Theil mit Glasperlen besetzt sind, und wird auch oft von einem Rehkopf gemacht, an welchem man die Ohren und Oeffnungen der Augen läßt. Manche tätuirten sich die Stirn, die Backen und das Kinn mit allerlei Figuren und Linien.

Die Korjaken (s. Taf. LXIV.)

wohnen, ungefähr 1400 Köpfe stark, am den nördlichen Theil des pentschinskischen Meerbusens und vom nördlichen Kamtschatka bis zum Krabdr, in rauhen, unwirthbaren Gegenden. Sie gehören zur mongolischen Rasse, sind von kleinem Wuchs, haben einen kleinen Kopf, kleine Augen, ein rundes, mageres Gesicht, eine kurze Nase, einen großen Mund, schwarzes, kurzes Haar, einen dünnen Bart, den sie auscupfen, lange Augenbraunen und eine dunkelfarbige Haut. Ihrem Charakter nach sind sie aufrichtig, treu, muthig, gastfrei, obwohl Diebstahl, an Fremden verübt, für kein Laster gehalten wird.

Die Religion der Korjaken ist schamanisches Heidenthum. Sie glauben an zwei gleichmächtige Obergöttheiten, eine gute und eine böse; die erstere braucht man nicht zu verehren, da sie niemandem Schaden zufügt, aber der letztern Günst muß man um jeden Preis zu erhalten suchen, denn sonst schickt sie Stürme, Krankheiten, Hunger u. s. w.; ihr opfert man daher unter Vermittelung der Schamanen die Erstlinge der Jagd und des Fischfangs, neugeborne Thiere, Hunde und Kennthiere.

Einige Korjaken sind anständig, die meisten aber nomadischen. Die Erstern leben von Fischerei, Strauch- und Moosbeeren, im Nothfall sogar von Birkenrinde mit Seehundsfett vermischt, und wohnen in großen, mit Holz bedeckten Erzhütten, Semljankis, d. i. feststehenden Wohnungen. Die Nomaden, auch Kennthiere

forjäten genannt, beschäftigen sich bloß mit der Rennthierzucht, sind sehr kriegerisch gesinnt und lebten ehemals mit den Russen und noch jetzt mit den Tschuktschen in steten Feindseligkeiten.

Die Kleidung beider Geschlechter besteht aus Rennthierfellen und Pelzwerk; ihre Waffen sind Bogen, Pfeile, Lanzen und Kolben. Die meisten Männer haben mehrere Weiber, welche das Hauswesen besorgen, die Felle gerben und die Kleider machen müssen. Die Todten verbrennt man in ihrem besten Schmuck und mit allen ihren Waffen und Geräthschaften, und giebt ihnen den nöthigen Proviant für das neue Land, Fische, Branntwein u. s. w. mit.

Die Tschuktschen (s. Taf. LXIV.)

am Eis- und Ozean und auf den nahe gelegenen Inseln wohnend, gehören zum Stamm der Korjäten und zur mongolischen Wenschenrasse. Sie sind von mittlerem Wuchse, wohlgebaut, haben einen kleinen Kopf, ein rundes, mageres, dunkelbraunes Gesicht, einen offenen Blick und schwarzes Haar, das die Männer kurz abschneiden, die Frauen aber in zwei herabhängende Zöpfe flechten. Die letztern punktiren sich auf jede Wange zwei schwarze, durch Querstreifen vereinigte Halbkreise. Die Tschuktschen sind fleißige, in mancherlei Arbeiten geschickte Leute; äußern einen richtigen Verstand und große Lernbegierde, und zeichnen sich, namentlich die nomadirenden, durch Muth und

Freiheitsliebe aus. Gegen Fremde sind sie äußerst mißtrauisch und als Cook 1778 an ihrem Vorgebirge, Tschukotskoi-Nos landete, hatte er die größte Mühe, in eine Art Verkehr mit ihnen zu kommen. Für Korallen, Tabak und Messer gaben sie einige Pfeile und eine Kleidung; aber eine Lanze konnte man von ihnen um keinen Preis erhalten, und sie legten dieselbe nur einmal aus der Hand, um den Engländern etwas vorzutanzten. Auch als äußerst roh und wild, höchst diebisch, falsch, grausam und rachgierig werden sie geschildert. Alle Schwach oder gebrechlich zur Welt kommende Kinder bringen sie um; und da man es für eine Schande hält, eines natürlichen Todes zu sterben, so bitten Kranke und Abgelebte selbst um ihre Ermordung und der Sohn erschlägt unbedenklich den altersschwachen Vater.

Ihrer Religion nach sind sie schamanische Heiden, doch achten sie ihre kleinen aus Holz oder Knochen verfertigten, in Kleider gehüllten Götzenbilder so wenig, daß sie dieselben für den geringsten Preis verkaufen *).

Die ganze Nation theilt sich in kleine, bloß durch die Bande der Verwandtschaft oder Freundschaft zusammengehaltene Horden. Eigentliche Befehlshaber haben sie nur im Kriege; außerdem bezeigen sie gewöhnlich dem Reichsten, besonders wenn er eine zahlreiche Familie hat, eine große Achtung, ohne ihm jedoch unterthan zu sein; er kann bloß rathen und mahnen, aber nicht befehlen, noch weniger strafen.

*) In welchem Ansehen aber auch bei ihnen die Schamanen stehen, beweist Folgendes: Unter den 1814 auf dem Markte zu Krownoje in Nordostsibirien versammelten Tschuktschen brach plötzlich eine ansteckende Krankheit aus, die trotz allen Auerkünstens der Schamanen viele Menschen, und noch mehr Rennthiere wegraffte. Es ward eine allgemeine Versammlung der gegenwärtigen Schamanen veranstaltet, in welcher, nachdem alle mögliche Kunststücke durchgemacht waren, endlich ausgemittelt ward: „um die erkrankten Geister zu versöhnen und der schrecklichen, von ihnen geschickten Krankheit Einhalt zu thun, sei es nöthig, daß Kosschen, einer der angesehensten Häuptlinge, ihnen geopfert werde.“ Dieser aber war so allgemein geliebt und geachtet, daß trotz dem sonst unbedingten Gehorsam gegen die Schamanen ihre Meinung diesmal doch verworfen wurde. Als aber die Seuche fortfuhr unter Menschen und Vieh zu wüthen und die Schamanen sich weder durch Versprechungen von Geschenken, noch durch Drohungen und Mißhandlungen zur Auffindung eines andern Sühnopfers bewegen ließen, da erklärte endlich Kosschen selbst dem Volke, er sähe nun wohl, daß es der Wille der Geister wäre, ihn als Opfer fallen zu lassen, und er sei bereit, zur Rettung des Volks sein Leben hinzugeben. Noch immer kämpfte die Liebe zu ihm gegen die Erfüllung des schrecklichen Ausspruchs der Schamanen; keiner wollte Hand an das Opfer legen, bis endlich Kosschens eigener Sohn durch die Ermahnungen des Vaters erweicht und durch die Androhung seines Fluches erschüttert, ihm den Mordstahl ins Herz stieß und den Leichnam den Schamanen übergab. Auch die Tschuktschen haben ihren Decius und Brutus!

Die Nahrungsmittel bestehen in Wurzeln und Beeren, die man roh, in Fischen, gleich von Rennthieren, Wildpret, Geflügel und Seethieren, die man erst trocknet und nachher entweder ebenfalls roh oder gekocht genießt. Die zu einer Gallerte gekochten Theile des Wallrosthauts gehören zu ihren größten Leckerbissen. Den Thran bewahren sie in Robbenfellen und bedienen sich dessen als Zuthat zu den Speisen und zur Feuerung, indem sie damit die Wallfischknochen, die sie aus Holz mangel brennen, begießen. Ihr Getränk ist Wasser, denn die Rennthiere werden nicht gemolken. Berauschende Getränke lieben alle, und werden wüthend, wenn sie einmal Brantwein gekostet, und dessen dann nicht so viel haben, daß sie taumeln. Tabak rauchen sie gern.

Die Eschuktischen haben Winter und Sommerwohnungen; die erstern baut man mehrere Fuß tief unter die Erde. Cook sah eine, die cirund, 20 Fuß lang, 12 Fuß hoch war, und geschickt verbundene Wallfischrippen und Holzstücken zur Grundlage hatte. Auch die Decke bestand aus Wallfischrippen und diese waren mit Schilf belegt, welches man wieder mit Erde beworfen hatte. Zwei Löcher in der Decke dienten eins um hineinzusteigen, das andere um den Rauch hinaus zu lassen. Ein drei Fuß hoher Erdwall umgab diese Hütte, deren Ganzes einem Hügel ähnlich war. Innen war dieselbe mit Brettern belegt und nach der Zahl der anässigen Familien in mehrere Verschläge eingetheilt. Die Lagerstellen waren über den Fußboden erhöht und mit Rennthierfellen belegt. Zum Aufbewahren der Speisevorräthe, befindet sich am Ende des Hauses eine gewölbte Kammer, die mit demselben durch einen dunkeln Gang verbunden ist und verschiedene Lufdlöcher hat, welche mit Thüren oder Klappen von Fellen verschlossen werden. Mitten in der Hütte brennt das gemeinschaftliche Feuer, in jedem Verschlag aber eine besondere Thranlampe, deren Docht aus Moos besteht. Die Sommerwohnungen bestehen aus Stangen oder Wallfischrippen, die oben in eine Spitze zusammen laufen. Man

deckt Häute von Seethieren darüber und zündet das Feuer am Eingange an. Um die Wohnungen her stehen zum Trocknen der Fische 10 bis 12 Fuß hohe Gerüste, um dadurch Fische, Häute u. s. w. gegen die Hunde zu sichern, deren sie viel halten, und die eine Art starker, mit weichem langem Wollenhaar versehene Spitze sind.

Die Kleidung der Männer besteht in einem kurzen Rock von Fellen, engen, langen Beinkleidern, unsern Pantalons ähnlich, von Kehlleder und bei trockenem Wetter kurzen, bei nasser Bitterung aber langen, bis über das Knie reichenden Stiefeln. Die kurzen werden von Rennthiers, die langen von Seehundleder gemacht. Den Kopf bedeckt man selten. Der weite und dicke Anzug giebt den Weibern ein plumpes Ansehen. Er wird aus behaarten Kehlhäuten verfertigt und besteht in einem mit langen Ärmeln versehenen Kamisol, an welches weite Pantalons genäht sind, und in Stiefeln. Zum weiblichen Schmucke gehören Halsbänder, Ohrgehänge von Glasperlen und eiserne oder messingene Handringe. Frauen heirathet der Eschuktische so viel, als er ernähren kann, und sieht unter andern häuslichen Tugenden bei der Wahl seiner Lebensgefährtinnen besonders darauf, daß sie geschickt stehlen können. Der Freier bietet sich dem Schwiegervater als Knecht an und dient ihm so lange, bis er mit der Braut völlig einig ist. Bei den nomadisirenden Eschuktischen muß das Weib statt des Knechtes die Herde hüten, übrigens die Zelte in Stand setzen, die Speisen bereiten, die Hunde füttern u. s. w.

Die anässigen Eschuktischen, auf welche die herumziehenden mit Verachtung herabsehen, sind verarmte Nomaden, die durch Unglücksfälle ihre Herde verloren haben und dadurch genöthigt wurden, an der Küste ihren Unterhalt durch den Fang der Wallfische, Wallrosse, Robben u. s. w. zu suchen. Sie versorgen nicht nur sich selbst, sondern auch die Nomadeneschuktischen mit Fischen und Thran von Seethieren, mit Kleidern, die sie aus deren Gedärmen verfertigen, mit Sommerstiefeln, Waffen und Sclaven, und bekommen dagegen von jenen

Kenntniß- und andre Felle, Tabak, Kessel, Messer u. dgl. m. Die Sklaven erhalten sie von den benachbarten amerikanischen Wilden, mit welchen sie Handel treiben, oft auch Kriege führen und bei dieser Gelegenheit Gefangene machen. Aus Mangel an Kenntniss spannen sie Hunde vor ihre kleinen und niedrigen Schlitten. Im Sommer bedienen sie sich zur Seefahrt und zum Walrothfang großer lederner Rähne, deren Gitterwerk sie von Treibholz erbauen, mit Fischbein verbinden und mit schichtenweise aufgelegter Walrothhaut überziehen. Ein solcher Rahn ist 20 bis 25 Fuß lang, 4 Fuß breit und 2½ Fuß tief, und so leicht, daß ihn zwei Menschen bequem fortbringen können. Auf diesen Fahrzeugen beschiffen sie die Küsten, die Inseln und das Meer bis nach Amerika hin. Da die Rähne sehr schwanken, so spannt man selten Segel auf, sondern bewegt sie lieber durch Rudern, und bindet zur Sicherheit mit Lust gesaltene Blasen auf beiden Seiten an.

Die Waffen bestehen aus Pfeilen, mit scharfen Steinen oder Knochen von Seethieren besetzt, theils mit Widerhaken versehen, theils, um den Wieg der Thiere nicht zu beschädigen, stumpf. Die Lanzen haben Eisenspitzen, der Schaft ist mit Schnitzwerk und mit eingelegerter Kupferarbeit versehen; sie hängen sie an Riemen auf der rechten, den Köcher aber, der in der Regel aus rothem Leder künstlich gearbeitet ist, auf der linken Schulter auf. Ein knöcherner Ring schützt die Handwurzel gegen das Zurückspringen der stark gespannten Bogensehnen.

Die gewöhnlichen Belustigungen bestehen in Springen, Wettrennen und Kämpfen.

Ihre Todten verbrennen sie und bezeichnen nachher die Feuerstätte mit einem zu einer menschenähnlichen Figur aufgethürmten Steinhäufen, den die Verwandten alljährlich besuchen und bei dieser Gelegenheit, die den Kopf bildenden Steine mit Fett tränken.

Die Kamtschadalen (s. Taf. LXY und LXVI.), oder wie sie sich selbst nennen, die Tielmen, sind ein dem Erdschen nahes, das nordöstliche, erst im Jahr 1696 durch einen gewissen Mosso, der mit 16 Kosaken einen Zug dahin

unternahm, genauer bekannt gewordenes und im folgenden Jahre der russischen Krone zinsbar gemachtes, Ende der alten Welt, die Halbinsel Kamtschatka, bewohnendes Völkchen mongolischer Abstammung. Wenn es vor etwa 100 Jahren 20 bis 30,000 Köpfe zählte, so haben jetzt theils die mörderischen Kämpfe bei verschiedenen, zur Befreiung von dem russischen Joch gemachten Versuche, theils die verheerenden Kindeblattern, theils der unermessliche Druck der Russen, daher das hülflose Volk das Sprichwort hat: Gott wohnt hoch und der Kaiser sehr weit, theils die unnatürliche Gewohnheit der kamtschadalschen Mütter, ihren Kindern noch vor deren Eintritt ins Leben, oder sogleich nach demselben, wenn es Zwillinge sind oder sie zur Zeit einer Hungernoth oder übeln Wetters geboren werden, den Tod zu geben, die Bevölkerung bis auf etwa 1000 Köpfe vermindert.

Die Kamtschadalen sind von kleinem Wuchs, haben einen dicken Kopf, ein breites und flaches Gesicht, dünne Lippen und wenige schwarze Haare, die jedoch selten vor dem hofsten Jahre grau werden. Die kleinen, tief eingedrücktten Augen sind von der ewig feuchten Luft, dem Gesäuber der Stürme, dem Hüttenrauche und dem Blenden des Schnees häufig ergründet. Der kleine Mund ist mit dichten, schneeweißen Zähnen besetzt, die fleischigen Arme haben eine kleine nette Hand und runde Fingernägel, der Bauch aber ist hängend, und an den kurzen Beinen vermißt man die Waden. Die Haut ist, besonders beim weiblichen Geschlecht, weiß. — Eine Menge Augenübel ausgenommen erfreut sich der Kamtschadale einer sehr festen Gesundheit; sein selten bedeckter Kopf ist stets warm, bei der stärksten Kälte liegt er, nackt bis an die Brust in seiner Jurte, und ist dennoch wärmer als der Europäer unter seinen Pelzdecken. Selbst auf längern Reisen macht er nie Feuer an, und es fällt ihm gar nicht ein, an den von den Russen angezündeten Feuer zu wärmen. Im Laufen ist er unermüdet und nirgends empfindlich, als an den Füßen, die er daher auch wohl verwahrt.

Der Charakter der Kamtschadalen ist verschieden, je nachdem sie mit den Russen mehr oder weniger in Verkehr stehen. Von der ehemaligen Gutmüthigkeit findet man bei denen, die mit den Russen zusammen leben, nur noch wenige Spuren, ihre Ehrlichkeit aber wird auch noch heute gerühmt. Einen Reisenden hatte ein Kamtschadale auf längere Zeit als Diener begleitet und jeden verdienten Pfennig zu Branntwein verwendet. Den Diener zu versuchen stellt der Reisende eine halbgefüllte Branntweinflasche und ein gefülltes Glas nebst einigem Zwieback auf den Tisch und versteckt sich ins Nebenzimmer. Der eintretende Kamtschadale sieht sich um, ruft seinen Herrn, begiebt sich dann zum Tisch, beriecht das Glas und sagt: „es ist Branntwein — die Flasche ist halb voll, doch ich will nichts davon trinken — aber ich will den Herrn auffuchen und ihn schelten, daß er das Zeug so stehen läßt. Ich will nur noch einmal daran riechen.“ In der That, der ehrliche Mensch rührte den Branntwein nicht an. Nationallaster der Jutesen sind Gefräßigkeit und Faulheit. Die alten Jutesen, die sich der ehemaligen bessern Zeiten noch wehmüthig erinnern, seufzen besonders darüber, daß die Fressereien aufgehört haben, bei denen sie täglich drei und viermal über die Jurte hätten hinwegzومiren können. Damals wäre man bis an die Knie im Gespieenen gewadet, jetzt mache man sich kaum die Sohlen naß! Ehe ein Kamtschadale arbeitet, muß er Schulden haben. Ein Kaufmann hörte einen sich darüber sehr beklagen, daß jede Nacht zwei Bobel in seine Jurte kämen, und ihm da Fische wegfräßen. „Gang sie weg,“ sagte der Kaufmann, „so schaden sie dir nicht!“ — „Was soll ich damit,“ antwortete der Träge, „da ich keine Schulden habe!“ — Der Kaufmann gab ihm ein halb Pfund Tabak, „Nimm,“ sagte er; „nun hast du Schulden!“ In zwei Stunden waren die Bobel gefangen.

— Hoch in Ehren steht das Recht der Gastfreundschaft; ein Gastfreund kann sich auf den andern in Noth und Tod zuversichtlich ver-

lassen, doch hat die Errichtung derselben einige, für einen Europäer wahrscheinlich unübersteigliche Hindernisse. Man trägt sich nämlich dem, mit dem man die Freundschaft errichten will, an, willigt dieser ein, so nöthigt er nun den erstern in seine Jurte, aus der sich zuvor alle andere entfernt haben. Beide ziehen sich hierauf nackt aus; der Wirth heißt untrüglich ein, verkleidet die Lustzüge und trägt dem Gaste, welcher so viel zu sich nehmen muß, als dem Wirth gefällt, zu essen auf. Hat der Gast auch das zu sich Genommene ein paar Mal wieder von sich gegeben, so nöthigt ihn der Wirth doch immer mehr, und gießt von Zeit zu Zeit Wasser auf die heißen Steine, damit der glühende Dampf immer unaussprechlicher werde. Dem Wirth steht es frei, nach Belieben hinauszugehen und sich abzukühlen, der Gast aber muß hineinwürgen und schwinen, bis es selbst eine kamtschadalische Natur nicht mehr aushalten kann. Nun fängt er an mit dem Wirth zu accordiren, giebt demselben seine Hunde, seine Kleider, Schlitten u. s. w., und wenn er nun dem Wirth Alles bewilligt hat, dann erst macht dieser allgemach die Thüre und Lustlöcher auf, beschenkt den erprobten Freund ebenfals, aber mit schlechten Hunden, mit abgetragenen Kleidern u. s. w., und nun ist der Bund aufs Heiligste geschlossen. Kommt nun aber der Wirth das erste Mal zu seinem Plabes, so geht ihm bei diesem eben so, und es wird ihm mit Essen und Hige so arg zugesetzt, bis er auch das Beste verschenkt hat. — Mit einem Diebe und Betrüger errichtet man nie einen solchen Freundschaftsbund.

Die Religion der Kamtschadalen war und ist noch bei den wenigen, die das Christenthum nicht angenommen haben, die schamanische. Aber auch die christlichen Kamtschadalen haben sich ihre Zauberer oder Schamanen nicht nehmen lassen. Indes findet man doch bei ihnen bewundernswürdige, auf eine alte Tradition unverkennbar hindeutende Religionsideen. Sie glauben einen allmächtigen Gott, Schöpfer der Welt, Kukka *)

*) Bei aller seiner Allmacht stand Kukka doch, ächt kamtschadalisch, unter dem Regiment seiner Frau, Kach, wurde überall betrogen, von seiner Familie oft ausgeprügelt, und war bei ihren Verfolgungen mehr als einmal nahe daran, das Leben zu verlieren.

genannt, verehren ihn aber nicht, weil die unzähligen schamatischen Fetische sie nicht dazu kommen lassen. Unsterblichkeit schreiben sie jedem Geschöpf, auch dem unbedeutendsten Thierchen zu, und Sprache und Vernunft sind Eigenschaften, die keinem Thiere fehlen. Vellen die Hunde z. B. einen Fremden an, so erkundigen sie sich in ihrer Sprache nach dem Woher? und Wohin? des Fremdlings. Auch von einer vor Alters über die Erde verbreiteten allgemeinen Fluth, aus der nur ein Menschenpaar sich gerettet, wissen sie zu erzählen. Ueberhaupt aber scheint eine reinere und edlere Religion, auf welche Verwilderung und kindische Furchtsamkeit, die Tochter der Unwissenheit, den Schamanismus pflanzten, ehe die Kamtschadalen aus bessern Klimaten verdrängt wurden, das Eigenthum ihres Volks gewesen zu sein. — An Untergöttern und geistigen oder vielmehr gespenstischen Wesen ist der Glaube der Itelmen sehr reich. Nach ihm giebt es eine Menge Waldgeister, Lischj Fanni, wie Menschen gestaltet, deren jeder sein Weib hat und auf dem Rücken ein angewachsenes, ewig weinendes Kind trägt. Diese Geister verführen die Menschen und machen sie toll. Die Kanuli, oder Berggeister, wohnen auf hohen, besonders auf brennenden und rauchenden Gebirgen, namentlich auf dem die ganze Halbinsel der Länge nach von Norden nach Süden durchziehenden Stanowoigebirge, dessen thätigster, 9000 Fuß hohe, seit seinem letzten Ausbruch 1827 aber zusammengefallene Vulkan, Uwa tschi (s. Taf. LXVI.) ist. Nachts gehen die Kanulis zur See und holen Wallfische, an jedem Finger einen, welche sie dann in ihrer im Berge befindlichen Jurte braten. Daher denn das Rauchen der Berge und die dampfenden Quellen, während das Erdbeben dadurch entsteht, daß der Hund, der den Schlitten eines solchen Geistes zieht, sich die Fische oder den Schnee abschüttelt. Der Willukai oder Donnergott wohnt mit vielen Kanulis in den Wolken und macht Stöße und Regen. Den Donner, den man jedoch auf Kamtschatka selten hört, erklären sie daher, daß Kuka seine Kähne über Kieselsteine nach dem Flusse jage. Im Himmel aber sagen

sie, donnere es auch, wenn sie selbst, unten auf Erden, ihre Kähne ans Land jagen; der Willukai fürchte sich dann und verbiete seinen Kindern aus der Jurte zu gehen. — Wenn Willukai und seine Geister das Wasser abschlagen, so regnet es. Hat der erstere sich seines Waders entledigt, so zieht er sein mit bunten Fransen besetztes Staatskleid an, dessen Saum man dann in der Luft als Regenbogen sieht. Ein Mann in den Wolken macht den Wind, indem er seine ungeheuer langen Haare schüttelt. Geht dieser moderne Neolus aus, so schmückt und schminkt sich seine Frau auf seine Wiederkunft, mit einem rothen Kraute — das giebt Morgens und Abendröthe; bleibt er zu lange aus, so wird ihr Antlitz traurig, ihr Auge trübe, das aber wirkt auf Erden trübe, düstere Tage. — Kuka's zweiter Sohn, Paetsch, ist der Gott der Unterwelt, in der völligen Freiheit, kein Armer und kein Russe, und Ueberfluß an allen Genüssen ist. Viele wollten sich darum nicht taufen lassen, weil sie sonst nicht unter die Erde zu den Ithigen, sondern in den Himmel der Russen kämen, die sie doch auch dort unterdrücken würden. — Was sie von der Zukunft wissen, hat ihnen Haetsch offenbart, der, nachdem er gestorben, wiedergekommen, sich an das Rauchloch seiner ehemaligen Jurte gestellt und den Freunden Alles erzählt hat. Da aber kurz darauf alles in dieser Wohnung starb, so verlassen die Itelmen seit dieser Zeit immer die Hütte, in welcher ein Todter lag, und bauen eine neue die Haetsch nicht so leicht zu finden weiß. Die Eidechsen hält man für vom Haetsch abgeschickte Rundschafter des Todtenreichs, schneidet sie darum mit dem Messer in viele Stücke, und ist untröstlich, wenn eine entschlüpft. Ueberhaupt fand sich und findet sich zum großen Theil noch bei den Kamtschadalen des Aberglaubens unendlich viel. Mit nackten Füßen in den Schnee treten; Köhlen mit dem Messer anspießen; in Abwesenheit des Mannes die Wohnung aufräumen; in die Fußtapfen eines Bären treten, bringt eben so gewiß Unglück, als es große Sturmwinde erregt, wenn man den Schnee mit einem Messer von den Schuhen

schaft. Ziel sonst jemand ins Wasser und rettete sich, so nahm man ihm das übel, und niemand wollte mit ihm zu thun haben, denn er sei einmal zum Ertrinken bestimmt gewesen; man hielt ihn für einen wirklich todtten Mann und er mußte sein Glück in der Ferne versuchen. — Die Bachstelzen und Schwalben bringen, nach der Jtelmen Meinung, den Frühling; die Schwalbe kommt aber darum später, weil sie viele Verwandte hat, bei denen sie einkehren muß.

Die Hauptnahrung der Kamtschadalien besteht in Fischen, die in so großer Menge vorhanden sind, daß die Hunde sie ohne Mühe mit den Schnauzen aus den Flüssen holen können, doch genießt man auch verschiedene Arten Beeren, Wurzeln und Kräuter. Unter den Seegewächsen, dienen einige Arten Meergras (*Fucus*) als Nahrungsmittel, wovon die eine Art von dem Meere in großen tafelförmigen Stücken ausgeworfen, dann getrocknet, zu Brei gekocht, mit wildem Knoblauch, Wallfischspeck und dergl. angerichtet wird, ein Gericht, das selbst von den Europäern schmackhaft gefunden wurde. Leckerbissen geben Wallfische, Seehunde und unter den Landthieren das wilde Rennthier und eine in Heerden herumziehende schwarze Art Bären, die im Frühling von den Gebirgen herab an die Mündungen der Flüsse kommen, die Fische mit den Fagen ans Ufer werfen, und oft, wenn reiche Fangzeit ist, nur die Köpfe davon fressen. Hat jemand einen Bär erlegt, so wird ein großes Festmahl veranstaltet. Zuvörderst wird der Speck, riemenweise ausgeschnitten, dann das Fleisch von den Knochen geschält und eins nach dem andern und zuletzt das Darmfett in den Kessel gethan. Während die ältern Gäste in einem Kreis um den Kessel sitzend sich unterhalten, singen und tanzen die jüngern. Ist alles fertig, so setzen sich auch die letztern, der Wirth nimmt nur einen Fetriemen, steckt ihn dem ersten Gast in den Mund und schneidet darauf den Speckstreifen vor dem Munde ab. So geht es der Reihe herum und keins kommt zu kurz, selbst das kleinste Kind bekommt so viel als der Älteste, auch an Fleisch und Darm-

fett, welches nebst dem Eingeweide in Portionen vertheilt und auf flache Birkenteller oder in hölzerne Schüsseln gelegt wird. Gegen den Hirnschädel des verzehrten Thieres ist man überaus höflich, umwindet denselben mit Epheu, stellt ihn zu trinken vor, und bittet ihn, es nicht übel zu nehmen, daß man seinen Besieger todt geschlagen habe, die Rüssen seien an allem Schuld. Eine Frau, die bei einem solchen Schmause eingeschlafen war, entschuldigte sich, da man sie aufweckte, bei dem Bären: „Nimm doch ja nicht übel, daß ich eingeschlafen bin, ich war so müde. Du wirst es wohl verzeihen, denn wenn du aus dem Walde kommst und müde bist, schläfst du auch! Ja du schläfst den ganzen Winter, und wir weisen dir es auch nicht vor!“ — Eine Menge Wasservogel und selbst eine Art Adler und junge unbefiederte Schwalben, die man in Erdgen vermistet glühender Steine kocht und ohne alle andere weite Zubereitung genießt, vermehren die Nahrungsmittel der Kamtschadalen. Eine Art Bärenklau (*Heracleum Sphondylium*) giebt nicht nur, mit Wasser aufgegossen, einen süßlichen Trank, sondern wird auch als Konfekt genossen. Wasser, so kalt als möglich, und darum allezeit mit Schnee und Eis vermischt, ist das Hauptgetränk und wird selbst des Nachts in großer Quantität genossen. Starke Getränke kannten die Jtelmen früher nicht; aber seit der Ankunft der Rüssen ist man mit dem in Sibirien so gangbaren und höchst gefährlichen Fliegenschwamm und mit dem Brantwein bekannt geworden. Den letztern brannten die Kosaken, nach vielen vergeblichen Versuchen, endlich aus dem bereits erwähnten Bärenklau (von 100 Pfund solchen, erst von seiner Oberhaut befreiten Krautes, gewinnt man einen Eimer Brantwein), und zwar so ägend, daß sogar das Eisen davon anläuft und der Körper davon fast so angegriffen wird, als vom Fliegenschwamm. Das Gesicht des Trinkers läuft blan auf, seinen Schlaf stören die seltsamsten und schrecklichsten Träume, den andern Tag noch schleicht er voller Angst und Qual wie ein Mörder umher und wird von einem Trunke kalten Wassers von neuem taumelnd. Der Fliegenschwamm

(*Agaricus muscarius*) der die Fliegen, wenn sie nur das Geringste davon genießen, augenblicklich tödtet, giebt, mit einer Art Weiderich (*Epilobium angustifolium*) vermischt, ein Getränk, welches alle Eigenschaften des Opiums hat. Die Berauschten haben seltsame und wollüstige Phantasien, glauben Geistererscheinungen zu haben, Helden und Riesen zu sein, singen und weissagen oder werden wüthend und rasend, bis zuletzt ein tiefer Schlaf erfolgt. Um ähnliche Entzückungen zu genießen, fangen die Armen, die den Schwamm nicht bezahlen können, den Harn der Reichen auf, die bei ihren Gastmahlen hinausgehen, und trinken ihn, denn es verliert der Schwamm im Durchgang durch den Körper so wenig von seinen Eigenschaften, daß selbst der dritte, ja sogar der vierte Mann, auf gleiche Weise, obwohl nicht in gleicher Stärke, berauscht wird. Der Kamtschadale, sonst so nüchtern, wendet, nachdem er einmal mit Berauschungsmitteln bekannt ist, alles an, ein Glas Brantwein zu bekommen; hat er ein Tobelfell fürs erste Glas gegeben — oft giebt man ihm, um ihn nur erst in Geschmack zu bringen, das zweite Glas umsonst ein — so giebt er sieben und mehr Felle fürs dritte, und hat dann oft nichts mehr, um ein viertes zu erhandeln. In älteren Zeiten hörten die Schwamfreiern unter den Kamtschadalen gar nicht auf. Anfangs des Winters gingen die an den Mündungen des Kamtschatkastusses Wohnenden zu den aufwärts Wohnenden zu Gaste; vom März an war die Ordnung umgekehrt; kein Dorf wurde übergangen und man kam wieder am Strande der See an, wenn eben die Fische aus derselben in die Flüsse aufzu steigen anfangen.

Jedes kamtschadalische Dorf, *Ostroschok*, wird in der Regel nur von einer Familie, die sonst gegen 300, jetzt aber nur gegen 50 Seelen zählt, bewohnt, und besteht aus mehreren *Balaganen* oder Sommerwohnungen, die auf Pfählen erbaut sind, so daß man auf geferbten Baumstämmen hinaufsteigen muß. Im Winter kriechen die Bewohner von etwa 8 *Balaganen* zusammen in eine Jurte oder Winterwohnung, eine fünf Fuß tiefe, durch

ein rings verschloßnes kegelförmiges Dach bedeckte Grube, in welche man nicht anders kommen kann, als indem man äußerlich am Dache, an dem Rande der Grube hinauf und durch den im Gipfel angebrachten Schornstein, mitten im aufsteigenden Rauche, hinabsteigt. Die innere Einrichtung dieser Jurten ist in Verschlüge abgetheilt.

Die Kleidung besteht aus Rennthier- oder Hundefellen, deren äußere Seite mit geschochter oder mit gekaueter Erlenrinde pomeranzengelb gefärbt wird. Ueber das hemdähnliche, nur bis auf die Knie reichende Unterkleid, *Baraka*, zieht man die bis auf die Knöchel herabgehende, mit einer Kappe, die Nachts über den Kopf gezogen wird, versehene *Kutanka*, die als das hauptsächlichste Kleidungsstück, das man sowohl zum Staat, als auch als Bette, auf Reisen sogar als Wohnung, benützt und fast nie ablegt, zu betrachten ist. Um die Oeffnung, die den Hals umschließt, ist sie mit dicken Hundshaaren, am Rande der Ärmel mit Franzen und breiten Borten und fast überall mit kleinen Riemen und rothen Haarbüscheln besetzt. Die Beinkleider macht man von Rennthier-, Hirsch-, oder Seehundshaut, auch aus Bären- und Wolfsfellen, und trägt sie, das Rauche auswendig, bis an die Fersen und noch über die Winterschuhe hinabgehend, um selbst diese gegen einfallenden Schnee zu schützen. Im Sommer trägt man Schuhe von Seehundsfell, im Winter aber, auf der Jagd und Reise, nimmt man die getrockneten und sehr dauerhaften Häute einiger Fischarten dazu. Für die Jagd auf dem Eise hat man Schuhe von der Haut der Barentagen, die das Ausgleiten verhüten.

Will ein Kamtschadale heirathen, so geht er in das Haus des Schwiegervaters, sagt kein Wort, aber hilft überall im Hause, insbesondere der Braut, ist und schläft dort oft mehrere Jahre lang, bis er, nicht selten erst nach großen Schwierigkeiten, die Einwilligung des Brautvaters erlangt. Als Heiden nahmen die Igelmen mehrere Frauen, nie aber über drei; vertrugen sich diese so wohnten sie mit dem Mann in einer Hütte; wo nicht, so

hatte jede Frau ihre eigne Wohnung und der Mann leistete wechselseitig bald dieser, bald jener auf einige Monat Gesellschaft. Bei Verheirathungen kennt man übrigens keine besondern Feierlichkeiten, und eheliche Treue ist die geringste Tugend kamtschadalischer Eatten und Eattinnen, doch kann es als eine in Asien wohl ungewöhnliche Eigenschaft der kamtschadalischen Männer betrachtet werden, daß sie sich gegen das schöne Geschlecht gefällig, sogar zuweilen demüthig, beweisen, und im Grunde unter dem Regimente ihrer Frauen stehen. — Ein neugebornes Kind wird statt der Windeln in weiches Gras gewickelt und allen Bewohnern des Ostroschoks jubelnd gezeigt. Seinen Platz hat es hinten in der Kullanka der Mutter und wird von ihr beschwichtigt, indem sie sich vor- und rückwärts beugend oder wiegend ein Liedchen brummt. Ein Stück in Weiden- oder Birkenrinde eingewickelten Fischrogens ist sein Zulp und seine Hauptnahrung bis ins dritte und vierte Lebensjahr die Brust der Mutter. Die Liebe der Aeltern zu ihren Kindern, besonders den Söhnen, ist eben so groß als die rohe unnatürliche Verachtung der Letztern gegen den Vater, zumal wenn dieser alt und schwach zu werden anfängt. Die Kinder schimpfen die Aeltern, bitten nie um etwas, sondern nehmen, was ihnen ansteht, und die Aeltern denken an keine ernstliche Züchtigung.

Die Körper der Verstorbenen überläßt man den Hunden, Wölfen oder Eisbären. Auch von der Elte mancher rohen nordamerikanischen Völkerschaften, entkräfteten Greisen gewaltsam das Leben zu nehmen, fanden sich, früher wenigstens, oft viele Beispiele unter den Kamtschadalen. Kranke baten, daß man sie den Hunden vorwerfen möchte, um ihrer Qual ein Ende zu machen, und man willfahrte ihnen unbedenklich. Noch 1737 trieb ein Vater seinen Sohn an, ihn an der Walagane aufzuhängen, und schalt, da der Riemen zum erstenmal riß, den Ungeschickten, der hierauf durch einen doppelten Riemen seinen Fehler verbesserte. Der häufig vorkommende Selbstmord hat unter ihnen durchaus nichts Entehrendes.

Ihre Sprache hat keine Ähnlichkeit mit irgend einer andern sibirischen, wohl aber wird sie vor den Aleuten und Kurilen verstanden. Sie zählen an den Fingern bis zehn, und dann von zehn zu zehn weiter. Wollen sie eine große Menge ausdrücken, so greifen sie an die Haare. Das Jahr theilen sie nach dem Laufe des Mondes ein.

Zu den Belustigungen der Igelmen gehören nächst den Schmausereien auch Tänze, in denen sie die Sitten und Gebräuche der Russen, die Eigenheiten mehrerer Thiere u. s. w. mit großer Kunst nachahmen. Als Nationaltanz ist der Barentanz berühmt, welcher von geübten Tänzern und Tänzerinnen so eifrig aufgeführt wird, daß sie zuletzt beinahe ohnmächtig liegen bleiben. Der Bär mit seinem Gange und seinen Eigenheiten, die Jagd auf denselben und sein Benehmen dabei, alles wird aufs Natürlichste dargestellt. Sie haben auch eine Art Harlekins, die am gewöhnlichsten Hunde vorstellen, sich nackt ausziehen, vor den Schlitten spannen, sich tüchtig ausprügeln lassen, und wie die Hunde fressen und bellen. — Außer einer Pfeife haben sie keine musikalischen Instrumente; die Musik zu ihren Tänzen ist der Gesang, und sie selbst sind die Dichter und Tonkünstler.

Vorzüglichen Fleiß wenden die Kamtschadalen auf die Hundezucht, und da jeder wenigstens 6 Hunde, die mit unsern sogenannten Spizen und den europäischen Schäferhunden am meisten übereinkommen, besitzt, so finden sich in einem Dorfe von 15 bis 20 Einwohnern wenigstens an 120 bis 140 Hunde. Im 5. oder 6. Monat müssen sich alle zum Anspannen bestimmten Hunde der Castration unterzügen, zwischen dem zweiten und dritten Jahre dem Englistren oder dem Abschneiden des Schwanzes, der, im natürlichen Zustande sehr lang und stark behaart, sie im schnellen Laufen verhindern würde, unterwerfen. Jeder Hund bekommt, wann er noch jung ist, einen Namen, der gewöhnlich von der Farbe oder einer besondern Eigenschaft desselben genommen wird, und dieß ist um so notwendiger, da man den ganzen Hundezug nicht mit Leitriemen und Peitsche, sondern bloß mit Worten regiert. In ganz Kamts

Schakla sind regelmäßige Poststationen, auf denen man im Winter eben so von Hunden weiter befördert wird, wie in Europa von Pferden. Jeder Reisende erhält für sich und seine Equipage einen Schlitten mit 6 Hunden bespannt, und einen Kamtschadal, der auf einem andern ebenfalls mit 6 Hunden bespannten Schlitten den Rest der Equipage fährt und die Schlitten und Hunde wieder nach der Station zurückführt. Mit den gewöhnlichen Posthunden legt man in einer Stunde wohl $1\frac{1}{2}$ bis $1\frac{1}{2}$ und mit den besten Rennhunden wohl 2 bis 2 $\frac{1}{2}$ Meile zurück. Die Hunde laufen gewöhnlich einen Trab und haben einen überaus gleichförmigen Gang. Die Leithunde werden jederzeit den Zughunden vorgespannt, und gehorchen, wenn sie gut sind, genau dem Commando ihres Führers, der ihnen auf kamtschadalisch rechts oder links, schnell oder langsam zuruft. Einen Schlitten von 650 Pfund können 6 Hunde, bei gutem Wege, mit Leichtigkeit fortziehen. Der Werth eines Hundes in Kamtschatka ist eben so verschieden, als der eines Pferdes in Europa. Ein gewöhnlicher Zughund wird mit 30 bis 40 Rthlr., ein sehr guter Renn- und Leithund auch wohl mit 100 bis 150 Reichsthalern bezahlt. Von dem Tollwerden der Hunde hat man hier kein Beispiel. Im Sommer laufen die Hunde frei herum und gehen, wohin es ihnen gefällt; im Winter aber kehren sie vom Hunger getrieben zu ihren Herren zurück. Die den Hunden gewöhnliche Eigenschaft der Wachsamkeit fehlt den kamtschadalischen beinahe ganz. —

Die Schlitten werden auf eine einfache und sehr ersfinderische Art aus Birkenholz und Riemen, ohne irgend einen Nagel, bald stärker, bald höher, bald schwächer und niedriger verfertigt, je nachdem sie zum Verföhren von Waaren, oder blos zum Gebrauch auf der Jagd oder für Reisende bestimmt sind. Alle Schlitten haben eine und dieselbe Spur und sind, obschon sie selten mehr als 20 bis 22 Pfund wiegen, doch so fest, daß sie mit großer Gewalt gegen einen Baum rennen können, ohne zu zerbrechen. Die Schlittenläufe stehen

am vordern Theil des Schlittens etwa um einen halben Zoll weiter von einander als die hintern, wodurch der Schlitten viel leichter über die Bahn gleitet. Der eigentliche Sitz ruht auf vier Beinen, von denen die vordersten um einen halben Zoll höher sein müssen, als die hintersten. Der Sitz darf ferner nicht zu hoch sein, weil der Schlitten sonst leicht umfällt. Obgleich die meisten nur für eine Person bestimmt sind, so können im Nothfall doch auch zwei Personen darauf fortkommen. Der Führer sitzt immer von der Seite und muß zu jeder Zeit bereit sein, den Schlitten aufrecht zu erhalten, abzuspringen, nebenher zu laufen und wieder anzusetzen; überhaupt besteht in der Art zu balanciren und den Schlitten in jedem Augenblick in seiner Gewalt und im Gleichgewicht zu erhalten, die Geschicklichkeit des Führers. — Das nothwendigste Werkzeug bei einer Schlittenfahrt ist der Ostok, ein knieförmig, in einen stumpfen Winkel gebogener starker Stock, der am untern Ende mit einer eisernen Spitze und am obern mit zierlich geflochtenen Riemen und mit Schellen oder rasseln den Hunden versehen ist. Dieser Stok vertritt die Stelle der Leitriemen und Peitsche; will man die Hunde zum Laufen antreiben, so rassel man damit, will man langsam fahren oder still halten, so stößt man mit der nöthigen Stärke diesen Ostok vor den vordern Schlittenfüßen in den Schnee und hält auf diese Weise die Hunde in ihrem Lauf, aber auch, wenn man steil bergab fährt, den Schlitten selbst zurück. So schnell aber auch die Reisen mit Hunden von Statten gehen, so haben sie doch ihre großen Unbequemlichkeiten; denn jeder muß sein eigener Fuhrmann sein und in dichten Waldungen, besonders bergab, lassen sich die Hunde kaum halten; daher auch die geschicktesten Schlittenfahrer zuweilen gegen einen Baum rennen und mit blutigen Köpfen oder andern Verletzungen, auch wohl zu Fuß, nach Hause kommen. Ueberhaupt hängt eine schnelle und glückliche Fahrt so sehr von der Witterung ab, die man daher auch stets ängstlich beachtet, daß man sätzlich eine solche Landreise mit einer Secreife v. r. leihen könnte.

Der Kamtschadale setzt sich nie auf den Schlitten, ohne ein Paar Schneeschuhe (s. oben bei den Samojeden (Taf. LX.) mitzunehmen, die für ihn von der größten Wichtigkeit sind. Er geht mit diesen in die mit tiefem Schnee bedeckten Wäldungen und Gebirge, um die Spuren der Zobel zu verfolgen, und bahnt damit bei frisch gefallenem tiefem Schnee, durch welchen sich die Hunde kaum mit der größten Schwierigkeit durcharbeiten können, den Weg, indem er dem Schlitten vorausgeht und den Schnee zusammentritt; auch sind die Schneeschuhe besonders notwendig, um die Schlittenbahn in gutem Stande zu halten, denn wenn man ohne dieselben vom Schlitten absteigen wollte, so würde man bisweilen bis über die Knie oder bis an den Leib in den selben fallen und große Vertiefungen und Löcher verursachen, welche den folgenden Schlitten die Fahrt sehr erschweren müßten. Die Schneeschuhe bestehen aus langen und dünnen Bretchen, die am vordern und hintern Ende von beiden Seiten zugespitzt, beim erstern in die Höhe umgebogen und in der Mitte mit einer kleinen Wölbung versehen sind, wodurch sie sehr elastisch werden. Zur Erleichterung des Gehens, besonders um damit bergauf zu steigen, ist es notwendig, die dem Schnee zugesehrte Seite mit Seehunds- oder Seebärenfellen so zu überziehen, daß der Strich der Haare von vorn nach hinten zu läuft, wodurch wegen der glatten Fläche das Vorwärtsschreiten erleichtert, das Zurückgleiten auf dem Schnee aber, wegen der stärkern Reibung der Haare, erschwert wird. In der vordern Hälfte des Bretchens sind Riemen befestigt, vermittlest welcher die Schneeschuhe leicht an den Fuß gebunden werden. Diese Riemen werden darum in der vordern Hälfte angebracht, weil sich die hintere alsdann von selbst zurückneigt, wodurch das Gehen ungemein erleichtert wird, weil nun der vordere Theil beim Fortschreiten von selbst in die Höhe geht. Es giebt Personen, welche mit außerordentlicher Behendigkeit mit solchen Schneeschuhen, deren mittlere Größe etwa $4\frac{1}{2}$ Fuß Länge und 7 Zoll Breite beträgt, bergauf und bergab steigen können; so gut geübte Schneeschuhläufer können mit

einem Schritt die Entfernung von 5 gewöhnlichen Schritten oder von 15 Fuß messen, so daß das Laufen der Schneeschuhe mit dem der Schlittschuhe einigermaßen überein kommt.

Bewohner der Kurilen. (s. Taf. LXVII.)

Die Kurilen, im 18. Jahrhunderte nach und nach von den Russen entdeckt, erstrecken sich, in geringer Entfernung von einander, von Kamtschatka bis an Japan und die chinesische Küste. Es sind ihrer 26 an der Zahl, welche zusammen einen Flächenraum von 146 □ Meilen einnehmen; aber nur 19 von Kamtschatka bis zur Straße der Boussole liegend gehören zu Rußland, die übrigen sind japanisch. — Die Bewohner der Kurilen, welche ebenfalls Kurilen genannt werden und deren Zahl sich wahrscheinlich nicht über 1000 Seelen beläuft, sind Heiden, und einige derselben kommen an Sprache, Gestalt und Sitten den Japanern nahe, andere hingegen, nur daß sie mehr Muth und Geselligkeit im Umgange zeigen, den Kamtschadalen, von denen viele bei der Eroberung Kamtschatkas durch die Russen sich nach den kurilischen Inseln flüchteten. Hunde von derselben Art wie die kamtschadalischen, nur viel kleiner, werden hier eben so, wie auf jener Halbinsel, als Zugthiere gebraucht und im Winter vor die Schlitten gespannt. Junge Bären, die man füttert, groß zieht, schlachtet und dann als Leckerbissen genießt, werden fast in jeder Hütte angetroffen. — Die *Ainos* (*Aino* oder *Ainu* bedeutet in den Sprachen aller Nationen, die zum kurilischen Stamm gehören, Mensch, und ist der Name, den sie sich selbst geben, welche auf den südlichen Inseln der Kurilenkette leben und wahrscheinlich die Ureinwohner des ganzen Archipels sind, haben in ihrer Körperbildung (s. Taf. LXVII.) zwar in ihrem Aeußern etwas Abschreckendes ziemlich große Augen, etwas erhabene Backenknochen, eine hervorragende Stirn, tiefliegende oben etwas eingetrübte und breite Nase, den ardens Theil der Wangen und des Kinns mit starkem, langem, schwarzem Bart bewachsen; aber dabei rühmt man ihre Herzengüte, Ehrlichkeit, Freundschaft, Höflichkeit und Gastfreundschaft; auch

sollen sie überhaupt in ihrem Benehmen etwas Edles haben, das man an andern rohen Völkern vermist. Besonders hebt Krusenstern, in seiner Reise um die Welt, ihre Ehrfurcht vor dem Alter und ihre Verwandtenliebe heraus, und erklärt überhaupt die Ainos für das Beste aller ihm bekannten Völker. Die Weiber der Ainos sind bedeutend kleiner als die Männer, haben schwarzes, starkes, um den Kopf hängendes Haar und dunkle, bläulich gefärbte Lippen. — Das Bild erlegen die Ainos mit Bogen und vergifteten Pfeilen. Das Gift, welches in einem eingedickten Pflanzensaft besteht — wahrscheinlich von einem *Aconitum*, das hier häufig wächst — ist so heftig, daß das Blut des verletzten Thieres nach wenig Minuten ausgespuckt ist und aus Mund, Nasen und Ohren fließt.

Die Hauptnahrungsmittel der Kurilenbewohner sind Fische, zum Theil auch Wildpret, Vögel, Beeren, Kräuter und Wurzeln. — Die Wohnungen sind den Kamtschadalschen ähnlich, aber viel reiner gehalten und Wände und Flur mit Matten bedeckt. Die Kurilen, so wie die Aleuten, werden zwar zur Seeverwaltung von Kamtschatka gerechnet; aber es giebt hier so wenig als dort Regierungsbeamte, sondern beide Gruppen sind größtentheils in den Händen der russisch-amerikanischen Compagnie, welche durch ihre Leute die Jagd der Pelzthiere und den Pelzhandel betreiben läßt.

Bewohner der Aleuten und Fuchsin-
(s. Taf. LXVII und LXVIII.)

Die Bewohner der Aleuten und Fuchsin-
feln, deren Gesamtzahl etwa 6000 Seelen betragen kann, machen offenbar eine Mittelrace zwischen der mongolischen und amerikanischen aus; sie sind von mittlerer Größe und haben zum Theil gute, gefällige Gesichtsbildung und stark ausgewirkte, vielen Charakter andeutende Züge. Die Farbe der Haut ist dunkel-schmutz-
zigbraun, wozu eine unreinliche Lebensart vieles beitragen mag. Sie sind größtentheils gut genährt und haben ein volles, rundes Gesicht, breite Backenknochen, breite, flache und gedrückte

Nasen, straffes, dickes, schwarzes Haar, schwarze Augen und Augenbraunen. Die Männer sind mit wenigem und dünnem Bart versehen, weil sie denselben, sobald er sich zeigt, größtentheils mit der Wurzel ausreißten, dagegen tatuiren sich die Weiber eine Art von Schnurrbart um das Kinn, so daß es in einiger Entfernung völlig das Ansehen hat, als hätten sie einen blauen Bart (s. Taf. LXVIII.).

Der Charakter dieser Menschen ist im allgemeinen gutmüthig und gefällig, unterwürfig und folgsam; zum Zorn gereizt, sind sie rasch und unbefonnen, auch wohl grausam, und dann gegen alle Gefahren, selbst die des Todes, gleichgültig. — Ihre Religion besteht, wie die aller rohen Völker, in Aberglauben und Hexerei; denn sind auch viele unter ihnen getauft, so kennen sie von dem Christenthume doch weiter nichts als das Zeichen des Kreuzes. Man hat weder Geistliche noch ein Bethaus.

Als Nahrung dienen alle Thiere, selbst wenn sie schon halb verweset sind. Für den Winter sammelt man getrocknete Fische ein und legt sich einen Vorrath von Beeren, deren es hier mancherlei Art, z. B. Himbeeren (*Rubus idaeus*), Preiselbeeren (*vaccinium vitis idaeae*), Schwarzbeeren (*vaccinium myrtillus*), Schlingbeeren (*viburnum Opulus*) giebt, und Wurzeln an. Die meisten Lebensmittel werden roh verzehrt, und nur zuweilen Fische, wegen des Mangels an Holz. Nur auf einigen wenigen Inseln findet man Bäume, die aber klein bleiben — über Lampen gekocht, welche in ausgehöhlten Steinen mit Thran bestehen, wobei ein wenig darrtes Gras die Stelle der Dochte vertritt. Wilde Gänse und Enten stellen sich auf ihren Zügen im Herbst und im Frühling in so großer Menge ein, daß man sich reichlich damit versehen und solche als Winterprovision salzen und räuchern kann. Das Salz kochen sie in kleinen Quantitäten aus Seewasser, indem sie sich statt des Holzes der mit Thran getränkten Knochen von Seehunden und Wallfischen bedienen. In den letzten Jahren haben die Russen agnesanen Kartoffeln anzupflanzen, welche sehr gut gedeihen und als Leckerbissen verzehrt werden; auch mit der Schweinezucht hat

man einen Versuch gemacht, und solche, aus Mangel an anderer Nahrung, mit Fischen genährt, wodurch aber das Fett derselben ganz dünn und thranig wird, und das Fleisch einen ekelhaft-schlimmen Geschmack erhält. An den Schnupf, nicht aber an den Rauchtobak ist der Aelte so gewöhnt, daß er Tage lang die härtesten Arbeiten verrichtet, um nur einige Tabaksblätter als Belohnung zu erhalten, die er alsdann in einem Mörtel von Walbfischknochen mit Asche und etwas Wasser zu einem Pulver reibt und zu seinem Gebrauche zurecht macht. Brantwein ist hier schwer zu haben, daher findet man auch dessen Mißbrauch nur höchst selten.

Die Wohnungen bestehen in Jurten oder Gruben, die mit einem Dache von aufgeworfener Erde bedeckt sind, auf welcher, wenn die Hütte einige Jahre gestanden hat, hohes Gras wächst, so daß alsdann die Dörfer einem europäischen Kirchhofe mit hohen Grabhügeln ähnlich sehen. In diese Hütten steigt man von oben durch den Rauchfang. Das Tageslicht fällt durch kleine mit Seehundsblasen oder getrockneten Fischhäuten bedeckte Oeffnungen oder Fenster. Im Innern sind an den Wänden mehrere Abtheilungen, gewöhnlich von Seehundsfellen oder Strohmatte, angebracht, wodurch die Gränze und das Eigenthum verschiedener Familien, die in einer und derselben Hütte mit einander wohnen, bestimmt wird. (s. Taf. LXXVIII.)

Die Kleidung der Männer und Weiber auf den Aelte und Fuchsinfern ist wenig oder gar nicht von einander verschieden, und besteht gewöhnlich in einer Art von Fuhrmannskittel oder einem Hemde, das ringsum zu und ohne Schlig, mit einem weiten stehenden Kragen versehen ist, so daß der Kopf bequem durchgesteckt werden kann. Ihr Kleider verfertigen sie sich theils von Seehundsfellen, theils von den Häuten verschiedener Seevögel, besonders der sogenannten Seepapageien und Seeraben, die auf eigene Art bereitet und überaus künstlich zusammengenaht werden. Diese an sich einfachen Kleidungsstücke werden auf mancherlei Art, entweder durch bunte Glas-

korallen und mit den Schnäbeln der Seepapageien oder durch einzelne lange Streifen von Seehunds- oder Seecottersellen, manchmal auch durch buntgefärbte und künstlich gefärbte Streifen dünnen Leders, womit die Nähte des Kleides besetzt sind, gezieret. Man sieht auch häufig lange weiße Wockenhaare, die als Handelsartikel von Sibirien hierher gebracht werden, und rothe kleine Federchen von einem Specht in die Nähte eingeslochten. Man hat dergleichen Federkleidungen, an deren Vollendung eine Person wenigstens ein ganzes Jahr arbeiten muß, und die mit so vielem Kunstfleiß verfertigt sind, daß sich die geschickteste europäische Stickerin dieser Arbeit nicht zu schämen brauchte; sie werden Parka genannt und bald auf der einen, bald auf der andern Seite getragen; bei Regen nämlich werden die Federn nach außen gekehrt, bei kalter und trockner Witterung aber anstatt eines Pelzes nach innen gewandt. Beim Fischen bedienen sich die Männer einer Art lederner Beinkleider, die, von dem Schlunde junger Seehunde verfertigt, wasserdicht sind. Wenn und so lange die Männer am Lande sind, gehen sie in Stiefeln, deren Sohlen aus dem Fell und deren Schäfte aus dem Wagenschlunde der Seehunde bestehen; sie wissen den letztern so geschickt zuzubereiten, daß sie damit tagelang in Sümpfen und Wäldern gehen können, ohne einen nassen Fuß zu bekommen. Den Zwirn zum Nähen ersetzen sie durch Rennthier- und Walbfischsehnern. Ein solcher feiner, vierlich gedrehter Faden hat Aehnlichkeit mit unsern Darmsaiten, die, wenn sie dem Wasser ausgesetzt werden, aufquellen und dadurch die Naht undurchdringlich machen. Für eine Nation, die täglich auf der See ihrem Erwerbe und ihrer Nahrung nachgeht und in einem feuchten, regnerischen Himmelstriche wohnt, ist eine wasserdichte Kleidung wohl von der größten Wichtigkeit; höchst wahrscheinlich haben daher diese Infulaner der Noth, als der größten Erfinderin, ihre Regenkleider, Kamleika, zu verdanken. Es bestehen aber dieselben aus den blasenähnlichen, kaum drei Zoll breiten Gedärmen der Seehunde, die auf das Künstlichste mit Sehnensäden so fest zusammen-

genäht sind, daß kein Regen durch die Nähte dringt, obgleich Wochshaare, leine Federn und andere Zierathen in dieselben eingenäht werden. Am hintern Theile des Kragens ist eine Kapuze angebracht, die bei starkem Regen oder Sturm über den Kopf gezogen und unter dem Kinn fest gebunden wird; am vordern Theil der Ärmel in der Gegend des Handgelenkes, sind ebenfalls Schnüre zur Befestigung angebracht. Mit dieser Kleidung kann man sich tagelang der ungestörten Witterung aussetzen, ohne den Einfluß derselben zu empfinden. Der vornehmste und kostbarste Kopfschmuck besteht in einem hölzernen, nach hinten runden, nach vorn schirmartig über die Augen hervorragenden, und an dem hintern Theile kegelförmig zugespitzten Hut (s. Taf. LXVIII.), der jedoch auch noch in manchen andern Formen (s. Taf. LXVII.) getragen wird. Wenn man sich erinnert, daß alle Fuchsinselfn fast ganz von Bäumen entblößt sind und daß folglich die Einwohner die Hauptbalken und Unterstützungen zu ihren Häusern, das Gerippe zu ihren Canots, Waidarten und alle andere hölzerne Geräthschaften bloß aus dem durch Zufall von der See ihnen zugetriebenen Holze verfertigen, so sieht man hieraus, wie sehr selbst der rohe Mensch einen Hang zum Seltenen hat, und wie relativ der Begriff des Kostbaren ist. Der Aleute, der sich nur selten ein Stück gutes Holz von einigen Zollen im Durchmesser zu verschaffen im Stande ist, beschäftigt sich Wochen lang, dasselbe zu einem Brete umzuschaffen und dieses so zu bearbeiten, daß es sich, wenn es einige Zeit im Wasser gelegen hat, bequem und gleichförmig biegen läßt. Hierauf sucht er allmählig die beiden hintern Endspitzen des Bretchens, dem er vorher die Gestalt eines in der Quere durchschnittenen Ovals gegeben hat, mit einander zu vereinigen und mit Sehnenspäden zusammen zu nähen, wodurch eine pyramidenförmige, hölzerne Mütze entsteht. Ist diese gut ausgefallen, so bemahlt er sie mit farbiger Erde, die er aus der Nachbarschaft der weitentfernten Erater der Vulkane herbeiholt und flect sie mit von Wallroßhäuten geschnittenen Figuren, ferner mit Glaskorallen oder Bernstein-

perlen, die ihm die Russen zuführen und mit Bartborsten der Seelöwen, die gewissermaßen den Federschmuck der Euphrater ersetzen. Die Aleuten legen auf die Menge dieser Bartborsten, die gleichsam die Trophäen eines guten Jägers ausmachen, einen sehr hohen Werth, indem jeder Seelöwe deren nur vier hat. Hüte mit etwa 37 solcher Borsten geschmückt, sind auf Unalaska wenigstens 80 Rthlr. werth. — Die Weiber gehen meist barfuß, haben an den Hand- und Fußgelenken und kurz über den Knöcheln einige Schnüre von Glaskorallen und sind große Freundinnen von Singertingen. Der starke Haarwuchs der Männer hängt meist wild und ohne alle Kunst um den Kopf, die Frauen aber kämmen ihre Haare von der vordern Hälfte des Scheitels nach der Stirn, schneiden sie quer über den Augen in gleicher Länge ab und binden sie hinten gewöhnlich in einen dicken Zopf. — Einige uns Europäern sehr sonderbar scheinende Gebräuche von Verschönerung des Körpers, die aber sehr nach und nach seltener werden, bestehen darin, daß sich viele Insulaner die untere Lippe, einige Linien unter der Mundöffnung und parallel mit derselben, ein bis anderthalb Zoll lang aufschlizzen und in dieser Oeffnung verschiedene Zierathen von Glaskorallen anbringen, und daß sie auch den Nasentknorpel durchbohren und kleine Holzstäbchen und andere Zierathen von der Länge und Dicke einer Federspule, quer durch denselben stecken. Bei feierlichen Gelegenheiten und Tänzen hängen noch lange Schnuren von Glaskorallen an diesen Stäbchen über den Mund herab, die alsdann beim Essen sehr hinderlich sind. Unsere europäischen Damen pflegen nur das Ohrläppchen zu schmücken, die aleutischen aber durchstechen das ganze Ohr rings herum und fassen dasselbe mit Glasperlen, Schmelz und anderem Schmuck ein. Die Ohrläppchen behängen sie mit langen Schnüren von Glaskorallen und andern verglichenen Zierathen, die bisweilen über die Schultern und Brust herabhängen, und um den Hals tragen sie öfters eine Leberbinde, auf welche Reihen von bunten Glasperlen festgenäht sind. — Die Tätuirung war in vorigen Zeiten, be-

sonders unter dem weiblichen Geschlechte sehr üblich. Sie punktirten sich das Kinn, den Hals und die Arme, und rieben dann den mit Urin angemachten Kohlenstaub in die Punktirung ein. Jetzt sieht man dergleichen Verzierungen selten und meistens nur bei alten Weibern, indem die Russen den aleutischen Mädchen ihr Mißfallen gegen diesen Gebrauch zu verstehen gegeben, worauf diese auch gefällig genug waren, denselben zu unterlassen.

Hochzeitgebräuche sind nicht gewöhnlich, der Ehestand besteht in wechselseitiger Uebereinkunft des Mannes und Weibes. Die Anzahl der Frauen richtet sich nach dem Vermögen des Mannes, welcher gewöhnlich deren so viele hat, als er bequem ernähren kann. Verarmt er in der Folge, so schickt er die eine oder die andre wieder zu ihren Aeltern zurück, wo es ihr dann frei steht, sich einen andern Mann zu suchen. Zuweilen findet man auch wohl, daß ein und dieselbe Frau mit zwei Männern lebt, die sich nach willkürlichen Bedingungen in die gemeinschaftliche Geseßtin ihres Lebens theilen. Nicht selten geschieht es auch, daß Männer ihre Weiber vertauschen. Kinder werden sehr hart erzogen; wenn sie z. B. schreien, so steckt man sie ins Wasser. Einzelm schöne, junge Knaben, Schor an genannt, werden öfters ganz weiblich erzogen und in allen Verrichtungen der Mädchen unterrichtet; der Vater wird ihnen zu seiner Zeit sorgfältig ausgerauft und um den Mund werden sie wie die Weiber tauirt; sie tragen Verzierungen von Glaskorallen an Händen und Füßen, binden und schneiden ihre Haare nach weiblicher Art und ersetzen in jedem Sinne die Stelle der Mädchen.

Die Leichname der Verstorbenen, besonders der Männer, mit den Frauen machte man weniger Umstände, wurden ehemals unter besondern Ceremonien und in sitzender Stellung, mit Wurfspeer und Waffen in der Hand, in einem kleinen Kahne an Stangen schwebend, aufgehängt, oder in einer hölzernen Kiste beerdigt. Man gab ihnen zugleich die besten Wurfspeere, Kleider, Thran und andere Gewaaren mit ins Grab, und schlachtete an demselben sogar Sklaven und Sklavinnen, jetzt aber finden

keine besondern Gebräuche mehr bei dieser Gelegenheit statt.

Die Hauptbeschäftigung dieser, unter eigenen Obern, Sonjoas, stehenden und an die russische Regierung einen Tribut zahlenden, Insulaner, besteht in Jagd und Fischerei, und im allem, was damit in Verbindung steht, z. B. Verfertigung der Canots, Ruderchäufeln, Speere, Wurfspeile, Angeln u. s. w. Die Verfertigung von Fußwerk, hölzernen Hüten, hölzernen Schäffeln und Gefäßen mit geschnittenen Figuren und dergl. werden nur als Nebengeschäft betrachtet. — Die Baidarken oder Canots sind denen der Grönländer und Eskimos in der Hauptsache ähnlich, und bestehen aus einem hölzernen, leichten, mit Fischbein zusammengebundenen und mit Seehundsfell überspannten Gerippe. Sie sind schmal und lang, meistens nur für eine, selten für drei Personen, welche sich in die für sie bestimmten Sitzhöhlen setzen, eingerichtet. Es erfordert viel Uebung und Gewohnheit, sich eines solchen Canots zu bedienen; geübte Schiffer aber können sich sogar bei stürmischem Wetter mit demselben in offene See wagen. Kaum hat ein Knabe das 6. oder 8. Jahr erreicht, so gewöhnt er sich schon in diesen Fahrzeugen zu rudern, kleine Modelle von denselben zu verfertigen und auf dem Wasser Pfeile nach einem Ziele zu werfen. Außer diesen Baidarken hat man auch noch große, offene, für 15, 20 und mehr Menschen bestimmte Lederboote oder Baidara's, die ehemals dem ganzen Dorfe aehdten, jetzt aber im Besiz der Russen sind und zu gemeinschaftlichen Geschäften, z. B. zum Bogsiiren angeschwommener Baumstämme, bei Ankunft und Abreise der Schiffe oder zum Herbeiziehen eines erlegten Wallfisches, gebraucht werden. — Die Pfeile oder vielmehr die Wurfspeere, deren sich die Insulaner bedienen, um Wallfische, Seegottern, Seehunde, Seeezel u. s. w. zu erlegen, sind alle, je nachdem sie zu besondern Absichten gebraucht werden sollen, in Form und Größe von einander verschieden. Das Bemerkungswürdigste hierbei ist, daß die Pfeile nicht mit einem Dozen, sondern gewöhnlich vorerst mittelst eines kleinen Bretchens geschleudert werden und am

hintern Ende nicht mit Federn versehen sind. Dieses Wurfbret ist 18 Zoll lang und beinahe 2 Zoll breit, an dem untern Ende ist es, um fester gehalten werden zu können, mit einer Art von Handgriff und einer Oeffnung, durch welche der Zeigefinger gesteckt wird, versehen; an dem vordern Ende befindet sich eine kleine Rinne, die zum Auflegen, und eine kleine Endschärfe, die zum Widerhalt des Wurfspeies dient. Wenn man nun den Wurfspeiß auf das rückwärts und horizontal gehaltene Bretchen legt, und denselben mit dem Mittelfinger und Daumen einigermaßen in der zu bestimmenden Richtung hält, so wird er sofort weiter geschleudert, und zwar mit einer solchen Fertigkeit und einer so großen Gewalt, daß die Beute selten entgeht, und sogar Wallfische mit dieser Art von Wurfspeilen erlegt werden. — Die Pfeilspitzen, welche für Seecottren, Seehunde, Seelöwen und Vögel bestimmt sind, bestehen aus Knochen, diejenigen aber, mit denen Wallfische getödtet werden, aus Lavaglas oder Obsidian, auch Glaszeolith genannt, einem bald schwarzen, bald grauen oder braunen Fossil einiger Vulkane. Wenn der Aleute einen Wallfisch bemerkt, so verfolgt er denselben, und sucht ihn in dem Augenblick, wenn er, um zu athmen, seinen Riesenkopf aus dem Wasser erhebt, mit dem Wurfspeiß in der Nachbarschaft der vordern Flossen zu verwunden. Ist dieses auf eine nachdrückliche Art geschehen, so fängt der Wallfisch an fürchterlich zu toben, sich in der Nähe des Kampfplatzes herumzutummeln, schjumatten und nach und nach zu verbluten. Der Aleute kehrt nun alle Tage in dieselbe Gegend zurück, und giebt sich Mühe, den Wallfisch todt an der Oberfläche des Wassers, oder, wenn ein starker Wind nach dem Lande hin weht, irgendwo an der benachbarten Küste, geschweert, aufzufuchen, und dann in seinem Dorfe die Anzeige davon zu machen, damit dieses Riesengeschöpf mit gemeinschaftlicher Hülfe nach den Wohnungen gebracht und zerschnitten werde. Die Pfeilspitze, die man jedes Mal in der Wunde des getödteten Thieres findet, und die bei jedem Aleuten auf besondere Art, gleichsam

mit einem Wappen, gezeichnet ist, dient zugleich in einem zweifelhaften Falle zum sichern Beweise, welchem Schützen die Beute von Rechts wegen zukomme. Ehemals fanden nach Erlegung eines Wallfisches besondere Gesetze der Theilung statt, so daß das Oberhaupt des Wohnorts, der Trazon, der Schütze und jeder der übrigen Mitbürger seinen bestimmten Antheil erhielt; jetzt aber nimmt die Regierung, oder vielmehr die russisch-asiatische Handelscompagnie, sogleich die eine Hälfte für sich und überläßt die andere den Aleuten zu willkürlicher Theilung. Von den Wallfischen werden die Flossen, der Speiß, die Zunge, die Barden oder das sogenannte Fischbein, die Eingeweide, die Sehnen und einige Knochen gebraucht; das eigentliche Fleisch aber wird unbenutzt der Verwesung überlassen.

• Die Weiber und Mädchen dieser Inselaner müssen im Sommer die Fische aufschneiden, reinigen und zum Trocknen aufhängen. Beerren und Wurzeln zur Winterprovision einsammeln, die Felle zu den Baidarken zusammennähen, alle Arten von Kleidern verfertigen, Stiefeln und Schuhe machen, Fäden aus Kienholz- und Wallfischsehnern drehen u. s. w. Im Nähen, in der Stickerie und in der Flechtkunst üben sie eine bewundernswürdige Geschicklichkeit aus. Die Art der Naht ist bei allen Gegenständen verschieden. So werden z. B. die aus den Eingeweiden der Seehunde bestehenden Regenkleider mit einem ganz andern Stich genäht, als diejenigen aus Vogelhäuten, und diese anders als die aus Seehundsfellen und die Baidarken und Baidara wieder anders als die Stiefeln. Als Nebenbeschäftigung flechten sie von Stroh, zumal in den langen Winterabenden, feine Matten, kleine Körbchen und dergl., die mit so regelmäßigen und symmetrischen Figuren bezeichnet sind, daß man vermuthen könnte, sie seien von der geschicktesten europäischen Hand verfertigt; man kann daher diesen übrigens wenig kultivirten Menschen doch gewiß nicht den Sinn fürs Schöne abstreiten. Dem Stroh, dem Leder und einigen Gegenständen des Putzes suchen

sie auch mancherlei schöne und bunte Farben zu geben, und gebrauchen zur Erreichung dieser Absicht, und in Ermangelung besserer Farbmateriellen, den Urin, den sie durch mannigfaltige Mischung auf eine sehr vortheilhafte Weise auch zu vielen andern Zwecken, z. B. als Surrogat der Seife, zu benutzen wissen.

Feuer macht man auf den meisten dieser Inseln durch Aneinanderreiben zweier Hölzer an, oder man vermischt Oberhaare oder darres Moos mit Schwefel und läßt die Funken zweier an einander geschlagenen Steine darauf fallen.

Ende der ersten Abtheilung.







